Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

WIDENER LIBRARY
HX CNEU 0

Digitized by Google

PGerm
147
10

HARVARD COLLEGE
LIBRARY

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutschland

Monatsschrift für die gesamte Kultur

unter ständiger Mitarbeit von

Eduard von Hartmann, Theodor Lipps, Berthold Litzmann,
Otto Pfleiderer und Ferdinand Tönnies

herausgegeben von

Graf Paul von Hoensbroech

Band IV.

April 1904 — September 1904.

Berlin
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn.

Digitized by Google

PGerm 147.10

x

HARVARD COLLEGE
JAN 13 1922
LIBRARY

German dept. fund.

Alle Rechte vorbehalten.

MICROFILMED
AT HARVARD

Digitized by Google

Namen-Register.

Seite

Achelis, Prof. Dr. Th., Wege und Ziele der Völkerpsychologie . . 531
Aronstein, Dr. Philipp, die Parteien in Belgien 84
Behrens-Litzmann, A., „Hans Peter", Skizze 606 729
Bezold, Prof. Dr. Carl, Der gegenwärtige Stand der Assyriologie. 346
Biermann, Dr. Georg, Zur sittlichen und künstlerischen Würdigung Italiens 337
Brausewetter, Diakonus A. (Arthur Sewett), Björnstjerne Björnson und das religiöse Problem 584 751
Brosch, Moritz, Florentinisches aus ältester Zeit 263 450
Cochenhausen, Oberst von, Soldaten-Mißhandlungen 219
Dippe, Gustav, Musikberichte 122
Drews, Prof. Arthur, Goethe 37
Fränkl, Rechtsanwalt Viktor, Königsberg und Rechtsstaat 767
Fred, Alfred W., Impressionistische Malerei 635 770
Friedensburg, F., „Belsazar". Trauerspiel in einem Aufzug . . 456
Frost, Frau Laura, „Überwunden". Novelle 240 364
Frost, Frau Laura, Über die Erziehung zur Religion 554
Gagliardi, E., Friedrich der Große als Kunstmäcen und Gönner der Jesuiten 324
Göhler, Herzogl. Sächs. Hofkapellmeister Dr. Georg, Urheberrechtsgesetz und Konzert-Tantiemen 412
Goldstein, Privatdozent Dr. J., Euckens, „Wahrheitsgehalt der Religion" 25
Goette, Oberlehrer Rud., Die Beichte im dreizehnten Jahrhundert . 582
Hartmann, Dr. Eduard von, Das Lebensprinzip 144
Herdieckerhoff, Pfarrer, Eine römische Kontroverspredigt vor 119 Jahren 765
Herzberg, G., Ibsens Hedda Gabler. Studie zur Technik des modernen Dramas 154 283
Holzschuher, Hanns, Alfred Kubin, ein Künstlerphilosoph 58
Hoensbroech, Graf Paul von, Streiflichter . 129 254 391 528 664 795
Jakobson, Bettina, Julian der Abtrünnige 741
Kaisenberg, Moritz von, Die Aufzeichnungen des Leutnants von den Kaiserhusaren, Barons Gerdan, über seinen Aufenthalt in Japan. I. Bericht 784
Kalkschmidt, Eugen, Deutsche Kunstausstellungen 1904. II: Dresden 788
Kappstein, Dozent Th., Theaterberichte 124 251
Kietz, Dr. Georg M., Die Gräfin Cosel 165
Kirchbach, Wolfgang, Altes und Neues aus Paris 379
Klingebeil, Hermann, Neuland 644
Lipps, Prof. Dr. Theod., Zur Frage der konfessionellen Volksschule 671
Lissauer, Kommerzienrat Hugo, Die Ausdehnung der Alters- und Invalidenversicherung 226

Digitized by Google

Seite

Litzmann, Prof. Dr. Berth., Zur Jahrhundertfeier von Schillers „Wilhelm Tell“ 304
Lotz, Prof. Dr. W., Die nationale Bedeutung der Börse 1
Mahrenholtz, Dr. Rich., Jeanne d'Arc in Geschichte und Legende . 17
Mayer, Dr. Eduard von, Lebendes Mittelalter in Italien 476
Mehrmann, Dr. K., Diplomatische Offensive 99 205
Meinhardt, Adalbert, Aus Hamburgischen Familienbüchern . . . 183
Merkel, Dr. E., Das Gewitter 594
Merkel, Dr. E., Der Körper des lebenden und toten Menschen im Rechtssinne 746
Meyer, Oswald, „Hoch“. Gedicht 345
M.-K., Geistiges Leben im Kaukasus 719
Münz, Dr. Bernh., Heinrich Heine 44
Münz, Dr. Bernh., Rechte und Pflichten der Kritik 711
Nieten, Oberlehrer Dr. Otto, Die Entstehung der Gottes- und Weltanschauungen 508
Osborn, Dr. Max, Berliner Kunstausstellungen. Berichte . . 117 656
Osborn, Dr. Max, Heimatschutz 292
Pflugk-Harttung, Prof. Dr. Jul. v., Archivrat, Zur Wahlrechtsfrage 627
Popow, P. S., Am Vorabend der Reform in China. Deutsch von M. Beßmertny 318
Prévot, René. Die Kirchenreform in Frankreich 444
Pudor, Dr. Heinr., Nordische Reise. II: Petersburg 175
Pudor, Dr. Heinr., Nordische Reise. III: Moskau 278
Pudor, Dr. Heinr., Eine Durchquerung Islands 569 701
Rassow, Regierungsbaumeister W., Das Heidelberger Schloß 482 560
Rath, Willy, Literarische Umschau: Aus Frauenseelen 519
Rubinstein, Frau Dr. Susanna, Schiller und der deutsche Idealismus 135
Schubring, Prediger Wilh., Germanisierung des Christentums . . 399
Schwann, Dr. Mathieu, Katholische Geschichtschreibung. Teil II . 63
Sokal, E., Ein Prozeß als Wendepunkt in der Medizin 355
Stranz, Regierungsrat Kurd von, Die Wirksamkeit der Ansiedlungskommission 499
Sußmann-Ludwig, Anna, Epilog zum „Internationalen Frauentag“ in Berlin 595
Thoweft, Roderich, „Seine Majestät, Hurra!“ Skizze 543
Tolstoi, L. N., Bücher und Kritiken; Gedanken. Deutsch von M. Beßmertny 114
Troll-Borostyány, Irma von, Das Liebesproblem in der modernen Literatur 437
Vierzig Jahre. (Eine kleinrussische Legende mit einem Schlußkapitel von L. N. Tolstoi.) Deutsch von M. Beßmertny . . . 694
Wald, E. von, „Allerseelen“. Skizze 94
Welti, Dr. H., Hugo Wolf 490
Wölkerling, Wilh., Auf einer Lausitzer Bauernhochzeit 631
X. Y. Z., Zur Jesuiten- und Polenfrage 430
Zepler, Marg. N., Ruskin-Hall, die „Hochschule der Arbeit“ in Oxford 272
Zschorlich, Paul, Systematische Volksverdummung 359

Digitized by Google

Sach-Register.

Seite

Recht, Staatsrecht, Volkswirtschaft, Sozialwissenschaft, Frauenfrage, Rettungswesen, Verwaltung, Politik.

Die Parteien in Belgien von Dr. Philipp Aronstein 84
Soldaten-Mißhandlungen von Oberst von Cochenhausen 219
Königsberg und Rechtsstaat von Rechtsanwalt Viktor Fränkl . . 767
Urheberrechtsgesetz und Konzert-Tantiemen von Herzogl. Sächs. Hofkapellmeister Dr. Georg Göhler 412
„Streiflichter" von Graf P. von Hoensbroech 129 254 391 528 664 795
Zur Frage der konfessionellen Volksschule von Prof. Dr. Theod. Lipps 671
Die Ausdehnung der Alters- und Invalidenversicherung von Kommerzienrat Hugo Lissauer 226
Die nationale Bedeutung der Börse von Prof. Dr. W. Lotz . . . 1
Diplomatische Offensive von Dr. K. Mehrmann 99 205
Der Körper des lebenden und toten Menschen im Rechtssinne von Dr. E. Merkel 746
Zur Wahlrechtsfrage von Prof. Dr. Jul. von Pflugk-Harttung, Archivrat 627
Die Kirchenreform in Frankreich von René Prévot 444
Ein Prozeß als Wendepunkt in der Medizin von E. Sokal . . . 355
Die Wirksamkeit der Ansiedlungskommission von Regierungsrat Kurd von Strantz 499
Epilog zum „Internationalen Frauentag" in Berlin von Anna Sußmann-Ludwig 595
Zur Jesuiten- und Polenfrage von X. Y. Z. 430
Ruskin-Hall, die „Hochschule der Arbeit" in Oxford von Marg. N. Zepler 272

Literatur.

Björnstjerne Björnson und das religiöse Problem von Diakonus A. Brausewetter (Arthur Sewett) 584 751
Zwei Dichtergrößen als Denker. I: Goethe von Prof. Arthur Drews (S. 37), II: Heine von Dr. B. Münz (S. 44) 37
Ibsens Hedda Gabler. Studie zur Technik des modernen Dramas von G. Herzberg 154 283
Zur Jahrhundertfeier von Schillers „Wilhelm Tell" von Prof. Dr. Berth. Litzmann 304
Aus Hamburgischen Familienbüchern von Adalbert Meinhardt . 183
Rechte und Pflichten der Kritik von Dr. Bernh. Münz 711
Literarische Umschau: Aus Frauenseelen von Willy Rath 519
Julian der Abtrünnige von Bettina Jakobson 741

Digitized by Google

Seite
Schiller und der deutsche Idealismus von Frau Dr. Susanna Rubinstein 135
Bücher und Kritiken; Gedanken von L. N. Tolstoi. Deutsch von M. Beßmertny 114
Das Liebesproblem in der modernen Literatur von Irma von Troll-Borostyány 437
Systematische Volksverdummung von Paul Zschorlich 539

Geographie, Geschichte, Kulturgeschichte.

Wege und Ziele der Völkerpsychologie von Prof. Dr. Th. Achelis . 531
Die Parteien in Belgien von Dr. Philipp Aronstein 84
Der gegenwärtige Stand der Assyriologie von Prof. Dr. Carl Bezold 346
Zur sittlichen und künstlerischen Würdigung Italiens von Dr. Georg Biermann 337
Florentinisches aus ältester Zeit von Moritz Brosch 263 450
Friedrich der Große als Kunstmäcen und Gönner der Jesuiten von E. Gagliardi 324
Die Beichte im dreizehnten Jahrhundert von Oberlehrer Rud. Goette 582
Eine römische Kontroverspredigt vor 119 Jahren von Pfarrer Herdieckerhoff 765
„Streiflichter" von Graf P. von Hoensbroech 129 254 391 528 664 795
Julian der Abtrünnige von Bettina Jakobson 741
Die Gräfin Cosel von Dr. Georg M. Kietz 165
Altes und Neues aus Paris von Wolfgang Kirchbach 379
Jeanne d'Arc in Geschichte und Legende von Dr. Rich. Mahrenholtz 17
Lebendes Mittelalter in Italien von Dr. Eduard von Mayer . . 476
Aus Hamburgischen Familienbüchern von Adalbert Meinhardt . 183
Geistiges Leben im Kaukasus von M.-K. 719
Heimatschutz von Dr. Max Osborn 292
Am Vorabend der Reform in China von P. S. Popow. Deutsch von M. Beßmertny 318
Die Kirchenreform in Frankreich von René Prévot 444
Nordische Reise. II: Petersburg von Dr. Heinr. Pudor 175
Nordische Reise. III: Moskau von Dr. Heinr. Pudor 278
Eine Durchquerung Islands von Dr. Heinr. Pudor 569 701
Katholische Geschichtschreibung von Dr. Mathieu Schwann. Teil II 63
Systematische Volksverdummung von Paul Zschorlich 359

Kirche, Theologie, Religion, Ultramontanismus.

Björnstjerne Björnson und das religiöse Problem von Diakonus A. Brausewetter (Arthur Sewett) 584 751
Euckens „Wahrheitsgehalt der Religion" von Privatdozent Dr. J. Goldstein 25
Die Beichte im dreizehnten Jahrhundert von Oberlehrer Rud. Goette 582

Digitized by Google

Seite

Eine römische Kontroverspredigt vor 119 Jahren von Pfarrer Herdieckerhoff 765
„Streiflichter" von Graf P. von Hoensbroech 129 254 391 528 664 795
Zur Frage der konfessionellen Volksschule von Prof. Dr. Theod. Lipps 671
Jeanne d'Arc in Geschichte und Legende von Dr. Rich. Mahrenholtz 17
Die Entstehung der Gottes- und Weltanschauungen von Oberlehrer Dr. Otto Nieten 508
Die Kirchenreform in Frankreich von René Prévot 444
Germanisierung des Christentums von Prediger Wilh. Schubring 399
Katholische Geschichtschreibung von Dr. Mathieu Schwann. Teil II 63
Zur Jesuiten- und Polenfrage von X. Y. Z. 430

Philosophie, Erziehung, Unterricht.

Ueber die Erziehung zur Religion von Frau Laura Frost 554
Wege und Ziele der Völker-Psychologie von Prof. Dr. Th. Achelis 531
Euckens „Wahrheitsgehalt der Religion" von Privatdozent Dr. J. Goldstein 25
Das Lebensprinzip von Dr. Eduard von Hartmann 144
Alfred Kubin, ein Künstlerphilosoph von Hanns Holzschuher . . 58
Neuland von Hermann Klingebeil 644
Zur Frage der konfessionellen Volksschule von Prof. Dr. Theod. Lipps 671
Die Entstehung der Gottes- und Weltanschauungen von Oberlehrer Dr. Otto Nieten 508
Katholische Geschichtschreibung von Dr. Mathieu Schwann. Teil II 63

Heer.

Soldaten-Mißhandlung von Oberst von Cochenhausen 219

Kunst, Musik, Theater.

Zur sittlichen und künstlerischen Würdigung Italiens von Dr. Georg Biermann 337
Björnstjerne Björnson und das religiöse Problem von Diakonus A. Brausewetter (Arthur Sewett) 584 751
Musik; Berichte von Gustav Dippe 122
Impressionistische Malerei von Alfred W. Fred 635 770
Friedrich der Große als Kunstmäcen und Gönner der Jesuiten von E. Gagliardi 324
Urheberrechtsgesetz und Konzert-Tantiemen von Herzogl. Sächs. Hof-Kapellmeister Dr. Georg Göhler 412
Alfred Kubin, ein Künstlerphilosoph von Hanns Holzschuher . . 58
Deutsche Kunstausstellungen 1904. II: Dresden von Eugen Kalkschmidt 788
Theater-Berichte von Dozent Th. Kappstein 124 251

Digitized by Google

Seite

Rechte und Pflichten der Kritik von Dr. Bernh. Münz 711
Berliner Kunstausstellungen; Berichte von Dr. M. Osborn . 117 656
Heimatschutz von Dr. Max Osborn 292
Das Heidelberger Schloß von Reg.-Baumeister W. Rassow . 482 560
Hugo Wolf von Dr. H. Welti 490

Dichtungen, Erzählungen.

„Hans Peter". Skizze von A. Behrens-Litzmann 606 729
„Belsazar". Trauerspiel in einem Aufzug von F. Friedensburg . 456
„Ueberwunden". Novelle von Laura Frost 240 364
Die Aufzeichnungen des Leutnants von den Kaiserhusaren, Barons Gerdau, über seinen Aufenthalt in Japan, widergegeben von Moritz von Kaisenberg, I. Bericht 784
„Das Gewitter". von E. Merkel 594
„Hoch". Gedicht von Oswald Meyer 345
„Seine Majestät, hurrah!" Skizze von Roderich Thoweft . . . 543
Vierzig Jahre. (Eine kleinrussische Legende mit einem Schlußkapitel von L. N. Tolstoi) Deutsch von M. Beßmertny 694
„Allerseelen". Skizze von C. von Wald 94
Auf einer Lausitzer Bauernhochzeit von Wilh. Wölkerling . . . 631

Ständige Berichte.

Musik von Gustav Dippe 122
„Streiflichter" von Graf P. von Hoensbroech 129 254 391 528 664 795
Theater von Dozent Th. Kappstein 124 251
Berliner Kunstausstellungen von Dr. Max Osborn 117 656

Bücherbesprechungen.

Schwayer, Adolf, Bürgermeister Bojer. Eine Tragödie aus dem Weinlande in 4 Aufzügen (Laura Frost) 134
Stumpfe, Dr. E., Polenfrage und Ansiedlungskommission 260
Schlager, Hans, Die polnische Gefahr 260
Thode, H., Michelangelo und das Ende der Renaissance, Band II: Der Dichter und die Ideen der Renaissance (Mela Escherich) 395
Natorp, Paul, Platos Ideenlehre (A. Döring-Großlichterfelde) . . 396
Weitbrecht, Carl, Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. Band I. (Konrat Weymann) 669
Löwenberg, Dr. J., Vom goldnen Ueberfluß. Eine Auswahl aus neueren deutschen Dichtern (Konrat Weymann) 669
Sammlung „Neue Buchkunst", 5 Hefte (Konrat Weymann) 669
Meyer, Superintendent D., „In Gottes Welt". Ein Jahrgang Predigten (Dr. C. Fey) 802

Digitized by Google

Die nationale Bedeutung der Börse.

Von Professor Dr. W. Lotz.

Kann man überhaupt von „nationaler Bedeutung" der Börse sprechen? Gehören nicht vielmehr die Begriffe „international" und „Börse" eng zusammen? Diese Fragen sind durchaus begreiflich. In der Tat, wenn man die Geschichte des Börsenwesens studiert, so spielt im Anfang keineswegs das nationale Element eine wesentliche Rolle. Als im 16. Jahrhundert die ersten großen Fondsbörsen sich in Antwerpen und Lyon entwickelten, waren es die Ausländer: in Antwerpen z. B. die deutschen, italienischen, englischen, spanischen und portugiesischen Kaufleute, welche dem Geschäft sein Gepräge gaben.*) Die Börsen in Antwerpen und Lyon im 16. Jahrhundert waren — wie Ehrenberg zutreffend bemerkt — Weltbörsen, Stätten der Zusammenkünfte von Vertretern der verschiedensten, am damaligen Welthandel beteiligten Nationen. Doch die Herrlichkeit von Antwerpen sank schon im 16. Jahrhundert dahin. Die seitdem emporkommenden Börsen, von Hamburg, London, Amsterdam, Paris, Wien waren Versammlungsplätze im wesentlichen der Kaufleute einer einzigen Nation. Indes spielt bei diesen Börsen seit dem 17. Jahrhundert das kosmopolitische Element doch stets eine große Rolle. Am Börsenhandel in Amsterdam im 17. und 18. Jahrhundert scheinen eingewanderte portugiesische Juden sich lebhaft beteiligt zu haben.**) Noch im 19. Jahrhundert haben orientalische Kaufleute, insbesondere Griechen, auf die Technik des Londoner Getreidehandels wesent-

*) Rich. Ehrenberg, Das Zeitalter der Fugger, Bd. II, 1896, Jena, S. 108 nennt für Lyon die Florentiner und oberdeutschen, für Antwerpen die oberdeutschen, spanischen, portugiesischen, englischen, genuesischen, in zweiter Linie auch niederdeutsche Kaufleute als am Börsenleben beteiligt.

**) Vgl. R. Ehrenberg, a. a. O. Bd. II, S. 336. Jedoch hält es Ehrenberg nicht für erwiesen, daß die portugiesischen Juden den Aktienhandel in Amsterdam „erfunden" hätten. Vgl. S. 333.

Digitized by Google

lichen Einfluß genommen.*) Wenn wir uns die Besucher der heute wichtigsten Börsen auf ihre Abstammung ansehen, so macht überall die Zahl der Fremden, der eingewanderten Kaufleute, einen sehr hohen Prozentsatz aus; die Zusammensetzung der Börsenbesucher ist in dieser Hinsicht gewiß weit mehr international, als die der Industriellen oder gar der Landwirte. Und die Verflechtung in Geldgeschäfte von Land zu Land und in Umsätze des auswärtigen Warenhandels bringt sogar die Notwendigkeit mit sich, daß lebhafte internationale Beziehungen zwischen den Besuchern der deutschen Börsen und jener des Auslandes bestehen. Auch die modernen Börsen haben also nach der Zusammensetzung ihrer Besucher und entsprechend dem Zweck, den sie erfüllen sollen, gewiß starke internationale Beziehungen.

Trotzdem ist es berechtigt und gegenüber landläufigen Vorurteilen sogar dringend notwendig, in Deutschland heute zu betonen, daß für die nationale Entwickelung die Leistungsfähigkeit unserer Börsen eine Frage von größter vaterländischer Bedeutung ist, mit andern Worten, daß die nationalen Interessen Deutschlands mit dem Gedeihen und der gesunden Entwickelung unseres Börsenwesens weit enger verknüpft sind, als es diejenigen ahnen, welche die Technik des kaufmännischen Großhandels und des Bankgeschäftes nicht übersehen; trotz dieser mangelnden Übersicht aber nicht immer so bescheiden sind, auf gesetzgeberisches Einwirken zu verzichten.

Es steht mit der nationalen Bedeutung der Börsen ähnlich, wie mit der Bedeutung der Post, der Eisenbahn und der Wasserstraßen. Die genannten Verkehrsmittel dienen alle nicht bloß den Umsätzen innerhalb der deutschen Volkswirtschaft, sondern ebenso den Beziehungen des Weltverkehrs. Mag es auch manchen ärgern, daß auf der Elbe neben deutschen Kohlen auch österreichische Kohlen befördert werden und daß auf dem Rhein ausländisches Getreide hereinkommt und daß unsere Eisenbahnen auch ausländische Waren heranbringen; daß trotzdem diese Verkehrsanstalten von der größten nationalen Bedeutung für die deutsche Volkswirtschaft sind, dies prinzipiell zu leugnen, würden sich selbst Leute hüten, die auf anderem Gebiete ungeniert einen hohen Grad von Rückständigkeit zur Schau tragen.

In der Tat sind nun die Vorgänge des Börsenlebens kom-

*) Vgl. C. J. Fuchs, Der englische Getreidehandel in Conrads Jahrb. f. Nat. u. Statist., N. F., Bd. 20 (1890), S. 45.

Digitized by Google

plizierter und die Zusammenhänge desselben mit der nationalen Volkswirtschaft noch vielgestaltiger, als es bei den Verkehrsanstalten der Fall ist. Daher erklärt es sich, daß schon über die Funktion der Börse für die nationale Volkswirtschaft Unklarheit selbst bei denjenigen begegnet, die die Notwendigkeit einer gedeihlichen Börsenentwickelung für die nationale Volkswirtschaft prinzipiell anerkennen. Im Berichte der deutschen Börsen-Enquetekommission, und ebenso in der Diskussion über das deutsche Börsengesetz von 1896, begegnet vielfach die Auffassung, daß die nationale Bedeutung der Börsen im wesentlichen in der korrekten Preisfestsetzung für die gehandelten Güter bestehe. Gewiß ist hier ein wichtiger Punkt beachtet, aber die Bedeutung der Börsen für die Volkswirtschaft wird hierbei nicht erschöpfend gewürdigt. Um zur Klarheit zu gelangen, ist es wichtig, mehrere Gruppen des Börsenhandels zu unterscheiden. Die Börsen sind zunächst Märkte des Wertpapier- und Geldsortenhandels, sie können außerdem Märkte in gewissen, vertretbaren Waren des Welthandels sein und zwar einerseits Märkte für Ausfuhrprodukte, andererseits Märkte für Einfuhrartikel. Keineswegs alle Waren, die Gegenstand des Welthandels sind, kommen für den Börsenhandel in Betracht. Eigentliche Objekte für Börsengeschäfte sind nur vertretbare Waren, die nach Muster oder auch nach Typen gehandelt werden, und in freier Konkurrenz angeboten und begehrt werden. Wo der Markt rechtlich monopolisiert wird, wie beim Salz in Ländern des Salzmonopols, oder wo Kartelle und Trusts tatsächlich die freie Konkurrenz ausschließen, wie bei verschiedenen Gattungen des deutschen Eisens und Stahls, beim Petroleum, neuerdings beim Spiritus, da wird das Angebot entsprechend der Nachfrage, und damit auch die Preisfestsetzung, planmäßig reguliert und ein wesentliches Element des Börsenhandels ausgeschaltet: das tägliche Schwanken der Preise. Das Schwanken der Preise gehört zu den Lebensvoraussetzungen des börsenmäßigen Handels. Die Preisschwankungen ermöglichen die Handelsspekulation, welche auf Ausnützung des Gewinnes aus Wertänderungen gerichtet ist. Eine gesunde Börse darf nie bloß aus Spekulanten bestehen, aber sie kann die Spekulation nicht entbehren. Es müssen sich die Aufträge der Produzenten und der Verarbeitungsgewerbe und Detaillisten mit der Spekulation an der Warenbörse treffen, ebenso an der Effektenbörse die Aufträge der Spekulanten und des Anlage suchenden Publikums. Erst dann entstehen jene Märkte, bei welchen zwei charakteristische

Digitized by Google

Erscheinungen des Börsenwesens auftreten: die Möglichkeit, jederzeit ohne allzu große Preiserschütterung die gewaltigsten Mengen von Waren und Effekten zu verkaufen und einzukaufen, und die Möglichkeit, welche der Terminhandel am elegantesten gewährt: Abschlüsse zu machen, welche eine Versicherung gegen künftige Preisschwankungen und damit eine zuverlässige Kalkulation bei Umsätzen gestatten, die in die Zukunft reichen. Die Möglichkeit des großen Marktes hängt also ab: 1. vom effektiven Begehr des Warenhandels und der Verarbeitungsgewerbe, sowie des Kapitalistenpublikums; 2. von dem Vorhandensein einer unternehmungslustigen, mit Vermögen und Kredit ausgerüsteten und daher in hohem Maße aufnahmebereiten Spekulation. Bringt man das wesentliche der Erscheinung in die kürzeste Formel, so kann man sagen: es gibt eine Marktorganisation mit einheitlichem und wenig von Tag zu Tag schwankendem Inlandspreis und Ausschluß der Handelsspekulation: feste Preise setzen aber dann begrenztes Angebot voraus. (Syndikatssystem) Der entgegengesetzte börsenmäßige Typus des Marktes ist charakterisiert durch die Möglichkeit, die größten Mengen zu verkaufen und zu kaufen, aber bei schwankendem Preise, und nicht ohne die Nebenerscheinung der Spekulation: Feste Preise nur bei beschränkterem Angebot und beschränktem Markt, unbeschränkt aufnahmefähige Märkte nur bei schwankenden Preisen und technisch hochentwickelter Kreditspekulation. Wer leistungsfähige Börsen haben will und zugleich die Kreditspekulation, insbesondere in der vollkommensten Form des Terminhandels, unterdrücken will, verlangt Unvereinbares. Andererseits zeigt die Erfahrung, daß der größte Markt auf die effektiven Umsätze auch des internationalen Verkehrs mit magnetischer Anziehungskraft wirkt. Wo immer in einem Ausfuhr- oder Einfuhrland eines Welthandelsartikels sich der größte Markt entwickelt, da werden zwei Vorteile erreicht: 1. der Zwischenhandel zieht sich dahin, wo der größte Markt ist. Diejenigen Seeplätze, welche am leistungsfähigsten den Börsenverkehr in Kaffee, Zucker usw. entwickeln, nehmen auch den größten Aufschwung als Zwischenhandelsplätze. Der Zwischenhandel nützt der Schiffahrt. Für die Entwickelung der Handelsflotte ist ein entwickelter Börsenverkehr somit eine Lebensfrage. 2. Am größten Markt bildet sich zuerst die Meinung der Händler über die Preisbildung. Hier ist das Nachrichtenzentrum. Der größte Markt gewinnt eine Herrscherstellung in der Preisbildung. Diese Bedeutung des Börsenwesens für die nationale Volkswirtschaft

Digitized by Google

des in Betracht kommenden Staates zu studieren, bietet Deutschland in mehrerlei Hinsicht Gelegenheit.

Der größte Markt für Zucker war, vor dem deutschen Börsengesetz, der deutsche. In Magdeburg und Hamburg war bis 1896 die Möglichkeit gegeben, die größten Mengen Zucker zu kaufen und zu verkaufen, ohne daß allzu heftige Preiserschütterungen drohten. Auch auswärtige Spekulanten verwendeten ihre müßigen Mittel, um von den Preisschwankungen, z. B. in Magdeburg, Gewinn zu ziehen. Auswärtige Zuckerhändler wiederum, die nicht spekulieren wollten, benutzten den deutschen Terminmarkt zu Abschlüssen zwecks Preisversicherung. Die deutsche Zuckerproduktion zog enormen Gewinn daraus, daß jede Konjunkturänderung zuerst vom deutschen Markt ausging, daß er beherrschend war für die Preisbildung. Das große Zentrum des Welthandels in Zucker war bis zum Börsengesetz beim deutschen Exporteur gelegen. Heute sind alle diese Vorteile dem Hauptimportmarkt zugeflossen. Der größte Zuckermarkt wird mehr und mehr London. Der deutsche Terminhandel in Zucker ist dank der Gesetzgebung und Rechtsprechung seit dem Börsengesetz erschwert und gefährdet; die Umsätze nicht blos im Termingeschäft, sondern auch im Reportgeschäft, sind seit der Börsensteuererhöhung von 1900 verteuert. Die Zuckerproduktion und damit unsere Landwirtschaft sind durch die von Agrariern und Mittelstandspolitikern beeinflußte Gesetzgebung offensichtlich geschädigt. Gerade diese Wirkung war vorauszusehen. Ich selbst habe sie beim Inkrafttreten des Börsengesetzes prophezeit.*) Die Prophezeiung hat sich leider bestätigt. Die Verschiebung spiegelt sich in folgenden Zahlen. Vor Inkrafttreten des Börsengesetzes im Jahre 1896 wurden an den zwei wichtigsten deutschen Plätzen 19,2 Millionen, in London wenig mehr, als die Hälfte hiervon: 10,6 Millionen Sack Zucker umgesetzt. Im Jahre 1901 — ehe die Brüsseler Konvention außerordentliche Wirkungen übte — sind die Umsätze in London auf 11,7 Millionen Sack gestiegen, die deutschen auf 8,4 Millionen Sack, also um mehr wie 50% gegen 1896 gesunken.**) Diese unerfreulichen Folgen haben sich hier geltend gemacht, obgleich der Termin-

*) Vgl. W. Lotz, Die Börsenreform. Dresden 1897, S. 32.

**) Vgl. G. Wermert, Börse, Börsengesetz und Börsengeschäfte. Leipzig 1904, S. 56. — Näheres über die Ursachen bei A. Ebering, Entwickelung und Technik des Magdeburger Zuckerhandels, Berlin 1902, dessen Schrift übrigens Wermert, ebenso wie verschiedene andere wissenschaftliche Publikationen, nicht benutzt zu haben scheint.

Digitized by Google

handel im Zucker nicht verboten wurde, und obgleich gerade die Zuckerhändler in Magdeburg und Hamburg von der Eintragung im Terminregister Gebrauch gemacht haben. Die durch die Rechtssprechung über ein mangelhaft textiertes Gesetz herbeigeführte Unsicherheit*) und die Spesenverteuerung durch die Börsensteuergesetzgebung haben bewirkt, daß wir an unserer eigenen Volkswirtschaft durch den Verlust der Herrscherstellung der deutschen Zuckermärkte die nationale Bedeutung der Börsen schließlich durch die Erfahrung kennen lernen. Diejenigen Männer, welche früher darauf hinwiesen, daß wir diese kostspieligen Erfahrungen uns ersparen konnten, wurden damals als „Theoretiker" mit Geringschätzung behandelt.

Hat sich beim Zucker die Stellung als beherrschender Markt vom Exportland Deutschland auf das Importland Großbritannien verschoben, so liegt es beim Getreide umgekehrt. Der Mittelpunkt des kontinentalen europäischen Getreidehandels, der nächst England wichtigste Markt, war für Getreide bis 1896 Berlin. Übelstände waren durch mangelhafte Qualitäten gelieferten Termingetreides vorhanden. Diese hätten unter Aufrechterhaltung des Terminhandels beseitigt werden können. Statt dessen hat der Gesetzgeber durch das radikale Verbot des Terminhandels in Getreide- und Mühlenfabrikaten zwar sehr unvorbereitet, aber dafür um so lebhafter eingegriffen. Die beherrschende Stellung der deutschen Märkte ist dahin. Wie es Max Weber**) und andere Gegner des Börsengesetzes 1896 und 1897 prophezeit hatten, haben den Nutzen hiervon die Getreideexportländer gezogen. Vor allem das Land, dessen Getreideproduktion und Getreidevertrieb kapitalistisch am vollkommensten organisiert ist, die Vereinigten Staaten. Wenn man ermitteln will, welche Tendenz am Getreidemarkt herrscht, verfolgt man mit Aufregung heute nicht mehr die Depeschen aus Berlin, sondern diejenigen aus New York und Chicago. Das

---

*) Vgl. z. B. Ernst Heinemann, Der Börsenterminhandel und das Reichsgericht Berlin 1900. Derselbe, Das Problem der deutschen Börsenreform. Berlin 1901. — Ferner M. Neander, Differenztheorie und Börsengeschäfte, Berlin 1902. — Neander Müller, Juristische Lehrmeinungen über Börsengeschäfte, Berlin 1903. — Endlich die Veröffentlichung des Bankierverbandes: Differenzgeschäft und Börsentermingeschäft in Gesetzgebung und Rechtsprechung, Berlin 1904.

**) Vgl. Handwörterbuch der Staatswissenschaften. II. Supplementband der 1. Auflage, Jena 1897, S. 245.

Digitized by Google

kontinentale Europa, vor allem Deutschland, hat einen Machtfaktor aus der Hand gegeben. Es ist fraglich, ob die verlorene Stellung je wieder zu erobern ist. Auch vom Standpunkte des agrarischen Interesses war die improvisierte Gesetzgebung, unter der wir leben, kaum als eine besonders kluge nationale Tat zu bezeichnen. Verweilen wir einen Augenblick bei diesem Gegenstande. An sich ist die Opposition der Agrarier Deutschlands gegenüber der Börse, die beim Getreide den Terminhandel als notwendiges Handwerkszeug braucht, nicht so unbegreiflich, wie beim Zucker. Beim Zucker haben wir eine Position preisgegeben, an deren Verteidigung die Landwirte als Produzenten durchaus interessiert gewesen wären. Beim Getreide konnte man immerhin argumentieren: der Terminhandel vergrößert den Markt; der große Markt zieht den Zwischenhandel an; Deutschland als Zentrum des wichtigsten kontinentalen Terminmarktes sucht sich die Verfügung über alle möglichen in der Welt disponiblen Getreidemassen zu sichern. Entbehrliche Getreidemassen werden zwar schließlich auch nach dem Auslande verteilt. Aber die Möglichkeit fehlt nicht, daß das Angebot gelegentlich auch in Deutschland preisdrückend wirke. Wenn wir ein Sammelplatz für Getreide werden und sind, so kann gelegentlich dem deutschen Getreideverkäufer der Preis verdorben werden. Einen gewissen Grad von Berechtigung — vom egoistischen Standpunkte der an Getreideverkauf beteiligten Interessen — hätte die Vernichtung des deutschen Terminmarktes aber nur dann haben können, wenn die Agrarier gerüstet gewesen wären, beim Inkrafttreten des Börsengesetzes für Getreide eine Verkaufsorganisation, wie das Kohlensyndikat, die Eisenkartelle und den Spiritusring ins Leben treten zu lassen. So sehr man das Genossenschaftswesen und die Lagerhäuser unterstützt hat, so weit sind wir doch noch immer und wohl auf lange hinaus davon entfernt, daß das deutsche Getreideangebot planmäßig konzentriert und bis zum letzten Käufer von den Landwirten kontrolliert wird. Wir können im Getreide den Händler nicht ausschalten, wie bei kartellierten Industrien. Wir sind nur von den ausländischen Märkten und deren Spekulanten, statt vom Berliner Markt, in der Preisbildung heute beherrscht. Der Rückgang Berlins wird nicht aufgewogen durch die etwas größere Selbständigkeit, welche seit 1897 die deutschen Provinzmärkte gewonnen haben. Diejenigen, welche für die Technik ihres Betriebes nach wie vor den Terminhandel nicht entbehren können, die Getreideimporteure und die Großmühlen, sind gezwungen worden, ihre Deckungsgeschäfte

Digitized by Google

zwecks Versicherung gegen Preisschwankungen*) in den Niederlanden oder sonstwo im Auslande abzuschließen. Die Handels- und Schiffahrtsgewinne, die Beschäftigungsgelegenheit für die Bedienungsgewerbe ist außer Landes gedrängt, eine Anzahl kleinerer Händler ist wesentlich geschädigt worden, ein nationaler Vorteil ist nicht zu erkennen. Die Regierung hat Recht gehabt, als sie von der Vernichtung des Getreideterminhandels 1896 abriet. Freilich hat sie sich nachträglich trotzdem dem Reichstage in dieser Frage damals gefügt.

Wir haben bisher die Zusammenhänge verfolgt, die zwischen der Verfassung der Produktenbörse und der Warenproduktion, dem Handel und der Schiffahrt bestehen. Jetzt beschäftigt uns die nationale Bedeutung derjenigen Märkte, auf welchen Anlagepapiere gehandelt werden: der Effektenbörsen. Als Markt für Anlagepapiere hat die Effektenbörse zunächst in dreierlei Hinsicht Funktionen zu erfüllen für die heimische Volkswirtschaft:

1. Von der Leistungsfähigkeit des Effektenmarktes hängt es zum Teil ab, zu welchen Bedingungen das Reich, die Einzelstaaten, die Gemeinden Deutschlands für ihre öffentlichen Aufgaben Kredit bekommen. Es wäre übertrieben, den Zustand der Effektenbörse als das einzige Moment hinzustellen, welches für die Entwickelung des öffentlichen Kredits in Betracht kommt. Naturgemäß nützt auch die beste Börsenverfassung nichts, wenn die Ersparnisse eines Volkes gering sind oder wenn schlechte Finanzwirtschaft bei Staat oder Gemeinde herrschen würde. Da jedoch unsere öffentlichen Körper in Deutschland zu den zuverlässigsten Schuldnern der Welt gehören und unsere jährlichen Ersparnisse sich auf Milliarden belaufen und gar nicht in Deutschland allein untergebracht werden können, so spielt allerdings eine sehr große Rolle die Geschicklichkeit oder Ungeschicklichkeit, mit der die Beziehungen zwischen öffentlichem Kredit und Effektenbörse hergestellt werden. Der schlechte Kurs unserer Staatsanleihen beweist, daß Deutschland in der Ausnützung der Funktion der Börsen für den öffentlichen Kredit keineswegs an der Spitze der Kulturnationen marschiert. Es soll hier nicht auf Tagesereignisse eingegangen werden, z. B. auf die Streitfrage, wie weit das nachherige Sinken der 1903 aufgelegten und massenhaft überzeichneten Reichs-

*) Vgl. über die preisversichernde Wirkung des Terminhandels u. a. W. Lotz, Die Börsenreform, Dresden 1897, S. 26 und Pfleger und Gschwindt, Börsenreform in Deutschland, Stuttgart 1896/1897.

Digitized by Google

anleihe mit mangelnder Fühlung zwischen Regierung und Börse und mit Wirkungen des Börsengesetzes und der Börsenbesteuerung zusammenhängt. Ebenso soll hier nicht geleugnet werden, daß die Konkurrenz der Pfandbriefe gegenüber den Staatsanleihen und die Zersplitterung des öffentlichen Kredits — zahlreiche einzelstaatliche neben den Reichsanleihen — die Entwickelung des öffentlichen Kredits in Deutschland ungünstig beeinflussen. Nur das sei hervorgehoben, daß ein Begehr nach Reichsanleihe als vorübergehender Kassenanlage der Banken sich nicht entwickeln kann angesichts der Furcht, bei den häufigen Kursschwankungen im Augenblicke des Verkaufs erheblich zu verlieren und, angesichts der Schwierigkeit, sich hiergegen durch Terminverkäufe zu sichern. Letztere Schwierigkeit ist durch die Rechtsunsicherheit des Termingeschäfts künstlich geschaffen.

2. Den Ziffern nach die bedeutsamste Leistung der Effektenbörse für die nationale Volkswirtschaft ist die Vermittelung zwischen dem Anlage suchenden Publikum und den privatkapitalistischen Unternehmungen, welche Kapitalien bedürfen, sei es in der Form von Aktien oder Obligationen, oder dergleichen. Mit der Entwickelung zum Großbetrieb ist die Bedeutung der Kapitalanlagen in Papieren, deren Kurs an der Börse sich bestimmt, fortwährend gestiegen. Der Fortschritt der Landwirtschaft, der Industrie und des Verkehrswesens ist abhängig von der Möglichkeit, für neue nützliche Gedanken die nötigen Mittel zu finden. Der Unternehmungsgeist kann nicht blühen da, wo der Markt von Effekten und Obligationen der heimischen Volkswirtschaft zerrüttet ist. Dieser Teil des Markts ist in Deutschland am wenigsten geschädigt worden.

3. In Ländern, wie in Deutschland, England, Frankreich, Belgien und Holland, die darauf angewiesen sind, einen Teil ihrer jährlichen Neuersparnisse im Auslande anzulegen, ist die Organisation der Kapitalanlage in auswärtigen Papieren und die Technik der internationalen Umsätze, unter anderem auch die Effektenarbitrage, ein wesentliches Moment der volkswirtschaftlichen Entwickelung. Zu den Funktionen der Effektenbörse, der Kreditversorgung von Staat und Gemeinde und der Kreditversorgung nationaler Unternehmungen fügt sich somit die dritte: die Regelung der Kapitalanlage im Auslande.

Die nationale Bedeutung der Effektenbörse erschöpft sich aber nicht darin, daß vom wirtschaftlichen Standpunkte aus das größte Interesse besteht, die Effektenbörse gedeihlich entwickelt und voll

Digitized by Google

leistungsfähig für die geschilderten drei Funktionen zu sehen. Es existiert auch ein großes politisch-nationales Interesse. Die Kriegsbereitschaft eines Großstaates in der Gegenwart hängt nicht bloß von militärtechnischen Umständen, sondern von der Geldfrage ab. Die Frage der finanziellen Mobilmachung wird im öffentlichen Leben viel zu wenig gewürdigt. Bedenken wir, daß nach sachkundiger Berechnung der nächste Krieg Deutschland*) täglich viele Millionen Mark kosten wird, so ergibt sich von selbst, daß ein Zustand, in welchem die Leistungsfähigkeit der Effektenbörse erheblich reduziert ist, nicht nur dem Geschäftsmanne, sondern auch dem weiterblickenden Staatsmanne und dem patriotischen Politiker schwere Sorgen bereiten sollte.

Soll der Effektenmarkt die Mittel für die militärische und seemännische Kriegsaktion liefern, also die finanzielle Mobilmachung gewährleisten, so müssen riesige Summen beschafft werden können. Dies setzt dreierlei voraus:

1. Der Mechanismus der Effektenarbitrage muß tadellos funktionieren können. Der Markt muß Mittel des neutralen Auslands durch Abgabe international verwertbarer Effekten heranziehen. Die Verwertung unseres Privatbesitzes an ausländischen Wertpapieren ist die Ausnutzung einer nationalen Kriegsreserve. Diese Verwertung zu vermitteln, um Geld in Deutschland für Ankauf von deutschen Kriegsanleihen frei zu machen, ist Sache der Arbitrage. Vor dem Börsengesetze funktionierte die Effektenarbitrage ausgezeichnet. Seit dem Börsengesetz und der Erhöhung der Börsensteuern ist dieser Geschäftszweig in überraschendem Rückgange.

---

*) Oberst a. D. Dr. J. v. Renauld, Die finanzielle Mobilmachung der deutschen Wehrkraft, Leipzig 1901, S. 43, berechnet bei 6 Mk. Kosten pro Tag und Mann, sofern alle Waffenfähigen einberufen werden (10245000 Deutsche), die Kosten auf 61,5 Millionen Mk. pro Tag, 1845 Mill. Mk. pro Monat, 22 Milliarden Mk. pro Jahr. Dabei sind die besonderen Kosten der Marine unberücksichtigt. Wird auch nur die Hälfte der Wehrfähigen einberufen und die Aufwendung für Marine berücksichtigt, so ist 1 Milliarde Mk. Monatsbedarf zu erwarten. Es soll nicht verschwiegen werden, daß hervorragende Fachmänner bei der Schwierigkeit, die gesamte waffengeübte Mannschaft zu verpflegen, überhaupt nur damit rechnen, daß etwa 2 Millionen Streiter zur Fahne im Krieg und in der Heimat einberufen wurden. Auch dann würde man täglich 12 Millionen Mk. ausschließlich der Kosten der Marine benötigen, also pro Monat 360 Millionen Mk. Wahrscheinlich muß aber im Kriegsfall außerdem der deutsche Markt Geld für die anderen Dreibundsstaaten schaffen.

Digitized by Google

2. Große Anleihen schnell am Markt zu plazieren, ist bei der plumpen schwerfälligen Technik des Kassahandels in Effekten entweder unmöglich oder nur zu drückenden Bedingungen möglich. Ganz anders, wenn den Abnehmern der auf den Markt massenhaft geworfenen Reichsanleihe die Möglichkeit bleibt, sich des Terminhandels zu bedienen, der weniger Mittel festlegt, als der Kassakauf auf Kredit, und die Zeit hinausschiebt, bis zu welcher der Käufer sich versorgen muß. Ein Terminmarkt hat den Vorzug weit größerer Elastizität vor dem Kassamarkt voraus. Der Terminmarkt ist durch die faktische Rechtlosigkeit des Termingeschäfts in Deutschland aber sehr wenig leistungsfähig.

3. Bei Unterbringung von großen Summen kommt es darauf an, das Geld zu finden, wo es ist, es anzulocken zur Beteiligung. Es gibt schwer reiche Leute, die — auch in anderer Form, als in Grundbesitz, — ihr Vermögen festgelegt haben, und daher bei Kriegsausbruch nicht viel flüssige Mittel, trotz ihres großen Vermögens, aufbringen können, um zum Staatsaufwand beizutragen. Schon aus diesem Grunde sind die von G. v. Mayr empfohlenen Zwangsanleihen*) aufs bewegliche Kapital unter heutigen Verhältnissen für die finanzielle Mobilmachung ein gänzlich untaugliches Mittel. Viel klüger ist es, durch Appell an den Erwerbstrieb das disponible mobile Kapital freiwillig hervorkommen zu lassen. Die Geldgeber melden sich ohne Zwang, wenn etwas zu verdienen ist. Dabei sind diejenigen Zwischenhändler nicht schädlich, sondern geradezu unentbehrlich, die sich am Effektenhandel beteiligen, um an Preisschwankungen zu profitieren: die Spekulanten. Insbesondere auch die sogenannte Kontremine, die Baissespekulanten auf Kredit, welche in der Erwartung eines Preisfalles im voraus verkauft haben, und nun, beim Herannahen des Termins, Deckungskäufe vornehmen müssen. Wenn niemand Lust hat, zu kaufen, müssen sie kaufen, um zu erfüllen. Ohne es zu wollen, mildern sie bei einer Panik durch ihre Deckungskäufe die Preisminderung, tragen sie zur Beseitigung der Entmutigung schließlich bei. Die Baissespekulation auf Kredit ist desorganisiert, wo der Terminmarkt desorganisiert ist. Speziell auch die kleine Tagesspekulation, die sogenannte Kulisse, ist keineswegs völlig unentbehrlich für solche Fälle. Aber auch sie ist zur Zeit in Deutschland desorganisiert.

Will man bei Kriesausbruch die Voraussetzungen eines leistungsfähigen öffentlichen Kredits vorfinden, so kann man sie

*) Vgl. Fleischers Deutsche Revue 1890, Bd. I, S. 207 ff.

Digitized by Google

nicht im Augenblick der Mobilmachung neuschaffen. Ist die Organisation des Effektenmarkts und der Effektenarbitrage im Frieden leistungsunfähig gemacht oder mindestens in ihrer Leistungsfähigkeit stark geschwächt, so wird man sie bei Kriegsausbruch auf einmal stark entbehren. Dann kann es sein, daß unsere treffliche Armee und Marine, die Männer des Schwerts, im Vorwärtsdringen gelähmt sind, weil es am Gelde fehlt, weil die Friedensgesetzgebung es versäumt hat, einen leistungsfähigen Markt vorzubereiten. Der Ernst dieser Erwägungen kann vom nationalen Standpunkte aus nicht genug gewürdigt werden.

Was ergibt sich nun hieraus? Meines Erachtens mit zwingender Logik das folgende:

Wenn wir wissen, daß wir Gewehre und Kanonen brauchen, um im Kriege zu siegen, so wählen wir das technisch beste aus. Wenn wir wissen, daß uns Eisenbahnen unentbehrlich sind, so rüsten wir sie mit der besten für unsere Mittel erschwingbaren Technik aus. Wenn feststeht, daß eine leistungsfähige Effektenbörse ein nationales Bedürfnis für unsere volkswirtschaftliche und politische Stellung ist, so dürfen wir den Handel nicht hindern, die für ihn bequemste Technik auszubilden und zu entwickeln. Zum technischen Handwerkszeug der Effektenbörse in der heutigen volkswirtschaftlichen Entwickelung gehört der Terminhandel. Gesetzgebung, Besteuerung und Rechtsprechung haben seit 1896 in Deutschland zusammengewirkt, um dieses Handwerkszeug der Effektenbörse so unbrauchbar und so gefahrvoll, als möglich, zu gestalten. Ich kann hier darauf verzichten, die Zustände im einzelnen zu schildern und nehme auf die Denkschrift des deutschen Bankierverbandes Bezug, in welcher überzeugend dargetan ist, daß derzeit der Effektenterminhandel in Deutschland so gut wie rechtlos ist.*)

Die bisherige Stellungnahme des deutschen Gesetzgebers erklärt sich psychologisch folgendermaßen: alle Börsenmärkte, die Produktenbörse wie die Effektenmärkte, charakterisieren sich durch das Ineinandergreifen der Spekulation und der Kauf- und Verkaufsaufträge des außenstehenden Publikums. Der Terminhandel ist die vollkommenste Technik der Spekulation. Der naive Gedanke der Gesetzgebung war: die Vorteile der Börse zu genießen unter gleichzeitiger Unterdrückung der Spekulation; die

*) Vgl. W. Lotz, „Zur Frage der Börsenreform" in der Frankfurter Zeitung vom 10. und 11. Dezember 1903 (Nr. 342 und 343, erstes Morgenblatt).

Digitized by Google

Spekulation aber zu unterdrücken durch Erschwerung ihrer Technik, d. h., wie man glaubte, des Terminhandels. Diese Gesetzgebung ging von verfehlten Erwägungen aus und erwies sich in ihren Wirkungen unheilvoll. Die Spekulation am Effektenmarkt verschwand nicht, nahm aber andere Formen an, als die des Terminhandels. Die schlimmsten Wirkungen zeigten sich 1. im Einflusse dieser Gesetzgebung auf das Bankwesen; 2. im Rückgang der weltwirtschaftlichen Bedeutung und Stellung der deutschen Börsen.

Daß das deutsche Bankgewerbe durch die Zerrüttung der Effektenbörse und andere Folgen unseres Börsengesetzes auf das Heftigste in Mitleidenschaft gezogen wurde, erklärt sich aus dem besonderen Entwickelungsstande, in welchem das deutsche Bankgewerbe bei Erlaß dieser Gesetze sich befand. Wäre, wie in England und den Vereinigten Staaten, eine weitgehende Spezialisierung und Berufsteilung zwischen dem eigentlichen Bankier, der dem Zahlungs- und Kreditverkehr dient, und dem Effektengeschäft bereits durchgeführt gewesen, so würden sich die Folgen der Börsengesetzgebung für das Kreditbankgeschäft vielleicht nicht so unheilbar fühlbar gemacht haben. Wie die Dinge einmal liegen, — man kann dies beklagen, hat es aber nicht zu ändern vermocht, — befassen sich nahezu alle unsere Banken und Bankiers mit dem Effektenaufbewahrungsgeschäft und dem Effektenkommissionsgeschäft, und die Großbanken außerdem mit dem Emissionsgeschäft. Die Gewinne der Banken stammen großenteils aus dem Effektenkommissions- und dem Emissionsgeschäft. Mit der Effektenbörse tritt der Bankier in Deutschland in Beziehung, indem er im Auftrage seiner Kundschaft sowohl spekulative Geschäfte, wie Geschäfte zur dauernden Kapitalanlage vermittelt. Selbst für eigene Rechnung zu spekulieren, ist nicht Aufgabe des Bankiers. Wo es vorkommt, liegt ein Mißbrauch vor. Wäre es gelungen, solchem Mißbrauch entgegenzutreten, so hätte der Gesetzgeber, mit Beschränkung auf dies Ziel, eine löbliche Aufgabe erfüllt.

Die Gesetzgebung und Rechtsprechung über den Effektenbörsenverkehr ist dadurch charakterisiert, daß man über den nächsten Anlaß weit hinausging. Der nächste Anlaß war das Vorkommen der Mißstände, die in dem Effektendepotgeschäft bemerkt worden waren und durch ein besonderes Gesetz im ganzen zufriedenstellend geheilt wurden; außerdem Beseitigung des Mißbrauchs, daß sogenannte Bankiers ihre Kundschaft zum

Digitized by Google

Spekulieren animierten. Mißbräuche der letzteren Art konnte man strafrechtlich mit den Bestimmungen über sogenannten Börsenwucher, besonders wenn sie sorgfältiger abgefaßt und energisch angewendet worden wären, genügend fassen. Statt sich auf diese konkreten Aufgaben zu beschränken, hat man in Deutschland den Effektenterminhandel, die in London und Paris übliche Erledigungsform der meisten aller Umsätze, nahezu rechtlos gemacht, hat es skrupellosen Spekulanten ermöglicht, sich auf Kosten ihrer Bankiers zu bereichern, und einen Zustand herbeigeführt, der sich durch drei Momente charakterisiert: 1. Zahlreiche Geschäftsumsätze für deutsche Rechnung sind von den deutschen Börsen ins Ausland gedrängt; damit entgehen dem deutschen Bankgeschäft Provisionen und dem Reiche Steuereinnahmen. 2. Durch die Spesenverteuerung und andere Erschwerungen sind solide ausländische Emissionen dem deutschen Markt entgangen. Dafür wird privatim das deutsche Publikum mit Angeboten sehr zweifelhafter Werte überschüttet, die nicht zum Handel an deutschen Börsen zugelassen sind. 3. Die Vergrößerung der bestehenden Banken, verbunden mit der Aufsaugung der Provinzbanken durch die größten Berliner Institute und dem Zusammenschluß wiederum der Berliner Riesenunternehmungen untereinander, haben bewirkt, daß eine Menge von Umsätzen der öffentlichen Kontrolle entzogen und auch, als Grundlage der Kursnotiz, an der Börse entbehrt werden. Die größten Banken, welche Kauf- und Verkaufsaufträge einer weitverbreiteten Kundschaft zum Teil in ihren Bureaus erledigen, sind Börsen für sich geworden, aber ohne die gleiche Kontrolle der Öffentlichkeit für ihre Umsätze, wie sie an der Börse existiert. Rechnet man zu diesen drei Erfolgen unserer Börsengesetzgebung noch die Ausnützung der Rechtsunsicherheit durch private Spekulanten auf Kosten der Bankiers und den Rückgang der Effektenarbitrage, so ergibt sich, daß Mißstände geschaffen worden sind, die eine außerordentlich geringe Geschicklichkeit des deutschen Gesetzgebers in Würdigung der Bedeutung des Effektenverkehrs für die nationale Volkswirtschaft dartun.

Das Börsengesetz und die Börsensteuererhöhung wurden gepriesen als wirksame Leistungen der Mittelstandspolitik. Der bis jetzt vorliegende Erfolg ist auf dem Gebiete des Getreidemarktes die Vernichtung der kleinen Getreidehändler, auf dem Gebiete des Bankwesens eine Konzentration des Geschäfts in Riesenbetrieben. Wenn diese Bankenkonzentration mit dem Syndikatswesen in

Digitized by Google

Bergbau und „schwerer Industrie“ sich verkettet und diese Kartellpolitik durch jene hohen Industriezölle gefördert wird, für welche ebenfalls die Mittelstandspolitiker gestimmt haben, so bekommen wir kurz das Ergebnis: was im angeblichen Interesse des Mittelstandes gefordert wurde, hat zur Konzentration der Riesenbetriebe und zur Befestigung ihrer Stellung in Industrie und Bankwesen geführt. Was zur Reform unseres Börsenwesens, vielleicht wohlmeinend, aber sicher ohne genügende Sachkenntnis, geschaffen wurde, hat zur Rechtsunsicherheit, zur Gefährdung von Treu und Glauben und zur Herabdrückung der Stellung Deutschlands unter den Völkern geführt.

Eine Nation kommt erst langsam und nicht ohne Fehlgriffe zu der Erkenntnis, daß eine gedeihliche Entwickelung des Börsenwesens gerade so, wie die Entwickelung des Verkehrswesens, eine Voraussetzung des nationalen Reichtums und der politischen Macht, gegenüber anderen Völkern, ist. Menschlich begreiflich ist es, daß die Neigung zu weitgreifenden gesetzgeberischen Eingriffen besonders entwickelt ist, ehe man die komplizierten Zusammenhänge zwischen Wirtschaftsleben und Börsenverfassung voll erkannt hat. Wer die feine Maschinerie voll kennt, ist zurückhaltend im improvisierten Eingreifen. Der Uninformierte dagegen besitzt am leichtesten den Mut zu Entschlüssen, deren schlimme Folgen ihm noch verborgen sind. Langsam werden wir durch die Erfahrung lernen müssen, was andere Völker früher gelernt haben. Erschwerend wirkt, daß die Mißgriffe auf dem Gebiete des Börsenwesens nicht die einzigen sind, die unsere wirtschaftliche Gesetzgebung der jüngsten Jahre aufweist. Besonders ungünstig liegt es für unser Vaterland, daß hier das Stadium des Tastens in der Wirtschaftspolitik, das Stadium, in welchem wir auch kostspielige Erfahrungen in der Frage der nationalen Bedeutung der Börse sammeln, gerade zusammenfällt mit Momenten des Ringens um unsere Weltposition. Wer hart um sein Dasein kämpft im Kreise der Völker, der kann seine wirtschaftliche und politische Zukunft leicht verscherzt haben, wenn er diesen Augenblick des Kampfes ums Dasein gerade auswählt, um besonders schwerwiegende Fehlgriffe zu tun. Es ist leider kaum zu hoffen, daß die Fehlgriffe, welche durch Verkennung der nationalen Bedeutung der Börse begangen wurden, in Deutschland allzu schnell gründlich repariert werden, und es ist auch keine leichte Aufgabe, hier Besserung zu schaffen. Der erste Schritt ist aber die Erkenntnis des Übels, und ein klein wenig zu dieser Erkenntnis

Digitized by Google

durch Aufdeckung einiger Zusammenhänge beizutragen, war die Aufgabe, die ich mir in dieser Übersicht gestellt hatte. Möge ein guter Stern über Deutschland schweben. Jedes Land hat in seiner Wirtschaftspolitik Fehler aufzuweisen. Unheil droht nur denjenigen, die ihre Fehler nicht einsehen und nicht wieder gut machen wollen.

Diese Betrachtungen waren niedergeschrieben, als die Novelle zum Börsengesetze noch nicht vorlag. Inzwischen haben die verbündeten Regierungen am 19. Februar 1904 dem Reichstag den „Entwurf eines Gesetzes, betreffend die Änderung des Abschnitts IV des Börsengesetzes" unterbreitet. Der gute Wille, den Fehler der Gesetzgebung von 1896 wieder gut zu machen, ist darin erkennbar. Das interessanteste an der Novelle ist die Begründung derselben, welche allerdings das Material aus der letzten Zeit noch nicht verwertet. In der offiziellen Begründung sind unumwunden die schlimmen Folgen des Börsengesetzes und der darauf beruhenden Rechtsprechung anerkannt. Ausdrücklich bezeichnen es die Motive als „dringend erwünscht, der verwerflichen Ausnutzung der von dem Gesetz an die Hand gegebenen Einwendungen durch Personen, die eines besonderen Schutzes nicht bedürfen, und für die er nicht bestimmt war, wie dem Übermaße der entstandenen Rechtsunsicherheit sowohl im Gebiete des Effekten-, wie in dem des Produktenhandels, entgegenzutreten."

Es ist jedoch hieraus weder die Folgerung gezogen, das Terminregister und den sogen. Registereinwand abzuschaffen, noch auch § 764 des bürgerlichen Gesetzbuchs zu beseitigen, noch endlich das Verbot des Börsenterminhandels in Getreide- und Mühlenfabrikaten, sowie in Anteilen von Bergwerks- und Fabrikunternehmungen rückgängig zu machen. Die Novelle will vielmehr im Getreidehandel, was Gesetzgebung und Rechtsprechung verschuldeten, durch Legalisierung von Verwaltungseingriffen zugunsten des Lieferungsgeschäfts heilen, sie will im übrigen den Terminhandel, soweit er nicht noch immer wegen des Gegenstandes verboten bleibt, beim Verkehr unter Kaufleuten rechtsgültig machen: also eine weitere Ausbildung besonderen kaufmännischen Standesrechts. Endlich will man die Gebühren fürs Börsenregister verbilligen und die frivolsten Einwendungen von Privatleuten gegen die Folgen ihres spekulativen Handelns einigermaßen beschränken. Es ließe sich hierüber reden, wenn die Börsenreform

Digitized by Google

lediglich um der Großmüller, Getreidehändler und Bankiers willen zu erfolgen hätte. Es handelt sich aber um ein allgemeines, nationales Interesse, nämlich darum, daß die Börse ihre Funktionen für Volkswirtschaft und Staatsfinanzen gedeihlich erfüllen kann. Dies ist bei dem noch verwickelteren Rechtszustande, den die Regierungsvorlage an Stelle des bestehenden setzt, stark zweifelhaft. Denn Rechtssicherheit und Klarheit ist die Voraussetzung wirklicher Gesundung. Gewiß ist der jetzige Zustand unhaltbar, wahrscheinlich aber auch, auf die Dauer, der durch die Novelle geschaffene. Die Wahl ist schwierig, ob eine Reform, die in Kürze wieder reformiert werden muß, wirklich besser ist, als ein Abwarten, bis gründliche Arbeit geleistet werden kann. Nach der durchaus zutreffenden Begründung der Gesetzesvorlage wäre etwas anderes, eine grundsätzliche Umgestaltung des Börsengesetzes, die zu erwartende Konsequenz gewesen. Daß man diese Konsequenz nicht zieht, dafür können nicht sachliche Gründe, sondern nur Rücksichten auf die Reichstagsmajorität bestimmend gewesen sein. Es ist eine Börsenreformpolitik „der mittleren Linie". Vergleicht man Motive und Vorschläge, so könnte man für die Novelle das Motto formulieren: Video meliora proboque: deteriora sequor.

Jeanne d'Arc in Geschichte und Legende.

Von Richard Mahrenholtz.

Als „heilig wie die Engel" muß nicht nur König Karl VII. in Schillers „Jungfrau von Orleans" Frankreichs Erretterin preisen, auch ein englischer Schreiber soll beim Anblick des Scheiterhaufens auf dem Markte von Rouen ausgerufen haben: Wir haben eine Heilige verbrannt. Und seit einem halben Jahrhundert etwa wirken hohe und einflußreiche Männer der katholischen Kirche für die Heiligsprechung der Jungfrau.*) Da ist es wohl

*) Der erste amtliche Schritt zur „Heiligsprechung" ist vor kurzem durch Papst Pius X. erfolgt. D. H.

Digitized by Google

an der Zeit, das geschichtlich beglaubigte Wirken des patriotisch begeisterten, von schwärmerischer Glaubenszuversicht erfüllten Mädchens an der Hand der Urkunden und Quellenangaben wieder zu prüfen, Geschichte von Legende zu sondern, und den persönlichen Eigenschaften der Vielgepriesenen und auch mannigfach Geschmähten ihr Recht zu geben.

Wie unendlich oft ist die Behauptung ausgesprochen worden, ohne das Eingreifen dieses Heldenmädchens und ihrer himmlischen Verheißungen wäre Frankreich nie von der Herrschaft der Engländer erlöst, Orleans nicht befreit, der König von Frankreich nie in Reims gesalbt worden. Doch liegt die Sache in Wirklichkeit nicht ganz so. Gerade im Frühjahr 1429 begann, auch ohne diese außerordentlichen Schickungen, ein Umschwung zugunsten des zerrissenen, zur Hälfte von den Briten beherrschten Frankenlandes. Die gewaltige Heldennatur des frühverstorbenen englischen Königs Heinrich V. hatte die Parteiungen der Heerführer und Staatsmänner niedergehalten, bald nach seinem Dahinscheiden lebten sie von neuem auf. Herzog Bedford, sein Bruder, der für den unmündigen Thronfolger in England und Frankreich herrschte, war nur Politiker, nicht Militär, ihm beugte sich der Ehrgeiz eines Talbot, Fastolf, Salisbury und wie die englischen Truppenführer sonst hießen, nicht mehr. Vor allem wurde der mächtige Bundesgenosse innerhalb Frankreichs, der rücksichtslos emporstrebende, wankelmütige und wortbrüchige Herzog Philipp von Burgund von neuem unzuverlässig. Seine Heerscharen aber beherrschten die festen und offenen Plätze eines großen Teiles des eroberten Frankenlandes, nur in der Normandie konnte die schwache englische Macht seiner Hilfe entraten. Ein schlauer Ratgeber König Karls VII. von Frankreich richtete daher sein ganzes Streben auf die Aussöhnung mit dem hadernden Vetter. Gerade, als die Jungfrau dem Gebote, ihren inneren „Stimmen" folgend, an das Hoflager des Königs zog, hatte der Streit um den Besitz der Loirestadt Orleans den Herzog und den englischen Regenten entzweit, und die Verhandlungen mit Karl VII. trafen einen günstigen Zeitpunkt. Zudem erwachte das Nationalbewußtsein in dem niedergeworfenen Volke, erhob sich an himmlischen Verheißungen der Errettung Frankreichs, fand in frommen Vereinen von Männern und Frauen einen patriotischen Mittelpunkt und seine religiöse Weihe. Die Tüchtigkeit der fränkischen Heerführer dem überlegenen Genius eines Heinrich V. zwar nicht gewachsen, mußte mit der Zeit über die Uneinigkeit und Unentschlossenheit

Digitized by Google

der zwieträchtigen Gegner triumphieren. So sind denn die glänzenden Waffenerfolge des Sommers 1429 meist ohne Wissen, zum Teil gegen den ausdrücklichen Willen der gottbegeisterten Jungfrau, herbeigeführt worden, und nur der mißlungene Versuch, Paris wiederzuerobern, war ihr eigenstes Werk. Orleans, dessen Entsatz ihr den Ruhmestitel der „Puelle d'Orléans" eintrug, war überhaupt nicht vollständig von den Briten eingeschlossen, denn es kamen ungehindert Verstärkungen und Lebensmittel hinein. Die englischen Heerführer wurden in ihren Kastellen am rechten und linken Loireufer einzeln angegriffen und überwältigt, wobei man der Jungfrau die Kriegspläne möglichst verschwieg. Erst ganz zuletzt, bei dem blutigen Sturm auf die Brückentürme (Tourelles), setzte sie, gestützt auf die ihr blindlings folgenden Bürger und Soldaten, ihren Kopf durch. Daß aber ohne ihr Eingreifen jenes letzte Bollwerk nicht, wie die anderen, erobert wäre, ist durch nichts zu erweisen. Ebenso steht es mit dem Siegeszuge von Orleans bis Reims. Gegen Johannas Willen bereitete man die Übergabe der den Weg nach Reims sperrenden Festen durch Unterhandlungen mit den burgundischen Kommandeuren und den zum Teil nationalgesinnten Bürgern vor, und kam, nach Überwältigung der letzten Reste des englischen Heeres, (bei Patay und Baugency) fast ohne Blutvergießen bis zur Krönungsstadt.

Der Einfluß, den trotzdem die Jungfrau auch in dem Heere und sogar in der Politik übte, hängt aufs engste mit der gläubigen Weltanschauung jener Zeiten zusammen. Ihren Verheißungen aus dem Munde der heiligen Katharina und Margareta trauten die Bürger und die niederen Soldaten, mit ihnen mußte sogar der König von Frankreich rechnen, der überdies politische Schlauheit genug besaß, eine solche Bundesgenossin nicht zurückzustoßen. Ob er ihren Prophezeiungen unbedingtes Zutrauen schenkte, ist mehr als fraglich, denn die Zeichen und Wunder, durch die Johanna sich bei ihm beglaubigt haben soll, gehören der ausschmückenden Legende an. Sie soll, kraft göttlicher Eingebung, den König inmitten seiner Ritter und Hofleute erkannt haben, trotzdem er sich versteckte und sie sogar irre führte. Aber diese verschieden erzählte Hofgeschichte findet sich nur in späteren, mehr oder minder zweifelhaften Quellen. Johanna selbst hat ihren Richtern nichts davon verraten wollen, vielmehr eine freie Fantasiebildung ersonnen, deren Unwahrheit sie nachträglich eingestehen mußte. Zwei Augenzeugen der Vorfälle an Karls VII. Hoflager, die im Sühneprozeß warm für Johanna zeugen, gehen über diese außergewöhnliche

Digitized by Google

Beglaubigung hinweg. Auch ein geheimes Gebet soll die Jungfrau dem Könige enthüllt haben, indessen davon wissen nur spätere Geschichtschreiber, der eine dies, der andere das. Begreiflich also, daß König Karl zwar in offiziellen Kundgebungen seine mutige Vorkämpferin rühmend erwähnte und sie, wie ihre Familie, in den Adelsstand erhob, aber seine sachkundigen Feldherren und Ratgeber ungehindert schalten und walten ließ. Besonders kam es zu einem Waffenstillstande mit Burgund, der nur dadurch kurzen Bestand hatte, daß der König, wider Herzog Philipps Interesse, auf Johannas Verheißungen hin, Paris angriff, der aber doch den glänzenden Zug nach Reims überhaupt ermöglichte. Wie Karl VII., so verhielten sich auch manche geistliche und weltliche Herren der Jungfrau gegenüber sehr zweifelnd. Frankreichs höchster Kirchenfürst, der Erzbischof von Reims, blieb von Anfang bis zu Ende ihr Feind und bezeichnete ihre spätere Gefangennahme in einem amtlichen Schreiben als Strafe ihres Hochmutes. Die gelehrten Herren der Universität von Poitiers haben in ihrem oft erwähnten Gutachten nur den Gedanken ausgesprochen, der König möge doch die Dienste des frommen, ehrbaren Mädchens nicht ausschlagen, aber ihre Verheißungen der göttlichen Lösung anheimstellen. Gewiß gab es auch in geistlichen Kreisen Lobredner und Anhänger Johannas und, als sie mit kleiner Begleitung gen Orleans zog, fehlte ein Kaplan und die kirchliche Weihe ihr nicht. In der nächsten Umgebung Karls fand sie übrigens die Unterstützung derer, welche von dem Kriege gegen zwei Fronten, England und Burgund, Frankreichs Rettung erhofften, und den friedlichen Gang der Unterhandlung mit Burgund verschmähten, wie der Herzog von Alençon, der durch Schiller unsterblich gewordene „Bastard von Orleans“ u. a.

Man hat die Niederlagen der englischen Truppen in den Sommermonaten 1429 daraus hergeleitet, daß vor der angeblichen „Hexe“ die feindlichen Soldaten geflohen seien. In der Tat, noch, als sie gefangen in ihrem Kerkerturme saß, lähmte der Schrecken die Untertanen und Soldaten Englands, wie wir aus zwei Kungebungen im Namen des unmündigen britischen Königs wissen. Aber all' diese Hexenfurcht hat den mutigen Widerstand der englischen Heereshaufen bei Patay und Baugency, der englisch gesinnten Bürger von Paris, hat die Niederlage der Jungfrau vor den Mauern der Hauptstadt Frankreichs und ihre Gefangennahme im Streite um Compiègne nicht hindern können. Nur

Digitized by Google

späte, unglaubwürdige Nachrichten wissen hier von „Verrat" zu erzählen.

Mit dem Außergewöhnlichen in Johannas Wesen und Auftreten steht es überhaupt, bei vorsichtig abwägender Prüfung, nicht ganz so, wie die Legende annimmt. Von der väterlichen Herde hinweg soll sie, nach alttestamentlichem Beispiele, zu ihrem frommen Werke berufen sein, doch sie selbst gesteht ihren Richtern, daß sie „weder Schafe, noch andere Tiere gehütet habe". Da ihr Vater ein wohlhabender, angesehener Bauer in Domremy war, so brauchte er auch sein Vieh nicht durch die eigene Tochter hüten zu lassen. Auch von dem Erscheinen der beiden heiligen Frauen unter einer Zauberbuche will sie vor Gericht nichts wissen, — vielleicht, um nicht als Zauberin verdächtigt zu werden, — sie gibt als Ort ihrer himmlischen Erscheinungen den Garten ihres Vaterhauses (dort erschien ihr der Erzengel Michael) und eine Quelle nahe bei ihrem Geburtsorte an. Die Zeugen in dem Sühneprozesse, vor allem ihre Verwandten und Landsleute, schildern ihre Frömmigkeit und Weltflucht als außergewöhnlich und sogar übertrieben (trop dévot), sie selbst weiß nur, daß sie zweimal bis dreimal zur Beichte gegangen sei und einmal kommuniziert habe. Es bleibt auch so des Außerordentlichen genug in ihrem Wesen. Ihr Glaube an himmlische Erscheinungen und Verheißungen zeigt eine ganz besondere, bis zur Verzückung getriebene Innerlichkeit. Sie meint sogar den Geruch der ihr erschienenen Heiligen wahrzunehmen, an ihren Umarmungen sich zu laben, sie bekränzt die Bilder derselben in der Dorfkirche, küßt den Boden, auf dem sie gestanden hatten, weint über ihr Verschwinden u. a. Auch rein menschlich betrachtet, ist ihre Wesensart eine edle und hohe. Ihre sittliche Züchtigkeit und Reinheit, ihre stille Bescheidenheit machte schon auf die Bürgerfrauen von Orleans Eindruck, ihr Mut ihm Schlachtengewühl ist sicher bezeugt. Der verwildernde Einfluß des Lagerlebens hinterließ auch an ihr seine Spuren. Anfangs wollte sie das Leben der Gefangenen schonen, später aber munterte sie selbst zur Rache an den Fliehenden auf und ließ einmal einen gefangenen Burgunder grausam niedermetzeln. Sie überschritt sogar, von Kriegsdurst und Ehrgeiz geblendet, die Befehle ihrer Heiligen, indem sie über Reims, den Zielpunkt ihrer Mission, hinaus, gegen Paris vorging, sie vergaß bei letzterem Unternehmen auch die Heiligung der kirchlichen Festtage. Den Ungehorsam gegen ihre „Stimmen" hat sie mehr als einmal selbst zugestanden. Was aber konnte einen geistlichen Gerichtshof be-

Digitized by Google

stimmen, sie, nachdem sie durch eigene Waghalsigkeit zur Gefangenen eines burgundischen Ritters geworden und von dem Burgunderherzog an die Engländer verkauft war, als Betrügerin, vom Teufel besessen, Zauberin, Ketzerin (fidei nostrae materiam concernentia) anzuklagen? Ihre Heiligenerscheinungen und Verheißungen gaben, vom kirchlichen Standpunkt aus, sicher dazu keinen Anhalt. Indessen die geistlichen Herren, welche zu Rouen, von den englischen Machthabern ganz abhängig, gegen die in britischem Gefängnis Befindliche, als Ankläger und Richter in einer Person, vorgingen, handelten nur im Sinne Englands. Nicht Johanna selbst, sondern König Karl VII., sollte in erster Linie gebrandmarkt werden. Darum wollte man von der Jungfrau einen Widerruf ihrer „erdichteten Offenbarungen und Erscheinungen" (fictae revelationes ac apparitiones) ohne Anwendung der Folterqualen, also scheinbar freiwillig, ertrotzen, um so den König als Werkzeug einer Betrügerin und Bundesgenossin der Hölle zu ächten. Auf den Widerruf allein, nicht auf die Verbrennung Johannas, kam es bei diesem vorwiegend politischen Scheinprozesse an. Um diesen zu erlangen, scheute man vor Advokatenkniffen und juristischen Spitzfindigkeiten, vor einem Spioniersystem, sogar vor Verweigerung der Appellation an den Papst nicht zurück. Denn die meisten der Richter Johannas, insbesondere der unwürdige Vorsitzende, ein früherer Bischof von Beauvois (Cauchon), waren nichts weniger, als Anhänger Roms, sondern sie lebten noch in den Erinnerungen der Zeit der Kirchenspaltung und des französischen Papsttums zu Avignon. War doch u. a. auch die Pariser Universität, in welcher der Geist Gersons und des Kostnitzer Konzils noch nicht erloschen war, in diesem parteiischen und rechtswidrigen Richterkollegium vertreten. Ihr Repräsentant, der hochgelahrte Thomas Courcelles, forderte die Anwendung der Folter gegen die widerspenstige Inquirentin, während der mitbeteiligte Vizeinquisitor, die anderen Dominikaner, und selbst Cauchon, vor diesem Zwangsmittel zurückscheuten. Sonst hat aber diese Körperschaft eher in einem für Johanna förderlichen, als ihr feindlichem Sinne sich beteiligt. Die Kirche und das Papsttum als solche trifft also an dem Prozesse gar keine Schuld, hatte doch letzteres zu viel mit den Vorbereitungen für das gefährliche Basler Konzil und der Niederhaltung der in der Kirche immer von neuem sich erhebenden Reformrichtung zu tun, um jenem Prozesse Aufmerksamkeit widmen zu können. Auch konnte die Einmischung in den Zwist Frankreichs und Englands, zweier

Digitized by Google

Hauptmächte der Christenheit, schwerlich seinem Interesse dienen. Auf den mitbeteiligten Vertreter der Inquisition fällt ebensowenig die Schwere des Vorwurfes, denn er trat hinter Cauchon und seinen Anhang, also hinter die geistlichen „Schismatiker", sehr zurück. Die in dem Prozesse mitwirkenden Dominikaner haben sich eher freundlich, als feindlich gegen die Angeklagte benommen, einer hat ihr sogar den Gedanken, an den Papst zu appellieren, als Rettungs- oder Aufschubs-Mittel eingeflößt. Von einem besonderen Hasse der Franziskaner kann ebensowenig hier die Rede sein. So unwürdig aber auch Cauchon und Genossen sich in rein juristischem, wie moralischem und kirchlichem Sinne bei dem Prozesse benahmen, wir müssen uns doch hüten, das gläubig nachzusprechen, was 24 Jahre später einzelne Beisitzer des ersten Prozesses, um sich selbst reinzuwaschen, in dem Sühne-(Rehabilitations-)Prozeß gegen diese aussagten. Eine Fälschung der Protokolle und der Prozeßaussagen, eine planmäßige Einschüchterung und Verwirrung der Angeklagten, ja nicht einmal die Versagung eines Verteidigers, den man Johanna zugestehen wollte, wenn sie ihn unter den Teilnehmern der Prozeßverhandlung auswählte, sind mit Sicherheit nachzuweisen. Jules Quicherat, der hochverdiente Erforscher der Geschichte Johannas, ein national gesinnter und keineswegs Romfreundlicher, französischer Gelehrter, hat diese Beschuldigungen schon vor Jahrzehnten widerlegt. Verf. dieses hat dann diese Ergebnisse vor mehr als 10 Jahren dem deutschen Leserkreise in einer Monographie über „Jeanne d'Arc, Geschichte, Legende, Dichtung" zugänglicher gemacht. — Den Widerruf der „erdichteten Offenbarungen und Erscheinungen" hatte man nach dreimonatlichen Verhandlungen (21. Februar bis 23. Mai 1431) von der Widerstrebenden durch Zureden und Drohung — man verweigerte ihr die Sterbesakramente und schreckte sie mit dem Gedanken an die Folter — erreicht, aber die Rücksichtnahme auf die Engländer gebot eine Zurückführung in den weltlichen Gewahrsam, während man ihr kirchliche Haft versprochen hatte.

Dieser Wortbruch und die inneren Vorwürfe, die sie sich wegen ihres Widerrufes machte, bestimmten Johanna, gegen ihr Versprechen, wieder Männerkleidung anzulegen und von neuem die Offenbarungen ihrer „Stimmen" kundzugeben, auch mit Fluchtversuchen und Rache an den Briten zu drohen. Daß man sie durch Wegnahme ihrer weiblichen Tracht, durch Vergewaltigungen u. a. zu dem erstgenannten Vergehen gezwungen habe, gibt in dem zweiten Prozeß nur ein sehr verdächtiger Teilnehmer des

Digitized by Google

ersten an. Johanna hat aber ihren Rückfall nur mit der Nichtgewährung des gelinderen kirchlichen Gewahrsams gerechtfertigt. Die rückfällige Ketzerin war nun nach den strengen Kirchensatzungen des Mittelalters vor dem Feuertode nicht zu erretten. Am 30. Mai bestieg sie den Scheiterhaufen, nicht gerade mit dem unverzagten Mute der Märtyrer in den ersten Jahrhunderten der Christenheit, aber in ungebrochener Hingabe an den König, der nichts für ihre Befreiung getan hatte, voll innigster Liebe zu ihrem Vaterlande, und in dem festen Bewußtsein, mit den erzürnten Heiligen wieder versöhnt zu sein.

24 Jahre vergingen, ehe der König von Frankreich und das höchste Haupt der Kirche an eine Umstoßung dieses ungerechten Urteiles unzuständiger, den weltlichen Interessen dienender Richter dachten. Erst als Karl VII. sein Reich von dem Erbfeinde befreit hatte, als Papst Calixt III. sich wieder als unumschränkten Gebieter der Kirche fühlen konnte, einten sich die geistliche und weltliche Macht zur Sühne des Verbrechens. Am 7. Juli 1455 wurde zu Rouen, Ende des Monats zu Orleans, Johannas Andenken von aller Schande und Schmach freigesprochen, und das Prozeßurteil des Jahres 1431 kassiert. Mit dem Gange der Verhandlung würde ein heutiger Jurist schwerlich einverstanden sein. Man wählte als Zeugen die, von denen man unbedingt günstige Aussagen über Johanna erwarten mußte, auch ihre nächsten Verwandten. Oder man ließ die noch überlebenden Beisitzer des ersten Prozesses sich auf Kosten ihrer Schuldgenossen rehabilitieren. Da die zum Teil einfältigen und im Geiste der Zeit abergläubischen Zeugen im Banne jener Legende standen, welche Johanna selbst durch ihre Prozeßaussagen in manchen Punkten zerstört hatte und von der die unmittelbaren Zeitgenossen wenig oder nichts wußten, so wird der parteilose Geschichtschreiber Johannas Bild nimmermehr nach der Retouchierung in jenem Prozesse zeichnen. Immerhin gereicht sein Ausgang dem französischen Königtume und der römischen Kirche zur Ehre.

Das Schicksal der Jungfrau blieb es bis in neueste Zeit, für sehr weltliche Interessen ins Feld geführt zu werden. Nicht nur Napoleon I. nutzte ihr Andenken aus, um den Haß gegen die Briten zu schüren, auch Gambetta und seine Nachfolger feierten sie als angebliche „Lothringerin" und als Beschützerin der von den Deutschen „geraubten" Provinzen. Weniger Schwankungen war der Kultus unterworfen, der ihrem Gedächtnis kirchlicherseits zuteil wurde und der jetzt in der „Heiligsprechung"

Digitized by Google

seinen endgültigen Ausdruck finden soll. Wie weit die geschichtliche Jeanne d'Arc Anspruch erheben darf auf fleckenlose Heiligkeit, sei es in moralischer, sei es in religiöser Hinsicht, wird der selbstständig Urteilende aus unserer Darstellung ersehen haben.

Euckens „Wahrheitsgehalt der Religion."

Von Dr. Julius Goldstein (Darmstadt).

„So muß von dem Alten, das altert, lassen,
Wer das Alte festhalten will, das nie altert."
Runeberg.

Rudolf Eucken nimmt unter den Philosophen der Gegenwart eine durchaus selbständige und eigene Stellung ein. Man hat ihn wohl als einen Fichteaner bezeichnet oder ihn der Gefolgschaft Hegels zugewiesen; aber man hat damit nur gewisse, ihn mit diesen Denkern verbindende Züge zum alles beherrschenden Merkmal seiner Weltanschauung gemacht. Es ist richtig, daß Eucken in wohlbegründeter historischer Kontinuität an die großen spekulativen Geister am Anfang des 19. Jahrhunderts anknüpft. Er teilt mit ihnen den kosmischen Zug des Denkens; auch in ihm lebt noch etwas von jenem hohen Glauben an die Macht des Geistes. Er ist offen und ehrlich Metaphysiker — ein Ehrentitel! — freilich nicht in dem verstiegenen Sinne des historischen Rationalismus, sondern in einer unserer wissenschaftlichen Zeitlage angemessenen Form.

Und wie in der klassischen und romantischen Zeit Philosophie und Kultur in fruchtbarer Verbindung standen, so sucht auch Eucken für die Gegenwart eine engere Beziehung zwischen Philosophie und Leben wiederherzustellen, der Philosophie wieder die Fühlung mit den Geisteskämpfen der Zeit zu geben. Schon aus diesem Bestreben ist ersichtlich, wie ganz anders geartet die Euckensche Philosophie sein muß, als die spekulative

Digitized by Google

Philosophie der Romantik. Wenn wir auch heute jenes radikale Verwerfungsurteil über einen Fichte, Schelling und Hegel längst gemildert, ja teilweise zurückgenommen haben, so trennen uns doch von jener Philosophie die realistischen Erfahrungen der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, der wissenschaftlich geschärfte Sinn für das tatsächliche in Natur und Geschichte, das starke Erlebnis des Dunklen, Dämonischen in der Wirklichkeit, welches der Geist weder aufzuhellen noch aufzuheben vermag.

Dem allen aber hat eine Weltanschauung, die an dem ewigen Gedanken des Idealismus festhält und dabei ihrer Zeit neue Geistesziele setzen will, Rechnung zu tragen. Mit einem Eklektizismus oder Synkretismus ist nichts getan, sondern eine positiv schöpferische Synthese wird nötig, die den Idealismus so um- und weiterbilden muß, daß er fähig wird, auch den Realismus als ein wesentliches Moment in sich aufzunehmen. In den Dienst dieser Aufgabe hat sich Eucken mit immer steigendem Erfolge seit den letzten zwei Dezennien gestellt. Man muß seine Leistungen an der Größe dieser Aufgabe messen, um sie richtig einzuschätzen. Es überwiegt bei ihm die Behandlung der letzten prinzipiellen Fragen unter teilweiser Vernachlässigung der fachwissenschaftlichen Einzelprobleme. Seine Bücher haben immer mehr das rein Gelehrte ausgeschieden, das er in seinen früheren Forschungen über Aristoteles als Meister beherrscht, und haben sich mit ihrem wohllautenden, flüssigen, vielleicht etwas zu glatten Stil weit entfernt von jener hölzernen Scholastik des Ausdrucks, die im Urteile des Auslandes den deutschen Philosophen noch vielfach anhaften soll.

Euckens Schaffen bewegt sich in einer geraden, durch keine schroffen Wendungen unterbrochenen Linie. Er setzt gleich in seinem ersten prinzipiellen Werk: „Die Einheit des Geisteslebens“ fortissimo mit seinen Hauptgedanken ein. Diese stellt er dann in seinen folgenden Schriften mit immer größerer Klarheit heraus, entwickelt sie in ihre Voraussetzungen und Folgerungen und bringt sie auf den verschiedenen Gebieten der Philosophie in mehr oder minder eingehender Weise zur Durchführung. — So hat er dies auch in seinem letzten prinzipiellen Werk „der Wahrheitsgehalt der Religion“ für das religiöse Problem getan. Der Gehalt und die Fülle der Gedanken dieses Buches, in dem die gereifte Geistesarbeit des Denkers sich paart mit einem vom Ewigen ergriffenen Pathos des Menschen, läßt sich natürlich auch nicht annähernd erschöpfen in einem kurzen Aufsatz. Ich

Digitized by Google

möchte mit den folgenden Reflexionen über das Buch nur Gelegenheit nehmen, auf die Bedeutung desselben aufmerksam zu machen für die religiöse und allgemein philosophische Lage der Gegenwart; vielleicht veranlasse ich dadurch den einen oder den andern Leser, das Buch selbst zur Hand zu nehmen. Bereuen wird er es nicht.

Das Thema der Euckenschen Schrift ist auch schon dazu angetan, allgemeineres Interesse zu erregen. Wir verspüren heute einen Umschwung des Zeitgeistes in der Richtung auf die Fragen der Religion, einen Umschwung, dem sich auch die Gegner der Religion nicht entziehen können. Ist diese Wendung mehr als eine vorübergehende Mode, eine jener dem Augenblick verhafteten Strömungen unserer Großstadtkultur, die in einem sich selbst überschlagenden Tempo immer neue Torheiten an die Oberfläche der Zeit emportreibt?

Oder drückt sich in der Tatsache der Wiedererstarkung der Religion symptomatisch eine innere Erschütterung des Glaubens aus an die allein seligmachende Kultur, an das Evangelium des Fortschritts? Und sollten wir damit etwa am Anfang einer Bewegung von welthistorischer Tragweite stehen?

Donnern wirklich die Fragen des ewigen Lebens in das selbstgenügsame Treiben der modernen Kultur, daß sie, aufgeschreckt, zu jenen uralten Wahrheiten und Überzeugungen zurückgreift, die sich wohl verschütten, aber nicht vernichten ließen?

Das sind schicksalsschwere Fragen der Zeit, schicksalsschwer sowohl für den Freund wie für den Gegner der Religion; denn dessen müssen sich beide bewußt sein: Nichts ist revolutionärer im welthistorischen, Sinne als die Religion; und wenn die Gedanken vom Überweltlichen wieder lebendig werden nach Jahrhunderten, dann werden die Menschen viele Ideale, zu denen sie als ewige emporblickten, in ihrer nackten, beschämenden Zeitlichkeit erkennen. Und es wird viel Unruhe sein.

Eucken ist sich des großen Momentes bewußt. Unsicher zwar und tastend, aber trotzdem mit unwidersprechlicher Gewißheit sieht er das religiöse Problem wieder aufsteigen, umkleidet mit jener Majestät, die Rechenschaft verlangt über Sinn und Bedeutung des Lebens und der Kultur.

Aber hat sich die Religion nicht als eine große Illusion erwiesen vor der modernen Natur- und Geschichtswissenschaft? Haben die Gegner der Religion nicht recht, wenn sie mit schmerzlichen Gefühlen in der Wendung zur Religion nur einen Rück-

Digitized by Google

fall sehen in Gedanken und Stimmungen, die verderblichen Irrtümern entstammen? Daher, sagen diese Gegner, ist die Erstarkung der Religion psychologisch nur als eine Dekadence zu begreifen, als einen Zustand der Schwäche, die das Dasein mit einem Kreise von Illusionen umziehen muß, weil sie der Wahrheit nicht festen Auges ins Antlitz schauen kann. Ist nicht damit die mühsame Geistesarbeit vieler Jahrhunderte in Gefahr, die Erziehung der modernen Menschheit zu „intellektueller Sauberkeit", zu illusionsfreier, harter Wirklichkeitsforschung und Wirklichkeitsliebe?

Ein großer und bedeutungsvoller Zug der Zeit steckt in solchen Argumentationen; mit ihnen hat sich auseinanderzusetzen, wem es Ernst mit der Religion ist. Aber leicht ist es ihm nicht gemacht. Er muß mit dem Gegner anerkennen, daß zwischen der in den kirchlichen Formen festgelegten Religion, sowohl des Protestantismus, wie des Katholizismus, und jenen, auch von ihm anerkannten Voraussetzungen des modernen Welt- und Geschichtsbildes, eine unüberbrückbare Kluft, ein unversöhnlicher Gegensatz besteht, und zwar zu Ungunsten der Kirche. Seit 150 Jahren ist trotz zeitweiligen äußeren Machtzuwachses die Existenz der Kirche im Grunde eine fortdauernde Katastrophe. Wenn das heute besonders scharf empfunden wird, so liegt das u. a. an der Sehnsucht des von der Religion wieder ergriffenen Gemütes, in festen, eindeutigen Glaubensvorstellungen Halt und Frieden zu gewinnen. Diesen vermag jedoch die Kirche dem modernen Menschen nicht mehr zu geben.

Wenn aber die historisch überlieferte Form der Religion problematisch geworden ist, greift dann das Problematische nicht auch auf den Kern der Religion selbst über? Und wo liegt dieser Kern? Und läßt sich seine Wahrheit heute noch wissenschaftlich und philosophisch aufrecht erhalten?

So konzentriert sich alles auf die Wahrheitsfrage der Religion. Daß Eucken diese Wahrheitsfrage scharf, unerschrocken und mit rücksichtsloser Kühnheit gegen Freund und Feind in den Mittelpunkt des religiösen Problems gerückt hat, darin sehe ich ein hervorragendes Verdienst seiner Schrift für die Klärung der geistigen Lage der Gegenwart. Für diese ist nichts charakteristischer, als die Scheu, die Wahrheitsfrage der höchsten geistigen Tatsachen aufzunehmen, spekulative Schleichwege einzuschlagen, wo es sich um ein prinzipielles Ja oder Nein handelt.

Daraus erklärt sich heute das prinzipienlose Neben- und

Digitized by Google

Durcheinander der heterogenſten geiſtigen Lebenstendenzen — eine dekadente Philoſophie mag darin einen beſonderen äſthetiſchen Reiz ſehen — der Mangel an innerer Einheitlichkeit, an der Logik in prinzipiellen Fragen. Jene „verdammte Bedürfnisloſigkeit“, von der Laſſalle einſt auf ökonomiſchem Gebiet ſprach, herrſcht heute ſo vielfach auf metaphyſiſch-religiöſem Gebiet. Weit über die fachwiſſenſchaftliche Geſtaltung hinaus hat der Poſitivismus gegenüber den letzten Fragen des Daſeins eine Stimmung der Reſignation erzeugt, die ſo leicht bei dem breiten Durchſchnitt der Gebildeten zur Folie für träge Indifferenz wird, zu jenem quieta non movere, für welches auch im Reiche des Geiſtes Ruhe die erſte Bürgerpflicht iſt. Ungleich dem Materialismus, iſt der Poſitivismus der Religion ja eigentlich nie direkt feindlich geweſen. Er hatte für ſie ſtets ein gewiſſes hiſtoriſches Verſtändnis; er anerkannte ihre ſoziale Bedeutung. Die ſoziale Nützlichkeit gab ihm den Maßſtab, nach dem er eine Umwandlung der hiſtoriſch überlieferten Religion vornehmen wollte. Bekannt ſind die Verſuche, eine Religion der Menſchheit, eine immanente Religion. d. h. ein hölzernes Eiſen zu ſchaffen.

Es heißt eben im Poſitivismus nicht mehr: Iſt Religion Wahrheit oder Illuſion, ſondern nur: Iſt ſie ſozial nützlich oder nicht. Comtes freundliche Stellung zum Katholizismus wurde dabei vorbildlich.

Auch die Theologie und Religionsphiloſophie iſt aus anderen Zuſammenhängen dem poſitiviſtiſchen Zuge erlegen. Auch hier glaubte man eine Metaphyſik ausſchalten und mit jedem Weltbilde Religion behaupten zu können, wenn dieſes Weltbild nur irgend ein mögliches X hinter den Erſcheinungen unaufgeklärt ließ, wohinein man nun die einfach aus der Geſchichte übernommenen und vom Gemüte durchwärmten Dogmen ſtecken konnte. Ja, es iſt merkwürdig genug: man unterband in radikal nominaliſtiſcher Weiſe überhaupt den allgemeinen Gedanken der Religion und nahm eine ſpezifiſch geſchichtliche Form der Religion mit allen ihren Zufälligkeiten als gegeben und damit als wahr an. Nun wäre dies verſtändlich bei einer Hegelſchen Vorausſetzung, nach welcher das Geſchichtliche zugleich auch das Vernünftige iſt. Ohne dieſe Vorausſetzung — und ſie wird bewußt wohl von niemandem mehr heute vertreten — ſteht die geſchichtliche Poſitivität jenſeits von wahr und falſch. Jede noch ſo feine pſychologiſche Darſtellung deſſen, was die Dogmen im Ge-

Digitized by Google

müte des Gläubigen hervorbringen, vermag nichts über die Wahrheit der in der Religion steckenden Behauptungen auszusagen. Man bewegt sich dabei nur im bloß Menschlichen, bleibt bei einem eigentümlichen seelischen Erlebnis stehen. Wem dieses nicht zusagt, der mag sich nach anderen Vorstellungen umschauen, die ein ihm kongenialeres Gefühlsleben hervorrufen. Und das ist ja auch geschehen in unserer an Gefühlsexperimenten so reichen Zeit.

Wir sind glücklich so weit gekommen, gar nicht mehr die Ungeheuerlichkeit zu empfinden, die in dem Versuch liegt, eine spezifische Rassenreligion zu schaffen. Chamberlain schreibt in dem separat gedruckten Vorwort zur 4. Auflage seiner Grundlagen: „In der Religion, wie in der Politik, muß man Opportunist sein." — Demselben positivistischen Zuge entspringt es auch, wenn man heute die Weiterbildung der Religion von Ausgrabungen alter Kultstätten erwartet.

Angesichts solchen positivistischen und subjektivistischen Treibens wird man es begreiflich finden, wenn ich oben sagte, es bedeute eine Klärung der geistigen Lage, daß Eucken die Frage nach der Wahrheit der Religion in den Mittelpunkt der Untersuchung rückt; denn nun muß sich herausstellen, was alles für Forderungen und Behauptungen in der Religion stecken; die Geister müssen sich scheiden, wenn ersichtlich wird, daß Religion nur bei einer metaphysischen Grundanschauung vom Dasein möglich ist. Jene mutlosen, gläubig Ungläubigen, welche sich nur an „religiösen Gefühlen" erwärmen möchten, seien diese auch noch so wissenschaftlich aufgetakelte Wertgefühle oder Gefühlswerte, bedenken nicht, daß sie den Nerv der Religion durchschnitten haben, wenn sie dieselbe zu einem bloß subjektiv seelischen Ereignis machen. Das ist sie zwar auch, aber was sie als Geistestatsache über irgend ein anderes psychisches Geschehen erhebt, ist die metaphysische Behauptung, die mit ihr zugleich gesetzt ist. Die Wahrheitsfrage der Religion aufnehmen, bedeutet daher, sich an diese metaphysische Behauptung halten.

Worin besteht denn nun die allgemeine Behauptung der Religion? Was gehört wesentlich und unerläßlich zur Religion, zur Religion in allem und jedem Sinne. Ich lasse Eucken selbst reden: „Jedenfalls dieses, daß sie der nächsten, unmittelbar vorhandenen Welt eine andere Art des Seins, eine neue überlegene Ordnung der Dinge entgegenhält, daß sie eine Zerlegung der Wirklichkeit in verschiedene Reiche und Stufen vollzieht. Ohne

Digitized by Google

einen Gottesglauben ist Religion möglich; das zeigt der alte und echte Buddhismus; ohne eine Zweiheit der Welten, ohne Ausblicke in ein neues Sein wird sie ein leeres Wort. Die bloße Anerkennung einer höheren Ordnung ergibt jedoch keineswegs schon Religion. Jene Ordnung muß nicht bloß an sich vorhanden, sie muß auch für uns wirksam sein, in unser Leben muß sie hineinragen, uns neue Ziele und Kräfte zuführen, unser Dasein auf eine neue Grundlage stellen; sonst bleibt sie uns bei aller Hoheit fremd und gleichgültig. Das bloße Dasein von Gottheiten ließen sich auch die Epikuräer gern gefallen. Und wie unfruchtbar für die Religion waren alle sog. Beweise für das Dasein Gottes! Also gibt es keine Religion ohne ein lebendige Gegenwart der höheren Welt in unserem eigenen Bereich.“

Das ist eine Behauptung so entschiedener und weittragender Art, so sehr stellt sie unser ganzes Leben unter einen neuen Anblick, daß wir notwendig Stellung zu ihr nehmen müssen. Denn verneinen wir mit dem Naturalismus jede naturüberlegene, geistige Welt, dann dürfen wir nicht länger Gewehr bei Fuß stehen und ruhig zusehen, wie das Irrlicht der Religion wieder die Menschheit weglockt von der „wohlgegründeten, dauernden“ Erde. Dann muß die Losung aller Wahrheitsfreunde sein: Kampf gegen die Religion.

Besteht hingegen die Behauptung der Religion zu Recht, dann haben wir in ihr die letzte und tiefste Wahrheit des Lebens, dann haben von ihr aus sich alle unsere Anschauungen und Werte zu gestalten. Das bedeutet natürlich nicht, daß Kultur und Wissenschaft, Moral und Kunst nun von der Religion aufgesogen werden; sie bleiben in ihrer Selbständigkeit belassen, aber als Ganzes genommen empfangen sie erst ihr Recht und ihre Weihe von der absoluten Wahrheit der Religion.

Wenn nämlich jenes in der Weltgeschichte sich erschließende Geistesleben mehr sein will, als ein bloßer Aufputz des Daseins, eine für eine ziemlich differenzierte Tierwelt im Kampf ums Dasein höchst überflüssige, ja hemmende Beigabe des kapriziösen Naturzufalls, wenn dieses Geistesleben wirklich des Daseins Kern und Ziel, Sinn und Vernunft ist, als welches es sich in der Kultur gibt, dann kann es nur begriffen und aufrecht erhalten werden als eine die Natur durchbrechende und daher mannigfach gebrochene und gehemmte Erschließung einer naturüberlegenen, übernatürlichen Geisteswelt, dann ist es selbst ein Erweis, der Erweis der ewigen Wahrheit der Religion.

Digitized by Google

Das ist die kühne These unseres Werkes, die in den mannigfachsten Wendungen durchgeführt aus allem Kampf mit gegensätzlichen Anschauungen, aus allen reichlich aufgeworfenen Bedenken und Einwänden siegreich immer wieder emporsteigt. In dieser prinzipiellen Verknüpfung des religiösen Problems mit dem Problem der Stellung und Erhaltung des Geisteslebens liegt eine durchaus neue und originale Konzeption Eckens.

Das Problem der Stellung des Geisteslebens im All hat Eucken schon in seinen früheren Werken behandelt. Ihm liegt in diesem Problem die Entscheidung überhaupt über alle philosophischen Fragen, über die Möglichkeit der Metaphysik und damit auch der Religion. Ist das Geistesleben nur eine Fortsetzung des Naturprozesses, nur der Ausdruck verfeinerter Naturtriebe, dann ist das menschliche Leben nicht der Beginneiner neuen Welt, sondern nur eine metaphysisch gänzlich bedeutungslose Zutat zur Natur, dann müssen selbst die erhabensten geistigen Äußerungen dieses Lebens von der Biologie aus verständlich gemacht werden. Die Religion, die das menschliche Dasein in die weltüberlegene Höhe eines transzendenten Geistesreiches heben wollte, ist dann natürlich ein aberwitziges, unsinniges Unternehmen. Aber nicht nur die Religion! Die geistige Kultur der letzten Jahrtausende muß vor diesem Biologismus zusammenbrechen. Das ist denn auch Nietzsche, dem einzig konsequenten Vertreter des Biologismus, in grandioser Tragik zum Bewußtsein gekommen, während z. B. Männer wie Mach, Ostwald, Weißmann und einige biologisch angehauchte Neukantianer in eklektischer Prinzipienlosigkeit noch den neuen Most in die alten Schläuche fassen zu können glauben. Nietzsche hingegen hat in seinem „Willen zur Macht" alle Folgerungen aus der biologischen Auffassung des Geisteslebens gezogen: ein Abbruch von Jahrtausenden, ein Zertrümmern aller Grundlagen und erkenntnistheoretischen Voraussetzungen der Wissenschaft, — auch der Naturwissenschaften, aus denen der Biologismus schließlich seine begründenden Tatsachen nimmt — damit zusammenhängend eine Sprengung jeglichen Wahrheitsbegriffes durch eine biologische Auffassung der Logik, eine ungeheuerliche psychologische Vergewaltigung des weltgeschichtlichen religiösen und moralischen Phänomens — wer hätte den Biologismus schärfer zu widerlegen vermocht als sein bedeutendster Vertreter!

Auch der idealistischen Philosophie am Anfang des 19. Jahrhunderts lag Geist und Natur auf einer Linie. Aber damals wurde die Natur angesehen als „erstarrter, noch gebundener Geist"

Digitized by Google

(Schelling). Daher brauchte man nicht über die Natur hinauszugehen, um die Selbständigkeit des Geisteslebens zu wahren. Das Geistesleben wuchs aus der Natur heraus, weil die Natur schon vergeistigt war. Natur und Geist erschienen dieser Zeit als ein Reich harmonisch aufeinander angelegter Kräfte. Im Pantheismus fand diese Anschauung ihren religiösen Ausdruck.

Bei der modernen Naturanschauung, sei diese nun mechanistischer oder energetischer Art, bedeutet es ein Aufgeben des Geisteslebens als einer qualitativ selbständigen Größe, wenn man versucht, dasselbe aus den gegebenen Naturkräften hervorgehen zu lassen.

Freilich, seelisches Leben, im bunten Gestaltenreichtum der Tierwelt emporquellend, bleibt stets unter die Natur gebunden, entringt sich niemals der Daseinsweise des Naturprozesses. In diesem erwächst das Geschehen aus der Berührung von Punkt zu Punkt. Nirgends erscheint eine Lenkung der Bewegung von einem Ganzen her, nirgends wird das Leben auf ein der Selbsterhaltung überlegenes, gemeinsames Ziel gerichtet. „Überblicken wir," sagt Eucken, „das Seelenleben in seiner Ausdehnung über die Weite der Natur bis in den Menschen hinein, wir sehen es nirgends in sich selbst ruhen; nirgends einen selbständigen Wert erlangen, sondern es erscheint mit allen seinen Leistungen als ein Mittel zur materiellen Erhaltung der Wesen. Wozu anders dient auch die reichste seelische Ausstattung in der Tierwelt, als dazu, die Individuen und damit die Arten im Kampf ums Dasein zu stärken." Und wir befinden uns mitten in der Menschenwelt, wenn wir an das Wort Schopenhauers denken, daß das Gehirn des Menschen eine gefährlichere Waffe ist, als die Klaue des Löwen. Moderne Ethnologen, wie Vierkandt, haben den Naturcharakter des seelischen Lebens der Naturvölker klargelegt, und was wir als bête humaine im naturalistischen Roman — und wohl nicht nur dort — kennen gelernt haben, verleugnet nicht die Naturgebundenheit des seelischen Lebens. Eucken schlägt daher das Psychische im Einklang mit modernen Biologen,*) Physiologen und Psychologen ganz zur Natur; er wird damit in vollstem Maße den realistischen Erfahrungen des 19. Jahrhunderts, sowie den Naturwissenschaften, ebenso gerecht, wie jene oben erwähnten Biologisten.

Aber gerade weil Eucken, scharf und präzise und ohne jene

*) Hans Driesch, der Heidelberger Biologe, hat kürzlich eine Schrift herausgegeben: „Die ‚Seele' als elementarer Naturfaktor."

Digitized by Google

die Erfahrung vergewaltigende monistische Befangenheit die Leistung des bloßen Naturprozesses umschreibt, weil er ihr spürend nachgeht bis in ihre zartesten Ausstrahlungen in der Kulturwelt, gerade deshalb wird ihm der Blick frei für das qualitativ Neue und Unableitbare, das sich im geistigen Leben als eine neue Stufe des Seins ankündigt. Denn in der Menschheit steigen, die bloße Tatsächlichkeit des naturhaften Seelenlebens durchbrechend, qualitativ eigene Inhalte und überindividuelle, absolute Werte auf; Größen, wie Liebe, Wahrheit, Gerechtigkeit, das Gute, gewinnen Macht; es entsteht ein Leben, dem eine Ablösung von dem Naturtriebe der Selbsterhaltung, ein Freiwerden für Zwecke allgemeiner und sachlicher Art eigen ist, ein Leben, das die Welt einer zusammenhängenden Kultur aus sich geboren hat.

In eindringender Analyse und mit großem spekulativem Scharfsinn zeigt Eucken im Menschheitsleben die Wirksamkeit naturüberlegener Faktoren, das Walten aufstrebender geistiger Energien, die einen eigenen Zusammenschluß suchen in den Kulturkomplexen des Staates, der Kirche, der Wissenschaft, des Rechtes. Eucken läßt vor unseren Blicken einen Gesamtaufbau des Lebens sich vollziehen, an dem er den qualitativen Sprung zwischen Natur und Geist in breiter Durchführung zu erweisen versucht.

Bei Kant war dieser Gegensatz zum erstenmal herausgearbeitet worden, am schärfsten in seiner Fassung der Ethik. Seitdem werden im allgemeinen logische, ethische und ästhetische Normen als ein vom psychischen Mechanismus unableitbares Gebiet behandelt. Indem Eucken dies Ergebnis der philosophischen Entwickelung über das Ganze des Geisteslebens ausdehnt und es mit den Ergebnissen der Naturwissenschaft und Psychologie verbindet, ist seine qualitative Scheidung von Natur und Seele auf der einen und „Geist" auf der andern Seite nur der prinzipiell vertiefte Ausdruck einer Zusammenfassung zweier bis dahin noch unverbunden nebeneinander herlaufender wissenschaftlicher Gedankenreihen.

Aber bei dieser bloßen Abgrenzung des Geisteslebens gegen die Natur können wir nicht stehen bleiben, denn das Geistesleben ist nicht eine gleichgültige Tatsache neben anderen, bei denen das wissenschaftliche Registrieren ausreicht; vielmehr, wie schon oben angedeutet, gibt sich das Geistesleben als Sinn und Vernunft unseres Daseins, ja der Welt überhaupt; es will alle Kräfte unseres Wesens an sich reißen zur Verwirklichung absoluter Werte, es muß aus sich heraus den Anspruch erheben auf alleinige Herrschaft,

Digitized by Google

auf Umwandlung der Wirklichkeit nach seinen letzten, idealen Maßstäben.

Ein Hegel glaubte auch wirklich, diese Forderung in seiner Zeit realisiert zu finden; ihm war die Geschichte nur der Siegeszug des Geistes, ihm sprühte aus allem Kampf nur die Flamme der Idee entgegen.

Aber wie weit sind wir heute von diesem immanenten Idealismus und Optimismus entfernt! Weit dunkler und — wahrer erschauen wir die Welt. Wie wenig Macht und Kraft besitzt doch im Grunde dieses Geistesleben! In einzelnen Zeitperioden der Geschichte taucht es hie und da bei einem vom Schicksal begünstigten Volke auf, um wieder im Kriegsgebraus weltgeschichtlicher Katastrophen zu versinken. Und selbst wenn die Fackel weitergetragen wird, wie wenig hell ist ihr Licht, wie wenig durchleuchtet sie die tieferen Schichten der Kulturmenschheit. Inmitten einer gegen alles Geistige gleichgültigen, ja häufig feindlichen Natur, inmitten einer um ihre Tagesinteressen kämpfenden Menschenwelt, entstellt und verzerrt von den dämonischen Mächten der Geschichte — so stellt sich uns heute das Geistesleben dar, ein verlorener Posten, dem Untergange geweiht. Und doch sollen und müssen wir das Geistesleben aufrecht erhalten und behaupten, wenn anders wir nicht mit dem, was erst dem Leben Vernunft und Adel verleiht, ins Leere fallen wollen. Hier ist ein Punkt, wo das Leben unmittelbar zu einer metaphysischen Entscheidung drängt. Hebbel schreibt einmal in seinem Tagebuch: „Nur Narren wollen die Metaphysik aus dem Drama verbannen; es ist aber ein großer Unterschied, ob sich das Leben aus der Metaphysik oder die Metaphysik aus dem Leben entwickelt.“ Und hier sind wir bei unserer Betrachtung an einen Punkt gelangt, wo die Metaphysik und damit auch die Religion sich aus dem Leben entwickeln muß.

Ein Weg — und auch *nur einer* — ist uns heute übrig geblieben zur Behauptung einer substanziellen Selbständigkeit des Geisteslebens: es kann nur aufrecht erhalten werden, wenn es in seiner vorliegenden, zerrissenen und zerklüfteten Form nicht das Ganze ist, wenn ihm eine über-natürliche geistige Ordnung der Dinge zugrunde liegt.

Und damit tritt die Religion vor uns hin als die gewaltige Trägerin des Gedankens einer über-natürlichen Geisteswelt. Die Religion wird nun nicht etwas, das zu einer schon fertigen Welt von außen ziemlich überflüssig noch hinzutritt — wie es in der intellektualistischen Metaphysik Hegels der Fall ist — sondern

Digitized by Google

in der Religion vollendet sich erst das Schicksal des Geisteslebens für uns. Ohne Religion, d. h. ohne das Hineinwirken eines absoluten Lebens in unser Dasein muß das Geistesleben zusammenbrechen. Den Stand der Natur hat der Mensch in einer langen weltgeschichtlichen Bewegung verlassen. Er hat sich herausgearbeitet aus der dumpfen Einheitlichkeit des Tierbewußtseins. Gegenüber den Zusammenhängen der Natur hat sich ein großes Wunder vollzogen in dem Aufbau einer selbständigen Geisteskultur mit naturüberlegenen Zielen und Werten. Den Weg zur Natur können wir nicht mehr zurückgehen, ohne uns selbst zu vernichten; stehen bleiben bei einem zerstreuten und der Unermeßlichkeit fremder Kräfte preisgegebenen Geistesleben können wir auch nicht. Also vorwärts! Aus tiefstem, geistigem Lebensdrange wird so die Religion geboren; nur in ihr kann die sonst peinigend rätselhafte und unverständliche Tatsache des menschlichen Geisteslebens ihre notwendige Voraussetzung und ihren letzten Halt finden. Die Religion hört damit auf, ein unvermitteltes Wunder zu sein, ein plötzliches mirakulöses Durchbrechen der Naturzusammenhänge; sie wird vielmehr der Abschluß und die Vollendung einer durch die Menschengeschichte hindurchgehenden, fundamentalen Tatsächlichkeit.

Mit dieser Fassung vom Wesen der Religion, der die enge Verknüpfung der Religion mit dem allgemeinen Problem der Erhaltung des Geisteslebens eigentümlich ist, hat Eucken eine feste Position gewonnen zur Scheidung des Ewigen und Vergänglichen in Religion und Kultur. So wird sein Werk zugleich eine große Abrechnung mit der Zeit und ein sehr bedeutungsvoller Versuch, die Verworrenheit der überkommenen geistesgeschichtlichen Lage durch eine neue Syntheſe von Religion und Kultur prinzipiell zu klären und zwar im Geiste jenes Runebergschen Wortes, das wir unsern Ausführungen vorangesetzt haben.

Digitized by Google

Zwei Dichtergrößen als Denker.

I.

Goethe.*)

Von Arthur Drews (Karlsruhe).

Über Goethe als Denker eine authentische und zuverlässige Arbeit zu erhalten, war schon längst das Bedürfnis einer Zeit, die in Goethe den Gipfel der deutschen Geisteskultur verehrt und es liebt, sich für alle modernen Strömungen und Ideen auf ein Wort des Dichterfürsten zu beziehen. Hermann Siebeck hat sich der Aufgabe, eine solche Darstellung zu liefern, mit Glück unterzogen und aus den weithin verstreuten Äußerungen Goethes über allgemeine Gegenstände ein zusammenhängendes und übersichtliches Gesamtbild hergestellt. Sein Werk behandelt Goethes Lebens- und Weltanschauung, „wie sie in seinen allgemeinen philosophischen Ansichten, außer und neben seinen ästhetischen und künstlerischen, wenn auch immer in lebensvollem Zusammenhange mit diesen, aus seinen Werken und sonstigen persönlichen Kundgebungen hervortritt: seine Lehren über Wesen und Tragweite der Erkenntnis, über die Natur, seine religiöse Überzeugung, seine Ethik und Lebensauffassung."

Am originellsten ist Goethe in der Erkenntnislehre. Sein Streben nach einer künstlerischen Erfassung der Wirklichkeit hat ihn hier wirklich zu einer neuen Auffassung der intellektuellen Anschauung, dieses Grundprinzips der gesamten neueren Philosophie, geführt, indem er die Einheit von Anschauung und Denken, welche Spinoza, Fichte und Schelling als eine rein subjektive, auf das eigene innerste Selbst gerichtete, auffaßten, auf die objektive Welt bezieht. Goethes „gegenständliches Denken", in welchem das Anschauen selbst ein Denken, das Denken unmittelbar ein Anschauen ist, ist hier nicht ein Ausdruck für die Identität des Seins und Denkens im eigenen Ich, wie sie scheinbar durch das Cogito ergo sum verbürgt wird, sondern bezieht sich auf die Außenwelt oder die Natur. Als moderner Grieche hypostasiert

*) Hermann Siebeck: Goethe als Denker Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag (E. Hauff), 1902.

Digitized by Google

Goethe die intellektuelle Anschauung und erhebt die Identität des Denkens und des Seins aus einer subjektiven zu einer objektiven, indem er das Sein mit der objektiven anschaulichen Natur identifiziert. Goethe sucht also die Natur nicht, wie Schelling, in der intelligiblen Sphäre des eigenen Subjekts und entkleidet sie damit ihrer Sinnlichkeit und Konkretheit, sondern läßt sie in ihrer vollen Anschaulichkeit bestehen und betrachtet die Natur selbst unmittelbar als etwas Gedachtes. Schelling zieht die Natur ins Subjekt herein und verflüchtigt sie durch die Identifikation mit dem (bewußten) Denken zu einem Reich abstrakter Ideen. Goethe verlegt umgekehrt sein Denken in die Natur hinaus und betrachtet diese folglich unmittelbar als Offenbarung, Erscheinung oder Symbol konkreter (anschaulicher) Gedanken. Der Fehler ist in beiden Fällen der gleiche, nämlich die Verwechselung des subjektiven, diskursiven, abstrakten Denkens mit dem objektiven, intuitiven, konkreten Denken. Goethes „gegenständliches Denken" ist nur das in die Natur hinausprojizierte und auf sie bezogene Cogito ergo sum. Aber während Schelling durch seine Vergeistigung der Natur in den abstrakten platonischen Idealismus hineingerät, der für die Naturphilosophie wie für die Kunst gleich unfruchtbar und gefährlich ist, gelangt Goethe durch seine Vernatürlichung des Denkens zu einem konkreten Idealismus, der gerade auf naturphilosophischem Gebiete sich von höchster Fruchtbarkeit erweisen sollte.

Freilich verführt jene Verwechselung Goethe zu der Annahme, daß er die Idee in den Naturgebilden unmittelbar anschaue, und er leugnet demnach, daß sich irgend etwas hinter dem Phänomen, der sinnlichen Anschaulichkeit der Natur befinde. Daraus ergibt sich für ihn alsdann die Abweisung einer Theorie, die, wie der naturwissenschaftliche Mechanismus, als Grundvorgang ein unanschauliches, rein quantitativ bestimmtes, abstrakt mechanisch-mathematisches Zusammenwirken von Elementen annimmt, sowie die Unterschätzung der Mathematik für die Naturerkenntnis. Ganz richtig erkennt er, daß die Naturwissenschaft als solche garnicht nach Ursachen fragt, sondern lediglich nach den Bedingungen, unter denen die Phänomene uns erscheinen. Da er jedoch in den Phänomenen die Idee als solche zugleich mit zu erfassen meint, so kommt er dazu, die Bedingungen mit den Ursachen selbst zu identifizieren, wird ihm das Phänomen zur Natur schlechthin, hinter welchem nichts mehr zu suchen sein soll, und schmilzt ihm, genau wie den modernsten Naturphilosophen (Haeckel), die Naturwissenschaft mit

Digitized by Google

der Naturphilosophie unmittelbar in Eins zusammen. („Das Höchste wäre, zu begreifen, daß alles Faktische schon Theorie ist.")

Daß Goethe von der quantitativen Naturauffassung nichts wissen will und in den Qualitäten der Natur das Wesen der letzteren selbst schon zu besitzen meint, das hat seinen letzten Grund nur darin, weil sonst die Illusion zerstört würde, als ob die Anschaulichkeit der Natur mit derjenigen der Idee identisch wäre. Goethe übersieht, daß wir überall eben nur die Bedingungen, unter denen die Idee zur Erscheinung kommt, anschauen, diese selbst hingegen, die eigentliche Ursache der Naturvorgänge, von uns gar nicht angeschaut werden kann, so anschaulich sie auch im Gegensatze zu unserem begrifflichen Denken an sich selber sein mag. Den Schein, als ob wir die anschauliche Idee als solche anschauten, durch ihre quantitative Auffassung zerstört zu haben, ist gerade das philosophische Verdienst der Naturwissenschaft.

Es ist heute vielfach üblich, sich für seinen erkenntnistheoretischen Idealismus auf Goethe zu berufen und die Leugnung des Dinges an sich, d. h. eines Realen hinter den angeschauten Phänomenen, durch den Hinweis auf dessen „gegenständliches Denken, zu stützen, und richtig ist es ja, daß aus der Identifikation der Naturanschauung und des Denkens sich eine idealistische Auffassung der Natur ergibt, indem das Sein derselben konsequenterweise alsdann nichts anderes als Bewußt-Sein sein kann. Allein weder hat Goethe selbst diese Konsequenz mit voller Entschiedenheit gezogen, noch kann sie durch seine Autorität irgendwie gewinnen, da das gegenständliche Denken Goethes, wie gesagt, nichts anderes ist, als das objektivierte und auf die Natur bezogene Cogito ergo sum, das jedoch in dieser Form noch viel weniger haltbar ist als in der gewöhnlichen Beziehung auf das eigene Ichbewußtsein. Wer sich zu einem erkenntnistheoretischen Idealismus im Sinne der Goetheschen Ansicht bekennt, der sollte dann wenigstens auch so konsequent sein, die Qualitäten der Natur für etwas Reales und an sich Seiendes aufzufassen, und die ganze quantitative Auffassung der modernen Naturwissenschaft mit der gleichen Entschiedenheit, wie Goethe, verwerfen. —

Der Schwerpunkt von Goethes Weltanschauung liegt in der Naturphilosophie. Hier ist das gegenständliche Denken Goethes auf das Erfassen der typischen Formen gerichtet, in welchen sich die Idee uns aufschließt. Die Goethesche Naturphilosophie beginnt mit einem „mehr poetisch belebten als wissenschaftlich durchdachten" Hylozoismus (Bruno), trägt in diesen alsdann unter dem Ein-

Digitized by Google

fluſſe Spinozas die Lehre vom Ureinen hinein und gewinnt endlich in der Leibnizſchen Monadenlehre den gemeinſamen metaphyſiſchen Untergrund und das Bindeglied für die beiden Welten der Natur und des Geiſtes. Als Hylozoiſt und erkenntnistheoretiſcher naiver Realiſt, kommt Goethe von der Annahme eines Stoffes nicht los, verſchmilzt jedoch dieſe Annahme, genau wie Schelling, mit einem objektiven Idealismus, wonach die Idee das wirkende und geſtaltende Prinzip des Naturlebens darſtellt, und führt die nähere Anwendung ſeiner allgemeinen Auffaſſung vom Weſen des Naturwirkens vor allem in der Betrachtung des Organismus durch. Goethe iſt Anhänger der alten Entelechienlehre, d. h. der Annahme einer ſogen. Lebenskraft. Er huldigt damit einer teleologiſchen Auffaſſung des Organismus und ſucht vor allem auch die Entwickelung aus einer von innen heraus wirkenden und planvoll ſich betätigenden Geſetzmäßigkeit zu erklären. In allen dieſen Punkten ſteht er in direktem Gegenſatze zum Mechanismus der Naturwiſſenſchaft und modernen ſogen. Naturphiloſophie eines Haeckel und ſeiner Schule, und es iſt nicht genug anzuerkennen, daß Siebeck dieſen Gegenſatz mit voller Entſchiedenheit betont und damit hoffentlich dem törichten Gerede, als ob zwiſchen beiden in dieſer Hinſicht irgendwelche innere Verwandtſchaft beſtände, für alle Zukunft ein Ende gemacht hat.

Genauer nimmt Goethe eine Art Mittelſtellung zwiſchen der aprioriſtiſchen Naturphiloſophie eines Schelling und der induktiven Naturphiloſophie E. v. Hartmanns ein, ſofern er an dem Grundgedanken der intellektuellen Anſchauung zwar feſthält, dieſe letztere jedoch ins Empiriſche umdeutet, ohne damit jedoch den ſpekulativen, d. h. teleologiſchen und metaphyſiſchen Charakter ſeiner Naturanſchauung aufzugeben. „Spekulative Reſultate nach induktiv naturwiſſenſchaftlicher Methode," gerade das iſt es, was auch Goethe bei ſeinen naturphiloſophiſchen Unterſuchungen vorſchwebt, nur daß er dieſes ſchief ausdrückt, wenn er von einem „anſchaulichen Denken" ſpricht und durch den ſpekulativen Charakter ſeiner Zeit dazu verführt wird, die Anſchauung, die im Grunde nur den Ausgang von der Erfahrung bezeichnen kann, mit der intellektuellen Anſchauung eines Spinoza und Schelling zu verwechſeln und zu verſchmelzen, und ihr damit ſelbſt einen ſpekulativen Charakter zuzuſchreiben. Die einzige Ähnlichkeit zwiſchen Goethe und Haeckel beſteht, wie ſchon angedeutet wurde, in der beiderſeitigen Identifikation der Naturwiſſenſchaft mit der

Digitized by Google

Naturphilosophie; aber gerade in diesem Punkte sind beider Ansichten korrekturbedürftig.

Im übrigen treten, wie selbstverständlich, gerade auf naturphilosophischem Gebiete die Vorzüge und Nachteile von Goethes erkenntnistheoretischer Ansicht klar zutage. Ist sein teleologischer Vitalismus und objektiver Idealismus unter die Vorzüge einzureihen, die vor allem der Theorie des Organismus zugute kommen, so hat jene erkenntnistheoretische Ansicht doch zugleich die Mißerfolge seiner physikalischen Arbeiten verschuldet, und rächt sich sein naiver Realismus, der das Anschauliche (Licht) als solches für ein Reales und Letztes hält, seine unkritische Hypostasierung der intellektuellen Anschauung, ganz besonders in der Farbenlehre. Auf der andern Seite ist nicht zu leugnen, daß gerade in Goethes Verwechselung des Physischen mit einem Metaphysischen ein Hauptmotiv der modernen Goetheschwärmerei enthalten liegt, sowie auch in ihr die Hinneigung der heutigen Bewußtseinsphilosophen zu Goethe ihre innerste Begründung findet. Denn auch diese verwechseln den anschaulichen Bewußtseinsinhalt mit dem Ding an sich, das Bewußtsein mit dem Sein, und ihre Metaphysik besteht, ebenso wie bei Goethe, in der naiv realistischen Anerkennung des unmittelbaren Bewußtseinsinhalts als eines Letzten und Realen. —

Was nun weiter Goethes Anschauung über Gott und Welt anbetrifft, so behauptet bekanntlich Goethe die Unerkennbarkeit des ersteren, was ihn übrigens nicht abhält, doch recht viel von ihm auszusagen, so, wenn er sein Wesen als Vernunft bestimmt, seine Alleinheit und Identität mit der Natur behauptet und Gott als ein unpersönliches oder vielmehr überpersönliches Wesen auffaßt, obschon er selbst nach einem menschlich-persönlichem Verhältnisse zu seinem Gott ein entschiedenes Verlangen hatte. Goethe war also nicht der Meinung vieler Heutigen, daß ein solches Verlangen auch einen persönlichen Gott voraussetze, und war hierin jedenfalls philosophischer, als diejenigen, die aus jenem Verlangen einen philosophischen „Beweis“ für die Persönlichkeit Gottes glauben herleiten zu können.

Goethes Versuch, die persönliche Unsterblichkeit vermittelst seiner Entelechienlehre zu begründen, kann nicht anders, als verunglückt bezeichnet werden. Denn abgesehen davon, daß die Entelechie Substanz sein müßte, um unsterblich zu sein, die Annahme einer Substantialität der Individualseele aber mit dem Goetheschen Monismus schlechterdings unvereinbar ist, ist diese ganze Auffassung, wonach die Idee ein Bleibendes, der Vergäng-

Digitized by Google

lichkeit Enthobenes sein und nur der Stoff, worin sie sich darstellt, wechseln soll, nur ein stehengebliebener Rest von platonischem abstrakten Idealismus, in dessen Überwindung gerade die Stärke von Goethes sonstiger Weltanschauung liegt. Daß die Idee als solche die erfahrungsmäßige Lebensform überdauern und zu einer noch vollkommeneren Wirksamkeit und Betätigung gelangen sollte, ist sonach auf Goetheschem Standpunkte ebenso wenig „denkmöglich", wie bei Leibniz, dem Goethe diese ganze Ansicht entnommen hat.

Hinsichtlich seiner Ansicht über die Religion schwankt Goethe zwischen einem naturalistischen Pantheismus und einem christlich gefärbten Theismus, und huldigt in beiderlei Beziehung einem eudämonologischen Optimismus, in dessen Begründung er gleichfalls sich wesentlich an Leibniz anschließt. Das Christentum gilt Goethe als die gegenwärtig höchste, aber keineswegs als die absolute Religion. Seine Stellung zu ihm bleibt sich jedoch auch hier nicht immer gleich und hat es ermöglicht, daß Anhänger wie Gegner des Christentums sich mit ungefähr dem gleichen Recht auf ihn berufen können. Im ganzen gleicht die Stellung Goethes zu dieser Religion etwa derjenigen des heutigen liberalen Protestantismus mit spekulativer Grundlage, der keinen Widerspruch darin findet, sein im übrigen pantheistisches Weltbild durch die Anerkennung Jesu als der höchsten und „einzigartigen" Inkarnation der Gottheit zu krönen. Einer religionsphilosophischen Auffassung, wie z. B. derjenigen Pfleiderers, dürfte Goethe im allgemeinen wohl zugestimmt haben. Für das Dogma dagegen, sowie den kirchlichen Kultus hatte Goethe nicht viel übrig, wie er sich denn bekanntlich auf das schärfste über die „verdammungswürdige Frechheit" ausgesprochen hat, „mit den Geheimnissen, in welchen die göttliche Tiefe des Leidens verborgen liegt, zu spielen, zu tändeln, zu verzieren und nicht eher zu ruhen, bis das Würdigste gemein und abgeschmackt erscheint." —

Was endlich Goethes Stellung zur Ethik, sowie seine allgemeine Lebensanschauung anbetrifft, so findet vor allem der positive Charakter seiner Lebensanschauung, seine Auffassung des Lebens unter dem Gesichtspunkte der Tätigkeit, des Wirkens für andere im Zusammenhange mit dem Faustproblem bei Siebeck eine liebevolle Darstellung. Hier wird die Stellung der Persönlichkeit zur Moral, das Recht der Individualität und ihre Schranken, Goethes Stellung zum Freiheitsproblem, zur Politik, zur sozialen Frage usw. erörtert, worauf ein letztes Kapitel durch eine allgemeine Würdigung von Goethes Weltanschauung die ge-

Digitized by Google

samte Darstellung zum Abschluß bringt. Gerade in diesen zuletzt genannten Gegenständen dürfte das bleibend Wertvolle von Goethes Weltanschauung liegen, wie denn auch Siebeck diesen ethischen Teil mit besonderer Liebe behandelt hat. In allen übrigen Beziehungen dagegen ist Goethes Weltanschauung doch zu sehr nur die Krönung und der Abschluß der Weltanschauung des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts mit seinem gefühlsmäßigen Naturalismus und Pantheismus, seinem unverbunden neben demselben herlaufenden Individualismus, seinem Optimismus und Eudämonismus und seinem ästhetischen Humanismus, als daß man nicht das Stehenbleiben unserer heutigen Gebildeten bei dieser Weltanschauung als einen Rückschritt zu einem durch die Philosophie des 19. Jahrhunderts überwundenen Standpunkt und als Atavismus betrachten müßte. Unsere Zeit ist von zu starken Gegensätzen erfüllt und bedarf zu dringend einer festen, in sich geschlossenen und bestimmten Weltanschauung, um die Errungenschaften unserer germanischen Kultur den Gegnern unserer Rasse gegenüber behaupten zu können, die überall am Werke sind, unsere Eigenart zu zerstören und den Boden unseres Geisteslebens zu unterhöhlen, als daß ein so schillernder, die Gegensätze meist sanft entschuldigender und verhüllender, stets ausgleichender Standpunkt, wie derjenige Goethes, uns wirklich ein Panier und ein schützendes Bollwerk im Kampfe um unsere Kultur zu sein vermöchte. Mag dieser Standpunkt immerhin noch auf lange Zeit die Weltanschauung feiner und hochgestimmter Seelen bleiben, die den eigentlichen Problemen und Härten des Lebens mehr scheu oder begütigend ausweichen, sie zu überwinden streben, so recht geschaffen für Professoren und Schöngeister: für die Erhaltung und Förderung unserer Geistesart leistet selbst ein einseitiger Standpunkt unendlich viel mehr als die olympische Milde, Gelassenheit und vornehme Ausgeglichenheit der Goetheschen Weltanschauung. Das muß endlich einmal gesagt werden in einer Zeit, die unter dem Einflusse des Positivismus und Agnostizismus alles tiefere Interesse für philosophische Prinzipien eingebüßt hat, die ihre innerliche Gleichgültigkeit gegen die Philosophie durch beliebig herausgegriffene Fetzen der Goetheschen Lebensweisheit zu verhüllen liebt und mit der Berufung auf ein Goethesches Zitat glaubt, alles beweisen und widerlegen zu können. Goethe ist keine unfehlbare Autorität, — das auszusprechen ist keine Herabsetzung seiner Person, sondern nur eine Zurückführung seiner kulturellen Bedeutung in ihre rechtmäßigen Schranken. Es ist vielleicht nicht

Digitized by Google

der geringste Wert einer zusammenhängenden Darstellung seiner Weltanschauung, wie sie Siebeck geliefert hat, daß sie uns diese Schranken des Goetheschen Denkens einmal deutlich zum Bewußtsein bringt.

II.

Heinrich Heine.

Von Bernhard Münz.

Heine ist als Dichter ein Denker und als Denker ein Dichter. Letzteres erhellt ganz besonders aus seinem Verhältnisse zu Spinoza. Kaum hat jemand sein Lob schöner und hinreißender gesungen, als Heine, in dem ersten Teile des Buches „Über Deutschland". Bei der Lektüre Spinozas ergreift ihn ein Gefühl wie beim Anblick der großen Natur in ihrer lebendigsten Ruhe. Er gemahnt ihn an einen Wald von himmelhohen Gedanken, deren blühende Wipfel in wogender Bewegung sind, während die unerschütterlichen Baumstämme in der ewigen Erde wurzeln: „Es ist ein gewisser Hauch in den Tiefen des Spinoza, der unerklärlich. Man wird angeweht wie von den Lüften der Zukunft. Der Geist der hebräischen Propheten ruhte vielleicht noch auf ihrem späten Enkel. Dabei ist ein Ernst in ihm, ein selbstbewußter Stolz, eine Gedankengrandezza, die ebenfalls ein Erbteil zu sein scheint; denn Spinoza gehörte zu jenen Märtyrerfamilien, die damals von den allerkatholischesten Königen aus Spanien vertrieben worden." Der Lebenswandel des Philosophen ohne Furcht und Tadel entlockt ihm den Hymnus: „Er war rein und makellos wie das Leben seines göttlichen Vetters, Jesu Christi. Auch wie dieser litt er für seine Lehre, wie dieser trug er die Dornenkrone. Überall, wo ein großer Geist seine Gedanken ausspricht, ist Golgatha." Er gibt im ganzen und großen eine treffende Skizze seiner Lehre und fügt hinzu: „Nur Unverstand und Böswilligkeit konnten ihr das Beiwort ‚atheistisch' beilegen. Keiner hat sich jemals erhabener über die Gottheit ausgesprochen, wie Spinoza. Statt zu sagen, er leugne

Digitized by Google

Gott, könnte man sagen, er leugne den Menschen. Alle endlichen Dinge sind ihm nur Modi der unendlichen Substanz. Alle endlichen Dinge sind in Gott enthalten. Gott ist die unendliche Ursache der Geister und der Leiber."

Der Dichter überwiegt jedoch den Denker, wenn Heine in Spinoza einen Kämpfer für die Emanzipation des von den Juden mit Geringschätzung betrachteten, von den Christen, die auf dieser Bahn noch weiter gingen, gar als etwas Verwerfliches, als das Übel selbst gebrandmarkten Fleisches, für die Rehabilitation der Materie, die Gleichstellung des Körpers mit dem Geiste, begrüßt. Er dichtet auch, wenn er meint, daß Spinozas Gottheit ihr Selbstbewußtsein nicht in dem einzelnen Menschen und durch ihn, sondern in der Gesamtheit der Menschen und durch sie offenbart, so daß jeder Mensch nur einen Teil des Gott-Weltalls auffaßt und darstellt; alle Menschen zusammen aber das ganze All in der Idee und in der Realität auffassen und darstellen werden: „Jedes Volk vielleicht hat die Sendung, einen bestimmten Teil jenes Gott-Weltalls zu erkennen und kundzugeben, eine Reihe von Erscheinungen zu begreifen und eine Reihe von Ideen zur Erscheinung zu bringen, und das Resultat den nachfolgenden Völkern, denen eine ähnliche Sendung obliegt, zu überliefern. Gott ist daher der eigentliche Held der Weltgeschichte, diese ist sein beständiges Denken, sein beständiges Handeln, sein Wort, seine Tat, und von der ganzen Menschheit kann man mit Recht sagen, sie ist eine Inkarnation Gottes!" Aus der Existenz der von Spinoza angenommenen einen und einzigen Substanz, die sich in allen Weltwesen als deren bleibendes Sein kundgeben soll, folgt vielmehr mit unbedingter Notwendigkeit, daß alle Menschen, die Modi der einen göttlichen Substanz, ein und dasselbe Selbstbewußtsein haben. Das ist in der Tat auch die wirkliche und wahre Lehre Spinozas. Er schreckt keineswegs davor zurück, diese Konsequenz seines streng monistischen Denkens zu ziehen, sondern er behauptet, unser Selbstbewußtsein und Freiheitsgefühl sei nichts anderes als das Wissen um unsere Wesenseinheit mit der göttlichen Substanz, die intellektuelle Liebe des Menschen zu Gott und im letzten Grunde nur die Liebe Gottes zu sich selbst. Freilich widersprechen dieser Behauptung die Tatsachen unseres empirischen Selbstbewußtseins laut und mit unwiderstehlicher Gewalt. Die Denk- und Willensakte sind in den verschiedenen selbstbewußten Wesen verschieden, oft diametral entgegengesetzt, und weisen auf alles andere eher hin, als auf ein allen Weltwesen gemeinsames und in allen

Digitized by Google

gleichmäßig wirkendes Selbst. Wenn irgendwo, so gilt in diesem Punkte Herbarts berühmtes Wort: „Soviel Schein, soviel Sein", und man kann getrost behaupten, daß gerade hier auch der sogenannte gesunde Hausverstand mit der philosophischen Spekulation in vollster Übereinstimmung ist.

Sehr richtig sagt Heine: „Es ist eine irrige Meinung, daß diese Religion, der Pantheismus, die Menschen zum Indifferentismus führe. Im Gegenteil, das Bewußtsein seiner Göttlichkeit wird den Menschen auch zur Kundgebung derselben begeistern, und jetzt erst werden die wahren Großtaten des wahren Heroentums diese Erde verherrlichen." Aber wie teuer kommt dies Spinoza zu stehen! Er hebt sich selbst, den Grundbegriff seines Systems auf. Vortrefflich bemerkt Kuno Fischer in seinem glänzenden Buche über Spinoza, daß sein System mit der göttlichen Kausalität beginnt und mit der menschlichen Freiheit endet.

Hier sei erwähnt, daß Heine in dem zweiten Teile des Buches „Über Deutschland", welcher über die romantische Schule handelt, Goethe Indifferentismus zum Vorwurfe macht. Die Naturphilosophie hat Heine den Sinn für die Naturwissenschaft verrammelt, und darum nimmt er dem Altmeister die Beschäftigung mit ihr übel. Er führt seine erstaunliche Vielseitigkeit auf seinen Indifferentismus zurück, welcher ein Resultat seiner pantheistischen Weltansicht sei. Wir müssen lächeln, wenn er seiner Animosität gegen Goethe in den Worten Luft macht: „Es ist leider wahr, wir müssen es eingestehen, nicht selten hat der Pantheismus die Menschen zu Indifferentisten gemacht. Sie dachten: Wenn alles Gott ist, so mag es gleichgültig sein, womit man sich beschäftigt, ob mit Wolken oder mit antiken Gemmen, ob mit Volksliedern oder mit Affenknochen, ob mit Menschen oder mit Komödianten. Aber da ist eben der Irrtum: Alles ist nicht Gott, sondern Gott ist alles; Gott manifestiert sich nicht in gleichem Maße in allen Dingen, er manifestiert sich vielmehr nach verschiedenen Graden in den verschiedenen Dingen, und jedes trägt in sich den Drang, einen höheren Grad der Göttlichkeit zu erlangen; und das ist das große Gesetz des Fortschrittes in der Natur. Die Erkenntnis dieses Gesetzes . . . macht den Pantheismus zu einer Weltansicht, die durchaus nicht zum Indifferentismus führt, sondern zum aufopferungssüchtigsten Fortstreben. Nein, Gott manifestiert sich nicht im gleichen Maße in allen Dingen, wie Wolfgang Goethe glaubte, der dadurch ein Indifferentist wurde und statt mit den höchsten Menschheitsinteressen sich nur mit Kunstspielsachen, Ana-

Digitized by Google

tomie, Farbenlehre, Pflanzenkunde und Wolkenbeobachtungen beschäftigte. Gott manifestiert sich in den Dingen mehr oder minder, er lebt in dieser beständigen Manifestation, Gott ist in der Bewegung, in der Handlung, in der Zeit, sein heiliger Odem weht durch die Blätter der Geschichte, letztere ist das eigentliche Buch Gottes; und das fühlte und ahnte Friedrich Schiller, und er ward ein „rückwärts gekehrter Prophet", und er schrieb den Abfall der Niederlande, den Dreißigjährigen Krieg und die Jungfrau von Orleans und den Tell."

Der Dichter kommt dem Denker aber auch bei der Beurteilung Kants in die Quere. Nach der Würdigung der „alles zermalmenden" Kritik der reinen Vernunft läßt sich Heine vernehmen: „Ihr meint, wir könnten jetzt nach Hause gehen? Beileibe! es wird noch ein Stück aufgeführt. Nach der Tragödie kommt die Farce. Immanuel Kant hat bis hier den unerbittlichen Philosophen traciert, er hat den Himmel gestürmt, er hat die ganze Besatzung über die Klinge springen lassen, der Oberherr der Welt schwimmt unbewiesen in seinem Blute, es gibt jetzt keine Allbarmherzigkeit mehr, keine Vatergüte, keine jenseitige Belohnung für diesseitige Enthaltsamkeit, die Unsterblichkeit der Seele liegt in den letzten Zügen — das röchelt, das stöhnt, — und der alte Lampe steht dabei, mit seinem Regenschirm unterm Arm, als betrübter Zuschauer, und Angstschweiß und Tränen rinnen ihm vom Gesichte. Da erbarmt sich Kant und zeigt, daß er nicht bloß ein großer Philosoph, sondern auch ein guter Mensch ist, und er überlegt, und halb gutmütig und halb ironisch spricht er: ‚Der alte Lampe muß einen Gott haben, sonst kann der arme Mensch nicht glücklich sein — der Mensch soll aber auf der Welt glücklich sein — das sagt die praktische Vernunft — meinetwegen — so mag auch die praktische Vernunft die Existenz Gottes verbürgen.' Infolge dieses Argumentes unterscheidet Kant zwischen der theoretischen Vernunft und der praktischen Vernunft, und mit dieser, wie mit einem Zauberstäbchen, belebt er wieder den Leichnam des Deismus, den die theoretische Vernunft getötet." Dies ist Dichtung, vermengt mit einem Körnchen Wahrheit. Es läßt sich allerdings nicht verkennen, daß die Metaphysik, welche in der Kritik der reinen Vernunft von ihrem Throne gestürzt worden war, durch die Hintertür der praktischen Vernunft sich wieder einschleicht, daß Kant das, was er im Kampfe gegen die bisherige Philosophie niedergerissen hat, auf einem neuen Grunde wieder aufbaut. Aber c'est le ton, qui fait la musique.

Digitized by Google

Man mag über die Wiederbelebung Gottes denken, wie man will, man mag der Ansicht sein, daß sie vor der strengen Kritik nicht Stand hält, daß die von Kant für dieselbe geltend gemachten Gründe nicht stichhaltig sind, daß die Moral auf eigenen Füßen stehen könne und des Daseins Gottes und der Unsterblichkeit der Seele nicht bedürfe; aber es ist über jeden Zweifel erhaben, daß die Rückkehr des für den hehren kategorischen Imperativ erglühenden Philosophen zu Gott nicht kleinlichen, engherzigen, banalen Motiven entspringt, sondern daß es ihm heiliger, feierlicher Ernst mit derselben ist. Sie wurzelt in der Erwägung, daß der Mensch seiner Doppelnatur nach ein Bürger zweier Welten, der sinnlichen Welt der Erscheinungen oder der Natur und der intelligibeln Welt der Freiheit ist, und demgemäß der Pflicht, einzig und allein um der Pflicht willen, nicht genügen kann. Die Tugend in ungetrübter Reinheit und Vollendung ist Heiligkeit, und diese bleibt für uns Menschen in unserem dermaligen Zustande ein schönes Ideal. Nur Tugend mit entsprechender Glückseligkeit ist für uns angemessen. Sie ist unser höchstes Gut. Wer aber, so lautet die Frage Kants, soll und kann dasselbe auch verwirklichen? Wer soll sie begründen, die wundervolle, himmlische Harmonie zwischen den beiden Ordnungen der geistigen und der Sinnenwelt? Und er antwortet: Das kann offenbar „kein selbst zur Welt als deren Teil gehöriges und von ihr abhängiges Wesen", das ja als solches selbst unter der einen oder der anderen dieser Ordnungen steht oder auch, wie der Mensch, unter beiden. Das kann nur ein Wesen, welches nicht die Wirkung, auch nicht die Syntheſe dieser beiden Ordnungen ist, sondern ihre gemeinsame Ursache, Schöpfer, Erhalter, Regent und Richter der Welt. Gott erweist sich demnach nach Kant als ein ebenso unausweichliches Postulat der praktischen Vernunft, wie die menschliche Willensfreiheit und Unsterblichkeit.

Wahr und würdig hat sich über Kant der berühmte Geschichtsschreiber des Materialismus, Friedrich Albert Lange, ausgesprochen: „Die Erhabenheit, mit welcher er den Pflichtbegriff faßte, zündete ein Feuer in jugendfrischen Geistern, und manche Stelle seiner Schriften wirkte in aller Einfalt seines eckigen Ausdruckes berauschend, wie ein Heldengesang, auf die Gemüter, die vom idealen Zug der Zeit ergriffen waren. „Es gibt noch einen Lehrer im Ideal," sagte Kant gegen Schluß der Vernunftkritik, und diesen allein müßten wir den Philosophen nennen. Er selbst ist trotz aller Fehler seiner Deduktionen ein solcher „Lehrer im

Digitized by Google

Ideal" geworden. . . . Die bleibenden Errungenschaften der Kantischen Philosophie liegen in der Kritik der reinen Vernunft, und auch hier nur in wenigen fundamentalen Sätzen; allein eine Philosophie ist nicht nur bedeutend durch diejenigen Bestandteile, welche die Prüfung des Verstandes aushalten und den gesicherten Schätzen menschlicher Erkenntnis zugezählt werden. Schöpfungen einer gewagten und gleichsam unbewußt dichterischen Kombination, welche eine strenge Kritik wieder zerstören muß, können durch ihren Geist und Gehalt eine tiefere und großartigere Wirkung ausüben, als die lichtvollsten Lehrsätze, und die menschliche Kultur kann so wenig die treibende Glut dieser in ihrer Form vergänglichen Offenbarungen entbehren, als den erhellenden Lichtstrahl der Kritik." (II., 61 ff.)

Philosophisch unvermittelt dagegen vollzieht sich bei Heine die Heimkehr zu dem persönlichen Gotte. Daß ihm das System Hegels keine Befriedigung zu gewähren vermag, ist doch wohl kein zureichender Grund, über die Philosophie überhaupt den Stab zu brechen und über den vorhin verhimmelten Spinoza zur Tagesordnung überzugehen, dessen Lehre ihm aus der Seele gesprochen war; wie aus einem seiner — nebenbei bemerkt, die Philosophie höchst stiefmütterlich behandelnden — Gedankensplitter über „Religion und Philosophie" erhellt, der nichts weniger, als gedankentief, lautet: „Der Gedanke der Persönlichkeit Gottes als Geist ist ebenso absurd, wie der rohe Anthropomorphismus, denn die geistigen Attribute bedeuten nichts und sind lächerlich ohne die körperlichen." Freilich erscheint ihm Spinoza im Nachworte zum „Romancero" in einem neuen, ganz veränderten Lichte. Er macht plötzlich die Entdeckung: „Der Gott der Pantheisten, dies arme träumerische Wesen, ist mit der Welt verwebt und verwachsen, gleichsam in ihr eingekerkert, und gähnt dich an, willenlos und ohnmächtig. Um einen Willen zu haben, muß man eine Person sein, und, um ihn zu manifestieren, muß man die Ellbogen frei haben." Heine übersieht dabei, daß die Willensfreiheit beileibe nicht im Sinne der Willkür, etwa der Verrichtung von Wundern zu fassen ist, daß der Wille die Macht Gottes keineswegs von der notwendigen Ordnung der Dinge entbindet. Spinoza erwiderte seinen Gegnern, welche den Standpunkt einnahmen, die Vollkommenheit Gottes erfordere, daß ihm gegenüber die Dinge gar keine Notwendigkeit *haben*, treffend, daß Gott unvollkommen, unbeständig und wandel*bar wäre*, wenn sein Beschluß erst mit und in der Zeit zustande *kommen würde*. Also ist der göttliche Beschluß ewig, in der

Digitized by Google

Ewigkeit aber gibt es keine Unterschiede der Zeit; es ist daher unmöglich, daß der göttliche Beschluß sich jemals ändert, oder jemals aufhört, zu sein. Dies würde seiner Ewigkeit widerstreiten, demnach ist der göttliche Beschluß unabänderlich. Ebenso unabänderlich ist, was vermöge dieses Beschlusses geschieht. Ein anderer Beschluß ist ein anderer Wille, also ein anderes Wesen Gottes; ein Gott, der ebensogut dieses, als jenes, beschließen, ebenso gut diese, als eine andere Ordnung der Dinge, wollen kann, ist ein Gott, welcher sein Wesen verändert, mit anderen Worten ein Gott, der nicht ist, was er ist. Es leuchtet also ein, daß die durch Gott gewollte Ordnung der Dinge ebenso notwendig und unabänderlich ist, als die durch ihn nach der inneren Notwendigkeit seines Wesens bewirkte. Der Wille Gottes kann an der Notwendigkeit der Dinge nichts ändern.

Wenn Heine ferner findet, daß Spinozas Gott im Grunde gar kein Gott ist, wie denn überhaupt die Pantheisten eigentlich nur verschämte Atheisten sind, die sich weniger vor der Sache, als vor dem Schatten, den sie an die Wand wirft, vor dem Namen fürchten, so stelle ich ihm Goethe gegenüber, dessen Äußerungen über Spinoza auf einen entgegengesetzten Grundton gestimmt sind. Er schreibt am 9. Juni 1785 nach dem Empfange der „Briefe über die Lehre Spinozas" an Jacobi: „Du erkennst die höchste Realität an, welche der Grund des ganzen Spinozismus ist, worauf alles übrige ruht, woraus alles übrige fließt. Er beweist nicht das Dasein Gottes, das Dasein ist Gott. Und wenn ihn andere deshalb Atheum schelten, so möchte ich ihn Theissimum und Christianissimum (!) nennen und preisen." Im nächsten Briefe vom 21. Oktober schreibt er ihm: „Daß ich über Dein Büchlein nicht mehr geschrieben, verzeih'! Ich mag weder vornehm noch gleichgültig scheinen, Du weißt, daß ich über die Sache selbst nicht Deiner Meinung bin. Daß mir Spinozismus und Atheismus zweierlei ist." Noch deutlicher und kälter ist der Brief vom 5. Mai 1786: „Dein Büchlein habe ich mit Anteil gelesen, nicht mit Freude. . . . Wie weit wir von einander abstehen, habe ich erst recht wieder aus dem Büchlein selbst gesehen. Ich halte mich fest und fester an die Gottesverehrung des Atheisten und überlasse euch alles, was ihr Religion heißt und heißen müßt. Wenn Du sagst, man könne an Gott nur glauben . . ., so sage ich Dir, ich halte viel aufs Schauen."

Es muß hier noch ein Moment in Betracht gezogen werden, an welchem die landläufigen Klassifizierungen des Spinozismus

Digitized by Google

ſcheitern. Spinoza bekennt, den Kantiſchen Kritizismus gewiſſermaßen vorwegnehmend, ausdrücklich, daß wir nur zwei Attribute der abſoluten Subſtanz, das Denken und die Ausdehnung, erkennen; Gott habe aber noch zahlreiche andere Attribute, die für uns in undurchdringliches Dunkel gehüllt ſind: Non dico, me deum omnino cognoscere, sed me quaedam ejus attributa, non autem omnia, neque maximam intelligere partem.

So ſind die ſachlichen Gründe, welche Heines Abfall von der Philoſophie veranlaßt haben, eigentlich gar nicht ernſt zu nehmen. Den Ausſchlag dürfte die leibliche Veränderung, die mit ihm vor ſich gegangen war, gegeben haben. Des armen, gebrochenen, jahrelang mit dem Tode ringenden, unter qualvollen Schmerzen ſich wie ein Wurm windenden Dichters bemächtigte ſich himmliſches Heimweh. Wie ergreifend klagte er doch inmitten ſeines parodierenden Übermutes in dem Nachworte zum „Romancero“: „Exiſtiere ich wirklich noch? Mein Leib iſt ſo ſehr in die Krümpe gegangen, daß ſchier nichts übrig geblieben als die Stimme, und mein Bett mahnt mich an das tönende Grab des Zauberers Merlinus, welches ſich im Walde Brozeliand in der Bretagne befindet, unter hohen Eichen, deren Wipfel wie grüne Flammen gen Himmel lodern. Ach, um dieſe Bäume und ihr friſches Wehen beneide ich Dich, Kollege Merlinus, denn kein grünes Blatt rauſcht herein in meine Matratzengruft zu Paris, wo ich früh und ſpät nur Wagengeraſſel, Gehämmer, Gekeife und Klaviergeklimper vernehme. Ein Grab ohne Ruhe, der Tod ohne die Privilegien der Verſtorbenen. . . . Das iſt ein trauriger Zuſtand.“ In dieſem jammervollen Zuſtande liegt der Schlüſſel zu ſeiner geiſtigen Veränderung. Wenn man auf dem Sterbebette liegt, wird man ſehr empfindſam und weichſelig und möchte Frieden machen mit Gott und der Welt. Der Umſchwung ward ihm erleichtert durch das Wiederſehen eines alten trauten Bekannten, dem er einſt, ein formenſchönheitstrunkener, genußſeliger, ſeine Hände nach den goldenen Früchten des grünen Lebensbaumes ausſtreckender und nach Kalokagathie, ſchöner Sittlichkeit lechzender Hellene, bei aller Verehrung und Bewunderung für ihn kühl bis ans Herz gegenüberſtand, weil er in dem irrigen Glauben befangen war, daß er der Asketik fröhne. Der Bekannte war ein Buch, „groß und weit wie die Welt, wurzelnd in den Abgrund der Schöpfung und hinaufragend in die blauen Geheimniſſe des Himmels“ — „ein altes, ſchlichtes Buch, beſcheiden, wie die Natur, auch natürlich, wie dieſe; ein Buch, das werkeltäglich und anſpruchs-

Digitized by Google

los aussieht, wie die Sonne, die uns wärmt, wie das Brot, das uns nährt; ein Buch, das so traulich, so segnend gütig uns anblickt, wie eine alte Großmutter, die auch täglich in dem Buche liest, mit den lieben, bebenden Lippen und mit der Brille auf der Nase, — und dieses Buch heißt auch kurzweg das Buch, die Bibel. Mit Fug nennt man diese auch die heilige Schrift; wer seinen Gott verloren hat, der kann ihn in diesem Buche wiederfinden, und wer ihn nie gekannt, dem weht hier entgegen der Odem des göttlichen Wortes."

Ich habe es als einen Irrtum bezeichnet, daß das Judentum den Leib als etwas Geringes, als eine armselige Hülle des heiligen Hauches, des Geistes achtet, und nur auf die Pflege des letzteren bedacht ist. Ich berufe mich hierfür darauf, daß im Vordergrunde jeder Betrachtung über die Natur der Gedanke steht, daß sie die Schöpfung Gottes, „seiner Hände Werk" ist. Als solches ist sie für die Menschen ein würdiger Gegenstand der Freude. Die Propheten, das Buch Hiob und die Psalmen sind reich an herrlichen Naturschilderungen. Durch zahlreiche Naturbilder verdeutlichen sie die religiös sittlichen Begriffe und ziehen die verschiedensten Gegenstände zu den kühnsten Vergleichen für Gottes Wesen und Walten heran.

Auch die Schönheit gilt dem Judentum als göttliche Schöpfung, also als gottgewollte Eigenschaft der Dinge und der Person. Von Rabbi Simon ben Gamliel wird erzählt, daß er, ergriffen von der außerordentlichen Schönheit eines heidnischen Weibes, das er auf den Stufen des Tempelberges sah, in den Ruf des Psalmisten ausbrach: „Wie groß sind deine Werke, Ewiger, sie alle hast du mit Weisheit gebildet" (Abodah sarah, 20a).

Aber auch die irdischen Genüsse gelten nicht bloß als erlaubt, sondern als integrierende Teile eines völlig gesunden Lebens. Da Gott dem Menschen das Leben gegeben hat, so will er auch, daß er sich des Lebens freue. Sogar Koheleth, dessen pessimistische Anschauung ätzende Lauge des Spottes über die Welt ausgießt, mahnt zum Lebensgenusse, ehe das Greisenalter mit seinen Mühsalen und Beschwerden hereinbricht: „Freue dich, Jüngling, in deiner Jugend, und laff' dein Herz guter Dinge sein in deinen Jünglingstagen, und wandle, wohin es dein Herz zieht, und nach dem, was deine Augen schauen" (11, 9). Der Psalmist besingt den Wein, der das Menschenherz erfreut. „Jedermann unter seinem Weinstocke und jeder unter seinem Feigenbaume" und „Die Kinder um den Familientisch gereiht wie die Ölbäume" — dies

Digitized by Google

ist das idyllische Ideal des Propheten. Die Wertschätzung des Weines geht am deutlichsten aus der Vergleichung des Gottesreiches mit dem Weinstocke hervor, an dem die Rebe Israel reift (Ps. 80, 9; Jes. 3, 14; Jer. 2, 21).

Das Spruchbuch preist das Glück der ehelichen Minne mit den Worten: „Erfreue dich an dem Weibe deiner Jugend. Die Hindin der Liebe und Gazelle der Anmut — ihre Brüste mögen dich allezeit tränken, befasse dich mit ihrer Liebe immerdar“ (5, 18, 19). Selbst Koheleth predigt: „Genieße das Leben mit einem Weibe, das du lieb hast, alle Tage deines eitlen Lebens hindurch, die er dir gegeben hat unter der Sonne“ (9, 9). Im Deuterojesaja dient das Liebesverhältnis zwischen Brautleuten zur Versinnbildlichung des Liebesverhältnisses zwischen Jahve und der neuen Zionsgemeinde, die nach ihrem Abfalle wieder Gnade bei ihm gefunden hat: „Wie sich der Bräutigam an der Braut ergötzt, so wird sich dein Gott an dir ergötzen“ (62, 5).

Größere Festlichkeiten, die mit einem Trinkgelage verbunden waren, wurden zur Feier freudiger Ereignisse veranstaltet, so bei der Ankunft lieber Freunde oder vornehmer Gäste, bei Hochzeitsfeierlichkeiten, bei der Entwöhnung der Kinder, bei der Vollendung eines Hauses, anläßlich der Ernte, der Schafschur und Weinlese. Zecher bekränzten schon in alten Zeiten ihr Haupt mit Blumengewinden, (Jes. 28, 1) und Parfüm mannigfacher Art wogte durch die Räume, in denen die Gelage abgehalten wurden (Ps. 23, 5). Auch Scherz, Spiel, Tanz und Wettlauf sind der jüdischen Lebensführung nicht fremd.

Nicht Unterdrückung des Sinnlichen, sondern innige Durchdringung des Seelischen und Körperlichen, eine Durchdringung, die bei aller Überordnung des Geistes doch auch eine volle, blühende Entfaltung des Leibes gestattet, drückt dem Judentum das Gepräge auf. Die Natur — sowohl im physikalischen Sinne, als auch im Sinne der natürlichen Triebe und Neigungen des Menschen — wird, mit den Aufgaben der Sittlichkeit verflochten, in deren Dienst gestellt und so in das Reich der Idee emporgehoben. Gesundheit und Rüstigkeit, Genußfähigkeit und Arbeitsfreudigkeit bilden die Elemente des natürlichen Organismus, in welchem die Seele der Sittlichkeit als leitende Kraft webt und waltet.

Es ist und bleibt merkwürdig, daß Heine sich an der Hand der Bibel nicht zu dieser Erkenntnis emporgerungen hat. Doch hat sie ihm die Augen über Moses und die durch ihn ins Rollen gebrachte jüdische Volksseele geöffnet. Er läßt sich in den „Ge-

Digitized by Google

ständnissen" über beide in markigen, wuchtigen Worten vernehmen: „Ich hatte Moses früher nicht sonderlich geliebt, wahrscheinlich weil der hellenische Geist in mir vorwaltend war, und ich dem Gesetzgeber der Juden seinen Haß gegen alle Bildlichkeit, gegen die Plastik nicht verzieh. Ich sah nicht, daß Moses trotz seiner Befeindung der Kunst, dennoch selber ein großer Künstler war und den wahren Künstlergeist besaß. Nur war dieser Künstlergeist bei ihm, wie bei seinen ägyptischen Landsleuten, nur auf das Kolossale und Unverwüstliche gerichtet. Aber nicht, wie diese Ägypter, formierte er seine Kunstwerke aus Backstein und Granit, sondern er baute Menschenpyramiden, er meißelte Menschenobelisken, er nahm einen armen Hirtenstamm und schuf daraus ein Volk, das ebenfalls den Jahrhunderten trotzen sollte, ein großes, ewiges, heiliges Volk, ein Volk Gottes, das allen anderen Völkern als Muster, ja der ganzen Menschheit als Prototyp dienen konnte: er schuf Israel! Mit größerem Rechte, als der römische Dichter, darf jener Künstler, der Sohn Amrams und der Hebamme Jochebed, sich rühmen, ein Monument errichtet zu haben, das alle Bildungen aus Erz überdauern wird!"

„Wie über den Werkmeister, habe ich auch über das Werk, die Juden, nie mit hinlänglicher Ehrfurcht gesprochen, und zwar gewiß wieder meines hellenischen Naturells wegen, dem der judäische Asketismus zuwider war. Meine Vorliebe für Hellas hat seitdem abgenommen. Ich sehe jetzt, die Griechen waren nur schöne Jünglinge, die Juden aber waren immer Männer, gewaltige, unbeugsame Männer, nicht bloß ehemals, sondern bis auf den heutigen Tag, trotz achtzehn Jahrhunderte der Verfolgung und des Elends. Ich habe sie seitdem besser würdigen gelernt, und wenn nicht jeder Geburtsstolz bei den Kämpen der Revolution und ihrer demokratischen Prinzipien ein närrischer Widerspruch wäre, so könnte der Schreiber dieser Blätter stolz darauf sein, daß seine Ahnen dem edlen Hause Israel angehörten, daß er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben." Und er löscht seine hellenische Vergangenheit aus, indem er schreibt: „Gutsein ist besser, denn Schönheit."

Man kann unsere Zeit nicht eindringlich genug auf Heines völkerpsychologische Betrachtung des Judentums verweisen, die in folgender Ausführung gipfelt: „Judäa erschien mir immer wie ein Stück Okzident, das sich mitten in den Orient verloren. In

Digitized by Google

der Tat, mit seinem spiritualistischen Glauben, seinen strengen, keuschen, sogar asketischen Sitten, kurz mit seiner abstrakten Innerlichkeit bildete dieses Land und sein Volk immer den sonderbarsten Gegensatz zu den Nachbarländern und Nachbarvölkern, die, den üppigbuntesten und brünstigsten Naturkulten huldigend, im bacchantischen Sinnenjubel ihr Dasein verluderten. Israel saß fromm unter seinem Feigenbaum und sang das Lob des unsichtbaren Gottes und übte Tugend und Gerechtigkeit, während in den Tempeln von Babel, Ninive, Sidon und Tyrus jene blutigen und unzüchtigen Orgien gefeiert wurden, ob deren Beschreibung uns noch jetzt das Haar sich sträubt! Bedenkt man diese Umgebung, so kann man die frühe Größe Israels nicht genug bewundern. Von der Freiheitsliebe Israels, während nicht bloß in seiner Umgebung, sondern bei allen Völkern des Altertums, sogar bei den philosophischen Griechen, die Sklaverei justifiziert war und in Blüte stand, will ich gar nicht reden. Es gibt wahrhaftig keinen Sozialisten, der terroristischer wäre, als unser Herr und Heiland, und bereits Moses war ein solcher Sozialist, obgleich er als ein praktischer Mann bestehende Gebräuche, namentlich in Bezug auf das Eigentum, nur umzumodeln suchte. Ja, statt mit dem Unmöglichen zu ringen, statt die Abschaffung des Eigentums tollköpfig zu dekretieren, erstrebte Moses nur die Moralisation desselben, er suchte das Eigentum in Einklang zu bringen mit der Sittlichkeit, mit dem wahren Vernunftrechte, und Solches bewirkte er durch die Einführung des Jubeljahres, in dem jedes alienierte Erbgut, welches bei einem ackerbauenden Volke immer Grundbesitz war, an den ursprünglichen Eigentümer zurückfiel, gleichviel, in welcher Weise dasselbe veräußert worden. Diese Institution bildete den entschiedensten Gegensatz zu der „Verjährung" bei den Römern, bei denen nach Ablauf einer gewissen Zeit der faktische Besitzer eines Gutes von dem legitimen Eigentümer nicht mehr zur Rückgabe gezwungen werden kann, wenn letzterer nicht zu beweisen vermag, während jener Zeit eine solche Restitution in gehöriger Form begehrt zu haben. Diese letzte Bedrängnis ließ der Chikane offenes Feld, zumal in einem Staate, wo Despotismus und Jurisprudenz blühten und dem ungerechten Besitzer alle Mittel der Abschreckung, besonders dem Armen gegenüber, der die Streitkosten nicht erschwingen kann, zu Gebote stehen . . . Moses wollte nicht das Eigentum abschaffen, er wollte vielmehr, daß jeder dessen besäße, damit niemand durch Armut ein Knecht mit knechtischer Gesinnung sei. Freiheit war

Digitized by Google

immer des großen Emanzipators letzter Gedanke, und dies atmet und flammt in allen seinen Gesetzen, die den Pauperismus betreffen. Die Sklaverei selbst haßte er über alle Maßen, schier ingrimmig; aber auch diese Unmenschlichkeit konnte er nicht ganz vernichten, sie wurzelte noch zu sehr im Leben jener Urzeit, und er mußte sich darauf beschränken, das Schicksal der Sklaven gesetzlich zu mildern, den Loskauf zu erleichtern und die Dienstzeit zu beschränken. Wollte aber ein Sklave, den das Gesetz endlich befreite, durchaus nicht das Haus des Herrn verlassen, so befahl Moses, daß der unverbesserliche, servile Lump mit dem Ohr an den Türpfosten des herrschaftlichen Hauses angenagelt würde, und nach dieser schimpflichen Ausstellung war er verdammt, auf Lebenszeit zu dienen."

So lange Heine dachte, hat er über die Sittlichkeit nachgedacht. Er wünschte, daß wir ein anderes Wort zur Bezeichnung dessen besäßen, was wir jetzt Sittlichkeit nennen. „Wir könnten sonst," sagt er in der Denkschrift über Ludwig Börne, „verleitet werden, die Sittlichkeit als ein Produkt der Sitte zu betrachten. Die romanischen Völker sind in demselben Falle, indem ihr morale von mores abgeleitet worden. Aber wahre Sittlichkeit ist . . . von den Sitten eines Volkes unabhängig. Letztere sind Erzeugnisse des Klimas, der Geschichte. Es gibt daher eine indische, eine chinesische, eine christliche Sitte, aber es gibt nur eine einzige, nämlich eine menschliche Sittlichkeit." Sehen wir indes genauer zu, so ist alle Sitte im allgemeinen Sinne wirklich sittlich, weil sie ein organisches Entwickelungsprodukt darstellt, welches eine soziale Vereinigung der Menschen voraussetzt. Sie ist etwas von der Willkür des Einzelnen Unabhängiges, etwas Festes, Gewohntes, Geregeltes, eine Norm und Form des Handelns; sie schlingt ein geistiges Band um die Menschen, sie schließt die einzelnen zu einer Gesamtheit zusammen, sie gründet das Allgemeine und Objektive im Menschen und darum bildet sie den eigentlichen Anfang und Übergang aus dem noch nicht Sittlichen zum Sittlichen, da in ihr die formale Seite des Ethischen gegeben ist. Das isolierte Individuum der über den sogenannten Naturzustand spekulierenden Philosophen ist lediglich ein totes, nirgends in der Wirklichkeit anzutreffendes Abstraktum. Die letzten Gründe und Faktoren der Sitte sind, wie Thomas Achelis in seiner „Ethik" sagt, die unmittelbaren, natürlichen, das heißt durch eine bestimmte Organisationsstufe bedingten Beziehungen der Glieder irgend eines sozialen Ver-

Digitized by Google

bandes zu einander, welche ihrerseits wieder mit der psychischen Eigenart dieser Stammesgenossen zusammenhängen. Deshalb ist auch alle Sitte nur von diesem sozialethischen Standpunkte aus zu verstehen und sittlich, respektive unsittlich die Übereinstimmung, respektive der Widerspruch des Einzelnen mit dem Typus der jeweiligen Organisation. Die Sitte ist daher, gleich den anderen objektiven Erscheinungen des psychischen Lebens, nicht nur ein Regulator unseres sittlichen Handelns, sondern auch eine unmittelbare Vorstufe zu der Erfüllung der letzten und höchsten Ideale: der Verwirklichung der sittlichen Ideen, welche erst der geistigen Gemeinschaft der Menschen den rechten Halt und Zusammenhang geben.

Heine hat aber auch außer acht gelassen, daß die Sitte in einem sittlichen Gefühle wurzelt. Dem Menschen kommt von Haus aus und ursprünglich, nach der Natur seiner psychischen Beschaffenheit, die Fähigkeit und Notwendigkeit zu, jede eigene oder fremde menschliche Handlung, begleitet von einem bestimmten Gefühle der Zustimmung oder Abneigung, wahrzunehmen. Diese Gefühle nun werden zu Antrieben von Handlungen. Die Natur der Gefühle bringt es mit sich, daß sie entweder unmittelbar in Bewegungen übergehen oder Begehrungen hervorrufen, welche Ursachen von Handlungen werden. Die ursprünglichen und unmittelbaren Zustände der Seele bei der Wahrnehmung gegebener Verhältnisse reflektieren also in gewissen Tätigkeiten und gewinnen darin einen bestimmten objektiven Ausdruck. Im Anfang ist die Tat. Das sittliche Bewußtsein ist nur praktisches Bewußtsein; man weiß um den Grund und das Gesetz desselben ebensowenig, als man vom Ursprunge der Sprache und von den logischen oder psychologischen Gesetzen des Denkens weiß, obwohl man spricht und denkt. Das sittliche Gefühl ist der letzte, unbewußte Grund der Tat; aus der Tat aber folgt Bewußtsein. Sie ist das Mittel für spätere Zeiten, die sittlichen Gründe in seinem eigenen Innern zu erkennen, die Gefühle zu apperzipieren. So wird also das Sittliche durch die Sitte geschaffen, das heißt zu einem Inhalt und zum Bewußtsein gebracht oder wenigstens fixiert. Zwar ist das sittliche Gefühl das Ursprüngliche, das Treibende, welches die Sitte erzeugt; aber nur durch die Handlung, die es nach psychologischen Gesetzen hervorruft, wird das Gefühl erst erkannt, festgehalten. Die Tat ist das Mittel zur Gestaltung, und darum auch zur Apperzeption dessen, was der sittliche Trieb und Keim im Menschen ist.

Digitized by Google

Der psychologische Prozeß ist in den unzähligen verschiedenen Sitten der gleiche, er durchläuft aber nicht überall gleich viele Stadien der Entwickelung, indem die tatsächlichen Vorgänge und die aus ihnen stammenden Gebilde verschieden sind; diese sind dann zuweilen so niedrig, daß die Rückwirkung auf die inneren Vorgänge und damit der Fortschritt ausbleibt.

Nach alledem ist Heine als Denker nur cum grano salis zu nehmen.

Alfred Kubin, ein Künstlerphilosoph.*)

Von Hanns Holzschuher, München.

Es ist vielleicht ein bedeutsames Zeichen unserer Tage, daß aus ihr heraus ein Künstlerphilosoph wie Alfred Kubin entstehen konnte, bei dessen Werken sich vielen wohl eine Erinnerung an Goyas Blätter aufdrängt; an Goya, den schärfsten Zeichnersatiriker, den nur jene Zeit hervorbringen konnte, in der alles Alte im Sterben lag, eine Zeit in der die Aufklärung siegenden Schrittes, wie eine neue Morgenröte, kam, da die alte kirchlich-ritterliche Kultur im Sterben lag; eine Zeit, die Goya zu dem machte — was er in seiner Kunst wurde, „zum Nihilisten und Agitator, zum Empörer, der der Majestät ins Gesicht spuckt, der sich in rasender Wut auf Könige, Priester und Magnaten stürzt, der in schrillen Trompetenstößen das Signal zur Errichtung der Guillotinen gab — dessen Freiheitsdrang alle Wände der Gesellschaft sprengte".

Wie Goya so als Eigener aus seiner Zeit entstand, wurde Alfred Kubin aus seiner eigensten Weltanschauung der

*) Bei Hans von Weber, Schellingstraße 37/VI., München, erschien eine Mappe mit 15 originalgetr. Faksimiledrucken, 37 × 44 cm, auf Büttenpapier, nach Blättern von Alfred Kubin.

Preis 20 Mk.; Luxusausgabe (Japan; 100 Exemplare, numeriert und vom Künstler signiert) 35 Mk.

Digitized by Google

Künstlerphilosoph, den wir heut in ihm besitzen, wurde zum krassen, pessimistischsten Karikaturisten unserer Zeit und ihrer Auswüchse. Schärfste, giftigste Epigramme auf die Zustände im Staat, Kirche, auf Leben, Liebe und Tod, auf Ruhm und Ehren, sind Kubins Werke. Sein Pessimismus, seine bittere Ironie entwickelte sich schon in frühester Jugend, als er noch keine Gelegenheit hatte, Goyas oder wer weiß welche Werke man gerne möchte, auf sich wirken zu lassen oder in sich aufzunehmen. Ja, seine frühesten Arbeiten, fast noch des Knaben Versuche, zeigen schon die tiefe, philosophisch-pessimistische Lebensauffassung. Kubin ist ein Eigener! Das muß man ganz besonders betonen; sucht man ja doch heute mit Bedacht im Vergleichen und Kritisieren möglichst jede Eigenart eines jungen Künstlers totzuschreiben und zu beweisen, daß er ja doch nur in anderen wurzelt, aus anderen wächst und sich aufbaut.

Nicht um Kubin, nach beliebter Manier, wie ein Mineral in die zugehörige Schublade, wie eine Blume in die so und so vielte Klasse des Systems einzureihen, — was schadets, wenn man die Schönheit und den Duft vergißt, was schadets, wenn man des Künstlers Individualität totschlägt, behält nur das System Recht, besteht nur die Schablone, ist nur die Statistik möglichst exakt, — nicht aus solchem Grunde nannte ich Goya, nein, nur um an diesem „Brennpunkt seiner Zeit" für Kubins Persönlichkeit und Eigenart einen bekannten Maßstab zu geben.

Kubin ist ein Eigener! Er gibt uns in seinen Blättern etwas Größeres, Gewaltigeres, als so unendlich viel andere, er gibt uns eigene Gedanken und bildet uns seine tiefschmerzliche Lebensauffassung. Seine Blätter wirken auf uns, wie eigene schwere Traumgebilde, wie Halluzinationen trüber Stunden und Tage; wir haben ähnliches gefühlt und geahnt — Kubin hält diese Gedanken fest, und zwingt uns in verblüffend ruhiger Objektivität all die Nichtigkeiten, Brutalitäten, das Gewaltsame des Lebens vor Augen. Und was er vor anderen Künstlerphilosophen voraus hat, was jeden sofort für ihn einnimmt, ist das: er weiß nichts von Pose. Da sind wir im Innersten seiner Kunst. Kubin weiß und will nichts wissen von „schöner" Komposition und „prächtiger" Wirkung, und hört man dennoch den einen oder den anderen so reden über Lichtwirkungen, Raumverteilung und wer weiß was, so ist das ein Verkennen des Künstlers, ein Nichtverstehen des Wahrsten in seiner Kunst, des *unbewußten* Gebens. Kubin zeichnet um des Gedankens willen, er *geht nicht* betteln und suchen um einen Vorwurf, um ein

Digitized by Google

Motiv, er schafft sich nicht Gedanken zu seinem zeichnerischen Können, zu seinem Handwerk, wie andere, — seine Technik ward ihm das einzige Ausdrucksmittel seiner Gedanken, und wuchs so aus ihm und wurde ihm Sprache, und deshalb wirken seine Blätter so mächtig!

Auf den ersten Blick will uns seine Manier, die nur in Hell und Dunkel, selten in schwachen Farbenabtönungen, die gewaltigen Wirkungen seiner Arbeiten erzielt, vielleicht etwas hart erscheinen; bald aber werden wir überzeugt sein, so und nicht anders darf der Künstler zu uns reden, nur so kann er die ganze Wucht seiner Gedanken empfinden lassen.

Wie so alle äußeren, scheinbaren Wirkungen unbewußt, im wahren tiefsten Sinne aller Kunst, entstehen, wie Kubin auf alle Äußerlichkeiten der Technik in Komposition und Aufbau verzichtet, so entbehrt er auch alle der hergebrachten Mätzchen und Gewohnheiten. Nicht die obligaten ärmlichsten Attribute und Symbole, ohne die so selten ein Künstler fertig wird, braucht er, um Größe, Macht, Königtum usw. vorzustellen. Bei ihm braucht der König nicht notgedrungen Krone und Thron, seine Gerechtigkeit nicht Schwert, Wage und die Binde um die Augen, sein Tod nicht die Sense; er drückt das, was er sagen will, ohne alles Bei- und Hilfswerk mit so schlagender Gewalt aus, ich möchte sagen, mit so unbewußtem Raffinement, daß man, bringt man ihm und seiner pessimistischen, zuweilen ironischen Auffassung überhaupt Verständnis entgegen, verblüfft dasteht, vor so viel gewaltiger Größe seiner einfachsten Ausdrucksmittel, vor seinem phrasenlosen Können. Ja, zuweilen jongliert er sogar sarkastisch mit den althergebrachten Zutaten der Begriffe, gibt ihnen, scheinbar überlegen lächelnd, andere Bedeutung und läßt den Beschauer staunen über die eigene Erkenntnis des Neuen, die er selbst so spielend leicht und unbewußt gab.

Man wird keine übertriebene Behauptung aufstellen, wenn man sagt, Kubin gibt in seinen Blättern den menschenmöglichen Ausdruck des einfachsten Begriffes, — was uns nur möglich ist mit langen Sätzen und Reden, wieder nur mit Bildern, Vergleichen und Beispielen auszudrücken, ist er imstande, in Einem zu illustrieren, uns klar und verständlich zu geben.

So tragen auch die meisten seiner Arbeiten Titel, die unendlichen Spielraum der Phantasie gewähren, die er aber, allerdings in meist pessimistischer oder ironischer, verachtender Form, so prägnant in Einem zu fassen versteht, daß es anfänglich oft

Digitized by Google

schwer erscheint, aus all dem Wirrwarr unserer Gedanken heraus in das Einfachste zu folgen.

So sind Kubins Blätter: Des Menschen Schicksal, Macht, Glück und Unglück, Vergangenheit, Wozu leben wir eigentlich? Freiheit, Schuld, Krieg, Hunger ꝛc. von wahrhaft gewaltiger Bedeutung und zwingen uns haltlos in ihren Bann.

Wie ja bei allen Karikaturisten das althergebrachte Ideal in steter Verzerrung erscheint, so wird natürlich auch bei Kubin Liebe, Religion, Gottesfurcht, Moral usw. in seinen Blättern zu ironisch perverser Offenbarung seiner tieftragischen Lebensauffassung, das Qual- und Schreckensvolle des Lebens zum schärfsten Extrem.

Es würde zu weit führen, mehrere seiner Blätter und Ideen inhaltlich hier anzugeben. Ich will mich auf zwei seiner Werke: Hungersnot und Freiheit, mit die besten seiner Arbeiten, beschränken.

Auf unendlich weitem, öden Felde, das am Horizont von toten Bergen begrenzt ist, jagt auf schnaubendem Renner, der vorn noch schreckhafte Pferdegestalt, hinten schon Skelett ist, ein kopfloser, gespenstischer Reiter dahin. Der drückt mit plumpen Beinen die Sporen dem Roß scharf in die Flanken, sein zerfetzter Mantel flattert im eisigen Winde, auf der weit vorgestreckten langen Lanze haftet der grausige Kopf des wilden Reiters, durchfurcht von den gierigen Zügen des Hungers und der entfesselten blöden Bestie, — der Gedanke des Hungers dem fliegenden Reiter voraus. Jeder Strich in diesem Blatt sagt hier: Hunger und Not.

„Freiheit“: in bittrer Ironie verhöhnt der Künstler den Begriff des Wortes. Auf schneebedeckter eisiger Felsenhöhe wächst ein einsames Kreuz aus dem harten Boden, mit starken Ketten, Gewichten und mit dem Anker der Hoffnung (welch herber Sarkasmus) an die tote mitleidlose Erde gefesselt. Das Kreuz trägt am oberen Ende menschlichen Kopf mit verzerrten Zügen, ohnmächtige Verachtung und Wut, Hohn und Spott in den Augen — und doch besiegt und unerlöst! Der Querbalken endigt in menschlichen Armen, die in der Mitte gebrochen, noch im Tode mit verkrampften Händen das Leben suchen. Der Mensch, gefesselt an die bewußtlose harte Welt, aufgewachsen im Kreuz der Gotteshoffnung auf einsamer, wilder, toter Höhe, verlassen und ohnmächtig, geschlagen, vernichtet, verhöhnt durch Leben und Schicksal — des Menschen „Freiheit“.

So geht Kubins gedankenreichste Kunst durch das ganze Menschenleben, löst uns alle Fragen und Probleme in der

Digitized by Google

pessimistischen Auffassung des Künstlers in tiefster Tragik. Aber auch der sarkastisch-satirische Humorist kommt zuweilen in Kubin zur Geltung, mit beißendem Spott, mit lächelnder Perversität und dennoch in stets ernster Kunstauffassung verhöhnt er die Einrichtungen des Staates, der Kirche und der Gesellschaft, die Ideale der Liebe und Treue. Schon die Titel seiner Werke verraten hier viel: z. B. Ein verlassener Gott, Hunde erkennen den Teufel, Ich Majestät von eijen Genaden, Kanonenfutter, Der Sohn des Milliardärs, Madame am Kronleuchter, Studie vom großen Maskenfest, Die Menschen tanzen gern, Einfaches aber sonderbares Kostüm einer Schlangendame, Hier bratet einer sein Weib wegen Untreue usw.

Unbedingt war es ein vorzüglicher Gedanke C. H. von Webers, des jungen Künstlers Werke der weiteren Öffentlichkeit in mustergültigen Reproduktionen (Faksimiledrucken) zugänglich zu machen, und es ist zu wünschen, daß sich dieser ersten Mappe bald eine weitere Auswahl der vielhunderten Arbeiten Alfred Kubins anreiht, dessen Kunst es mehr, als die so vieler verdient, schon jetzt geschätzt und gewürdigt zu werden, auf daß ihm nicht bekanntes Los zuteil werde, erst fünfzig oder hundert Jahre nach seinem Tode gebührende Anerkennung zu finden. Freunde des Gedankens in der Kunst werden sich bemühen, seine Werke kennen zu lernen!

Nachtrag.

Es ist freudig zu bemerken, daß sich, seit dieser Artikel geschrieben wurde, ein reges Interesse für den jungen Künstlerphilosophen bekundet, und daß seine Ausstellungen in München, Wien und Berlin von regstem Interesse und Beifall der Kritik und Presse begleitet waren. Wie ich höre, wird der ersten, im Jahre 1903 erschienenen Mappe Kubinscher Werke, in Kürze eine zweite mit besonders interessanter Auswahl im gleichen Verlage folgen.

Digitized by Google

Katholische Geschichtschreibung.

Von Mathieu Schwann.

[Teil II.]

Die alten Philosophen konnten Augustin nicht genügen, sagt Hertling. Er führt aber ebenso an, daß Augustin von diesen alten Philosophen nicht allzuviel wußte. Der Dualismus Gott-Natur, Gott-Welt, Geist-Materie wurde erst vom Christentum beseitigt. Es strich überall die zweite Position fort und ließ nur die erste: Gott-Geist. Und dieser Gott dann „überweltlich, allvollkommen, persönlich, geistig," und die Welt auf „einen Akt seiner schöpferischen Allmacht zurückgeführt". Also: „es gibt keine ewige Materie, aus welcher Gott die Welt gebildet hätte, und die von ihm geschaffene ist ganz und gar getragen von seinem schöpferischen Willen." Das ist eine Meinung, wie viele andere. Ob sie richtiger ist, als die vielen anderen? Ja, sagt man, denn sie ist nicht erworben, wie die andern Meinungen, sondern von Gott selbst offenbart. Das nützt mir aber nichts, denn ich müßte, ehe ich an die Offenbarung Gottes glauben könnte, doch erst an Gott selber glauben, und diese Deduktion erscheint mir darum als eine petitio principii. Gott soll mir durch seine Offenbarung bewiesen werden, aber da ist doch der Beweis erschlichen. Etwas ganz anderes wäre hier meiner Meinung nach viel richtiger und darum aufrichtiger, nämlich die Betonung des Wörtleins „Credo". Und dieses Wörtlein heißt: „Ich glaube," und glauben ist nicht wissen oder gar beweisen, sondern es ist das Eingeständnis des Nichtwissens und heißt in seinem vollen Sinne: „Meine Annahme ist Ein Gott, der Schöpfer Himmels und der Erde, und Du kannst es mit dieser Annahme halten, wie Du willst." Das natürliche „Credo" legt kein weiteres Forschen, kein besseres Erkennen lahm, aber das unnatürliche „Credo", das sich als Gewißheit aufspielt, tat dies von je und tut es bis heute. „Der Christ darf nicht mehr erforschen, als zu finden erlaubt ist, die endlosen Fragen verbietet der Apostel," sagte schon Tertullian. Hertling nennt Gott geistig. Das Geistige erscheint mir als ein Zustand der Materie, als ein echter und rechter Aggregatzustand. Und das Wesen dieses Zustandes ist Alldurchdringung, Allbelebung, schöpferische Tendenz durch und durch. Aber — trotz alledem Materie. Hertling scheint, wie so viele, Materie nur im

Digitized by Google

festen Zustand, nur als Trägheit und Schwerkraft zu empfinden. Aber sie ist, wie wir's heute wissen können, in anderem Zustande ebenso unendliche Beweglichkeit, Flüchtigkeit, Schaffensdrang. Der Gott der Alten, auch der Gott der Christen entsprang ihrem Vermögen, die Natur anzuschauen. Diese Grundlage hat heute gewechselt, sie hat sich zum mindesten in ganz erstaunlicher Weise erweitert. Wir kennen heute die Natur besser, und unserer besseren Naturkenntnis sollte eine bessere „Gottkenntnis" entsprechen. Diese aber wird solange unmöglich sein und bleiben, als wir uns an die Kirchenväter und ihr Gestammel über Dinge halten, von denen sie nichts wußten und nichts wissen konnten. Ja, wo sie einmal ganz genial dichten, da ergreifen sie als echte Dichter nicht selten direkt die Wahrheit. Die Geheimnisse der Trinität übersteigen, wie Hertling meint, alle Vernunft. Ich meine dagegen, was man alle Tage sehen kann, ist kein so furchtbares Geheimnis, und alle Tage kann man sehen, daß ein und dasselbe „Ding an sich" in verschiedenen Formen erscheint und doch dasselbe bleibt, z. B. H_2O in der festen Form des Eises, der flüssigen des Wassers, der flüchtigen des Dampfes, allemal ganz und gar H_2O, und doch jedesmal vom andern durchaus verschieden, keins aus dem andern „hervorgegangen", sondern gleichsam „von Ewigkeit her" das Wasser eingeboren im Eise, und in beiden wieder beschlossen der Dampf. Und obendrein in H_2O die ganz verschiedenen, ja, einander direkt entgegengesetzten Fähigkeiten seiner sinnlich wahrnehmbaren Zustände: Eis, eine träge, unbewegliche, alles „Leben" ertötende Masse, so ganz und gar die richtige „Materie"; Wasser, beweglich, sich allen Formen anschmiegend, sie gewissermaßen alle bejahend und obendrein mit der Fähigkeit, aufzulösen, zu „erlösen"; der Dampf, voll Streben nach Ausdehnung und Durchdringung, eine „weltbewegende Kraft". Hertling verstehe mich wohl: das soll durchaus keine Profanierung seines Glaubens oder gar ein schlechter Witz sein, sondern eine Wegweisung zu weiterem Denken, das uns vielleicht zu einer Verständigung über „Gott", zum mindesten über die Geistigkeit in der Natur, führen könnte. Der feurige Tertullian wies einmal in diese Richtung, als er sagte: „Alles, was ist, ist auch körperlich in seiner Weise." — „Wer wollte leugnen, daß Gott ein Körper ist, wenn er gleich Geist ist? Geist nämlich ist Körper in seiner Weise, in eigener Gestalt." Und so sage ich: Geist ist in seiner Art auch Materie, Geistigkeit ist ein Zustand des Einen, das wir Materie nennen. Immer aber, und in allen Fällen ist der strikte Sinn des „Credo" — „Ich

Digitized by Google

glaube" festzuhalten. Wo er sich verwandelt in ein „Ich weiß, und darum sollst Du glauben", sprangen und springen noch stets die historischen Greuel auf, und an dieser Stelle will ich aus der Theorie heraus in die Praxis des Lebens weisen.

Als mein frommer, katholischer Vater sah, daß ich mich von Kirche und Glauben abwendete, nahm er seine Zuflucht nicht zu der sonst nie zimperlich und spärlich ausgeübten väterlichen Gewalt und Autorität, sondern er lud mich einmal ein, ihn auf einer Fahrt zu seinen Kranken zu begleiten. Im Wagen waren wir ganz allein und ungestört, und da rückte er bewegt mit seinem Schmerz heraus: „Du weißt", sagte er mir, „was mich bedrückt, und ich will dir nicht zureden und dich zu nichts verpflichten, aber erzähl' mir einmal, wie das gekommen ist und sage mir einmal, warum und wieso?" — „Nein", sagte ich, „ich erzähle dir nichts und sage dir nichts, erstens weil das nur ganz unnötige Schmerzen für dich wären, und zweitens kämen wir bald aus dem Erzählen ins Disputieren; die Köpfe würden heiß und heiße Köpfe richteten noch nie etwas Gescheidtes aus. Das sind Dinge, die jeder mit sich selber abzumachen hat. Und drittens auch meine ich, wir zwei haben besseres zu tun, als mit einfältigen Verstandsphrasen um Dinge zu kämpfen und gegen Dinge zu kämpfen, über die nicht der Kopf, sondern das Herz die Entscheidung zu fällen hat." Da fragte er gerade heraus: „Glaubst du denn noch an Gott?" — „Nein!" — „Und du glaubst, ohne ihn durchs Leben zu kommen? — „Ja." — „Nun, so versuch's! Ich hätte mir's nicht getraut, und ich weiß auch noch nicht, wie das gehen soll, aber ich verlasse mich darauf: dem Redlichen hilft — Gott." — Und da lachten wir zwei wieder einmal, wie so manchmal, wenn wir, über äußere Dinge stolpernd, so recht vergnügt uns im Innersten zusammenfanden. Seit jener Fahrt sprachen wir nie wieder über diese Angelegenheit, und wenn manchmal unversehens im Lauf des Gesprächs dem jungen Hitzkopf ein Wort entfuhr, so sah er mich an, biß sich auf die Lippen und schwieg. Und das hieß: „Halt, Kutscher, dahinaus fahren wir zwei nicht wieder." Die Unendlichkeit schien ihm tatsächlich gerade noch groß genug, um die Möglichkeit zu geben, daß Menschen, die sich lieben, nicht mit den Köpfen gegeneinander rennen.

Das Leben Augustins nun ist deshalb so interessant, weil es in die Zeit fällt, wo das Christentum Staatsreligion werden soll. Und so kämpft Augustin vor allem gegen die „Häresien". Die Gegensätze der Zeit spiegeln sich in seinem Leben wieder, aber sein Leben

Digitized by Google

rein zu erhalten von ihnen, gelang ihm nicht. Wohl verwarf er noch den Donatisten gegenüber die Anwendung von Zwangsmitteln. Später jedoch suchte er das Eingreifen der weltlichen Macht zu rechtfertigen; und wie er das tut, ist recht unklar, recht vom Erfolge bestimmt. Da empfindet man die Zweiherrschaft, die in seiner Seele waltet. So verlangte er auch Schonung der heidnischen Tempel, und dann freute er sich doch über die Zerstörung derselben. Darin liege kein Widerspruch, meint Hertling, aber ich kann mir nicht helfen, die Anführungen Hertlings empfinde ich hier als Sophismen. Bedarf es doch nur des ruhigen Blicks, der den „Heiligen" nicht für unfehlbar hält, der ihm nicht eine ersehnte Vollkommenheit andichtet, sondern den sterblichen Menschen erkennt, der, genau wie wir alle, den widerspruchvollsten Stimmungen unterworfen ist und aus solcher Stimmung heraus manchmal etwas sagt oder tut, was er in anderer Stimmung verwirft. — Von einer staatsfeindlichen Tendenz der Kirche und des Christentums wisse Augustinus nichts, sagt Hertling. Aber seine Anführungen scheinen mir da nicht klar, sondern gewunden, und obendrein kommt es nicht darauf an, ob Augustinus etwas von dieser Tendenz weiß, sondern darauf, ob sie im Christentum vorhanden ist und also auch in Augustinus, soweit er das vollkommene Christentum anstrebte, vorhanden war? Augustinus ist in dieser Frage nicht kompetent, da er sich ja selbst der Staatsgewalt gegen die „Ketzer" bedienen zu müssen glaubte. Mein Vater aber verzichtete dem Ketzersohne gegenüber auf die Anwendung seiner väterlichen Gewalt und Autorität und vertraute nur der Liebe. Tolstoj hält das Christentum nicht für staatsfeindlich, sondern er sagt, es schließe den Staat aus. Wie steht's damit? Das Christentum will die Menschen vollkommen machen. Vollkommene Menschen werden in einem vollkommenen Zustand leben, und dieser vollkommene Zustand wird ihr Status, ihr Staat sein. So löst sich die Frage sehr einfach dahin, daß das Christentum jedem unvollkommenen Staate wiederstreben muß, daß es vor allem einem Staate widerstreben muß, der das Streben nach der menschlichen Vollkommenheit nicht fördert, sondern lahm legt. Von innen heraus, aus den Anlagen und Fähigkeiten des Menschen will es jeden Einzelnen zur Vollkommenheit führen. Somit sind staatliche, politische, ja selbst kirchliche Funktionen Nebensachen, Hauptsache bleibt immer die Erhaltung und Entwickelung des menschlichen Vollkommenheitsideales und womöglich dessen lebendige Darstellung. Die Nebensachen zur Hauptsache, vielleicht gar zur ausschließ-

Digitized by Google

lichen Hauptsache gemacht, — und das kirchliche Pseudochristentum steht vor uns, gegen dessen unheilvoll verwirrende Macht Tolstoj mit dem ganzen Kämpfermut eines im Geiste Wiedergeborenen zu den Waffen griff.

Ganz unvergleichlich tiefer in alle diese Fragen gelangen wir nun mit Schell, der uns das Bild vom Leben und der Lehre Christi zu geben versuchte. Ein Mann spricht da zu uns, dem das moderne Leben und Denken mit all seinen großen und schweren Menschenfragen und Zweifeln durch die Seele rauschte. Das feste Zugreifen, die mutige Art, mit der Schell diesen Problemen auf den Leib rückt, erfreut ungemein. Eine Rechtfertigung des eigenen Lebens und Denkens durch Christus wird da gesucht, und der positive Wille, an das Problem „Christus" heranzukommen, es zu verstehen und zu deuten, beherrscht das schöne Buch. Darum liegt sein Schwerpunkt nicht so sehr in der Bekämpfung oder Zurückweisung anderer Auffassungen, sondern in dem Willen, die eigene Auffassung darzutun und zu begründen, und — diese Auffassung zugleich als die Auffassung der katholischen Kirche nachzuweisen. Das erste ist durchaus berechtigt und nicht minder gelungen. Das zweite ist für den Fernstehenden etwas Nebensächliches, da ich mir sehr wohl denken kann, daß ein Mensch der Auffassung Schells in jedem Punkte zustimmt und dennoch darauf verzichtet, Katholik zu sein oder zu heißen. Ob aber dieses zweite auch gelang, ob die katholische Kirche wirklich den Christus Schells als den ihrigen anerkennen wird, habe ich hier nicht zu entscheiden, und nur wünschen kann ich, daß nicht irgend ein streberischer Rundkopf, wie derjenige Dr. Ecks, kommt, und Schell in einer Weise verketzert, wie nur je ein braver Mann von pfäffischen Zeloten verketzert worden ist.

Schon wie Schell die Sache anfaßt, ist hoch bezeichnend. „An den Früchten werdet ihr sie erkennen" — heißt es. Stammt die Kirche nun von Christus, so müßte man an der Frucht und ihrer Güte Christum erkennen. Kann man das? Nein — nie und nimmer! Die Kirchengeschichte ist eine Geschichte, so angefüllt von Verbrechen an Mensch und Menschheit, wie es nur irgendeine Profangeschichte ist. Also weist sie auf Christus-Gott nicht, wohl aber auf einen sehr menschlichen Anfang und Stamm zurück. Und stammt der heutige Vulgärkatholizismus aus der Kirche, so müßte man an dieser Frucht wieder die Kirche erkennen können. Nein, sagt Schell. „Die weltgeschichtliche Bedeutung Jesu liegt nicht in dem, was die Weltgeschichte aus ihm gemacht und ihm

Digitized by Google

gegeben hat, sondern in dem, was Jesus der Welt zu sagen und an Aufgaben wie Kräften zu bieten hatte." Die Weltgeschichte! Wo aber, wenn Christus nicht in ihr, und somit auch nicht in der Kirchengeschichte, die doch einen Teil der Weltgeschichte ausmacht, zu suchen und zu finden ist; wo, frage ich, ist er dann zu finden? Immer nur in sich selbst! Und als Weg dahin zeigt sich stets nur einer: das eigene Leben, das Sehnen und Wollen des eigenen Herzens, die eigene geistige Persönlichkeit. Sie ist der Pfadfinder zu Christus, dem Kern seines Wesens und seiner Lehre. Sie ist es und war es, bei Schell wie bei Augustinus, bei Luther wie bei Huß, bei Tolstoj wie bei Franziskus und Voltaire. Ob dieses Finden und das Gefundene irgendwie kirchlich anerkannt oder verdammt wird, ist an sich ganz und gar nebensächlich. Wird es anerkannt, so heißt das: die Kirche stellt ihre sehr große und sehr weltliche Macht hinter den Finder und schützt ihn. Das hat dann eine praktische Bedeutung; die aber war gewöhnlich noch lange nicht immer eine gute, sondern führte meist gar schnell zur Versumpfung und Versandung des neu gefundenen Ideals, das als Bildgötze wohl noch verehrt, aber jeglicher innen wirkenden Kraft alsbald beraubt wurde. — Wird es verdammt, so heißt das: Kampf gegen die Kirche. Und der Kampf härtet und stählt, oder er zersplittert und wirft nieder. Nun hat der Kampf tatsächlich in Millionen und Abermillionen Menschenherzen das von der Kirche oder von den Kirchen eingepflanzte Christusbild vernichtet und niedergeworfen. Die Pfaffen fanden sich damit ab, indem sie sich und der Welt vorlogen, die Abtrünnigen hätten eine Teufelsfratze in ihrem Innern als Idealbild errichtet. Die Ketzer dagegen suchten darzutun, daß das Idealbild ihres Herzens den kirchlichen Christus weitaus an Schönheit, Kraft, Menschlichkeit übertreffe. Nun aber erstanden auch der Kirche immer wieder Leute, die beweisen wollten, daß sei ganz und gar unmöglich. Der kirchliche Christus sei das Höchste und Schönste, was überhaupt je von Menschen erfunden, erdacht, gebildet worden sei. Die Schönheiten, die da bei den Einzelidealen anderer zum Vorschein kämen, seien alle dem kirchlichen Christus entlehnt. Und verstehe ich Schell recht, so ist auch er dieses Glaubens. Dem aber setze ich nun meinen Glauben entgegen: Schells Christusbild konnte erst zustande kommen durch die Darstellungen jener außerkirchlichen Christusbilder. Und mein Glauben ist ferner der: Schells Christusbild ist dem Katholiken von heute so neu und ungeahnt, daß er sich eines Mißtrauens gegen dasselbe kaum wird erwehren können.

Digitized by Google

Das Beste an dem Christusbilde Schells stammt nicht aus der geistigen Arbeit der Kirche und der Katholiken, sondern es stammt aus dem brennenden Verlangen, aus der siegreichen Gewalt der ketzerischen Geister, an denen die Wahrheit suchende Seele dieses deutschen Katholiken sich von neuem emporraffte und zum Selbstbildner wurde.

Nun aber macht das Denken der allermeisten Menschen hier einen Strich. Und dieser Strich trennt Leben und Denken der Menschen. Auch Schell macht diesen Strich. Er polemisiert gegen Harnack, gegen Strauß, gegen Nietzsche und Tolstoj. Er nennt die Auffassung dieser Denker unzutreffend, unrichtig. Er macht es bei ihnen nicht, wie er es bei den Evangelisten macht, deren Einseitigkeit, deren Widersprüche gegeneinander ihn nicht hindern, sie alle in dem Geiste ihrer Sehnsucht anzuerkennen, die aus dieser Sehnsucht geborenen Bilder in einem höheren Bilde zu vereinigen, Jesus und sein Evangelium in den Evangelien aufzusuchen, sondern er lehnt sie ab. Ich aber will versuchen, den Strich da, die Trennungsbarriere in einigen Köpfen und Herzen wegzuräumen. Und so frage ich zunächst einmal: macht es denn etwas aus, ob Schell seine Arbeit den Weckrufen jener „Ketzer" verdankte? Macht es seine Arbeit weniger wertvoll? Oder: nimmt es der sixtinischen Madonna auch nur ein Titelchen ihres Kunstwertes, daß vor Raffael Hunderte Madonnen malten, daß Raffael bewußt und unbewußt von diesen Hunderten nahm und nehmen mußte, bevor er sein himmlisches Kunstwerk zu schaffen vermochte? Und weiter: werden durch die Arbeit Raffaels nun alle diese früheren oder auch die späteren Madonnen entwertet? Keine Spur! Und Schells Buch spricht ausdrücklich in seinem vortrefflichen Bildschmuck diese Sprache. Von den Katakomben angefangen bis zu dem „Skandalbild" Klingers — damals auf der Münchener internationalen Kunstausstellung machte das Bild Skandal, — erscheint Christus vor uns in den allerverschiedensten Auffassungen, und keine verneint die andere, sondern jede gibt uns Etwas, die eine viel, die andere wenig. Hier also ist es uns möglich, aus allem heraus das Idealbild in uns selbst zu vervollständigen, zu stärken, abzudämpfen, und doch ist jede dieser Auffassungen, wo sie nicht unmittelbar ins typisch Konventionelle, also ins äußerlich Lebloſe ausläuft, eine so individuelle, wie sie nach Zeit und Person nur sein kann. War nun die wirkliche Maria so, wie sie Raffael malte oder wie Klinger sie malte, oder war sie die dramatisch posierte Gestalt, wie sie auf Feldmanns Bild erscheint?

Digitized by Google

Sie war in Wirklichkeit weder so, noch so. Und das geistige Christusbild? Da liegt die Sache etwas anders. Von der äußeren Erscheinung der Madonna haben wir keine Zeugnisse, von dem inneren Bilde Christi aber haben wir solche, und sie sind so verschieden voneinander, wie die Porträts, die die Maler und Bildhauer uns von Goethe gaben. Die Züge Goethes sind überall wiederzuerkennen, aber überall auch sind sie umhüllt von der geistigen Auffassung der betreffenden Maler oder Bildhauer. Nun kommt eins dazu, die Meldung: Goethe sei ein ideal schöner Mensch gewesen. Wie also haben wir uns den vorzustellen? Die Phantasie arbeitet an der Gestaltung dieses Menschenideals. Sie faßt die übereinstimmenden Züge der verschiedenen Porträts zusammen und sucht sie zum Idealbilde zu vereinigen. Bei Christus ist die Sache gleich. Er war „Gott" oder zum mindesten ein idealvollkommener Mensch. Wie muß der in seinem Innern ausgesehen haben? Darf es da widersprechende Züge geben? Darf er einmal das und ein andermal das Gegenteil meinen und sagen? Und wenn er es dennoch nach den Mitteilungen der Evangelisten scheinbar tut, wie sind dann diese Widersprüche zu lösen, zu vereinigen? Ehrlich gestanden: ist da nicht ein Vorurteil an der Arbeit? Ein schönes Vorurteil? Das Vorurteil, der vollkommene Mensch müsse schon einmal dagewesen sein, und Christus sei eben dieser vollkommene Mensch gewesen? Und wirkte dieses schöne Vorurteil nicht in Luther und Tolstoj genau so, wie es jetzt in Schell wirkt? Christus — ein hervorragender Mensch — und wir würden ihm alle Widersprüche nachsehen, sie natürlich finden. Christus — der vollkommene Mensch — und es darf da einfach keinen Widerspruch geben. Wie aber, wenn wir einmal in dem wirkenden Vorurteil das Wirken der menschlichen Sehnsucht erkennen und betonen wollten? Der Sehnsucht nach der menschlichen Vollkommenheit? Bestände da nicht jede und jegliche Arbeit zu Recht? Wäre nicht jede aus solcher Sehnsucht geschöpfte Darstellung ein Schritt zur reellen Erkenntnis dessen, was menschliche Vollkommenheit ist? Ganz gleich, ob eine solche Darstellung nun auf den Namen Christi getauft oder Zarathustra, oder Antichrist, oder Faust oder Iphigenie genannt wird? Der Weisheit letzten Schluß wollen wir doch, und das ist die menschliche Vollkommenheit, die Vorstellung von ihr, die Wegweisung zu ihr, der Beweis, daß sie dem Menschen einmal erreichbar sein muß. Und nach dieser Seite ist Schells Buch ein volles Meisterwerk. Wie aber ist es möglich, aus all den verschiedensten Darstellungen heraus, die dem

Digitized by Google

menschlichen Vollkommenheitsideal Sprache und Zunge zu verleihen suchten, sich neue Kraft, neuen Mut, neue Freude zu holen und sich nicht durch die äußerlichen Verschiedenheiten verwirren und beirren zu lassen?

„Nicht der Name Gott macht es aus, ob die Religion wirklich die wahre Religion und Gottesgemeinschaft sei" — sagt Schell einmal. Und ein andermal sagt er: „Gott ist innerlichste Einheitskraft alles Guten." „Der Messias lehrt die wahre Anbetung Gottes, die nicht am Orte, noch an sonstigen Äußerlichkeiten haftet!" Also dann auch nicht an einer Kirche, sei diese nun ein einzelner Tempel oder eine andere äußerliche Institution. Ich weise hier auf die Worte Goethes zurück, mit denen ich diese Arbeit einleitete. Goethe hatte eben die Kirche und das Kirchentum abgelehnt, als er diese Worte sprach. Dann sagte er weiter: „Sobald man die reine Lehre und Liebe Christi, wie sie ist, wird begriffen und in sich eingelebt haben, so wird man sich als Mensch groß und frei fühlen und auf ein bischen so oder so im äußeren Kultus nicht mehr sonderlichen Wert legen." Die „innerlichste Einheitskraft alles Guten" betonte Goethe in seiner Hoffnung, „daß endlich alles nur eins ist," hier lehnt er die „Äußerlichkeiten" ab, und nicht minder ist er in einem dritten Punkte mit Schell genau gleichgesinnt: „Gott ist Tat der Wahrheit", sagt Schell, und Goethe sah es kommen, „daß wir aus einem Christentum des Wortes und Glaubens immer mehr zu einem Christentum der Gesinnung und Tat kommen". Aus der innerlichsten Einheitskraft alles Guten nahm Schell seine besten Worte, seine schönsten Erkenntnisse, aus ihr aber schöpfte Goethe nicht minder, aus ihr nahm Tolstoj seinen wundervoll tragenden Willen, Nietzsche seine Herzen entzückende Macht. Das Bildnis „Christi", das sie uns schenkten, — bei Nietzsche heißt es infolge seiner einseitig kirchlich eingestellten Sehkraft geradezu der „Antichrist" — ist das Ergebnis tiefsten Erlebens, eines Erlebens, von dem Schell sagt, seit den Tagen des Urchristentums sei das Problem Jesus erst wieder in unserer Gegenwart mit solchem Wahrheitsverlangen aufgetaucht. Und so zog es auch Schell mit tausend Gewalten zu diesem Urquell der Wahrheit, zu diesem „Sinn" der Weltgeschichte; aber ebenso hart stößt er, wenigstens mich, zurück, wo der Katholik versucht, diese Menschenlebenswahrheit mit seinem Kirchentum zu identifizieren. Über diese Kluft gibt es keine Brücke, solange nicht von beiden Ufern her die Liebe selbst die Brückenpfeiler einrammt, solange die Katholiken nicht gelehrt werden,

Digitized by Google

die „innerlichste Einheitskraft alles Guten“ überall anzuerkennen und zu verehren, wo sie erscheint; solange nicht von allen andern Seiten erkannt wird, daß der katholische Weg eben nicht notwendig in der Sandwüste kirchlicher Äußerlichkeiten verlaufen muß. Schell weist selbst einmal in diese Richtung: „Wenn der Maschinenbetrieb der Religion auch noch so gesteigert wird; die religiöse Forderung Christi wird dadurch dem Verständnis und der Erfüllung nicht näher gebracht.“ Und zeichnet er uns das Bild des zornigen Jesus, der sich gegen die Hierachie des Tempels wendet, so ist es genau das gleiche Bild, das uns bei Tolstoj entgegentritt, wenn er sich gegen die Hierachie der modernen Kirchen wendet. So ruhig ich hier auch über diese klaffenden Gegensätze rede, so ist es mir doch fast unmöglich, den Ton der Nichtliebe aus meinen Worten auszuschließen, so wenig es Schell möglich war, immer der katholischen „Exklusivität“, wie sie von seiner Kirche gefordert wird, und an der von jeher der „Katholizismus“ scheiterte, in sich selber Herr zu werden. Er selbst erkannte, daß „jede Einschränkung auf einen Teil, die Liebe zum Haß gegen den andern Teil mache“, und dennoch bleibt er in seiner katholischen Einschränkung. Hier, wo wir fern vom Schuß sind, fern jeder „reellen“ Lebensmacht, jeder räumlich engen Beziehung, ist es ja ganz gut möglich, dem Lichte der Erkenntnis, das den Frieden und die Liebe wirkt, alle Bahnen frei zu geben. Aber nur einen Augenblick heraus aus dieser rein geistigen Zone, und die Todfeindschaft blitzt augenblicklich auf. Machen wir nur die Probe darauf!

Ich sage: Kein Mensch kann den andern etwas lehren, wenn er nicht liebt. Liebe ist das erste Gebot. Wo die Jugend Gleichgültigkeit gegen sich sieht oder gar Abneigung empfindet, antwortet sie mit dem ungebrochenen Gefühl der Abneigung, dem Haß. Pfaffen nun waren die Menschen, die ich zu Religionslehrern hatte. Man hatte mich gelehrt, daß es in der Kirche ein Allerheiligstes gebe, vor dem man in stummer Ehrfurcht das Haupt zu neigen und an die Brust zu klopfen hätte. Die Feierlichkeit, der Weihrauch, die Musik, die betende Gemeinde, die Lichter — das alles brachte in mir, da ich ein Kind war, den tiefsten Eindruck hervor. Wie ein heiliger Schauer floß es über mich, der nicht mystisch, sondern körperlich durchaus fühlbar war. Man sollte sagen, eine solche Erregung der Ehrfurcht sei nicht mehr zu überbieten. Und dennoch gab es etwas für mein Empfinden noch viel Heiligeres, und das war das einfach lange schwarze Kleid

Digitized by Google

des Priesters. Wo ich es sah, da blitzte die Ehrfurcht auf; augenblicklich, ganz gleich, wer in dem Kleide steckte. Es machte mir die Person nicht nur unantastbar, sondern hob sie über jede irdische Wertung absolut hinaus. Wie hat man es nun fertig gebracht, diese höchste Ehrfurcht in mir so zu ersticken, daß das Priesterkleid mir nicht nur mehr unantastbar erschien, sondern daß ich mich eines Tages selbst nicht scheute, mit meinen jungen Fäusten auf den Träger eines solchen Kleides einzuhauen, soviel die junge Kraft nur hergeben wollte? Von heute auf morgen kam das nicht. Dazu bedurfte es einer gründlichen Vorbereitung, und jene Pfaffen bereiteten mich vor. Der eine stellte die Beichte in den Dienst der Schulordnung; beichtete ich unerlaubten Wirtshausbesuch, so versagte er mir die Absolution, bevor ich nicht meine Selbstanzeige bei dem Rektor des Gymnasiums vollzogen hätte. Bei dem andern artete die Religionsstunde nicht selten in eine wüste Schimpferei auf Andersgläubige aus; auf die Altkatholiken hatte er es besonders abgesehen. Und ein Altkatholik war mein liebster Freund. Jedes pfäffliche Schimpfwort fügte mir ein unmittelbares Weh zu. Dann der freche Zwang zum Besuch des Morgengottesdienstes in der Woche, des Nachmittagsgottesdienstes am Sonntag. Wer von der schulbehördlichen Erlaubnis, diesen Gottesdienst nicht zu besuchen, Gebrauch machte, dem wurde die schlechteste Note im Zeugnis angedroht, mochten seine Leistungen in der Klasse sein, welche sie wollten. Diese feige Umgehung eines behördlichen Erlasses, die hinterlistige Abwälzung desselben auf die Schultern der Knaben, empörte mich aufs äußerste. Wieder Einer — ein wüster Trinker, dessen Katzenjammer in der Religionsstunde austobte, manchmal in ganz unnatürlich krankhaften Wutanfällen. Er prügelte einmal einen Untersekundaner eine halbe Stunde lang; Pause machte er nur, um selbst wieder zu Atem zu kommen. Dann ging's wieder los, bis ich schließlich in heller Empörung mein: „Schwein, jetzt hört's aber auf" rief, und so seine Wut auf mich ablenkte. Das sind nur einige Stationen auf jenem Wege, auf dem mir die Ehrfurcht vor dem schwarzen Rock ausgetrieben wurde. Nicht Einer tat das, sondern ein gutes halbes Dutzend solcher „Religionslehrer" bearbeiteten mich vom siebenten Jahre an bis in die Jünglingsjahre hinein; sie verekelten mir nicht nur die Religionsstunde, sondern den ganzen gymnasialen Lehrbetrieb auf das Gründlichste. Von der Jugend verlangen, daß sie das vernünftig, verstandesmäßig, kühl beurteile, heißt das Unmögliche verlangen. Die Jugend

Digitized by Google

wendet sich da nicht verstandesmäßig ab, so daß sie sagt: Person und Lehre sind zweierlei, sondern mit dem ganzen Gefühl und Willen wendet sie sich ab, ist nur noch ein Wille da. Sie sagt: an den Früchten erkennt man den Baum. Wo solche Niedertracht des Handelns möglich ist, da taugt die Lehre nichts.

Und nun sehen wir einen Augenblick rückwärts: Augustin und Hertling sprachen gegen die Notwendigkeit persönlicher Würdigkeit. Und Augustin tut das, obwohl er selbst die Wirkung derselben in ihrer doppelten Strahlung erfahren hatte. Von den Manichäern wandte er sich ab, als er die Seichtigkeit und Oberflächlichkeit ihres berühmtesten Bischofs Faustus erkannt hatte; zum Katholizismus führte ihn die Liebe und Würdigkeit seiner Mutter und des mailändischen Bischofs Ambrosius. Wie konnte Augustin das? Nein, das Blatt hatte sich gewendet: nicht mehr um Religion handelte es sich, sondern um die politische Machtstellung der Kirche. Und diese zu erringen und festzuhalten, bedarf man der Priester nicht, sondern dazu ist jeder geriebene Schuft genau so gut, wenn nicht noch besser, zu verwenden.

Schell hinwieder betont jetzt: „*Leben!* nicht bloß gelebt werden! Darum lautet die *sittliche* Frohbotschaft: *starke Willensmenschen!* nicht weichliche Naturwesen.“ In die Aktivität der Seele und des Willens, nicht in die Passivität des Entsagens und der Resignation legt Schell die sittliche Forderung des Evangeliums. Jene Praxis aber treibt jegliche Willensstärke von sich hinweg, sie fordert nur lammfrommes Dulden und Gehorchen. Die persönliche Würdigkeit erscheint mir darum heute noch genau so, wie sie dem Knaben erschien; als unumgängliches Postulat jeglichen Priestertums. Erst auf dieser Grundlage ist die Beseitigung des Rigorismus möglich. Ich sehe die Würdigkeit keineswegs in der Unfehlbarkeit. Weitab davon geht mein Denken. Wohl aber muß die Liebe da sein, die immer wieder sich aufraffende Liebe, die dem Küster nicht vom Altar aus nach der Händewaschung das Manipulum an den Kopf wirft, weil der Unglückselige es vergessen hatte und es erst aus der Sakristei herbeiholen mußte, indes der „Diener des Herrn“ mit nassen Fingern dastand. Doch auch das, so sehr es mich ehedem entsetzte, wäre ja noch ungefähr menschlich, und ist die Liebe da, so mag der Mensch im übrigen so menschlich sein, als er kann und muß. Gerade die Liebe aller wird nicht durch Zucht und Drill erzeugt, sondern sie will erweckt und gepflegt werden. Und das kann immer nur durch persönliches Leben und Beispiel geschehen.

Digitized by Google

Korrekt sein — das macht einen Priester so wenig zum Priester, wie einen Menschen zum Menschen. Aber lebendige Liebe im Leibe haben — das macht Priester und Mensch. Jene liebloſe Praxis mag eine Erklärung dafür sein, warum die Kirche zum Spital der Willensschwachen und von der Gewalt Hypnotisierten wurde, und warum die Willensstärke aus ihr hinausfloh in die Welt; so daß Tolstoj sagen konnte: das Christentum lebt heute in der Welt und nicht mehr in der Kirche; das Leben löste sich vom Mutterkuchen und riß die Nabelschnur entzwei, die nun überflüssig wurde. Es strebt nach selbständiger Entwickelung ohne kirchliche Vermittelung.

Und wie muß es einem Menschen in die Ohren klingen, wenn er hört, wie Schell sagt, daß Jesus, ergriffen von der Widerwärtigkeit des veräußerlichenden Geistes, der Gott und Religion zum Schreckbild verzerrt, das Volk zusammenrief; wenn er weiter hört, wie Tolstoj gerade gegen die Kirche die gleiche furchtbare Anklage erhebt, sie habe die Lehre Christi, die Frohbotschaft zum Schreckbilde verzerrt? Dort wie hier das gleiche Wort! Und beidemal, bei Christus und bei Tolstoj, wendet sich dieses Wort gegen die machthabende Hierachie. Und nun stimmt Schell diesem Worte zu. Da möchte man doch sagen: Die Devise ist gleich. Also steht die große Einigung unmittelbar bevor. Dort dieselbe Fahne, wie hier! Die Feindschaft sinkt zu Boden. Ja, wenn die Menschen nicht so — „saudumm" wären! Als wir Gymnasiasten eine Verbindung gründeten und stolz das Alemannenpanier erhoben, begegneten wir einmal unversehens den Studenten, die auch unsere Farben trugen und sich auch Alemannen nannten. Dieselben Farben — derselbe Name — dasselbe Panier — ach, welch herrlich fröhlichen Kommers hätte das geben können! Statt dessen schnauzten uns die Studenten an, wie wir zu ihren Farben kämen? „Die Mützen herunter!" Und statt zu einem fröhlichen Kommers unter den gleichen, geliebten Farben kam es zu einer blutigen Keilerei. So dumm sind die Menschen. Todfeindschaft — trotz der gleichen Abzeichen und Farben! — Todfeindschaft trotz der Anerkennung der „innerlichsten Einheitskraft alles Guten"?! — Nein, sage ich, nicht deshalb, sondern weil die Menschen so dumm sind und so viel auf ein bischen so oder so im äußern Kultus geben. Daher rührt alle Todfeindschaft. Und darum immer wieder in den Kampf gegen diese Dummheit, aber nun in den Kampf, nicht mehr mit dem Haß im Herzen, sondern mit der Liebe, die uns lehrt, nicht

Digitized by Google

nur die Dummheit in den Dummen zu haſſen, ſondern die Menſchheit noch in ihrer Dummheit zu lieben.

Eine ganze Frohbotſchaft wäre das Buch Schells für mich, wenn es mich davon überzeugte, daß nun wirklich wieder einmal Chriſtus Trumpf werden wollte bei den Katholiken. Nicht Zentrum-Trumpf, nicht Papſt, nicht Ultramontanismus, nicht Loyola oder Thomas-Trumpf, auch nicht die Spahnſche „Rechtspraxis" Trumpf, ſondern Chriſtus! Indes ich fürchte, die Katholiken en masse haben ſchon zu ſehr geſchmeckt, wie gut ſich's in der Welt mit den anderen Trümpfen, deren innerſter Sinn Gewalt und nicht Liebe iſt, ſpielen läßt, als daß ich ſolchen Umſchwung bald erhoffen dürfte. Doch auch — indes: die Stimme des Rufenden in der Wüſte brauchte ehedem auch nur ein Menſchenalter dazu, um aus der Wüſte zu dem Menſchen zu dringen. Und ſo ſetze ich meiner augenblicklichen Kleingläubigkeit die Krone einer großen und fernen Hoffnung auf. Wie es auch ſei, ob ſich das Pſeudochriſtentum des politiſchen Weltkatholizismus durch das Schellſche Buch neu ſtärke und zu noch größeren Unverfrorenheiten rüſte, oder ob ſich der Katholizismus an Chriſtus ſtärke und ſich aus Chriſtus einen neuen Lebensſinn wiederhole: ich kann das Buch nur empfehlen. Mit wahrheitsliebender Ehrlichkeit packt es unſere großen Fragen an und ſucht den Weg zur Löſung der Lebenszweifel und Lebensdiſſonanzen mit einer männlich tapferen Kraft.

Irrtümer laufen mit unter, ſo in der Polemik Schells gegen den Monismus, den er „eigentlich Kleinglaube" nennt. Über die Perſönlichkeit wirkende, nicht aber vernichtende Kraft des Monismus mag man ſich bei Eugen Heinrich Schmitt unterrichten. Freilich gilt hier, wie überall, das ſchöne Wort Pascals, welches Charlotte Lady Blennerhaſſet in ihrer Monographie über Chateaubriand anführt: „Die Wahrheit ohne die Liebe iſt nicht Gott, ſie iſt ein Idol." Und jeder „Ismus" iſt ſo ein Idol, wirkt er die Liebe nicht. Tolſtoj ſcheint Schell nur aus zweiter Hand zu kennen. Und doch ſind die lebendigſten Gedanken Tolſtojs mit denjenigen Schells innerlich blutsverwandt. Die viel verbreitete, auch bei Schell wiederkehrende Annahme, Tolſtoj predige die Weltflucht, iſt falſch. Weltflucht iſt ſo wenig der tiefſte Gedanke des Evangeliums für Tolſtoj, wie Schell meint, daß er die Weltflucht und Askeſe geradezu ausdrücklich ablehnt, und dabei beruft ſich Tolſtoj auf die Erzählung vom Propheten Jonas und die vierzig Tage, da Chriſtus von der „Täuſchung" in die Wüſte gelockt wurde. Gerade das aber, was Schell als den tiefſten

Digitized by Google

Gedanken der Evangelien ausspricht, Innerlichkeit, Tatkraft, Liebe, ist auch für Tolstoj der Kern der Frohbotschaft. Stellt Jesus, nach Schell, dem Menschen die Aufgabe der gottähnlichen Persönlichkeit, so hat Schmitt Christus richtig erfaßt, und Tolstoj stimmte dieser Auffassung Schmitts ausdrücklich zu. Heißt, nach Schell, Leben im Gottesreiche soviel, als Lieben, heißt Leben — Leben förden, heißt Leben — der Gewalt und Unterdrückung entsagen, wie Schell mit seinem Hinweis auf die schönen Worte bei Zacharias und durch manche Aussprüche so prächtig dartut, so sind das für mich lauter Bestätigungen, daß Tolstoj den Kern traf, wie auch die Worte Schells von den Lebensaltern der Menschen, den verschiedenen Entwickelungsstufen der Menschen Gedanken Tolstojs sind, die von ihm bereits viel energischer und herzhafter erfaßt wurden. Und warum auch nicht? Schöpften beide doch an demselben Quell, und schöpften beide doch da, wo die Wasser dieses Quells noch nicht durch alle möglichen kirchlichen Zuleitungen verunreinigt waren. Denn das ist der Kern: nicht die Kirche schuf dieses Bild Christi, weder bei Schell noch bei Tolstoj, sondern das tiefste Eigenleben schuf es und gab ihm sein prächtiges Licht. Ich betone es immer wieder: durch die kirchliche Lehre ward Christus in mir zum Schreckbild, so sehr, daß ich später nicht mehr an einem Kreuze vorübergehen konnte, ohne ein widerwärtiges Gefühl zu spüren: ein Mensch, der sich einbildete, die Menschen durch seinen Tod erlösen zu können, erschien mir als hochmütiger Narr; und ein Gott, der sterben muß, um das zu können, als ein trauriger Gott. Und dafür nun diese widerliche Reklame an allen Kreuzwegen, Kirchen, Kirchenwänden! Von der negativsten Seite her erfaßte mich das Christusproblem. Und je weiter ich im positiven Suchen, Forschen, Erfahren und Erleben vorschritt, um so mehr merkte ich, daß dieses Problem in allen tüchtigsten Geistern des letzten Jahrhunderts gewaltet hatte. Jenes kirchliche Schreckbild gewann für mich eine Bedeutung zurück, die ich im ersten frohen Aufjubeln in mein Buch „Liebe" hineintrug. Für die Kirche und in der Kirche war Christus tot und nicht auferstanden. Keiner meiner kirchlichen Mentore hatte den lebendigen Christus gekannt, keiner wußte den Weg zu ihm. Aber die Ketzer wußten ihn, die Proudhon und Schopenhauer, und Nietzsche und Tolstoj, die Luther, Kirchbach, Schmitt, Chamberlain. Und wußten sie den Weg noch nicht, so suchten sie ihn wenigstens. Aber die Kirchenleute hatten mir als Vertreter Christi nie imponiert, und heute erinnere ich mich noch des erschreckt-frohen

Digitized by Google

Eindrucks, den ich einmal vor einem Bilde des Mainzer Bischofs von Ketteler empfing, das die Unterschrift trug: „Ihr sollt dem Herrn in Fröhlichkeit dienen." Fröhlichkeit — davon hatte ich noch nichts gesehen, außer bei meinem Vater und meiner Mutter, und für sie legte ich mir den Spruch zurecht: „sie sind eigentlich gar nicht katholisch, sondern meinen es bloß." Katholik und Duckmäuser, Katholik und Gewissen zwingender Gewaltmensch — Das ging in meiner Vorstellung zusammen, weil ich es fast ausschließlich so sah, von den Geistlichen angefangen bis zu den Aloysiusbildern mit den larmoyanten Augen, aber Katholik und Fröhlichkeit — „der Ketteler muß wohl nicht so ganz sauber gewesen sein — da war sicher ein Stück Ketzer". — Die schöne Stelle bei Schell (S. 94) über den Lebensinhalt der Einzelpersönlichkeit könnte ganz und gar bei Tolstoj stehen, und gerade an dieser Stelle nennt Schell die Auffassung Tolstojs unrichtig. Allerdings kommt bei Tolstoj das Wort „Verleugnung der Persönlichkeit" oft genug vor, aber abgesehen davon, daß er sich auch in diesem Punkte erst durchdenken mußte, ehe es völlig klar in ihm wurde, halte ich die Frage offen, ob hier nicht ein Übersetzungsfehler vorliegt? Denn nachdem er es in einem seiner Kernsätze einmal rund aussprach: „Nicht die Verleugnung der Persönlichkeit wird verlangt, sondern die Unterwerfung derselben unter ihr vernünftiges Bewußtsein," gab es für mich da keine Unklarheit mehr über die innerste Meinung Tolstojs. Das göttliche Selbstbewußtsein erscheint bei Tolstoj als der Erlösungsgedanke, oder wie Schmitt es an anderer Stelle einmal ausdrückt, das individuelle Allbewußtsein, das Bewußtsein seiner Geistigkeit, das heißt die Steigerung des persönlichen Bewußtseins ins Universale, ins Allheitsbewußtsein, ins „Göttliche", wie Christus es meinte: Seid vollkommen, wie euer Vater. —

Es würde mir nun eine wahre Freude sein, mit Schell Seite für Seite seines schönen Buches durchzusprechen. Aber das geht hier nicht. So kann ich nur noch eins tun, ihm danken für die reiche Gabe und ihn hinweisen auf die innerlichste Einheitskraft alles Guten. Ist Liebe erst Führerin, und wird sie es immer mehr, so werden wir auch immer mehr ihre harmonischen Auswirkungen da entdecken, wo wir bisher solche nicht vermuteten. Ich fand bei Schell so viele Zusammenklänge mit meinem eigenen Denken, daß ich dieses Denken, wenn Schell meint, es sei das echt Katholische, fast katholisch nennen dürfte. Aber — ich hüte mich wohl, es zu tun. Das katholische Band habe ich, wie das

Digitized by Google

Alemannenband, an den Nagel gehängt, und nun strebe ich danach, Mitglied jener menschlichen Verbindung zu werden, die die inneren Farben weiß-rot-gold erwählte: Weiß — die Farbe des Friedens, rot — die Farbe der Liebe, gold — die Farbe der Schönheit, deren äußerer Glanz nur der Widerschein des inneren Wertes ist. Christus soll diese inneren Farben getragen haben, wie auch Schell wieder bekundet, und jeder trägt sie, in dem die innerlichste Einheitskraft alles Guten das Allheitsbewußtsein seiner Persönlichkeit wirkte. Und je mehr Katholiken diese Farben bekennen, um so lieber soll es mir sein. Ich werde die Dummheit nicht machen und ihnen zurufen: „Die Mützen herunter!“ —

Und nun einen gewaltigen Sprung! Von Christus zum großen Kurfürsten! Spahn zeichnete das Bild des deutschen Lebens vor und während des dreißigjährigen Krieges. Nun — ich freue mich. Als ich vor zehn Jahren meine kritische Studie über Johannes Janssen und die Geschichte der Reformation herausgab, behandelten mich die katholischen Zeitungskritiker wie einen armen Verrückten. Heute lese ich Spahn, und Seite für Seite mache ich Striche an den Rand. Meine Meinung! das bedeuten diese Striche. Da hat ein großer Umschwung in der Weltanschauung stattgefunden innerhalb einer Generation. Seit Janssen! Gewiß, ein doppelter Umschwung! Bei den deutschen Katholiken sowohl, wie bei mir. Jene haben ihre tüchtige deutsche Seele wiedergefunden, sie fühlen sich überall im Gegensatz zum Romanismus und seiner absoluten Theologie, und sprechen dies auch aus. Die Liebe zu Volk und Vaterland erweiterte ihren Gesichtskreis. Was sich bei Janssen noch verbrodelte und verzappelte in den eng geschnürten Banden des „Kulturkämpfertums“, hier kommt es nun auf und gibt dem Fühlen Freiheit. Und der Umschwung bei mir: ich glaube zwar immer noch nicht an „Gott“, als den Schöpfer Himmels und der Erde, auch nicht an „Christus-Gott“, auch nicht an das „Reich Gottes“ und an irgend eine alleinseligmachende Kirche, aber an die „innerlichste Einheitskraft alles Guten“ glaube ich, und von der heißspornigen Einseitigkeit, daß zu ihr nicht gelangen könne, wer sich Katholik nenne, kam ich ab, weil das Leben mich belehrte, wie gleichgültig es meistens ist, wie sich Einer nennt. Wenn er nur Einer ist, ein Mensch, ein Lebendiger, der Unendlichkeit des Lebens und der Liebe in sich selber eine Heimstätte bereitender Mensch! Darauf kommt alles an, auf den Namen fast nichts. Daß der große Kurfürst, daß ein Luther und Melanchton, daß ein Pufendorf und Leibniz und

Digitized by Google

so viele tüchtige Protestanten nicht mehr als Gegner, sondern als echte Träger deutschen Lebens empfunden und anerkannt werden, daß eine Gestalt, wie Gustav Adolf, nicht mehr als Erzteufel, sondern als königlicher Held dargestellt wird, kurz, daß ein historisches Maß an Personen und Dinge gelegt, und nicht alles und jedes an einem theologischen Vorurteil gemessen wird: das ist der neue und schöne Vorzug dieses Spahnschen Buches. Über Einzelheiten streitet man da nicht mehr, sondern sucht sich zu verständigen. Und so sage ich hier: die Befruchtung des preußischen und damit des deutschen Lebens durch den kurfürstlichen Absolutismus scheint mir noch etwas zu einseitig betont. Was aus dem Sehnen und Leben der Volksseele heraus dieser Neuschöpfung entgegenkam, wissen wir noch nicht; diese Seite ist fast noch nicht erforscht. Aber ganz sicher ist es mir, daß alle äußerlichen Einrichtungen und Maßregeln nichts genützt hätten, wäre der „Geist" nicht auch auf der Seite des Volkes wach gewesen, der Geist und der Wille zu neuem Leben. Und was mir da für meine Anschauung zu sprechen scheint, das ist die rege Tüchtigkeit der Mitarbeiter, die der Kurfürst zu seinem Werke fand. Wo kamen die denn her, wenn nicht aus dem Volksleben? Und von ihnen weiter hinab wird sich mit der Zeit Weg und Weise ihrer Vorbildung und Ausbildung schon finden lassen. „Wir wollen künftig die Geschichte der Völker und der sozialen Umgestaltungen wissen, und müssen sie aus den Archiven, wo sie noch begraben liegen, zu heben suchen," sagte Chateaubriand 1831, und nach dieser Seite ist Spahns Werk in seinem ersten Teile, der die Vorgeschichte des dreißigjährigen Krieges enthält, ganz vortrefflich gefügt; in der zweiten Hälfte aber wird der Blick durch die großen Persönlichkeiten zu sehr gefesselt.

Da wären wir bei Chateaubriand. Ich las seine Hauptwerke vor zwanzig Jahren etwa, und — sie fesselten mich nicht. Pathos, Rhetorik, Pose waren mir unsympathisch. Das mochte an mir liegen — denn heißspornige Einseitigkeit lähmte noch vielfach den besten Willen in mir. Ich war zu sehr in die Alleinseligmachungsanschauung hineingetrieben worden, um ihr nicht, als ich sie aufgeben mußte, genau wieder eine Alleinseligmachungstheorie entgegenzusetzen. Das Ganzbild von Chateaubriands Leben und Dichten und Schaffen, wie es uns Lady Blennerhasset bietet, ist nun gewiß hoch interessant. Mit allen Fasern der feinsten weiblichen Empfindung wußte sie dem Manne beizukommen, der Zeitlebens auf die Frauen einen so tiefen und nachhaltigen

Digitized by Google

Eindruck hervorzurufen verstand. Aber — da schiebt sich mir Goethe in den Weg. Auch hier die Frauen, und kein rechter Mann je, auf dessen Leben die Frau nicht in tiefster Weise eingewirkt hätte. Auch bei Goethe das Problem der Geschwisterliebe und bei ihm die mystisch-schöne Frucht derselben — Mignon. Bei Wagner — Siegfried! Die Eltern beidemal — geopfert, dem „unerbittlichen Fatum" dahingegeben. Bei Chateaubriand — Renè — nur der unfruchtbare Pessimismus des Mannes, und das ganz wirkliche, leidvollste Sichselbstverzehren der Schwester. Lucile — trotzdem sie nur episodenhaft in dem Buche Blennerhassets erscheint, ist doch die Gestalt, die unser menschliches Mitgefühl im allerhöchsten Maße wachruft. Eine Art Beatrice-Genius, der über dem Dichter waltete! Indes diese Geniusgestalten rufen mir stets weit mehr Mitleid wach, als daß sie mich erhöben, und — es scheint das Schicksal ihres Wirkens zu sein, daß sie den tiefsten Zwiespalt in der Seele des Mannes doch nicht auszugleichen vermögen. Bei Goethe bringt es das Republikaner-Demokrat-Aristokrat-Monarchist-Sein zu einer vollen menschlichen Harmonie. Bei Chateaubriand löst die eine Phase die andere stürmisch ab, und nach seinem Tode erscheinen keine „Gespräche mit Eckermann", die uns den Gewaltigen noch einmal in seinen reinsten und hellsten Stunden vorführen; sondern es erscheinen die Memoiren von jenseits des Grabes, in denen Chateaubriands Zorn sich austobt, und „auf den Leichen der Erschlagenen das Piedestal des Dichters" errichtet wird. Nicht ein im Höchsten versöhnender Ausklang, sondern ein im Pessimismus erschütternder. So kann er wohl ein Warner, aber kein Führer und Erzieher sein. Und instinktiv mochte ich das fühlen, als ich ihn damals, da ich selbst nach Leitung und Erziehung mit allen Fasern suchte, enttäuscht und unbefriedigt und aufgeregt aus den Händen legte. Aber — das Buch der Blennerhasset hat mir den Willen entfacht, ihn nun nochmals zu lesen und zu studieren; wohl die beste Wirkung, die ein Buch *über* einen Menschen und Dichter hervorzubringen vermag.

Noch zwei Werke dieses Kreises! König Asoka von Edmund Hardy — ein sehr belehrendes und erfreuendes Werk über altindische Kultur. Der Blick weitet sich; das Menschengeschlecht ringt hier abermals der Vergangenheit eine Urkunde über sein ursprüngliches Leben und Walten ab, und es lernt sich als — die große Einheit der Zukunft erkennen.

Digitized by Google

„Wer sich selbst und andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

Und: Cavour von Franz Xaver Kraus. Ein prächtig lebendiges Bild, und ein Bild aus gesundem, starkem Geiste geboren. Ich zitiere nur ein einziges Wort dieses tapferen Mannes: „Die freie Kirche im freien Staat" — das war Cavours letzter Traum. Und Kraus deutet ihn. „Was die Formel Richtiges enthält, ist im Grunde nur ein Stück und eine Vorwegnahme dessen, was wir jetzt in Deutschland, geleitet durch die historische Bildung unserer Nation, als den religiösen Katholizismus, im Gegensatz zum politischen, hinstellen. . . . Die Idee des religiösen Katholizismus, einmal hinausgeworfen, wird ihren Siegerlauf nehmen und in wenigen Jahrzehnten sich eine Welt erobern; sie wird dem Christentum ein neues Heim bauen, nicht in einer von Zwang zusammengehaltenen, von Schrecken beherrschten Umgebung, wohl aber im Herzen einer geläuterten, in sich eingekehrten und dabei ihrer Freiheit und ihres Daseins frohen Menschheit." Da kann man nur sagen: Glückauf! Mit solchen Christen und Katholiken wird sich's leben lassen. Da dreht sich der Begriff Katholik in das gerade Gegenteil dessen, was man bisher darunter verstand. *Καθολικος* — das Ganze betreffend, allgemein — so sagte man einst, und meinte damit: die ganze Welt muß katholisch werden. Man faßte das Wort äußerlich und träumte und wirkte auf eine Weltherrschaft des Papsttums hin. Nun, da das Temporale, die weltliche Herrschaft des Papsttums in Trümmer ging, drehte sich der Sinn, von der äußeren Unbegrenztheit zur innerlichen. Nun begriff man den Sinn des Wortes, so daß es nicht mehr heißt: die ganze Menschheit muß katholisch sein, sondern jeder Katholik soll ein ganzer Mensch sein. — Darin liegt ein ganz ungeheurer Wandel, und erst der Geist, der ihn erzeugte, machte diese Katholiken fähig, das äußere Gestalten dieser im Innern wirkenden Einheitskraft nicht mehr als das ausschlaggebende zu betrachten, sondern den Geist selbst, sein Ringen und Sehnen und Walten. Dämmert es bei Hertling zuweilen noch nach: philosophia ancilla theologiae, so bricht es doch bei allen andern schon voll und kräftig und mutig hervor: die Philosophie ist nicht Dienerin der Theologie; sondern Philosophie, Theologie, Geschichte, ja selbst Politik und Kunst, sind alle nur gleichberechtigte

Digitized by Google

Dienerinnen des Lebens. „Gottes" sagen sie. Aber was ist Gott, wenn er nicht das Leben ist? Was ist Gott, wenn nicht das Leben in seiner Universalität, in seiner „geistigen" und „materiellen" Gestaltungskraft Gott ist? Daß die Wissenschaften „reichsunmittelbar" werden sollen, das ist der feste und starke Wille dieser Katholiken. Reichsunmittelbar — das heißt verantwortlich nur dem Leben und der Wahrheit und nicht verantwortlich der Theologie oder gar den Theologen! Und dabei klingt bei Hardy, und nicht bloß bei ihm, der gesunde Leitgedanke von der „Gleichberechtigung aller Lebensfunktionen des sozialen Körpers" schon durch, und bei Blennerhassets erscheint Chateaubriand zuletzt als „Vorläufer des christlichen Sozialismus". Auch noch ein Wort, was aus alter Anschauung stammt, das daran erinnert, wie sehr der innere Sinn des Christentums den Menschen, die sich Christen nannten und nennen, abhanden kam. Denn was ist Christentum, wenn es nicht „Sozialismus" ist? Christentum heißt Anerkennung des Menschen und der Menschen, es heißt Hilfe der Menschen untereinander, Achtung des Menschen, Erhebung des Menschen zum Menschen, „Fleischwerdung Gottes," Verkörperung des Logos, Klarstellung des Lebens- und Menschensinnes. Wohl kann es einen Sozialismus geben, der nicht christlich ist, aber ein Christentum, das nicht durch und durch sozial wäre, hat es nie gegeben und wird es nicht geben. Entsagt der Christ dem „Sozialismus", dem lebendigen Einsgefühle der echten Liebe, der Bruderliebe, so hört er auf, Christ zu sein. Der Name wird zur Lüge und zur Maske, genau so, wie wenn er dem geistigen Persönlichkeitsbewußtsein entsagen und sein Bestes einem maschinenhaften, öden Selbstverleugnungsprinzip dahingeben wollte. Leben heißt Lieben, und Lieben heißt nicht nur Mitleid haben, sondern Schaffen, Wirken, Leben fördern. Schell sagte das, aber ich sagte es auch, ehe ich Schell kannte.

Greift dieser lebendige Geist weiter, wächst er, befruchtet er unser Leben wieder, so können wir es den Katholiken überlassen, gegen die Irrtümer und Fehlgriffe ihrer „Glaubensgenossen" zu kämpfen, und die leidige Sache wird aufhören, daß Andersgläubige diesen Kampf zu führen gezwungen sind. Katholik gegen Katholik — da wird immer noch ein Stück lebendiger Liebe walten, während Protestant oder Atheist oder Neuchrist oder sonst etwas gegen Katholik — die Liebe wird „Abstraktion", mehr oder weniger „Prinzip" oder sonst etwas, „ersten Grades," während die tatsächlichen Schlachten von der Abneigung und dem

Digitized by Google

Hasse geschlagen werden. Und dabei kommt der lebendige Mensch und die lebendige Liebe meist bedeutend zu kurz. Diese aber sollten nie zu kurz kommen, und darum freue ich mich an der breiten Eingangspforte, die die „Entwickelung" in den Katholizismus hineingewann. Die Entwickelung — das Leben — der echte und tüchtige Menschengeist.

Die Parteien in Belgien.

Von Dr. Philipp Aronstein.

Das „Journal de Bruxelles", eine klerikal-konservative belgische Zeitung, tut mir die Ehre an, sich mit einem Aufsatze zu beschäftigen, den ich vor längerer Zeit über den Sozialismus in Belgien veröffentlicht habe. Der Verfasser desselben behauptet gegenüber meinen Darlegungen, daß die Verfassungsveränderungen des letzten Jahrzehnts in Belgien allein auf die Initiative der klerikalen Partei zurückzuführen seien und einen Sieg derselben bedeuteten. Es ist wahr, daß das Ländchen eine bedeutende Entwickelung mit Bezug auf das Wahlrecht während der klerikalen Herrschaft durchgemacht hat, und daß diese aus allen Veränderungen gestärkt hervorgegangen ist. Aber wer diese Entwickelung näher betrachtet, wird erkennen, daß der Klerikalismus sich hierbei nur als hemmende, aufhaltende Kraft bewährt hat, daß er nur jedesmal am Abgrunde der Revolution nach dem Rettungsseile der Wahlreform gegriffen und widerwillig Konzessionen gemacht hat, und endlich, daß diese Entwickelung mit dem künstlichen Mehrstimmenwahlrecht, das allerdings eine klerikale Erfindung ist, wohl kaum als abgeschlossen gelten kann. Nur einen einzigen weitblickenden Staatsmann hat die klerikale Partei hervorgebracht, Beemaar; und dieser mußte, als er 1854 die gemäßigten Elemente des Landes, Katholiken und Liberale, gegenüber dem drohenden Ansturme des revolutionären Proletariats durch Einführung der

Digitized by Google

ſogen. Verhältnisvertretung ſtärken und ſammeln wollte, einem extremen Parteiminiſterium Platz machen, das vier Jahre ſpäter wieder dem Aufruhr wich. Dann wurde dieſe Reform durch das Drängen der vereinigten Oppoſition im Jahre 1899 durchgeſetzt und von der herrſchenden Partei nur zu ihren Gunſten in kleinlicher Weiſe etwas gefälſcht. Und wenn im vorigen Jahre die Regierung doch den Sieg über die revolutionäre Empörung davongetragen hat, ſo verdankt ſie es der Tatſache, daß ſie heute in Belgien das konſervative Prinzip vertritt und in den Augen aller Beſitzenden das einzige Gegengewicht gegen die Revolution iſt.

Doch die Kämpfe um das Wahlrecht, die Geſchichte des Aufkommens und Fallens von politiſchen Richtungen und Staatsmännern ſind im Grunde nur die äußeren Kundgebungen des politiſchen Lebens der Nation. Wenn wir dieſes kennen lernen wollen, ſo müſſen wir verſuchen, durch die Schlagworte und Namen zu den bewegenden Kräften, den Bleibenden durchzudringen. Wir halten uns dabei im allgemeinen an die Parteien, weil dieſe jene Kräfte in organiſierter Form darſtellen, aber auch hier iſt in erſter Linie zu beachten, daß die Parteinamen ſich keineswegs mit den Anſchauungen decken, die wir z. B. in Deutſchland damit verbinden, daß ſie in Belgien eine ganz beſondere Bedeutung haben.

Das gilt zunächſt vom Liberalismus. Er hat den erſten fünfzig Jahren der kurzen Geſchichte Belgiens im weſentlichen den Stempel aufgedrückt. Von 1832 an, als Charles Rogier von Leopold I. zum Miniſter berufen wurde, bis 1870 hat die liberale Partei während der längſten Zeitperioden, und zuletzt ununterbrochen von 1857—1870, die Geſchicke des Landes geleitet und die bedeutendſten Staatsmänner, Charles Rogier, Walther Frère-Orban und Jules Bara, hervorgebracht. Dann folgt nach einer längeren klerikalen Regierung (1870—1878) noch einmal eine ſtürmiſche und unſichere Herrſchaftsperiode von ſechs Jahren, und darauf der vollſtändige Zuſammenbruch. Aber dieſer Liberalismus bezeichnet etwas ganz anderes, als wir gewöhnlich darunter verſtehen. Er vertritt nicht das Prinzip des Individualismus, der perſönlichen Freiheit, und noch weniger das Gleichheitsprinzip der Demokratie, dem er vielmehr feindlich iſt; ſondern, wenigſtens in politiſcher Beziehung, das Prinzip des Staates, der weltlichen Macht gegenüber der Herrſchaft der Kirche und der Geiſtlichkeit, ſowie gegenüber der Tradition des Partikularismus, der örtlichen Freiheiten der Provinzen und Städte. Liberal bedeutet in Belgien

Digitized by Google

bis in die 80er Jahre des vorigen Jahrhunderts soviel, wie antiklerikal, zentralisierend, staatsfreundlich. Es erklärt sich diese besondere Färbung des liberalen Gedankens in Belgien aus den besonderen Umständen des Landes.

Die Revolution von 1830 war eine allgemeine, nationale gewesen. Gegensätze der Sprache, der Religion und der Volksart kamen zusammen, um das Bestehen des vom Wiener Kongreß geschaffenen Königreichs unmöglich zu machen. Aber was aus dieser Bewegung hervorging, war noch kein Staat, sondern ein Konglomerat verschiedener Landschaften, von denen jede ihre eigene Geschichte, ihre eigenen Rechte und ihre eifersüchtig gehütete Selbstverwaltung hatte. Als das Herzogtum Brabant, die Grafschaft Flandern, die Grafschaften Luxemburg und Limburg, das Fürstbistum Lüttich, die Grafschaften Hennegau und Namur zu einem Staate vereinigt wurden, da hatten sie weder Sprache noch Rasse noch geschichtliche Erinnerungen miteinander gemein; nichts, als das Religionsbekenntnis, — und gerade in diesem gemeinsamen Punkte war die Einigkeit nur eine äußerliche, oberflächliche und trug den Keim langer, heftiger Kämpfe in sich. Es ist das nicht geringe Verdienst der liberalen Staatsmänner und des ersten Königs der Belgier, des klugen und weitblickenden Leopolds I., aus diesen kleinen katholischen Staaten ein modernes Staatengebilde geschaffen zu haben. Unter ihnen hat der Staat durch die Aufhebung des städtischen Oktrois, wie der Provinzial- und Gemeindesteuern, und durch die Beschränkung der Selbstverwaltung der Gemeinden, das öffentliche Leben zentralisiert; durch die Sekularisation der Kirchhöfe und die Übernahme der reichen kirchlichen Stiftungen für Unterrichtszwecke seine Macht erweitert, durch die Vermehrung des Heeres und die Befestigung Antwerpens seine Unabhängigkeit sicher gestellt, durch den Bau von Eisenbahnen im ganzen Lande und die Gründung einer Nationalbank Verkehr, Handel und Industrie gefördert. Es ist kein kleiner Erfolg, daß dem belgischen Staate ein halbes Jahrhundert ruhiger Entwickelung beschieden war, daß die Revolution von 1848, die die ältesten Throne erschütterte, an diesem neuen Staatswesen fast unbemerkbar vorüberging, daß die Bevölkerung und der materielle Reichtum des Landes stetig zunahmen.

Wesentlich anders sieht das Bild allerdings aus, wenn wir es heute im Lichte der späteren Ereignisse näher betrachten. Wenn das liberale Regiment für den materiellen Fortschritt des Landes, die Erschließung und Verwertung seiner Hilfsquellen, die Zu-

Digitized by Google

sammenfassung seiner Kräfte und Energien Bedeutendes geleistet hat, so haben seine Bestrebungen auf dem Gebiete des geistigen Fortschrittes mit einem Mißerfolge geendet. Die Verfassung vom 7. Februar 1831 hatte unter vielen Freiheiten auch die Freiheit des Unterrichts proklamiert, eine Freiheit, die in einem Lande wie Belgien das Monopol der Kirche bedeutete. Der Kampf mit der Kirche um die Volksschule füllt einen großen Teil der Ministerien von Rogier und besonders Frère-Orban aus. Im Jahre 1879 wurde ein Gesetz angenommen, wonach die Schulen in religiöser Beziehung neutral, d. h. konfessionslos sein sollten. Darauf organisierte die Geistlichkeit einen gewaltigen Widerstand gegen die Staatsschulen, und als im Jahre 1884 die liberale Regierung fiel, waren die staatlichen Schulen von 346000, die geistlichen von 500000 Kindern besucht. Die Folge dieses ewigen Kulturkampfes, dieser Unfähigkeit — denn unmöglich ist es nicht, wie das Beispiel fast aller anderen Kulturländer zeigt, — über die Frage der religiösen Erziehung zu einem praktisch durchführbaren Kompromiß zu gelangen, war, daß die Einführung des obligatorischen Schulunterrichts verhindert wurde, und daß Belgien mit Bezug auf die Volksbildung eines der rückständigsten Länder Europas blieb.

Was die höheren Schulen und Universitäten angeht, so gelang es noch weniger, hier den Einfluß der Kirche zu brechen. Frère-Orban suchte auf dem Wege der Verwaltung hier einzuwirken. Er erkannte die von der Geistlichkeit geleiteten Anstalten zwar an, besetzte aber die öffentlichen Stellungen nur mit Zöglingen der Staatsanstalten. Dies war natürlich eine zweischneidige Waffe, die von einer klerikalen Regierung ebensogut angewandt werden konnte und in der Tat angewandt wurde. So gewährt der Streit um die Schule in Belgien das unerfreuliche Bild eines unfruchtbaren Kampfes von Sekten, dessen Kosten die Allgemeinheit zu tragen hatte. Es fehlen die großen nationalen Gesichtspunkte, die Fähigkeit, um des gemeinen Besten willen theoretische Differenzen zurücktreten zu lassen und sich auf der Mittellinie des praktischen Kompromisses zu einigen.

Einen ähnlichen engen Sektenstandpunkt nahm der alte Liberalismus in den sozialen Fragen ein. Das Zensusparlament und die aus ihm hervorgegangene Regierung zeigte für die Bedürfnisse der Masse des arbeitenden Volkes wenig Verständnis. Frère-Orban verpönte jeden Eingriff des Staates in die soziale Freiheit. „Jede Regelung der Arbeit ist eine Form der Knecht-

Digitized by Google

schaft und nichts anderes. Ist diese Regelung absolut, so heißt sie Sklaverei. Ist sie teilweise, so heißt sie Leibeigenschaft." So faßte er seine Lehre 1869 zusammen. Für ihn war die Freiheit das allgemeine Heilmittel. Sie sollte — eine merkwürdige Illusion! — die Harmonie schaffen zwischen den Millionären der Großindustrie und der Masse der ungebildeten, rohen, leidenschaftlich erregbaren und gedrückten Arbeiter, sie sollte die Unterschiede der Rasse und Sprache, der Bildung und Lebenslage, die nicht einmal, wie in anderen Ländern, ein starkes nationales Bewußtsein milderte, ausgleichen. Man verehrte die Freiheit wie einen Fetisch und erklärte sich in ihrem Namen auch gegen die allgemeine Dienstpflicht und ließ das Ersatzsystem, das den ärmeren Klassen allein die Last des Heeresdienstes auferlegte, bestehen; ein trauriges Denkmal selbstsüchtiger Klassenherrschaft.

Und hierüber kam der alte Liberalismus, der sogen. Doktrinarismus, nicht hinaus. Von Anfang an war er ein Feind der Demokratie, des Wahlrechts der Unwissenden, wie Frère-Orban noch 1892 sich ausdrückte, bis die Ideen der Zeit über ihn und seine Partei hinwegschritten. Jede Vorbereitung für die demokratische Hochflut durch geistige und materielle Hebung des Volkes war verabsäumt, und gerade deshalb fegte sie auch den Liberalismus hinweg, so daß er aus allem — nichts wurde, eine melancholische Erinnerung an die großen Dienste, die er dem entstehenden Volke geleistet hatte, eine historische Partei, wie die Royalisten in Frankreich. Aus dieser Versenkung ist er nach und nach wieder etwas emporgestiegen, dank einer Anpassung an die Ideen der Zeit, einer Fortentwickelung seiner jüngeren Elemente unter Paul Janson und Emil Fréron zum Radikalismus, zur bürgerlichen Demokratie. Um seine Aussichten für die Zukunft zu beurteilen, wird es nötig sein, die beiden anderen großen politischen Energieen Belgiens kennen zu lernen.

Der Katholizismus war von jeher in dem fast rein katholischen Lande eine gewaltige Macht. Um seinetwillen hatten sich im siebzehnten Jahrhundert die südlichen von den nördlichen Provinzen getrennt und mit Spanien Frieden geschlossen; der Kampf mit ihm hätte dem aufklärerischen Kaiser Joseph II. fast seine Herrschaft gekostet. Die kurze französische Revolutionsherrschaft übte hier an der Peripherie ihres Wirkungskreises wenig Einfluß aus, und die Trennung von 1830 entstand nicht zum geringen Teile wiederum aus religiösen Gründen. In keinem Lande war die Geistlichkeit von jeher zahlreicher und reicher, als

Digitized by Google

in Belgien, und nirgends hat sie sich so vermehrt. Von 1846 bis 1866 stieg die Zahl der Klöster von 779 auf 1314, und die der Mönche und Nonnen von 11989 auf 18162. Im Jahre 1890 betrug allein in Lüttich das unbewegliche Vermögen der Geistlichkeit 18044101 Francs. Und diese Zunahme ist eine beständige. Neuerdings sind wieder die aus Frankreich vertriebenen Orden zum größten Teile nach Belgien gegangen, wo sie willkommene Aufnahme finden. Es ist daher nicht merkwürdig, daß der Klerikalismus seit fast 20 Jahren in Belgien regiert. Eher kann man sich wundern, daß er erst so spät zur Herrschaft gelangt ist. Die Massen der Landbevölkerung werden in Belgien in absehbarer Zeit unter der Herrschaft des Pfarrers und Gutsherrn stets treue Stützen der klerikalen Herrschaft bleiben.

Was haben nun die zwei Jahrzehnte der klerikalen Regierung für Belgien bedeutet? Mit Bezug auf die Schulen ganz gewiß einen ungeheuren Rückschritt: die Zerstörung der Staatsschule und ihre Ersetzung durch die von Geistlichen abhängige konfessionelle Schule. Ein Gesetz von 1884 bestimmte, daß eine konfessionelle Schule gegründet werden sollte, wo zwanzig Familienväter sie forderten, und im folgenden Jahre traten 1180 sogen. „freie Schulen" an Stelle der früheren Staatsschulen und 792 Lehrer und Lehrerinnen wurden ihrer Stellung und ihres Brotes beraubt. Ein Gesetz von 1894 ordnete die staatliche Unterstützung der „freien Schulen" an, und ein anderes von 1895 machte den Religionsunterricht überall obligatorisch. Bis auf wenige Städte und Industriebezirke wurde die Geistlichkeit die absolute Herrscherin in der Volksschule. Die Resultate ihrer Herrschaft zeigen sich daran, daß noch im Jahre 1899 121000 Kinder, also etwa 10 % der schulpflichtigen Jugend, überhaupt keinen Unterricht genießen, daß von fünf Kindern kaum eins die Schule durchmacht, daß sich der jährliche, durchschnittliche Schulbesuch in vielen Bezirken auf 100 und manchmal 80 Tage beschränkt, daß die Klassen überfüllt, die Lehrer überbürdet und schlecht bezahlt und oft sehr ungenügend vorgebildet sind.

Der höhere Unterricht ist fast ganz in den Händen des Klerus, da drei Viertel der höheren Schulen ohnedies von Geistlichen geleitet werden und die übrigen auch meist unter geistlichem Einflusse stehen. Deshalb ist auch die Bourgeoisie zum größten Teile klerikal erzogen.

Eine ähnliche reaktionäre Haltung nimmt der Klerikalismus in der Heeresfrage ein. Während der Liberalismus zwar spät

Digitized by Google

doch schließlich die schreiende Ungerechtigkeit des gegenwärtigen Systems erkannt hat und den persönlichen Dienst fordert, fürchtet die Rechte den demokratisierenden, befreienden Einfluß eines Volksheeres und empfiehlt daher das Söldnerheer nach englischem Muster. Eine Frage des Patriotismus wird zu einer Parteifrage erniedrigt, und dadurch ihre befriedigende Lösung zum Schaden des Landes hinausgeschoben.

Wie steht es endlich auf dem Gebiete der sozialen Reform? Gewiß war die allgemeine Bewegung für die Besserung des Loses der Arbeiter auch an dem industriellsten Ländchen der Welt nicht spurlos vorübergegangen. Besonders die katholische Geistlichkeit, die durch ihre soziale Stellung und ihre genaue Kenntnis des Lebens und der Bedürfnisse des arbeitenden Volkes zur sozialen, altruistischen Lebensauffassung prädestiniert erscheint, ergriff die Sache der Mühseligen und Beladenen, die nirgends elender und unwissender waren als in diesem reichen Lande, mit Feuereifer; Bischöfe und Priester widmeten sich der sozialen Propaganda, suchten den Sozialismus auf seinem eigenen Felde zu schlagen, und die päpstliche Enzyklika „De conditione opificum“ vom 15. Mai 1891 schien diesem Streben die religiöse Weihe zu geben. Bald jedoch zeigte sich, daß die klerikale Partei in Belgien vor allem eine Partei des besitzenden Bürgertums ist. Das geängstigte Bürgertum rief die Bischöfe und endlich auch die Kurie gegen die sozialen Geistlichen an. Ein Teil der Geistlichen unterwarf sich, ein anderer Teil wurde verbannt, aber einige Priester, in erster Linie der Abbé Daens, fügten sich trotz kirchlicher Strafen nicht, und gründeten die christlich-demokratische Partei, die heute allerdings erst über zwei Sitze im Parlament verfügt, aber schon durch ihr Bestehen den im Grunde antisozialen Charakter der herrschenden Partei beweist. So steht auch die soziale Gesetzgebung der Jahre 1884—1900 in Belgien hinter der deutschen und französischen weit zurück. Man hat ein Arbeits- und Industrieministerium geschaffen, die Fabrikinspektion eingeführt, die Frauen- und Kinderarbeit beschränkt, Gesetze über die Lohnzahlung erlassen usw., aber alle diese Gesetze sind in ihrer Wirksamkeit sehr lückenhaft und unvollkommen. Die Altersversicherungsrente, die ein mittelloser Arbeiter im Alter von 65 Jahren bezieht, beträgt 65 Francs jährlich oder 18 Centimes täglich, ein Almosen, das seinen Empfänger der öffentlichen Mildtätigkeit entzieht, ohne ihm die notdürftigste Existenz zu gewährleisten.

Wenn die Klerikalen so auf dem Gebiete der Gesetzgebung

Digitized by Google

wenig geleistet haben, so ist dagegen ihre organisatorische soziale Arbeit im Lande recht bedeutend. Sie beginnt mit der Schule, wo Vereine gegen den Alkohol und für den Tierschutz, Spar- und Versicherungskassen gegründet werden, die der Lehrer unter Aufsicht des Geistlichen leitet. Dann tritt der junge Mann in die katholische Gewerkschaft oder den Bauernbund, wird Mitglied der Korporativgenossenschaft und des Gesellenvereins. Überall ist der Pfarrer die leitende Persönlichkeit und fesselt, durch materielle Vorteile und gesellschaftliche Annehmlichkeiten nicht minder, als durch den Glauben das Volk mit allen Fasern an die Kirche und die Partei. „Die guten Werke" sind die festeste Grundlage der Macht der klerikalen Partei in Belgien.

Der Sozialismus, die jüngste politische Macht in Belgien, verfügt heute über ein Fünftel des Parlaments und würde bei Aufhebung der doppelten und dreifachen Stimmen der Bourgeoisie eine gute Hälfte besitzen. Seinem Wesen nach hat er in Belgien viel Ähnlichkeit mit dem Katholizismus: er verkörpert sich in der Lehre und in guten Werken und hat seine Priester, die jene verbreiten, und andere, die diese vermehren. In der Lehre schließt er sich im allgemeinen an die französische und besonders die deutsche Sozialdemokratie an, aber entsprechend dem nüchternen Charakter des belgischen Volkes neigt er theoretisch zum Eklektizismus und in der praktischen Anwendung zum Opportunismus. Natürlich ist auch der belgische Sozialismus in erster Linie ein Glaube, wie jede aufsteigende lebendige Bewegung der Geister, wie auch der Liberalismus in den Jahren seiner Jugendkraft; natürlich fesselt er auch die Massen nicht durch wissenschaftliche Beweise, sondern durch die Verheißung von besseren künftigen Tagen, aber dieser Glaube hat einen breiteren, weniger sektenartigen Charakter. Dies zeigt sich z. B. im Verhalten der „belgischen Arbeiterpartei" — auch der Name ist für die allgemeine Tendenz der Partei bezeichnend — zur Agrarfrage, wo sie, ganz im Widerspruche mit dem orthodoxen Marxismus, für die Erhaltung des kleinen bäuerlichen Besitzes eintritt. Dieser Charakter der belgischen Bewegung verkörpert sich in ihrem glänzenden Führer Emil Vandervelde, der zugleich ein überzeugter Visionär und hinreißender Volksredner und ein hervorragender wissenschaftlicher Forscher und kühler Parteitaktiker ist. Die Schwierigkeiten der belgischen Arbeiterpartei liegen nicht auf dem Gebiete der Lehre, zeigen sich nicht wie in Deutschland in Glaubenskämpfen, Konzilien und Ketzergerichten, sondern in den politischen Methoden, in dem Streite

Digitized by Google

zwischen dem Revolutionismus und dem Vertrauen auf eine allmähliche Evolution, der dem Unterschiede zwischen dem entzündlichen wallonischen und dem ruhigeren vlämischen Volkscharakter entspricht. Die Unwissenheit und Roheit der Arbeitermassen, die Leidenschaftlichkeit der Wallonen, sowie das Fehlen einer starken Staatsgewalt und eines gefestigten Nationalgefühls hat zu jenen periodischen Aufständen geführt, deren letzter im April vorigen Jahres scheiterte und dadurch den Extremen eine heilsame Lehre gab.

Ein wirksameres und sicheres Gegengewicht gegen revolutionäre Anwandlungen liegt in den sozialen Schöpfungen der Partei, ihren Organisationen zum Konsum, zur Produktion und zur gegenseitigen Hilfe und Förderung. Die mächtigen Gewerkvereine und Genossenschaften Englands sind das Vorbild der Belgier gewesen, aber sie haben diese fremden Muster in ganz eigenartiger Weise weiterentwickelt. In Belgien sind die großen Wirtschafts- und Produktivgenossenschaften der Arbeiter nicht bloß Veranstaltungen zu materiellen Zwecken, sondern zugleich politische und soziale Vereinigungen. Die Genossenschaft liefert ihrem Mitgliede, das zugleich Mitglied der Partei ist, nicht nur seine Lebensbedürfnisse aus ihren Fabriken und Kaufläden, versichert ihn nicht nur gegen Krankheit, Unfall und Invalidität, und gewährt ihm in einzelnen Fällen sogar eine Pension, sondern sie unterstützt ihn auch im wirtschaftlichen und politischen Kampfe, bietet ihm in einem prächtigen Klubhause geistige und künstlerische Genüsse und gibt ihm Gelegenheit, sich geistig fortzubilden. Das Volkshaus ist das Hauptquartier in Zeiten des Kampfes und ihr Klub in Zeiten des Friedens; es trägt den Charakter einer Spar- und einer Kriegskasse, einer Volkshochschule und einer Stätte der Erholung und der geselligen Freude. Aber das Merkwürdigste ist, daß diese Vielheit der Ziele nicht, wie man anzunehmen geneigt wäre, das geschäftliche Gedeihen der Unternehmungen beeinträchtigt, sondern sie, gerade durch dieses Zusammenwirken geistiger und materieller Interessen, zu hoher Blüte gebracht hat. Das zeigt der „Vooruit“ in Gent, die älteste dieser Genossenschaften, an deren Spitze Eduard Anseele steht, nach Vandervelde der bedeutendste Führer der Partei, ein Proletarier von Herkunft und kein Gelehrter, wie dieser, sondern ein Mann der Handlung, von brutaler Rücksichtslosigkeit im politischen Kampfe, aber von hervorragendem Organisationstalent. Das zeigt die größte der Genossenschaften, das „Volkshaus“ in Brüssel, mit über 17000 Mitgliedern, und, um nur eines seiner Institute zu nennen, einer

Digitized by Google

Maſchinenbäckerei, die jährlich 10 Millionen Kilogr. Brot herſtellt. Ähnliche Hochburgen der Partei befinden ſich in Antwerpen, Löwen, Lüttich, Verviers und Jolimont, und an ſie gliedern ſich Gewerkvereine und Hilfskaſſen an. Es ſind gleichſam kleine ſozialiſtiſche Gemeinweſen im kapitaliſtiſchen Staate, in denen Arbeit und Gewinn nach gerechten Grundſätzen geregelt ſind.

Die Arbeit in dieſen Inſtitutionen iſt eine Schule des Gemeinſinns und der Vorbereitung für größere politiſche Tätigkeit, ſowie das beſte Gegengewicht gegen Utopien und Illuſionen. Und die Gelegenheit für dieſe Tätigkeit auf weiterem Felde wird kommen. Daß allerdings die Arbeiterpartei allein weder reif noch imſtande iſt, die Erbſchaft des Klerikalismus anzutreten, erkennen ihre einſichtigen Führer ſelbſt. Sie predigen deshalb das Bündnis mit der bürgerlichen Demokratie, wie es durch den wiederholten Kampf gegen den gemeinſamen Gegner ſchon vorbereitet iſt. Die induſtrielle Entwickelung Belgiens wird vermutlich in der nächſten Zukunft noch weitere Fortſchritte machen, da man in den Ebenen Brabants, der ſogen. Campine, neue große Kohlenbecken entdeckt hat, die der Erſchließung harren. Damit rückt auch der Sieg über den Klerikalismus näher. Die Zukunft Belgiens, ſeine ruhige Weiterentwickelung und ſein ſozialer Friede liegt dann in der Verſöhnung der liberalen Bourgeoiſie mit der Arbeiterklaſſe, in einer liberal-ſozialen Regierung, die die zukünftige Entwickelung an die Vergangenheit knüpft, die die alten Ideale der Freiheit und Gerechtigkeit, im weiteren Sinn, wie in dem alten Zenſusſtaate aufgefaßt, mit den Beſtrebungen der ſozialen und wirtſchaftlichen Ausgleichung verbindet.

Digitized by Google

Allerseelen.

Skizze von C. von Wald.

Ein grauer, eintöniger Novemberhimmel wölbt sich über die einsame Haide. Leise schweben vereinzelte Schneeflocken herab, bereit, das braune Haideland mit weicher, weißer Decke zu umhüllen. Wo sonst emsige Bienen über duftenden Erikablüten summten und bunte Schmetterlinge sich auf goldgelbem Ginster wiegten, liegt jetzt alles dürr und tot. Still und leer ist's auch für mich geworden, nach froh verlebten Sommerwochen, wo jubelnde junge Stimmen und leichte Kinderfüßchen das große, einsame Haus belebten, und Glück und Sonnenschein in mein stilles Dasein brachten. Gestern sah ich einen Schwarm wilder Gänse über das Moor streichen; das deutet auf einen harten, frühen Winter und mit ihm kommen die vielen, einsamen Abende, wo es sich so behaglich am Kamin sitzen und von vergangenen Zeiten träumen läßt. Selten stört etwas meine Einsamkeit; nur der Wind heult um die alten Mauern und die dürren Zweige der hohen Pappeln klopfen an meine Fenster. Unaufhörlich rieselt der Schnee herab, in dicken, weichen Flocken. — Eben hat der alte Friedel die bestellten Kränze gebracht. Ich nehme den langen, warmen Mantel um, knüpfe ein Spitzentuch über das Haar und wir treten zusammen den Weg nach dem Kirchhof an. Heute ist Allerseelentag — da versäume ich es nie, meine alten Freunde aufzusuchen, die man dort draußen zur letzten Ruhe gebettet hat. Der Weg ist nicht weit, ein Stück durch den alten Park, am Pastorat vorüber — da sind wir schon am Ziel und treten durch die kleine Kirchhofspforte. Ich nehme dem alten Gärtner die Kränze ab und winke ihm, zu gehen, denn ich bin am liebsten ganz allein hier draußen. Gleich am Eingang, an einem der ersten Gräber, mache ich Halt, und suche unter meinem Vorrat einen schönen, mit bunten Astern reich verzierten Kranz hervor, den ich an das schlichte, schwarze Kreuz hänge. Hier ruhst du, meine brave, alte Agnes Marth, von einem langen, arbeitsreichen Leben aus, und wenn das Wort der Schrift wahr ist, welches sagt, daß unser Leben köstlich gewesen, wenn es Mühe und Arbeit war, so muß das deine ein herrliches Leben gewesen sein; denn an Mühe und Arbeit war es reich. Schlummere sanft, du treue Hüterin meiner Kindertage! Schweifen meine Gedanken in jene

Digitized by Google

fernen Zeiten zurück, so steht untrennbar von ihnen dein Bild vor meinen Augen. Ich sehe dein gutes, häßliches Gesicht voller Sommersprossen, und auf dem glatten, rothaarigen Scheitel sitzt das blütenweiße Häubchen. Mit unseren großen und kleinen Leiden kamen wir stets zuerst zu dir, und du wußtest immer Rat. Weiter gehe ich mit meinen Kränzen, und schlage einen schmalen Seitenweg, hart an der Mauer, ein. Nach einigem Suchen finde ich es auch, das verlassenste und einsamste Grab auf dem kleinen, gutgepflegten Kirchhof. Wer hier ruht, unter diesem eingefallenen Hügel, mit dem morschen Holzkreuz, das kein Name, nur eine Nummer kennzeichnet, weiß kein Mensch. An einem bitterkalten Wintermorgen, vor vielen, langen Jahren fanden Knechte, die zur Arbeit gingen, am Grabenrand einen Mann, starr und leblos. Er war wohl, von Müdigkeit übermannt, dort eingeschlafen, um nie wieder zu erwachen. Man durchsuchte ihn, durchstöberte alle Taschen, aber außer einem abgegriffenen Lederbeutelchen mit einigen Kupfermünzen darin, fand man nichts; keine Papiere, kein Heimatschein, nichts, woraus man auf Namen oder Herkunft schließen konnte. Die abgetragenen Kleider ließen noch erkennen, daß sie aus gutem Stoff gefertigt waren, und aus der zerrissenen, aber feinen Wäsche war das Namenszeichen herausgeschnitten. Der Arme, der im Leben Schiffbruch gelitten, und sich hier zum letzten Schlummer niederlegte, er hat sein Geheimnis mit ins Grab genommen. Ob hier ein Abenteurer, der einst bessere Tage gekannt, die ruhmlose Laufbahn hinter der Hecke beschlossen, ob ein verlorener Sohn, fern von der Heimat und den Seinen, in fremder Erde ruht, niemand hat es je erfahren. Meine kindliche Phantasie aber beschäftigte der Namenlose jahrelang, und ich pflegte sein einsames Grab, schmücke es auch heute mit einem schlichten, grünen Kranz. „In meines Vaters Hause sind viele Wohnungen," mit diesen trostreichen Worten wurde er einst von unserem alten Pfarrer zur letzten Ruhe geleitet. Auch diesen deckt jetzt der grüne Rasen und die Traueresche zu Häupten des Hügels ist bereits ein stattlicher Baum geworden. Im Frühling nistet alljährlich ein Finkenpärchen darin und singt dem heißen, ruhelosen Herzen, das hier den ewigen Frieden fand, ein sanftes Wiegenlied. Ja, unser Haidepastor, auch ihm einen Kranz! So, wie ihn, denke ich mir die alten Streiter der Kirche, die Kämpfer aus dem Zeitalter der Reformation, stets bereit, zu sterben für ihres Herrn Ruhm und Ehre. Kraftvoll führte er das kirchliche Zepter und die hartköpfigen Bauern duckten sich, wenn auch oft

Digitized by Google

murrend, unter seiner eisernen Hand. Streng hielt er darauf, daß die Kirche Sonntags gut besucht war, und wehe dem werkmüden Bauern, der in einem Kirchenschläfchen etwas von dem versäumten Schlaf der Woche nachholen wollte. Kein Weg war ihm zu weit, kein Wetter zu schlecht, wenn es galt, einem Kranken beizustehen, oder einem Sterbenden die letzte Wegzehrung zu reichen. Manch ein Trunkenbold, der im Rausch sein Weib mißhandelt, erhielt einen fühlbaren Denkzettel von seiner Hand, und hatte gar ein junger Bursch Schande und Elend über ein Mädchen gebracht, so ruhte der alte Pfarrer nicht, bis sein priesterlicher Segen den Bund geweiht. „Ju, ju, unser Pastor, der hat den Teufel im Leibe," sagten wohl die Bauern, doch sie folgten ihm; war er doch aus ihrer Mitte hervorgegangen, ein echter Haidesohn, wie sie selbst. Ich blicke nach dem altersgrauen Pfarrhaus hinüber, dessen spitzer Giebel, von hohen Linden überragt, sichtbar ist. Wie oft bin ich als kleines Mädel die ausgetretenen Steinstufen heraufgesprungen, zur guten Frau Pastorin. Sie hatte stets ein liebevolles Wort, eine kleine Freude für mich. Und es waren nicht die guten Pfannkuchen, die Keine im Dorf so zu backen verstand, wie Frau Brigitte, die mich lockten, nein, mein Spielkamerad, Pastors Ludwig, war es, um dessentwillen ich fast täglich kam. Wir wuchsen mit einander auf, vertieften uns gemeinsam in die Anfangsgründe der Wissenschaften, prügelten und versöhnten uns wieder. So gingen die Jahre hin; ich war eine junge Dame geworden und Ludwig bestand mit Glanz sein Abiturium. Es kam der Tag, an dem er die Heimat verlassen und auf die Universität gehen sollte, um Theologie zu studieren, wie sein Vater, dessen Nachfolger er einst hier werden sollte. Am Abend, als ich mein Fenster schloß, um zur Ruhe zu gehen, da hörte ich leise meinen Namen rufen, und als ich herausblickte, steht Ludwig unten und bittet mich, zu ihm in den Garten zu kommen. Als ich neben ihm stand, drückte er meine Hände und flüsterte mir zu: „Ich gehe, ich hab's dem Vater eben gesagt, ich kann und will nicht Geistlicher werden, wie er. Ich will Medizin studieren und dereinst ein tüchtiger Arzt werden, oder ich komme niemals wieder. Ich weiß wohl, es ist hart für den Vater, daß ich aus der Art schlage, und daß nach ihm ein Fremder in die alte Pfarre einziehen wird, aber ich kann nicht anders, ich werde kein Pfaff. Ich habe gebeten und gedroht, auf den Knien habe ich vor dem harten, alten Mann gelegen, aber allem setzt er nur ein hartes, eisernes Nein entgegen. So gehe ich

Digitized by Google

denn — leb' wohl, Elisabeth, ob wir uns je wiedersehen, ich weiß es nicht." Er ist nie zurückgekehrt; die Jahre kamen und gingen, aber meinen Jugendgespielen brachte keines zurück. Ob er in ein fernes Land gezogen, ob er, wie es im Volkslied heißt, weder Glück noch Stern gehabt, und gestorben, verdorben ist — ich weiß es nicht. Dem alten Mann aber brach das Herz darüber, er hatte seinen Einzigen doch geliebt. Wie bitter mag er seine Härte oft bereut haben, aber Reue ist fruchtlos; sie brachte den Sohn nicht zurück. Möge dir die Erde leicht sein, Haidepastor, mir kommt's nicht zu, über dich zu richten, denn wer unter uns wäre ohne Fehl? Ich wandere weiter, an großen und kleinen Gräbern vorüber, an wohlgepflegten und verfallenen. Auf vielen machen sich Perlen und Wachsrosenkränze mit bäuerischer Geschmacklosigkeit breit, auf anderen daneben sprießen wilde Wiesenblumen und Kräuter, wie die freigiebige Hand der Natur sie auch dort spendet, wo niemand säete. So viele, die im Leben Mißgunst, Zank und Eifersucht zu Todfeinden gemacht, hier ruhen sie friedlich nebeneinander — so löscht der Tod alles aus und macht alles gleich. -- Jetzt bin ich am letzten Ziel meiner Wanderung angelangt; ich öffne die Türe zum Erbbegräbnis, und bin mitten unter den Meinen. Eine lange Reihe ist's, Hügel reiht sich an Hügel. An der Eltern Grab knie ich hin und lege einen Kranz darauf nieder. Mit inniger Liebe und Dankbarkeit gedenke ich eurer; eine sonnige Kindheit, eine glückliche Jugend danke ich euch. — Als ich, nach rasch verwehtem Glück, mit gebrochenen Flügeln ins Elternhaus zurückkehrte, da ließ eure Liebe die Wunden heilen, die das Leben mir geschlagen, und dann blieb ich hier, und durfte euer Alter pflegen, bis euch der Tod die treuen Augen schloß. Den Geschwistern, die in alle Winde zerstreut sind, ist's just recht, daß ich das einsame Haus verwalte: So bin ich die „Tante Elisabeth" geworden, die so gerne junges Volk um sich sieht und sich ein frisches Herz bewahrte, wenn auch schon graue Fäden das dunkele Blond ihres Haares durchziehen. — Nun habe ich nur noch einen Kranz, und mit diesem schreite ich zurück zu einem Grabe am Anfang der Reihe. Auch dieses deckt die schwere Steinplatte mit dem eingemeißelten Wappen; der Halbmond mit dem Pfeil ziert sie, wie die anderen auch. Hier ruht die schöne Liselotte, meines Urgroßvaters erste Frau, droben im großen Saal hängt ihr Bild — ein schmales, feines Gesicht mit großen, grauen Augen. Dichte dunkele Brauen wölben sich darüber und treffen in der Mitte zusammen. Menschen mit

Digitized by Google

solchen Brauen sterben eines unnatürlichen Todes, sagt der Volksmund. Als Kind lief ich an einsamen Wintertagen oft herauf, denn ich liebte den großen Saal mit seinen Ahnenbildern und altersdunklen Eichenmöbeln ganz besonders. Dann schaute ich so lange das Bild der schönen Liselotte an, bis die traurigen, grauen Augen und der süße, blasse Mund zu leben schienen, und mich ein Gruseln ankam, so daß ich schnell herunterlief ins trauliche Kinderzimmer, wo die alte Agnes Marth den Geschwistern Märchen erzählte, und die Bratäpfel in der Ofenröhre verheißungsvoll zischten und dufteten. In der alten Familienchronik fand ich einige Aufzeichnungen über Liselotte. Sie ist ein gar feines, vornehmes Fräulein gewesen, und eitel Glück und Sonnenschein ging strahlend von ihr aus. Wohin sie kam, flogen ihr die Herzen zu; bei jung und alt, vornehm und gering war sie wohlgelitten. Der Gipfel ihres jungen Glücks schien erreicht, als nach fast zweijähriger Ehe das Erscheinen des heißersehnten Stammhalters in naher Aussicht stand. Da glitt die junge Frau auf der hohen Steintreppe aus, die in den Park führt, und stürzte dieselbe herab. — Alle ihre Hoffnungen waren für immer zerstört, denn als sie nach langem Siechtum genas, da wußte sie, daß sie ihrem Gatten den erhofften Erben nie schenken würde, und er wurde ein finsterer, verschlossener Mann, der diesen Schlag nicht verwinden konnte. Starb er ohne männlichen Nachkommen, so ging das Gut an eine andere Linie der Familie über. Frei aber wollte er die Frau, der er Treue gelobt, nicht geben, denn ihm war das Wort heilig, das ihn an sie band, bis daß der Tod sie scheide. Immer stiller und trauriger wurde die junge Frau, und eines Tages fand man sie in dem kleinen See, der an den Park stößt, — verunglückt, — wie es in der Chronik heißt, aber ich weiß es besser! — Dein Opfer war nicht umsonst gebracht, Liselotte. Neben deinem Bild hängt das meiner Urgroßmutter; schön, wie du, war sie nicht, aber sie schenkte ihrem Gatten vier blühende Söhne, und auch daß ich hier stehen darf, daß die geliebte Heimat nicht in fremde Hände kam, wem anders danken wir's, als dir, Liselotte? Darum schmücke ich am Allerseelentag dein Grab mit meinem schönsten Kranz.

Es ist spät geworden, schon geht der kurze Novembertag zur Rüste. Über mir zieht mit lautem Krächzen eine Krähenschar zu Horst, fröstelnd ziehe ich meinen Mantel fester um die Schultern. Alles um mich her deutet auf Abschied und Vergehen, spricht von Sterben und Trauer, und schwer lastet die Einsamkeit auf meinem

Digitized by Google

Herzen. Da durchbricht, gleich einer trostreichen Verheißung, die untergehende Sonne die graue Wolkenwand. Sie übergießt mit rosigem Schein die verschneiten Gräber, und läßt die goldenen Inschriften auf den Grabkreuzen hell aufleuchten; dann versinkt sie, ein roter Feuerball, hinter dem Horizont. Die kleine Kirchenglocke hebt an, zu läuten; sie verkündet Feierabend, und mit den altgewohnten, feierlichen Klängen zieht tiefer Friede in mein einsames Herz.

Was mir im Leben auch noch an Leid, an Glück vielleicht beschieden, ich will es geduldig und freudig auf mich nehmen, einst darf auch ich nach vollbrachter Arbeit hier ausruhen bei meinen Lieben. Ein fast vergessenes Dichterwort geht mir durch den Sinn:

„Ein jeder hat,
Er sei auch, wer er mag,
Ein letztes Glück
Und einen letzten Tag."

Glücklich, wem beides nahe beieinander liegt!

Diplomatische Offensive.

Von Dr. Karl Mehrmann.

[Teil I.]

I.

Es ist alles andere eher, denn Sympathie, was der gemeine Mann gegenüber dem zünftigen Diplomaten empfindet. Meist ist es die Form, die ihn abstößt. Für die Hinterhältigkeit und Doppelzüngigkeit, die von vielen heute noch für ein unentbehrliches Rüstzeug der diplomatischen Methode gehalten wird, hat geradsinnige Offenheit natürlich kein Verständnis. Die ganze Welt ist voll von Kampf, ja das Leben in ihr besteht nur durch den Kampf. Und da kommt nun die diplomatische Zünftelei, die den

Digitized by Google

Frieden als A und O ihrer Tätigkeit betrachtet. Eine gerade Natur muß eine solche Zuwiderhandlung gegen das Lebensprinzip als Mangel an Wahrheitsliebe ansehen. Dabei ist dann aber wiederum eines sonderbar. Just die Offizierkorps der Staaten, die man gemeiniglich als Militärmächte bezeichnet, in ganz hervorragendem Maße die preußisch-deutsche und die russische Armee, haben eine Reihe bedeutender Generäle hervorgebracht, die auch für das diplomatische Getriebe eine ganz entschiedene Begabung besaßen. Auch der erste Kanzler des neuen deutschen Reiches war eine Soldatennatur, die nach berühmtem Muster den Krieg für die Fortsetzung der Politik, nur mit andern Mitteln, hielt. Solcher Anschauung muß der Kampf als das Grundelement der diplomatischen, wie militärischen Kunst erscheinen. Und da nach altpreußischer Tradition, wenn irgend möglich, die Offensive die Kampfart ist, die am meisten Erfolg verspricht, so liegt die Frage nahe, ob auch auf diplomatischem Felde die Attacke das aussichtsreichste Mittel ist. Allerdings, wer in der Staatskunst eines Metternich die höchste Potenz diplomatischen Könnens und in der Erhaltung des status quo das einzig erstrebenswerte Ziel erblickt, wird diese Frage von vornherein verneinen.

Gewiß spielt der status quo eine ganz beträchtliche Rolle. Wer aber an das Werden der Dinge glaubt, dem wird die Dauer des status quo als eine Fiktion, und die etwaige Forderung der Rückkehr zu irgend einem status quo ante als eine reaktionäre Widersinnigkeit erscheinen. Er wird betonen, daß der status quo als Zustand nur von der abstrahierenden Wissenschaft gefaßt zu werden vermag, daß dieser Begriff hingegen in der diplomatischen Praxis nur als Mittel und Werkzeug der diplomatischen Sophistik dient. Eine Augenblickserscheinung, die sich von heut auf morgen ändert, kann daher in der Lebendigkeit der diplomatischen Kunst niemals der erstrebte, unüberwindliche Zielpunkt, sondern nur der Ausgangs- oder Übergangspunkt der ausübenden Staatskunst sein. Es ist der Fehler der unvernernünftigen Zunftdiplomatie, aus Doktrinarismus oder Bequemlichkeit von dem Veränderungstrieb des Konkreten abzusehen. Der zünftige Handwerker sieht nicht, wie der realpolitische Künstler, die Dinge im Fluß, sondern in der Erstarrung; ist er doktrinär veranlagt, so verteidigt er seinen Standpunkt mit der Notwendigkeit wissenschaftlicher Auffassung; neigt er zur Bequemlichkeit, so maskiert er seine Trägheit mit der angeblichen Objektivität seiner Betrachtungsart. Beide Sorten von Leuten vergessen aber, daß

Digitized by Google

sie den schöpferischen Keim ihrer Kunst verkümmern lassen und den Entwickelungsprozeß der Wirklichkeit vergewaltigen. Für uns als *Theoretiker* liegt die Sache etwas anders. Wir sind tatsächlich genötigt, dem rollenden Rad der Weltgeschichte in die Speichen zu fallen und es für einen Augenblick zum Stillstand zu zwingen. Für uns *muß* — wir tun ihm die Gewalt an — der status quo seinen Augenblickscharakter zeitweilig abstreifen, weil unser definierender Verstand ihn sonst nicht von allen Seiten fassen könnte. Der Status würde ihm entschlüpfen.

Was schafft denn nun einen bestimmten Zustand in der Politik? Selbstverständlich: Umstände und Personen. Aus dem Zusammentreffen beider entwickeln sich bestimmte, nach Raum und Zeit wechselnde Interessen, die, wenn sie sich mit Hilfe einer staatlichen Organisation durchzudrücken suchen, in der Form politischer Bestrebungen zutage treten. Die psychische Quelle aller Interessen ist der Selbsterhaltungstrieb. Die *theoretische* Politik spricht bei ihrem Bemühen, das Entscheidende möglichst präzis hervorzukehren, fast ausschließlich von dem *staatlichen* Selbsterhaltungstrieb. Sie erweist dabei dem doch konkurrierenden Egoismus der Einzelpersonen, der Verbände und Korporationen, der noch nicht staatlich organisierten Nationalitäten und schließlich der Tendenz der allgemeinen Menschheitszusammengehörigkeit durchweg viel zu viel Nichtachtung. Die *praktische* Politik wird hier durch den Zwang der Verhältnisse viel eher auf den richtigen Weg getrieben. Sie hat von jeher z. B. dem Streben der leitenden Männer nach Befriedigung des persönlichen Egoismus auch auf politischem Gebiet viel mehr Rechnung getragen. Noch heute sind Ordensauszeichnungen doch nicht überall nur eine Anerkennung für schon erwiesene Freundlichkeiten, sondern zuweilen auch eine Lockspeise zur Erhaltung oder Schaffung entgegenkommender Stimmungen für spätere Fälle. In Deutschland hat es die Politik der Höflichkeiten unter dem „neuen Kurse" bekanntlich zu einer hohen Stufe der Entwickelung gebracht. Von manchen Seiten ist ja sogar schon die Frage aufgeworfen worden, ob hier nicht vielleicht des Guten doch etwas zu viel getan werde. Jedenfalls aber bietet für die meisterhafte Abwägung des Wertes der *verschiedenartigen* Imponderabilien des In- und Auslandes die Gleichförmigkeit der unbeschränkten und unentwegten Liebenswürdigkeiten nur ein unzureichendes Surrogat. Ich weiß nicht, ob die Zeit schon endgültig vorüber ist, wo man in Deutschland das Gefühl nicht unterdrücken konnte, daß unsere Diplomatie die

Digitized by Google

Seelenschwingungen im Auslande zu stark, die in der Heimat zu schwach nachempfand.

Im Großen und Ganzen freilich trifft gewißlich zu, daß auf die Dauer der staatliche Selbsterhaltungstrieb in der politischen Interessenbewegung die meiste Durchschlagskraft besitzt. Er ist ohne Zweifel das gewichtigste Moment, das wir kennen. Aber vorübergehend, begünstigt durch besondere Umstände, können auch die für nebensächlicher geltenden Interessen einzeln oder zusammen das Übergewicht erlangen. Und weiter herrscht auch innerhalb der Vielheit der Erscheinungsformen, in denen sich das Interesse des staatlichen Selbsterhaltungstriebes bekunden kann, nicht überall und zu jeder Zeit Gleichwertigkeit. Ja, noch mehr: nicht alle Äußerungen desselben staatlichen Selbsterhaltungstriebes bewegen sich im gleichen Zeitpunkt nach derselben Richtung hin. Und da wir andererseits schon wissen, daß das Gebiet der politischen Betätigung eines jeden Staates durchkreuzt wird von einer Unmenge von Interessen, die durchaus nicht alle der einen Quelle des staatlichen Selbsterhaltungstriebes entspringen, so läßt die Parallelität oder die Konvergenz der Interessenbewegungen an sich noch keineswegs einen Schluß auf deren Ursprungsort zu.

Die ursprünglichste Form der Interessenbetätigung ist für die Individuen wie für das Staatsganze naturgemäß die Gefühlsäußerung. Und so haben wir dann zunächst das Mißtrauen, die Furcht, den Haß, die Eifersucht und Eitelkeit und, vor allem, die Gewinnsucht, weiterhin aber auch, als begleitende Nebenmomente, die Gerechtigkeit und die Sympathie, die ihren realpolitisch berechtigten Ausdruck im Gefühl der Blutsverwandtschaft findet, sich aber nicht selten zur Schwärmerei für die Menschheitszusammengehörigkeit versteigt. Leider ist bei vielen Mitgliedern einer staatlichen Organisation das Interesse an politischen Dingen überhaupt nicht vorhanden. Ihre Gleichgültigkeit wird es dann nicht selten einem geringen Bruchteil von Staatsbürgern ermöglichen, die Herrschaft an sich zu reißen. In solchem Falle ist die politische Schwerkraft nach außen häufig größer, als wenn alle Mitbürger politisches Interesse haben und es betätigen. Die gegenseitige Aufreibung der Kräfte ist dann eben nicht so groß, als wenn im Staat ein Krieg aller gegen alle entbrannt ist; die staatliche Organisation aber sorgt dafür, daß auch die Gleichgiltigen nach außen hin schließlich ihre Kräfte nach der Richtung mitentfalten müssen, die die tätige Oligarchie die staatliche Aktion hat einschlagen lassen. Immerhin gibt es Fälle, wo auch in der

Digitized by Google

Politik das instinktmäßige Tasten der Massen der Wahrheit näher kommt, als das methodische Suchen einiger Weniger nach den Gründen für oder gegen. Beispielsweise, als nach dem Tilsiter Frieden der Übermut der Franzosen in Deutschland auf den Gipfel stieg, da drängte sich der Masse des preußischen Volkes viel früher ein Gefühl für die Haltlosigkeit des napoleonischen Regiments auf, als vielen jener Männer, denen der Wille des Königs die Leitung des Staates in die Hand gegeben hatte. In solchen Fällen hat selbst ein Schiller Unrecht, der die Mehrheit für Unsinn erklärt. Aber das sind Ausnahmen, die die Regel bestätigen.

Nun darf man nicht vergessen: Auch wenn der Wettkampf der widerstreitenden Interessen im Innern eines Staates über dessen Stellungnahme nach Außen in einem konkreten Fall entschieden hat, bleiben dennoch die unterlegenen Interessen mehr oder weniger geschwächt bestehen und warten auf eine Gelegenheit, die ihnen die Oberhand verschaffen kann. Ja, sie üben nicht einmal durchweg Zurückhaltung, sondern suchen auch nach ihrer Niederlage als Unterströmungen auf das Zusammenleben des Heimatstaates mit seinen Nachbarn Einfluß zu gewinnen. Sie spielen freilich, solange sie nicht den Sieg zurückerobert haben, auch in der Staatengesellschaft nur eine sekundäre Rolle gegenüber dem primären Interessenkomplex, der dem Staate auch nach Außen hin seine Willensrichtung angewiesen hat. Diese Willensrichtung eines Staates tritt natürlich mit denjenigen der anderen Mächte in die eine oder andere Beziehung, und so finden sich innerhalb des Staatensystems dieselben Interessenverhältnisse, wie im innern Leben der Einzelstaaten. Entweder als Interessenparallelismus oder als Interessenkon- und Divergenz. Die Staaten sympathisieren miteinander oder sie stehen sich feindlich oder neutral kühl bis ans Herz gegenüber. Je nach der Interessenwirksamkeit wird sich demnach das Staatensystem darstellen als ein Chaos gleichmäßig, aber locker einander berührender Nachbarn oder als Interessentengruppen oder als eine Vereinigung einer oder mehrerer solcher Gruppen mit einer oder mehreren isolierten oder neutralen Mächten. Doch gehen wir vom Abstrakten zum Konkreten über.

II.

Man operiert in der diplomatischen Phraseologie viel mit der Gewichtstheorie. Die ältere Diplomatie kannte nur das Gleich-

Digitized by Google

gewicht und dessen Störung. Graf Bülow hat neuerdings auch die Gegengewichte kursfähig gemacht. Wir bleiben zunächst beim Bilde des status quo als eines durch zweckentsprechende Kraftverteilung hervorgebrachten Balancezustandes. Man denke sich ein nicht zu breites Brett auf einer hohen Unterlage, so etwa wie es Kinder beim Schaukeln benutzen. Auf ihm steht eine Menge von Personen, die sich eifrig bemühen, das Brett im Gleichgewicht zu erhalten. Einige suchen sich vor allem größere Standhaftigkeit zu geben und fassen sich darum an den Händen, und tanzen und scharwenzeln gruppenweise hin und her. Bei anderen geht das Bestreben besonders dahin, sich die Schnelligkeit der Bewegung gegenüber jeder Möglichkeit zu bewahren. Alle aber sind besorgt, den Schwerpunkt nicht zu verändern. Bald rückt der eine dem andern, bald dieser jenem auf den Leib. So ist der eine des andern Gegengewicht, um etwaige Verschiebungen rechtzeitig auszugleichen. Am meisten wird sich natürlich jeder auf seine nächsten Nachbarn verlassen können, die mit ihm in ziemlich gleicher Lage sind, während er gegen die entfernteren, besonders gegen die auf der anderen Seite des Schwebepunktes erhöhtes Mißtrauen empfinden wird; selbstverständlich; denn es wird ihm schwerer, sie zu kontrollieren und im Auge zu behalten.

Damit ist ganz von selbst die Form der Gruppierung gegeben. Das mehr oder weniger deutliche Bewußtsein gleichlaufender Interessen entscheidet, ebenso wie das Gefühl der Interessendivergenz, über die Gegenüberstellung der Gruppen dies- und jenseits des Schwebepunktes. Diese Parteien bilden in dem Schaukelspiel die naturgemäßen Gegengewichte. Neben sie aber und, bis zu gewissem Grade, zwischen sie sind durch divergente Interessen Personen gedrängt, die durch ihre Isolierung ihren Vorteil am besten zu erreichen glauben. Sie suchen ihren Standpunkt jedesmal da, wo sie ihr Gewicht für die Balancierung der Schaukel am meisten verwerten zu können glauben. Sie bilden also ebenfalls Gegengewichte, insofern sie die Unterschiede im Gewichtsverhältnis der Gruppen auszugleichen suchen. Aber während wir es beim Spiel der Gruppen mit, ich möchte sagen, stabilen Gegengewichten zu tun haben, stellen sie labile dar. Graf Bülows Zitatenlust wird diese Entlehnung aus dem Phrasenschatz der Mechanik sicherlich ebenso verzeihen, wie seine diplomatische Praxis schwerlich etwas gegen diese Ergänzung seiner Theorie einzuwenden haben wird.

Aus der Wesensverschiedenheit der Interessenrichtungen ist

Digitized by Google

das Gesetz der stabilen und labilen Gegengewichte entsprungen. Es ist die Wahl zwischen Freundschaft und Feindschaft, die Anlehnung oder Gegenüberstellung, die die Stabilität bedingt. Wenn die Summe paralleler oder konvergenter Interessen derart überwiegt, daß ihr Träger in einer Staatengesellschaft Partei ergreifen muß, so ist, wenn auch nicht sein fester Standpunkt, so doch die Richtung, in der er sich nur noch bewegen kann, festgelegt. Und welcher Umstand gestattet nun die Labilität? Nach allem bisher Gesagten das Vorhandensein einer entschiedenen Interessendivergenz. Oder auch: es hebt die Summe der parallelen die der konvergenten Interessen auf, so daß die Unschlüssigkeit das Charakteristische ist. In beiden Fällen wird eine gewisse Bewegungsfreiheit verbürgt, aber doch nur eine gewisse. Auch die sich selbst isolierende Macht ist, wie die durch die Verhältnisse neutralisierte, abhängig von der Gewichtsverteilung, wie sie die Gruppierung schafft. Der Wunsch nach Erhaltung des bisherigen Schwerpunktes läßt die isolierten, neutralen Staaten auf dem Schaukelbrett hin- und hergleiten, wie es ihnen die Bewegung der stabilen Gegengewichte diktiert. Die labilen müssen die Trabantenrolle spielen. Das Gesetz des reflexorischen Ausgleichungszwanges würde die labilen Gewichte letzten Endes ihrer eigentlichen Natur berauben, sie zu stabilen machen, wenn im Staatensystem bloß primäre Interessen der Mächte wirksam wären. Das ist aber bekanntlich nicht der Fall. Hier beginnt die Aufgabe der sekundären. Diese stellen eine schwächere oder stärkere Verbindung her zwischen den einzelnen, sich feindlich gegenüberstehenden Gruppen, und weiter zwischen diesen und den Isolierten und Neutralen. So entsteht schließlich durch den Wirrwarr nebeneinander und über Kreuz laufender Stränge und Fäden ein dichtes Gewebe primärer und sekundärer Interessen, das erst das Staatensystem wirklich vollendet, weil es das Schicksal aller von diesem Netz umfangenen Personen von dem eines jeden einzelnen der Leidensgenossen noch abhängiger macht. Ich möchte sagen, die Sensibilität jedes, nicht bloß des Aiden und Gegenspielers, sondern auch der zum Kibitzen neigenden Neutralen und Isolierten gegen die geringste Schaukelbewegung des entferntesten Mitspielers wird dadurch bis zur höchsten Potenz gesteigert. Eine jede der auf dem Brett befindlichen Personen, die ohne dieses Netz altruistischer Interessen vielleicht Lust und Gelegenheit hätte, sich durch einen kühnen Sprung von der Schaukel in Sicherheit zu bringen, sobald die Geschichte allzu wackelig zu werden droht, wird

Digitized by Google

jetzt durch die Rücksicht auf ihr eigenes Wohl gezwungen, bis zum denkbar letzten Augenblick Gegengewichtspolitik zu treiben. Es leuchtet ein, daß so erst das Gesetz der Erhaltung des Gleichgewichts wirksam wird. Aber damit nicht genug. Im losen Verhältnis der Schaukelnden zueinander würde sich jeder, weil er die Tätigkeit der übrigen nur schwer kontrollieren, noch weniger beeinflussen kann, vor einer freiwilligen Veränderung seines Standpunktes nach Möglichkeit hüten. Er würde sich darauf beschränken, seine Bewegungen nach dem Wechsel des Schwerpunktes einzurichten. Er wäre ein Sklave seines Ortes. Im altruistisch angelegten Interessennetz dagegen steht ihm infolge der erhöhten Sensibilität eine bessere Kontrolle nicht nur, sondern auch eine direkte Einwirkung auf seine sämtlichen Mitspieler frei. Er vermag sie doch seiner Bewegung und der der Schaukel eher nach seinem Wunsche anzupassen; er kann den einen oder andern näher an sich ziehen und dadurch neue Gruppierungen und Konstellationen schaffen. Kurz und gut: er kann sich selbst auf dem unsichersten Boden leichter zur aktiven Politik entschließen. Trotz der stärkeren Interessengemeinschaft wird sein eigenstes Bedürfnis bis zu gewissem Grade Herr der Lage. Und auf der andern Seite: es braucht nicht mehr jedes einzelne labile Gegengewicht so sehr darauf bedacht zu sein, seine ganze Schwere bloß zum Ausgleich einzusetzen. Bei der Vielheit untereinander und mit den Gruppen verbundener isolierter und neutraler Mächte verteilt sich die Verantwortung, schwächt sich für den einzelnen der Zwang, zu reagieren. Auch das labile Gleichgewicht ist nunmehr in der Lage, in beschränktem Umfange seinem Eigenwillen nach Ortsbehauptung oder Ortsveränderung gerecht zu werden. Erst im Interessennetz des Staatensystems ist die Gleichberechtigung stabiler und labiler Gegengewichte durch das Gesetz der Reaktivierung gesichert. Ohne es droht Stillstand oder ausschließliche Labilität. Das erste ist der Tod, das zweite das Chaos, und das bedeutet gleichfalls den Untergang. Mit ihm haben wir dagegen die Möglichkeit der Bewegungswillkür um den festen Kern stabiler Gegengewichte. Das aber ist der zwar langsame, jedoch sichere Fortschritt in der Form geordneter Verhältnisse.

Ein Beispiel aus der politischen Praxis macht dies alles deutlicher. In Europa haben wir als Interessengruppierungen den Dreibund und den Zweibund. Daneben in Interessenisolierung vor allem England, dann die Türkei, meinetwegen auch Spanien und andere kleine Klabauters; als neutrale Mächte die

Digitized by Google

Schweiz, Belgien und demnächst wohl auch Dänemark. Aber zwischen England und Italien machen sich seit Altersher, zwischen Deutschland und England an der Nordseeküste historische, zwischen Preußen-Deutschland und Rußland im Streben nach dem allgemeinen Festlandsfrieden traditionelle, und zwischen Rußland und Österreich im Balkanabkommen, wie zwischen Frankreich und Italien neuerdings in der Tripolisfrage, moderne Interessengemeinschaften bemerkbar. Sie alle zielen auf Erhaltung des Friedens ab oder geben sich doch den Anschein, es zu wollen. Gleichzeitig aber gestatten sie diesen Staaten eine gewisse Unabhängigkeit von der Rücksichtnahme sowohl auf befreundete, wie auf die gegenüber oder seitwärts stehenden Mächte.

Nun ist mit der Umgestaltung, wie sie die durch das Reaktivierungsgesetz geschaffene Bewegungsfreiheit bewirkt, die Reihe der Veränderungen keineswegs erschöpft. Wir haben es noch mit unwillkürlichen zu tun. Zunächst modifiziert sich das Kräfteverhältnis der Mächte beständig von selbst, und auch das Schaukelbrett, auf dem sich jene befinden, bewegt sich auf seiner Unterlage und mit ihr. Mit der Verkürzung oder Verlängerung der Hebelarme der Schaukel verlieren oder gewinnen die Interessenkräfte an Gewicht. Jedoch gehen diese Kraftveränderungen natürlich so unmerklich vor sich, zum Teil heben sich die Gewichtsmodifikationen der Interessen und die Folgen der Schwerpunktsverschiebung — und das letztere bedeutet in der Politik die Umwandlung der wirtschaftlichen, verkehrs-, sozial-, militär- und kulturpolitischen Verhältnisse, in denen die Mächte stehen — bis zu einem solchen Grade auf, daß die unwillkürlichen Veränderungen manchmal auf lange Zeit hin scheinbar überhaupt keine Umformung des Status quo hervorrufen. Und wie im Milieu die, ich möchte sagen, physikalische Trägheit, so ist für die Bewegungswillkür der psychologische Beharrungstrieb eine Hemmung. Zunächst trachtet der Mensch gefühlsmäßig nach der Erhaltung lieb gewordener Zustände. Denn die Gewohnheit nennt er seine Amme. Des weitern aber erhält die Diplomatie durch die Überlegung, daß die notwendigste Voraussetzung für die Betätigung des staatlichen Selbsterhaltungstriebes und für die Entwickelung des Kulturfortschrittes doch die Verneinung revolutionärer Umwälzungen ist, überwiegend konservativen Charakter. Sie sucht den Gleichgewichtszustand mit Bewußtsein durch eine möglichst langsame Interessenveränderung und Interessentenverschiebung auch unter umgewandelten äußeren Umständen aufrecht zu erhalten. Die Diplomatie

Digitized by Google

ist mithin in erster Linie im Interesse der Ordnung die künstlerische, zuweilen aber auch künstliche Ergänzung des natürlichen Gegengewichtsbestrebens der sich in staatlichen Formen vollziehenden Menschheitsentwickelung.

Die Stabilität der gruppierten Mächte ist natürlich dann besonders groß, wenn diese durch bestimmt fixierte Verträge auf bestimmte Zeit gebunden sind. Aber selbst zwischen Völkern, die nicht durch schriftliche Verträge, sondern nur durch eine lange Vergangenheit gemeinsamen Strebens nach einem politischen Ziel zusammengekettet sind, bildet sich leicht eine gewisse Gefühlssentimentalität aus, und sie hemmt nicht selten den Staatsmann, der von der Notwendigkeit, die bisherigen politischen Beziehungen zu ändern, überzeugt ist. Man denke, welche Summe von Energie dazu gehört haben muß, die Verwickelungen, die den sogenannten „Bruderkrieg" von 1866 bedingten, zu durchhauen. Es ist gewiß ein Meisterstück diplomatischer Kunst unseres Bismarck gewesen, den Dreibund zu gründen. Aber sicher wurde ihm die Wiederherstellung guter Beziehungen zwischen dem neuen hohenzollerschen und dem alten habsburgischen Kaiserreich erleichtert durch die blutsverwandtschaftlichen und kulturellen Beziehungen, sowie durch die gemeinsame Geschichte der Volksstämme nördlich und südlich der Donau. Ebenso ist das Schwanken zwischen Rußland und England, das die moderne deutsche Politik eine Zeitlang kennzeichnete, nicht bloß eine Folge der eigenartigen Weltstellung des mitteleuropäischen Volkstums. Es läßt sich nicht verkennen, daß wir es auch hier mit dem Widerstreit zweier in unserer Geschichte wurzelnder Gefühle zu tun haben, und nicht minder zweifellos ist die neuerdings vollzogene Wiederannäherung Italiens an Frankreich nicht bloß ein Erfolg der realpolitischen Anpassungsfähigkeit der beiden Mittelmeerstaaten an veränderte Verhältnisse, wie sie beispielsweise durch Englands Haltung in der Tripolisfrage geschaffen war. Sie ist ein fast ebenso großer der Anhänger der Idee einer „Allianz der beiden Schwesternationen". Die Neuordnung der italienisch-französischen Beziehungen ist übrigens auch ein treffendes Beispiel für die Art, wie sich sekundäre in primäre Interessen verwandeln können. An dieser Stelle freilich wollten wir hauptsächlich hinweisen auf die Stärke der Tradition. Nun ist diese gewiß auch lebendig bei der Politik isolierter Staaten. Die Engländer haben jahrelang mit dem Gedanken der "spendid isolation" geprotzt. Aber wie verhältnismäßig leicht haben sie schließlich doch, als sie das Bündnis mit Japan eingingen, die

Digitized by Google

ganze Theorie von der alleinseligmachenden Bündnislosigkeit über Bord geworfen. Da zeigt sich doch, daß die Gewöhnung, die bei der traditionellen Isolierung ja allein in Betracht kommt, kein gleichwertiges Moment der Beharrung ist, wie bei festgruppierten Staaten das durch langjähriges Zusammenarbeiten erzeugte Gefühlselement der Zuneigung verbündeter oder gar verwandter Völker, zusammen mit der durch mündliche oder schriftliche Abmachungen geschaffenen Verpflichtung zur Treue, die es für ein unbedingtes Gebot der Noblesse hält, an dem Bundesverhältnis bis zur Grenze der Existenzmöglichkeit der Vertragsstaaten festzuhalten. Nur bei den durch völkerrechtlichen Vertrag zur Neutralität verpflichteten Staaten bildet das Treuegefühl ein annähernd gleich starkes Hemmnis der Labilität.

III.

Irgendwo kommt nun freilich der Punkt, wo dies Beharrungsvermögen durch den natürlichen Entwickelungsgang überwunden wird und wo auch die künstlerischste Gegengewichtspolitik die fortschreitende Interessenveränderung nicht mehr auszugleichen vermag. Vielleicht treten auch ganz neue Interessenvertretungen hinzu, die auf die Schaukel hinaufzuspringen versuchen oder gar schon den Fuß hinaufgesetzt haben. Auch die künstlichste Gegengewichtspolitik muß dann die Rückkehr zur natürlichen durch eine neue Orientierung suchen. Möglich, daß es durch ganz vorsichtige Drehungen und Wendungen gelingt, den neuen Schaukellustigen hochzuziehen. Möglich aber auch, daß dabei daß Brett von seiner Unterlage plumpst; ebenso möglich, das einer der Mitspieler die Unvermeidbarkeit dieser Revolution voraussieht, rechtzeitig abspringt und dann die Schaukel mit neuer Kräfteverteilung wieder herzustellen sucht. Das ist, ob reformierend oder revolutionierend, die diplomatische Offensive. Und von ihr soll hier zur Hauptsache die Rede sein.

Vorher aber noch einige kurze Worte über die defensive Diplomatie. Ob ein Staat den Angriff oder die Verteidigung zur Anpassung an einen veränderten Zustand wählen soll, hängt ja nicht bloß von der Art der geschehenen Veränderung ab. Ein ganz entscheidendes Wort spricht die Wesenseigenschaft der die Geschicke der Staaten lenkenden Persönlichkeiten. Es ist nicht bloß die wirklich vorhandene relative Schwäche eines Volkes, die einen Staatsmann von der Offensive fern hält; es ist ebenso oft das Mißtrauen der leitenden Persönlichkeiten in die Kraft ihrer

Digitized by Google

Nation, ja in ihre eigene Befähigung. Kurz, es ist das Verantwortlichkeitsgefühl, die Unentschlossenheit oder noch schlimmer die blasse Furcht, die zur Enthaltung von der Aktivität führen. Auf der anderen Seite läßt das Selbstvertrauen zu sich und der eigenen Nation einen Staatsmann auch mit verhältnismäßig ungenügenden Mitteln das Höchste wagen. Friedrichs des Großen Geschichte beweist am schlagendsten, wie sehr die Energie und das Genie einer Persönlichkeit und das Selbstvertrauen der von ihr beeinflußten Untertanen die Nachteile geringeren Kräftemaßes und ungünstiger Umstände aufzuheben vermag. Andererseits natürlich kann die Offensive durch die Wucht der Verhältnisse auch unentschlossenen Staatsmännern abgerungen werden, die dann durch hintenstehende Genies und günstige Umstände von Sieg zu Sieg geschoben werden. Auch gibt es sicher Volkscharaktere, die überhaupt nicht zur Offensive geschaffen sind, die nur in der Defensive ihre Kraft entfalten können. Als Norm wird man jedoch den Satz aufstellen dürfen, daß der Angriff durch die Vitalität des Interesses geradezu erzwungen werden kann. Der letzte Burenkrieg zeigt deutlich, daß selbst die friedlichste Nation, wo es sich um ihre Existenz handelt, einfach zum Angriff fortgerissen wird. Somit wird der vernunftgemäß handelnde Diplomat, solange er noch die Freiheit des Willens hat, seine Entscheidung ob Offensive oder Defensive, naturgemäß abhängig machen vom Bedürfnis. Und als ein solcher Bedürfnisfall ist es anzusehen, wenn ein Staatsmann, der den gegnerischen Angriff für unvermeidlich hält, dem Stoß durch den Gegenstoß vorzukommen versucht. In diesem Fall aber erhebt sich die Persönlichkeit des offensiven Staatsmannes zu so gigantischer Größe, daß sie billigerweise aus der rein das Allgemeine suchenden theoretischen Betrachtung ausgeschlossen wird.

Die Defensive hat vor der Offensive den Vorteil schnellerer Bewegungsmöglichkeit voraus. Das Gesetz der inneren Linie gilt nicht bloß für den militärischen, sondern auch für den diplomatischen Angriff. Die Verteidigungsstellung bietet den Vorzug der inneren Konzentration der Kräfte, leidet dagegen unter dem Nachteil der Zersplitterung der Aufmerksamkeit, die sich auf eine breite Fläche oder gar auf einen Vollkreis der Umgebung richten muß, während der Angreifer seine gesamte Kraft auf einen von ihm selbst gewählten Punkt beschränken darf. Aber das Gesetz der Beharrung zwingt den Offensiven, die einmal eingeschlagene Richtung meistens festzuhalten. Sonst hat er die Panik zu fürchten, die

Digitized by Google

von dem ordre über den contreordre zum désordre führt. Der Angegriffene hat demgegenüber seine Kräfte überall frei. Besitzt er Geist und Mut, so genießt er den Vorzug, daß er zu jeder Zeit auf jedem Punkt seinerseits vorbrechen und so den Vormarsch des Feindes durch eine Flankenbewegung gefährden kann. Das klingt zunächst, als sei es einfach aus der Lehre der militärischen in die der diplomatischen Strategie übernommen. Die weitere Darstellung wird aber zeigen, daß diese Gesetze auch in der politischen Fehde gelten. Der bedeutendste Rückstand des Angegriffenen ist die moralische Überlegenheit, die die Mutoffenbarung jedem Offensivlustigen gibt. Die Bekundung der Tatkraft reißt auch die Gefährten mit fort, erhöht das Prestige des Angreifenden und vermehrt die Unentschlossenheit des Gegners. Andererseits wird der offensive Teil sehr oft mit dem Erfolg in wachsender Geschwindigkeit, als handle es sich um eine Übertragung der Fallgesetze, durch das schwellende Selbstgefühl und die Siegesfreude über sein vernünftiges Ziel hinausgerissen. Er gerät in Gefahr, sich zu verrennen. Ihr war nach Königgrätz selbst ein so kühl denkender Monarch wie Wilhelm I. inmitten seiner tatenfrohen Generäle ausgesetzt. Es bedurfte der ganzen wuchtigen Persönlichkeit eines Bismarck, den ins Rollen geratenen Karren der reinpreußischen Eroberungspolitik rechtzeitig aufzuhalten. Immerhin führt die Freude über die Kraftbetätigung den Angreifer eher zum ersten Erfolg, als die unschlüssige Ungewißheit den dem Angriff Ausgesetzten.

Der Arten der nichtoffensiven Politik gibt es natürlich mehrere. Zunächst die ausschließlich passive, die wartet, was da kommen mag. Sie gibt sich ganz in die Hände des Gegners und der Umstände und verzichtet auf jegliche Initiative. Sie wird fasziniert durch den Angreifer und entbehrt daher von vornherein des Vorteils der Auswahl der Gegenwirkung gegen den an eine bestimmte Richtung gebundenen Vorstoß der Offensive. Jedoch selbst die passive Defensive mag noch gelten, wenn der Angegriffene Schlangengewandtheit im Ausweichen besitzt. Sogar ein Bismarck hat in der Luxemburger Frage, als ihm für den Widerstand oder gar den Angriff der richtige Zeitpunkt noch nicht gekommen schien, die dilatorische Behandlung gewählt. Mit der gewonnenen Zeit mag dann vielleicht gar die Stellung eines auf den Termin zur Auswahl der Gegenzüge Lauernden erreicht werden, eine Stellung, aus der sich ein nicht direkt mit einem Angriff Bedrohter nur durch die Aussicht auf einen voll-

Digitized by Google

kommenen Erfolg herauslocken lassen sollte. Gewiß setzt die Politik des Lauerns, die von vornherein den Vorstoß ins Auge faßt, eine ganz außerordentliche Energie und einen ebenso scharfen Blick für den richtigen Moment voraus. Hier ist die Konzentration und der Wille, zu überraschen, entscheidend. Jedoch auch die Anpassung an die Verhältnisse, die das Lauern wünschenswert erscheinen lassen, erfordert einen großen Energieaufwand neben einer festen Beharrlichkeit. Der Lauernde, der im Bewußtsein der Vorteile der Reservestellung bis zum günstigen Augenblick des Handelns, bis sich die andern Mächte engagiert haben, auf die Initiative verzichtet, beweist, daß er seine Aktionslust durch die Kandare diplomatischer Rechenkunst zu zügeln versteht. Andererseits birgt das Verweilen in der Reserve die Gefahr der Erschlaffung, wie es ja auch im Gefecht — nach Berichten von Augenzeugen — überaus schwierig ist, eine Truppe, die, platt auf dem Boden liegend, bisher dem Schützenkampf als Zuschauer in sicherer Deckung beigewohnt hat, wieder auf die Beine zu bringen und zum Vorwärtsstürmen in die Feuerlinie zu bringen. Man sieht, von allen Seiten drohen dem konsequenten Ausharren gerade bis zum Augenblick, in dem das Eingreifen in die Ereignisse den höchsten Erfolg verspricht, die größten Fährnisse. Eine impulsive Natur wird es wahrscheinlich am schwersten empfinden, daß ihr ihre Zurückhaltung als Schwächegefühl oder Feigheit ausgelegt werden könnte. Sie wird daher ihre politische Überlegung ihrem Tätigkeitsdrang nicht selten größere Zugeständnisse machen lassen, als die Umstände verlangen und das Interesse des Staates gut zu heißen vermag. So entsteht dann ein wenig ersprießlicher Zickzackkurs. Anders lautet freilich das Urteil über diese Politik des Kreuzens, wenn sie nicht durch vorschnelles Sichvordrängen einer impulsiven Aktionslust, dem dann ein ebenso unüberlegter Rückzug folgt, sondern durch die Verhältnisse erzwungen wird. Dann nämlich, wenn ein Staat, seines Kraftmangels sich bewußt, in einem Konflikt anderer Mächte zwar am liebsten Neutralität bewahren würde, aber durch Drohungen, bald dieses, bald jenes Streitenden zur Parteinahme genötigt wird! In diesem Mißverhältnis zwischen Wollen und Können befand sich Friedrich Wilhelm, den man den Großen Kurfürsten nennt und immer nennen wird. In dem Dilemma zwischen dem schwedisch-pommerschen Nordwesten und dem polnischen Südosten entwischte er der drohenden Vergewaltigung durch Manövrieren bald nach der einen, bald nach der andern Seite. Sein mühsam kämpfendes Staats-

Digitized by Google

schiff kehrte schließlich mit der Souveränität des ostpreußischen Herzogtums heim. Dabei soll nicht geleugnet werden, daß sich nach dem dreißigjährigen Krieg der Tätigkeitsdrang des brandenburgischen Herrschers in seltener Übereinstimmung mit den Verhältnissen befand, die eine Politik des Lavierens als ersprießlich erscheinen ließ. Jedenfalls bilden das Lauern und das Lavieren die Übergänge zur offensiven Politik.

Nun nehme man an: Irgend ein Umstand störte das bisherige Gleichgewicht der Staatengesellschaft. Steht ein Staat mit dieser Veränderung in Beziehung, so wird sich gegen ihn sofort die Schar der übrigen zusammenfinden. Sie kittet geheimes Mißtrauen, Furcht oder instinktives Unbehagen über die mit der Störung verbundene Unbequemlichkeit. Das ist eine Tatsache, die der Offensivpolitiker nicht scharf genug im Gedächtnis behalten kann. Jede stärkere Kraftentfaltung eines Staates bedeutet ja auch eine verstärkte Hervorkehrung seiner Interessen. Naturgemäß wird dadurch auch das Gewicht auf der Schaukelhälfte schwerer, auf der sich die aktionslustige Macht befindet. Das ist dann selbstverständlich das Signal zum Aneinanderrücken und zum Sammeln für die übrigen nach der andern Schaukelhälfte hin. Es wäre daher ein Draufgängertum unverzeihlichster Art, wenn ein Staatsmann ohne so zwingende Gründe, wie sie Friedrich den Großen zu seinem Existenzkampf 1756 nötigten, nur aus bloßer Tatenlust, alle übrigen Mitglieder einer Staatengesellschaft in eine geschlossene Frontstellung gegen sein Volk brächte. Er triebe eine Isolierungspolitik allerschlimmsten Grades. Es hat neuerdings, nach der französischen Revolution, wohl kaum einen Diplomaten gegeben, der sich eine so um alle Folgen unbekümmerte Methode erlaubt hätte. Daß für Frankreich die Sache verhältnismäßig glimpflich ablief, ja, daß sie sogar die Grundlage abgab, auf der der zielbewußte Verfechter des Grundsatzes, durch Trennung zu herrschen, zeitweilig sogar ein Weltreich errichten konnte, ist nicht so sehr das Verdienst der republikanischen Staatsmänner, als die Schuld der koalierten Mächte, die die Vorteile ihrer ausgedehnten Frontstellung nicht auszunutzen verstanden.

Digitized by Google

Bücher und Kritiken.

Gedanken von L. N. Tolstoi.

Deutsch von M. Beßmertny.

Den Anlaß zu diesen hingeworfenen Gedanken, sagt Tolstoi, gab mir die russische Herausgabe des deutschen Romans „Der Bauer“ von Pohlenz*). Dieses Werk ist, wie viele andere gute Schriften in dem Meere von gedrucktem Gerümpel untergegangen, während sinnlose, unbedeutende und einfach schlechte Erzeugnisse der Literatur von allen Seiten beleuchtet, gelobt und in unzähligen Ausgaben verlegt werden. Ich benutze daher die Gelegenheit, die sich mir vielleicht nicht wieder bieten könnte, um in Kürze meine diesbezüglichen Gedanken auszusprechen.

Vor etwa zwanzig Jahren schrieb Mathieu Arnold einen vortrefflichen Artikel über die Bedeutung der Kritik. Seiner Meinung nach liegt die Bestimmung der Kritik darin, in allem, was und wo es auch immer geschrieben sei, das Wichtige und Gute herauszufinden und auf dieses Wichtige und Gute die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken.

Eine derartige Kritik ist für unsere Zeit, wo die Leute mit Zeitungen, Journalen, Büchern, mit den Artikeln der Reklame überflutet werden, nicht nur notwendig, sondern so bedeutsam, daß von ihr, je nach Maßgabe der Autorität, die sie sich erringt, die ganze Zukunft der Aufklärung der gebildeten Klasse unserer europäischen Welt abhängt.

Die Überproduktion aller Dinge wird schädlich; weil die Dinge dadurch Zweck und nicht Mittel werden, und die Menschen schließlich in dem Mittel einen Zweck sehen.

Pferde und Wagen als Verkehrsmittel, Kleider und Obdach als Schutzmittel gegen das Wetter, eine gute Nahrung als Stärkungsmittel für die Kräfte des Organismus sind sehr nützlich. Sowie die Leute aber anfangen auf den Besitz dieser Mittel wie auf ein Ziel zu blicken, und es für gut erachten, möglichst viele Pferde und Wagen, Häuser und Kleider und Nahrungsmittel zu besitzen, werden die Gegenstände nicht nur unnützlich, sondern geradezu schädlich. Die Buchdruckerkunst ist zweifellos nützlich für die wenig gebildeten, großen Volksmassen, sie ist für die wohl-

*) Diese Ausgabe regte Tolstoi selbst an.

Digitized by Google

habenden Kreise schon längst ein Hauptwerkzeug zur Verbreitung von Unsitten und nicht von Aufklärung. Es ist sehr leicht sich hiervon zu überzeugen! Bücher, Journale und besonders Zeitungen, sind in unserer Zeit große Geldunternehmungen geworden, für deren Gedeihen eine umfassende Zahl von Abnehmer erforderlich ist. Ein niedriger Interessenkreis und ein grober Geschmack beherrschen die meisten Abnehmer, und wenn die Werke ihrem Bedürfnis entsprechen und materiell erfolgreich sein sollen, müssen sie sich den niedrigen Interessen und dem groben Geschmacke anpassen. Die Presse entspricht vollkommen diesen Forderungen und hat dazu auch alle Möglichkeiten, da in der Zahl ihrer Hilfskräfte, gerade wie im Publikum, weit mehr Leute mit niedrigen Interessen und grobem Geschmack vorhanden sind, als solche mit hohen Interessen und feinem Geschmack. Da bei der Verbreitung des Buchdrucks und bei der Handhabung des Handels mit Journalen, Zeitungen und Büchern diese Leute eine gute Entschädigung erhalten für die Lieferung von Schriften, die den Wünschen der Masse entsprechen, so tritt die immer steigende Überschwemmung von Druckpapier ein, das, abgesehen von seinem schädlichen Inhalt, schon durch seine Quantität allein ein gewaltiges Hindernis für die Aufklärung darstellt. Wenn man heute einem klugen, bildungsbeflissenen jungen Menschen die Wahl überlassen soll unter allen Büchern Journalen und Zeitungen seine Lektüre zu suchen, so wird er zweifellos im Laufe von 10 Jahren unermüdlich jeden Tag lauter dumme und unmoralische Bücher lesen. Daß er auf ein gutes Werk stoßen kann ist so wenig wahrscheinlich, als eine gezeichnete Erbse in einem Maß Erbsen zu finden. Das Schlimmste dabei daß er bei der Lektüre schlechter Werke sein Verständnis und seinen Geschmack immer mehr und mehr verdirbt. Wenn ihm daher eine gute Schrift in die Hand kommt, so wird er sie entweder gar nicht, oder ganz falsch verstehen.

Im Verhältnis zu der wachsenden Verbreitung der Zeitungen, der Wochenschriften und Bücher und des Buchdrucks überhaupt, sinkt das Wertniveau des Gedruckten; und die große Masse des sogenannten gebildeten Publikums gerät in eine immer selbstgefälligere, hoffnungslosere und unverbesserlichere Trivialität. Meines Wissens nach vollzog sich in den letzten 50 Jahren das überraschende Sinken des Geschmacks und des gesunden Verstandes beim lesenden Publikum. Dieses Sinken läßt sich durch alle Zweige der Literatur verfolgen. Ich will nur einige besonders deutliche und mir bekannte Beispiele hervorheben.

Digitized by Google

In der russischen Literatur z. B. ist der Dichterruhm von Puschkin, Lermontow (Tjutschin wird gewöhnlich vergessen) auf sehr zweifelhafte Poeten übergegangen, wie: Maikow, Polonsky, Feta, dann zu dem, von jeder dichterischen Begabung entblößten Njekrassow, ferner zu dem gekünstelten und prosaischen Alexis Tolstoi, dann zu dem schwachen und einseitigen Nadson und zu dem unbegabten Apuchtin. Endlich drängt sich noch eine Menge von Verskünstlern durcheinander, deren Zahl Legion ist, und die nicht einmal wissen, was Poesie ist, was und wozu sie überhaupt schreiben.

Unsere gebildeten Kreise verraten ihren Mangel an Ästhetik so weit, daß gegenwärtig alle großen Denker in Prosa und Poesie, ob sie dem Altertum oder dem neunzehnten Jahrhundert angehören, als altmodisch betrachtet werden, da sie den verfeinerten Geschmack der neuen Menschen nicht befriedigen können; man blickt daher auf sie entweder mit Verachtung oder mit herablassendem Lächeln. Als das letzte Wort der Philosophie gilt in unserer Zeit das unmoralische, grobe, schwülstige, unzusammenhängende Geschwätz Nietzsches. Eine sinn- und kunstlose Zusammenstellung von Worten, eine Vereinigung aller Versmaße und Rhythmen der verschiedensten dekadenten Gedichte, gilt als Poesie von höchster Art. Auf allen Bühnen werden Stücke gegeben, deren Sinn keinem, den Autor mitinbegriffen, verständlich ist, und in Millionen von Exemplaren erscheinen und verbreiten sich Romane als künstlerische Erzeugnisse, die weder Kunst noch Inhalt besitzen. Die Antwort auf die Frage: „was lesen von all dem Gedruckten?“ vermag nur die Kritik heute zu geben, die wie Mathien Arnold sich das Ziel gesetzt hat das Beste, was alte und neue Schriftsteller geschaffen haben ans Licht zu fördern und die Leute darauf hinzuweisen.

Ob solch eine Kritik kommen wird oder nicht, die zweifellos, unparteiisch, mit Verständnis und Liebe die Kunst durchdringt und sich eine Autorität sichert, die stärker als die Geldreklame sein kann — davon hängt meiner Meinung nach die Lösung der Frage ab, ob die letzten Strahlen der Aufklärung, — die sich nicht auf die Volksmassen verbreitete, mit unserer, sogenannten, gebildeten europäischen Gesellschaft zugrunde gehen oder neu entstehen wird, wie sie sich im Mittelalter verjüngt und auf die meisten Völker verbreitet hat, denen heute jede Bildung abgeht.

Digitized by Google

Kunstberichte.

Berliner Kunst-Ausstellungen.

Von Max Osborn.

Am Schlusse des „Kunstwinters“ haben die Berliner Salons noch einmal einen mächtigen Anlauf genommen und sich in Ausstellungen überboten, die nach verschiedenen Richtungen lebhaftes Interesse erweckten. Das Künstlerhaus unternahm es, eine Lenbach-Ausstellung zu veranstalten, die doppelte Aufmerksamkeit erregte, weil in den letzten Wochen alle Freunde der deutschen Malerei besorgt nach München blickten, wo der vielgefeierte Meister an schwerer Krankheit darniederlag. Es mag nicht leicht gewesen sein, eine so große Anzahl Lenbachscher Porträts zusammenzubringen, wie es hier geschehen ist, und die Ausstellungskommission des Künstlervereins hat hier wieder einmal gezeigt, daß sie wohl in der Lage ist, etwas Tüchtiges zu bieten, wenn ihr nicht durch die Mitglieder des Vereins selbst die Hände gebunden werden. Lenbachs Bildniskunst präsentierte sich in dem nüchternen Hauptsaal des Künstlerhauses nicht so großartig und pompös wie in der effektvollen Inszenierung, die man ihr in München und anderswo meist angedeihen läßt. Es konnte nicht fehlen, daß ohne diese Inszenierung die Schwächen seiner Malerei deutlicher hervortraten. Zugleich aber erkannte man in einem solchen neutralen äußeren Rahmen doppelt klar, was ihr an großen positiven Eigenschaften innewohnt. Lenbach ist, das sah man hier aufs neue, trotz allem, was sich gegen ihn einwenden läßt, doch der bedeutsame Porträtist der führenden deutschen Kreise im ersten Menschenalter des Reichs gewesen. Und wenn er heute der vorwärtsstrebenden Jugend Steine in den Weg legt, wo er nur kann, so hat doch auch er mit Tatkraft und Energie sich durchkämpfen müssen, bis ihm die allgemeine Anerkennung zufiel. Er war nie ein Maler nach dem Herzen des Durchschnittspublikums. Denn seine Art war stets, die Menschen, die ihm „saßen“, aus der Eigenart ihres Wesens heraus zu steigern. Darin liegt ein künstlerischer Zug, den der Philister im Grunde eher haßt als liebt. Und wenn auch viele seiner Männer „bedeutender“, viele seiner Frauen „verführerischer“ aussehen, als sie in Wirklichkeit sein mögen, so liegt in dieser persönlichen Verarbeitung des Modells doch nichts von dem trivialen „Schmeicheln“ des Porträtisten gewöhnlichen Schlages. Im Gegenteil, manchem seiner männlichen Modelle mag sein Bild zuerst ein unangenehmer Mahner gewesen sein, der darauf hinwies, wie es wohl sein könnte, wenn Natur und Leben alle Möglichkeiten seiner Veranlagung ausgenutzt hätten, und dann eine Art Stachel, diesem gemalten Doppelgänger höheren Ranges gleich oder ähnlich zu werden, — das sind Wirkungen, die kein Maler geringer Qualität je erreichen wird. In den letzten Jahren hat Lenbach freilich die Kraft seiner Charakteristik vielfach verloren, und es machten sich im ganzen Arrangement wie im einzelnen konventionelle Züge bemerkbar, die gewiß zum Teil durch die Überfülle der Aufträge verschuldet waren, aus der er sich eine Zeit lang kaum zu retten wußte. Und auch

Digitized by Google

in der Technik seiner Bilder hat er seit Jahr und Tag erheblich nachgelassen. Was Lenbach einstens als Maler „konnte", das lehrte die Ausstellung im Künstlerhause namentlich an einer Reihe von Bildern und Studien aus des Meisters erster Periode, deren handwerkliche Solidität und koloristische Gediegenheit in Erstaunen setzten. Von diesen Anfängen seiner Tätigkeit her, die in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts liegen, bewahrte er sich in den folgenden Dezennien immerhin genug, um seinen geistvoll aufgefaßten Porträts ein ausreichendes technisches Rückgrat zu geben. Erst allmählich ging er zu einem flüchtigeren Vortrag über, mit dem er allerdings immer noch oft genug, wie in den entzückenden Bildern seines blonden Töchterchens oder in den Pastellskizzen schöner Frauenköpfe, außerordentliche Wirkungen erreicht hat.

Bei Keller und Reiner fand man die Kollektivausstellung eines jüngeren deutschen Künstlers: des Worpswe ders Hans am Ende. Die niederdeutsche Gruppe, der dieser Maler angehört, hat lange, ehe das neue Schlagwort von der „Heimatkunst" geprägt und zu Bürgerrecht gelangt war, ihr Streben darauf gerichtet, einen kleinen Kreis deutschen Bodens in seinem scheinbar engen, in Wahrheit ungemein reichen Stimmungsgehalt zu erforschen und zu schildern. Am Ende hat bei diesem Bemühen keine so ausgeprägte Persönlichkeit gezeigt wie seine Genossen Mackensen, Vogeler und Modersohn. Er hat auch nicht ein so kraftvolles Naturgefühl an den Tag gelegt wie Karl Vinnen. Aber er hat doch auch, mit einer weicheren, zarteren Landschaftspoesie, das Worpsweder Moor in Bildern von inniger und schlichter Empfindung gemalt. In der Ausstellung bei Keller und Reiner bemerkte man, daß am Ende gelegentlich den Gefahren einer gewissen lyrischen Süßlichkeit nicht ganz entgeht. Manche Herbst- und Abendbilder weisen Effekte auf, die man lieber vermieden sähe. Dann aber ist der Künstler wieder von solcher Frische und Unmittelbarkeit der Naturanschauung, bewährt in Studien, deren wir diesmal eine ganze Reihe sahen, einen so scharfen Blick für das Wesentliche in Form, Farbe und Licht und benutzt auch in größeren Bildern, wie namentlich in dem prachtvollen, auf einen fröhlichen Akkord von hellem Grün, Blau und Weiß gestimmten „Sommertag", jene Erfahrungen mit so viel konzentrierender Beherrschung des Details, daß man ihm die kleinen Sünden, auf die eben hingedeutet wurde, gerne vergibt. Dann redet die Schönheit dieses stillen Landes mit leiser und doch so vernehmlicher Sprache zu uns. Abendfriede senkt sich auf die Ebene, wo die Mühle mit starren Flügeln sich gegen den dunkelnden Himmel abhebt, auf die Waldpartien, deren Bäume geheimnisvoll rauschen, auf die feuchten Wiesen, die von regungslosen Wasserspiegeln unterbrochen werden. Und über das bergloſe Land hin zieht eine verhaltene Sehnsucht zu unbekannten Fernen.

In ähnlicher Weise, wie die Mitglieder der Worpsweder Kolonie, suchen die Künstler der Münchner Luitpoldgruppe moderne Farbenanschauung mit einer mehr an die deutsche Tradition anknüpfenden Naturauffassung zu verbinden. Es fehlt ihnen natürlich der geschlossene Stoffkreis, der jenen eine Stütze bot. Ein etwas wirres Gedränge ganz verschiedenartiger Persönlichkeiten bringt dafür mehr Abwechslung in ihre Ausstellungen, wie sich das wieder bei Schulte zeigte. Es ist viel tüchtiges Können, das hier Anerkennung verlangt. Aber es fehlt, möchte ich sagen, an der rechten Freude. Fritz Bär ist ein Landschafter von lebhaftem Farbensinn, Karl Marr, der in dem über-

Digitized by Google

großen Bilde einer einsamen Bootfahrerin mit Abendsonnenstrahlen von fataler Dageweſenheit operiert, wußte in einem Herrenporträt ſeinen Geſchmack zu beweiſen, Peter Paul Müller überraſchte durch ein Herbſtbild von ſchön getroffener Luftſtimmung, Hochs, Urbans und Küſtners Landſchaften mit ihren leiſen dekorativen Anklängen, Hamachers ſüdländiſche Meerſtücke, Harbürgers über alles Lob erhabene, zart gemalte Wirtshaustypen, Walter Thors aufgehelltes Leibltum, Geffckens an Böcklin geſchulte Phantaſtik und Philipp Otto Schäfers allegoriſche Stiliſierungen, in denen Anregungen Puvis de Chavannes' bemerkbar ſind — das alles ſind Arbeiten, die „ihre Meriten" haben. Und dennoch, man vermißt ein keckes Zugreifen, ein friſches Drauflosgehen, ein bißchen Jugend und Übermut. Es iſt alles ſo geſetzt und wohlerzogen. Ich kann mir nicht helfen: es iſt Kompromißkunſt, die es ja gewiß auch geben muß, die ja auch ſicherlich mit Recht ihre Freunde und Käufer findet, die mich aber in keinem Augenblick aus meiner Ruhe aufrüttelt.

Zu gleicher Zeit ſah man bei Schulte eine Serie jüngerer Bilder von Jean-François Raffaëlli, neue Beweiſe dafür, wie herrlich die „Ölſtifte", die den Namen des franzöſiſchen Künſtlers tragen, für ſeine eigenen Zwecke tauglich ſind. Dieſe feinen und geiſtreichen Ausſchnitte aus den Straßen von Paris, aus der Peripherie der Rieſenſtadt, aus der Seinelandſchaft ihrer näheren und ferneren Umgebung ſind unvergleichliche, durchaus perſönliche Schilderungen, Ölbilder von dem Reiz und der Wirkung raſch hingeworfener Paſtellſkizzen, koſtbar in dem raffinierten Wechſel von freien hellen Flächen, farbig betonten Partien und andeutenden grauſchwarzen Strichen. Damit iſt Raffaëllis, des Malers wie des Radierers, Kreis freilich erſchöpft; der fehlgeſchlagene Verſuch, einem derberen Motiv, wie dem Bilde eines alten Schiffers, ſtand zu halten, gibt dafür einen bündigen Beweis. Aber in jenem Kreiſe iſt er auch ein Fürſt.

Vorher war in Schultes Kunſtſälen der pariſeriſche Spanier Hermen Anglada eingekehrt, der ſeine dekadente Malerei aufs neue in grell-blendender Beleuchtung zeigte. Abermals öffnete uns der ſeltſame Künſtler die Welt des Pariſer Laſters, die ſein Spezialgebiet iſt. Angladas aufgeregte Malerphantaſie bevölkert die Nachtreſtaurants, die Konzertgärten, die Cafés, die Logen und Foyers der Theater, die nächtlichen Straßen und Anlagen mit einem dämoniſchen Dirnengeſindel. Geſichter, in die Laſter und öde Genußgier ihre Spuren eingegraben, ſtarren uns an. Unter verſchminkten Wangen ſcheinen Totenköpfe zu ſtecken, deren Augen aus tiefen Höhlen wie erloſchen auf Männeropfer lauern. Das elektriſche Licht badet alle dieſe Erſcheinungen in eine faſt geſpenſtiſche Helle, aus der die prunkhaften Toiletten wie Schlangenhäute in ſchreiender Buntheit herausſchillern, und in der Bäume und Sträucher wie gemalte Kuliſſen die Lebenskomödie einrahmen. Doch dies Treiben iſt im Grunde ohne Übermut, ohne ſinnliche Grazie, ein trauriges Laſter, hinter deſſen Verruchtheit der Tod grinſt, und über deſſen armſelige Prieſterinnen es wie Moder der Verweſung hinweht. Das Ganze iſt, ebenſo wie Angladas ſonſtige Bilder, ſeine rieſigen Pferdeſtudien, ſeine Szenen aus dem ſpaniſchen Volksleben, ſo ſeltſam fratzenhaft-ſchreckhaft verzerrt, mit einer grotesken koloriſtiſchen Phantaſie ſo wirr verſchwommen vorgetragen, daß man ſich zunächſt gefeſſelt fühlt. Doch ſieht man ſchließlich ein, daß die Effekte recht gewollt und unterſtrichen und die Bilder wohl pikant, aber

Digitized by Google

doch ohne tiefere malerische Ergiebigkeit sind. Verblüffend wirkten über diesen wilden Pinselraserein an den Wänden des Schultesschen Oberlichtsaals Angladas Aktstudien, Zeichnungen von größter Geschlossenheit und Bestimmtheit der Form und außerordentlicher Sicherheit der Linienwahl.

Zeigte sich hier der Geist der modernen Malerei in exzentrisch-grotesker Verzerrung, so trat er uns in aller Reinheit seines ehrlich-ernsten Strebens durch die Ausstellung entgegen, die der Salon Cassirer zum Gedächtnis Camille Pissarros veranstaltet hatte. Pissarro, der Nestor der neuen Pariser Kunst, der am 12. November 1903 im Alter von zweiundsiebzig Jahren gestorben ist, war eine der feinsten und liebenswertesten Persönlichkeiten, die in der Kunstentwickelung der letzten Dezennien eine Rolle gespielt haben. Und von der Schar der führenden französischen Impressionisten steht gerade uns Deutschen keiner so nahe wie er. Denn Pissarros Bilder haben bei aller rein malerischen Subtilität einen vielleicht, ja sogar wahrscheinlich unbeabsichtigten Neben- oder Unterton des Gefühls, der Stimmung, der Sehnsucht, der auf das hindeutet, was wir Deutsche letzten Endes doch auch von der Malerei erwarten. Es ist keine lyrische oder gar sentimentale Empfindsamkeit, die bei Pissarro zu finden ist, aber es sind unbewußt engere Beziehungen zur Seele der Natur, die in seine Werke überströmten. Trotz aller strengen Konzentration auf die objektive malerische Beobachtung hat dieser Impressionist ein im letzten Winkelchen der Empfindung verschlossenes, ihm selbst kaum bekanntes Stückchen Poesie, das ihn abseits von seinen Schulgenossen stellt. Bis auf die früheste Periode, da Pissarro sich hauptsächlich an Millet anschloß und als der „legitime Erbe" des großen Jean-François gefeiert wurde, waren alle Phasen seiner Entwickelung in der Ausstellung bei Cassirer schön vertreten. Man sah zwei Proben aus den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, also aus der Zeit vor Manets Entdeckungsfahrt ins Land des Freilichts, zwei Bilder, in denen noch der große Landschaftsstil und der dunklere, vollere Ton von Fontainebleau nachklingen. Man sah weiter eine lange, kostbare Reihe von Gemälden aus den siebziger Jahren, da die Augen der Gruppe um Manet, der „Ecole des Battignoles", der Pissarro als der Alterspräsident angehörte, sich öffneten für alle Licht- und Farbengeheimnisse der Natur, für die Wirkungen der Atmosphäre auf die Erscheinungen ringsum. Und man sah schließlich erlesene Proben von Pissarros Serien, in denen er gleiche oder ähnliche Themata zu allen Tages- und Jahreszeiten, unter allen wechselnden Einflüssen der Witterung, in allen Beleuchtungen und Stimmungen behandelte, interessante Stücke aus seinen Cyklen der über die Seine grüßenden Louvrefassaden, der Pariser Boulevards, deren brausendes Leben der heimgegangene Meister mit unvergleichlicher Kunst zu malen wußte, der Eindrücke aus der Umgebung seines Landhauses Eragny unweit von Paris. Ein wundervolles Lebenswerk schloß sich hier harmonisch zusammen.

In alte Zeiten führte uns eine Ausstellung zurück, die das Kunstgewerbemuseum veranstaltete. „Europäisches Porzellan des achtzehnten Jahrhunderts" war der Titel dieser herrlichen Darbietung, die unter den schönen Gaben des Kunstgewerbemuseums aus den letzten Jahren vielleicht die allerschönste war. Sie war mit nicht geringen Mühen verknüpft; denn die Porzellansammlung des Museums selbst, obschon sie eine der größten ihrer Art ist, vermag doch nur eine verhältnismäßig bescheidene Vorstellung von

Digitized by Google

dem Reichtum zu geben, den die Porzellankunst der Barock-, Rokoko- und Louis XVI.-Zeit hervorgebracht hat. So mußten denn die Schätze der Königlichen Porzellanmanufaktur und der Privatsammlungen herangezogen werden, deren es in Berlin eine überraschend große Zahl gibt. Auf diese Weise aber entstand nun auch ein Bild jener zierlichen Kunst, das musterhaft und einzig in seiner Art war. Eine Welt von entzückender Anmut, Grazie und Farbenpracht tauchte vor unseren Blicken auf. Die klingende, schillernde Buntheit dieser Figuren, Gruppen, Vasen, Gefäße, Püppchen, diese pompösen und winzigen Meisterstücke der Meißner Manufaktur aus allen ihren Epochen, der Berliner Fabrik aus ihrer längst entschwundenen Glanzperiode, der Manufakturen von Wien, Nymphenburg, Höchst, Ludwigsburg, Frankenthal, diese prachtvollen französischen Porzellanwerke aus Sèvres mit ihren leuchtenden Farben, ihrem glänzenden Goldschmuck und ihren zarten weißen Biskuitfiguren, alle diese Tassen und Kannen, freundlichen Allegorien, verliebten Schäfer und Schäferinnen, diese Zwerge, Kobolde, Narren und Grotesken, diese Bäume und Sträucher mit zierlichem Blätterwerk, diese Amoretten und exotischen Figuren, diese Aufsätze, Prunkstücke, Uhren und Geschirre — das alles zauberte uns zurück in die zerbrechliche, leichte, heitere und liebenswürdige Welt des achtzehnten Jahrhunderts, die mit ihrer Lebensluft und ihrem aristokratischen Geschmack in Wahrheit eine „gute alte" Zeit gewesen ist.

Auch an kleineren Ausstellungen von besonderem Interesse war im Monat März zu Berlin kein Mangel. Kunstgewerbliche Neuheiten brachte neben Keller und Reiner namentlich das Hohenzollern-Kunstgewerbehaus, das in dem Labyrinth seines kaum mehr übersehbaren Lagers gelegentlich neue Interieurs aufbaut und ausgewählte Arbeiten einzelner Künstler vorführt. Allgemeine Aufmerksamkeit erweckt ferner die Ausstellung von Kunststickereien, welche die bekannte Nähmaschinenfirma Singer und Co. in der Aula des schönen neuen Lettehauses veranstaltete: prächtige und einfache Stickereien, die nach sehr geeigneten Entwürfen von Hans Christiansen mit der Maschine hergestellt waren, und die den Beweis lieferten, daß diese vor wenigen Jahren erst aufgekommene Technik außerordentlich entwickelungsfähig ist. Schließlich sei noch der Bemühungen des Warenhauses Wertheim um die künstlerische Frauenkleidung gedacht. Es ist dort ein Atelier eingerichtet worden, das unter der Leitung einer begabten jungen süddeutschen Künstlerin, Fräulein Else Oppler, steht, und das dazu dienen soll, die brauchbaren Lehren der sogenannten Reformtracht mit dem Geschmack und der Eleganz der Pariser Schneiderateliers zu verbinden. Das ist keine geringe Aufgabe, und die Ausstellung der ersten Arbeiten, die besonders durch die Vorführung der neuen Toiletten an „lebenden Modellen" interessierte, bewies, daß sie noch lange nicht gelöst ist. Aber ein Weg ist immerhin eingeschlagen, der vielleicht einmal weiter führt, und das ist eine Sache von einer gewissen Bedeutung. Denn unsere Frauen sind wichtige Trägerinnen und Verbreiterinnen künstlerischer Kultur. Es wäre sehr schön, wenn sie für die ihnen am nächsten liegende Seite dieser Kulturtätigkeit, für die Wahl ihrer Kleider, allmählich einen sicheren Weg fänden, der dem Geist unserer Zeit, aber nicht nur ihrem hygienischen, sondern auch ihrem künstlerischen Geist, entspricht.

Digitized by Google

Musik.

Von Gustav Dippe.

Noch sind unsere Nachbarn mit der Verdauung der künstlerischen Werte, die der große Wagner geschaffen, reichlich beschäftigt, noch läßt sich auch nicht endgültig übersehen, ob diese schwere deutsche Kost den fremden Magen ein Kraft-zuführendes Ergebnis oder eine bloße Verdauungsstörung bedeuten wird, und schon hat Deutschland das Ziel des Musikalisch-Erreichbaren wieder weit vorausgeworfen; Richard Strauß hat das Übergewicht der deutschen Musik von neuem für ein Menschenalter gesichert.

Nie zuvor hat ein so rücksichtslos kühn und selbstherrlich vorschreitender Künstler in dem verhältnismäßig kurzen Zeitraum von kaum anderthalb Jahrzehnten eine so große und lautbegeisterte Gefolgschaft gefunden. Dieser schnelle Vorgang ist einmal auf die inzwischen reicher ausgebildete Leistungsfähigkeit der Presse zurückzuführen, sodann aber auch auf die Tatsache, daß Strauß selbst mit ungewöhnlicher Energie das Bekanntwerden seiner Werke betrieben hat. Dazu kommt der nervös-hastige Zeitgeschmack, der mit vollem Bewußtsein zum Kampfe gegen die Tradition auffordert und zu seinem Feldgeschrei das Talmi-Wort „modern“ erkoren hat. Die Quelle jedoch, die am reichlichsten den Strom der Strauß-Begeisterungen genährt hat, ist aus der Beschämung über das ablehnende, zum Teil sogar feindliche Unverständnis entsprungen, mit dem man seinerzeit dem gewaltigen Neuerer Richard Wagner entgegengetreten ist. „Eine solche Niederlage, wie sie die Wagner-Gegner erlitten haben, darf mir nicht passieren“, denken Unzählige und sorgen ausgiebig dafür, daß man rechts und links ihr rasches Erkennen des neuen Genius genügend würdigt. Welch Glück, daß diesen übergünstig bereiteten Boden ein echter Künstler beschritten hat! Wir hätten sonst leicht die Tragikomödie erleben können, daß auf den befeindeten und wahrhaft großen Wagner ein bejubelter und wahrhaft kleiner So und so gefolgt wäre.

In den früheren Jahren hatten wir uns damit begnügen müssen, hin und her in längeren Zwischenräumen eines der großen Straußschen Orchesterwerke hören zu können. Zudem war diese alsdann regelmäßig von Werken umgeben, die mit einer ganz anderen Technik gearbeitet sind. So blieb die Frage offen, ob nicht ein Teil der unvergleichlichen Wirkung Straußischer Kunst in der Verblüffung über die — trotz Wagner — unerhört virtuose Mache läge und ob nicht bei Fortfall des Überraschungs-Momentes eine gewisse Inkongruenz zwischen Inhalt und Ausdruck zurückbleiben möchte. Der Beginn dieses Jahres brachte uns vier Straußsche Werke: Don Juan, Tod und Verklärung, Burleske für Klavier und Orchester und Till Eulenspiegel an einem Abend in unmittelbarer Aufeinanderfolge und erfüllte damit einen von vielen lange gehegten Wunsch. Es war ein Sieg über alle vorsichtige Bedenklichkeit; denn je weniger man durch die wunderbare Orchesterbehandlung von dem eigentlichen musikalischen Kern abgelenkt wird, desto mehr öffnen sich all die melodischen und harmonischen Schönheiten, die in schier atemraubender Überfülle das grandiose Ganze bilden.

Einen besonderen Ruhmestitel beansprucht die Wahl der Stoffe, aus deren Gedanken und Stimmungen heraus Strauß seine „symphonischen

Digitized by Google

Dichtungen" gestaltet. Diese viel angefeindete Kunstform trägt die Neigung zur Entartung in sich und verlangt ein besonders sicheres künstlerisches Taktgefühl. Es ist eben eine heikle Sache, Musik zu machen und vom Hörer zu verlangen, daß er sich dabei z. B. vorstellen soll: Phaeton bittet seinen Vater um den Sonnenwagen, wie es Saint-Saëns in seiner symphonischen Dichtung „Phaeton" getan. Der nicht vollkommen naive Hörer kann auf die Dauer nicht der Versuchung widerstehen, die Etikette von dem musikalischen Gedanken zu lösen und muß dann die Entdeckung machen, daß der Komponist auf seine Leichtgläubigkeit spekuliert hat. Was den naheliegenden Einwand anlangt, daß die Oper doch beständig mit diesen Ansprüchen an den Hörer herantritt, so liegt die Sache für die Oper insofern viel günstiger, um nicht zu sagen: ganz anders, als man ja im Theater sieht und miterlebt, keine Vorstellung zu leisten braucht, sondern sie in zwingender Anschaulichkeit empfängt. — Die Straußschen symphonischen Dichtungen haben zum Thema einen großen Gedankenkomplex so allgemeiner Natur und allgemeiner Verständlichkeit, daß ein im einzelnen ausgeführtes „Programm" unnötig geworden ist. Das hat zur Folge, daß die Hauptschwächen, die der symphonischen Dichtung als Kunstform anhaften, vollkommen vermieden sind. Für den genialen Wurf: „Tod und Verklärung" hätte die symphonische Dichtung geradezu erfunden werden müssen, wenn sie nicht schon vorhanden gewesen wäre. Den Stoff: Till Eulenspiegel hatte Strauß ursprünglich zu einer Oper gestalten wollen. Ich kann nicht anders, als Gott danken, daß diese Absicht nicht zustande gekommen ist und daß die musikalischen Skizzen in einem bloßen Orchesterwerk Unterschlupf gefunden haben. Dieses Werk mit dem behaglichen Titel: „Till Eulenspiegels lustige Streiche; nach alter Schelmenweise — in Rondoform — für großes Orchester gesetzt" ist doch wohl die köstlichste aller bisherigen Straußschen Schöpfungen. Es steht unter den anderen Werken, wie die „Meistersinger" unter den übrigen Wagnerschen Opern stehen; ebenso anmutig und liebenswert, ebenso lebensvoll und gemütstief und — was vielleicht das höchste Lob in sich schließt — ebenso vollkommen und ausschließlich deutsch. Till Eulenspiegel hat — für mich wenigstens — schon diese die großen Kunstleistungen ganz besonders auszeichnende Eigentümlichkeit gewonnen, daß man sich nicht mehr vorzustellen vermag, daß er nicht geschrieben sein könnte.

Strauß dirigierte an diesem Strauß-Abend die Philharmoniker selbst. Wenig später spielte dasselbe Orchester „Also sprach Zarathustra" unter Nikisch. Strauß drängt beim Dirigieren seiner Werke mehr auf das Charakteristische hin; Höhen und Tiefen heben sich schärfer voneinander ab, die Schatten sind kräftiger. Nikisch nimmt die Straußschen Werke — wie man schon bei der vorjährigen Wiedergabe des „Heldenleben" beobachten konnte — mehr vom musikalischen Standpunkt. Wem es um eine möglichst gesteigerte Augenblickswirkung zu tun ist, wird die Straußschen Werke lieber vom Komponisten hören, wer mit der Komposition genau vertraut zu werden wünscht, wird die vollendet sorgfältige Art Nikischs vorziehen.

Richard Strauß ist nach dem Lande gereist, wo die Dollars wild wachsen. Ich wünsche ihm soviel Banknoten und geprägtes Metall und erhoffe für ihn soviel Ruhmeskränze, daß er auf der Rückfahrt reichliche Überfracht haben möchte. Daß er aber sein neuestes Werk „Sinfonia Domestika" zum ersten Male den New Yorkern vorsetzen wird, ist nicht zu

Digitized by Google

billigen. Jedes neue Werk Straußens gehört zuerst dem Vaterlande. Man suche nicht nach analogen Fällen aus früherer Zeit; das Vaterlandsbewußtsein ist eben ein anderes geworden. Nur ein mangelndes Verständnis für seine Leistungen könnte einen Künstler von seinen Verpflichtungen gegen sein Heimatland entbinden. Was würde Strauß zu seinem Sohn sagen, der mit seinem glänzenden Zeugnis erst einmal zum Nachbar wandert, um diesem ein Lob zu entlocken, bevor er es den Eltern, die ihn zärtlich lieben, zeigt. Der großzügige Straußsche Guntram-Text ist ein Hymnus auf die Pflichterfüllung. Wie traurig, daß das Pflichtgefühl so vieler, selbst großer Deutscher mit jedem weiter gespannten Kreise immer schwächer wird. Gegen sich selbst ist der Deutsche der Meister der Pflichterfüllung, gegen sein Vaterland oft nur ein Stümper.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Wir wollen unseren Rundgang diesmal nach den Berliner Theatern ordnen, da sich aus den Stücken, die zur Besprechung stehen, eine behältliche Disposition nicht ergibt. Das Königliche Schauspielhaus hatte sich einem beunruhigend dauerhaften Scheintode hingegeben, der jeden Freund der Kunst mit Schmerz erfüllen mußte. Wohl verhieß man uns seit Jahr und Tag einen neueinstudierten Götz, wie uns vieles andere seit Jahren verheißen ist — aber Vertröstungen machen nicht satt und nicht froh; Adalbert Matkowsky, der Reichbegabte und in seinem Können so wenig Genutzte, packte unwirsch die Koffer und spielte der Provinz den Ritter mit der eisernen Faust, den die Berliner vergeblich von ihm erbaten. Doch sollte gut werden, was lange, lange währte! Die Aufführung des Götz war auf viereinhalb Stunden zusammengezogen worden; so blieben siebzehn Episoden dieses überreichen Zeit- und Menschengemäldes für die Vorstellung erhalten. Max Grubes Regie trug uns wie auf Flügeln aus dem grauen Alltag in das belebende Ringen und Werden einer neuen Zeit unserer eigenen Geschichte. Matkowsky aber strahlte in Kraft und Schönheit, Ritterlichkeit und Herzlichkeit, Wildheit und Ergebung. Goethe hätte seine Lust an ihm gehabt! In seiner Vertretung bereitete ihm das Publikum eine Ovation um die andere, angesteckt von den zahlreichen enthusiasmierten Studenten, die „vom hoh'n Olymp herab" die Freude herniederschallen ließen. Was bleibt der stärkste Eindruck dieses Ehrenabends des Schauspielhauses bei dem Besucher? Nicht der Reichtum und die Feinheit der Ausstattung, nicht die harmonisch gegliederten Gruppen, auch nicht das vielseitig ausstrahlende individuelle Geschehen und Erleben: dies alles wird überboten von der göttlichen Kraft des Humors dieses eisernen Ritters, der seine leuchtendste Tugend ist. Wer wird die Gerichtsszene im Heilbronner Rathaus vergessen können?! Niemand hätte an dem erfüllten Theaterabend Sinn gehabt für Lessings hämische Kritik an des großen Kollegen Werk: „Er füllt Därme mit Sand und verkauft sie für Stricke" . .

In der Anziennität gleiten wir vom Königlichen zum Deutschen

Digitized by Google

Theater, dessen Tage unter Otto Brahms starrer und einseitiger Leitung ja gezählt sind. Es vereinigte zuletzt zwei Stücke zu einem Premierenabend, die die naturalistische und die symbolistische Neigung unserer Zeit deutlich aussprechen. Hermann Heijermans, der Holländer, vertritt den Naturalismus der schlesischen Elendsstücke Gerhart Hauptmanns in der Gegenstandsstudie: Ora et labora; ihr folgte Maurice Maeterlinck mit der satirischen Legende: Das Wunder des heiligen Antonius. Eine einträgliche Kuh und eine reiche Tante sterben den Bühnentod; um die Kuh, die letzte ihrer Genossen in der friesischen Torfhütte, bemüht sich die Metzgerkunst des verschuldeten Bauern, der das kaltgeschlachtete Tier zu Gelde macht. Er gäbe viel, wenn es noch lebte! Um die selig entschlafene Erbtante Hortense bemühen sich die liebevollen Hinterbliebenen, daß sie nicht wieder lebendig wird; denn nur die Tote hat für sie Gold- und Häuserwert. Hat dort die brutale Not des Lebens jeden Gedanken, der nicht auf Geld sich reimt, unerbittlich gewürgt, so hat hier des Daseins Fülle den gleichen Effekt herzloser Gier nach mehr. Über diesen Gruppen der Egoisten der besitzenden und der besitzlosen Klassen steht hüben und drüben je ein Idealist: der Bauernjunge geht hin und verkauft seine gesunden Knochen an die Kolonialarmee, um den Seinigen mit dem Handgeld aus der Not zu helfen; der Heilige von Padua wandert aus dem Paradies zur Erde, um der frommen Jüngerin den Tod in Leben zu wandeln. Und das Resultat: beide finden kein Verständnis, beide widerrufen ihr Opferwerk. — Die Schneewacht drückt auf die armselige Hütte, die Winternot erstarrt die armseligen Herzen. Da der Kanal gefroren ist und sie die Schiffe nicht treideln können, findet man sich bis zum Tauwetter beisammen zu unfreiwilliger Nachbarschaft. Dem Bauern Watze geht es schlecht; der Prozeß mit dem reichen Nachbar verloren, der Hausstand in Sorge und Not. Der kräftige Eelke liebt Sytske, das brave Mädel der Zugewanderten, die jungen Herzen fliegen zu einander. Doch das Brot fehlt auf dem Tisch. Eelke will erst, um zu verdienen, nach Belgien gehen; er läßt sich dann aber für sechs Jahre nach dem fernen Westen einkleiden, als er liest, welch hohe Summe er dafür in die Hand gezahlt bekommt. Sytske flucht und fleht, Eelke bleibt standhaft. Um das Geld aber keifen die Eltern, die ihres Sohnes Opfer nicht sehen, mit den Alten der Sytske, die ein Viertel davon haben sollen; wie raffen sie's gierig vom Boden auf, als Sytske es empört zurückweist! Sytske hat das Hanfseil wieder über die Schulter gelegt, mit gestorbener Seele schleppt sie ihres Lebens Last weiter, Eelke springen die Tränen in die Augen. Er kann nicht mehr zurück, nicht ihr nach. . . In diesen dürftigen Stoff bringen mehrere scharfgesehene Episoden etwas Leben: vor allem die muntere Gestalt des Naturburschen Douve, der sich keine Sorgen über das Morgen macht, sondern seinen offenen Augen und festen Armen sich anvertraut; ferner die halbidiotische Schwester Eelkes, die arme Zikke, die zum wirtschaftlichen Verdruß ihrer Mutter nicht verraten will, wer der Vater ihres Kindchens ist, und allerhand Zillennachbarschaft. Das Bild ist trotz des engen Rahmens von dramatischer Eindringlichkeit; ferner kommt in den Gesprächen an Watzes Tische, die an den Problemen des Daseins herumtasten, des Dichters grübelnde Reflexion zu origineller Entfaltung; endlich zeigt die einfache Herzensgeschichte zwischen Eelke und Sytske in ihrer innigen Wildheit das Typische menschlichen Er-

Digitized by Google

lebens. Die Darstellung an der Bühne Gerhart Hauptmanns bot ein musterhaftes Ensemble, aus welchem die Leistungen von Else Lehmann, die sich der umgetriebenen Spitzke in den Ausbrüchen ihrer verzweifelten Schwäche mit Götterlust annahm, und von Frau Paula Eberty (als Zikke) hervorragten.

Maeterlinck hatte uns in glühenden Farben das göttliche Mysterium gemalt, als den Schatz der Armen es gepriesen; den begrabenen Tempel mit der ewigen Lampe der Weisheit, die unser Inneres hellt, wollte er uns freilegen. Nun quält ihn die Frage: wird es auch Glauben finden auf Erden? Oder würde das Göttliche, wenn es aus seiner erhabenen Ruhe niederstiege zu den aufgeklärten Kindern unserer Tage, nicht verspottet und abermals gekreuzigt werden? Hat das gläubige Mittelalter vor dem Himmelswunder anbetend gehuldigt (Schwester Beatrix) — das Zeitalter von heute wird es verlachen, ihm eine Zigarre anbieten und den Schutzmann rufen (der heilige Antonius). Aber noch heute glaubt die Einfalt der Kinder an Gemüt dem Heiligen und läßt sich von ihm segnen. Das Aufeinanderwirken der Gegensätze ist mit geistreicher Schärfe durchgeführt: drinnen die Trauergesellschaft beim opulenten Frühstück, draußen die biedere Magd, die den Vorflur scheuert, den weltfremden Besucher zu ihren Diensten heranzieht, ihn bald einen Kavalier, bald einen Schafskopf benennt, wie er's verdient, und ihm alle ihre Schmerzen anvertraut. Der Hausherr Gustave versucht den Sonderling mit Güte und mit Grobheit loszuwerden, der Heilige läßt sich weder durch den glatten Priester täuschen noch durch Johann hinauswerfen. Er wird nicht von der Stelle weichen, bis er seine himmlische Mission vollendet. Der Hausarzt erkennt auf harmlose Verrücktheit und rät, den Narren gewähren zu lassen. So geht's vom Vorflur ins Leichengemach, wo Tante Hortense feierlich aufgebahrt liegt. Ergötzlich ist Gustaves Angst, „die teure Entschlafene" könnte wirklich wieder aufleben. Der Heilige tritt an das Bett der seit drei Tagen toten Greisin und ruft sie zurück zum Erdenlicht. Sie setzt sich aufrecht, reibt sich die Augen, faßt nach ihrem Kneifer, bläst sparsam unwillig die Lichter an den beiden Kandelabern aus und ordnet sehr ungnädig an, daß man den Eindringling in der unsauberen Kutte und mit den bloßen Füßen aus ihren Gemächern entferne. Das ist ihr Dank. Die Strafe des Himmels zögert nicht: Hortense verliert sofort die Sprache; und als man dann die Polizei zitiert, um den Kurpfuscher zur Wache führen zu lassen, stirbt die Erweckte definitiv. Die Magd Virginie bietet dem Heiligen ihre Pantinen an, da draußen abscheuliches Wetter ist, und geleitet ihn mit ihrem baumwollenen Regenschirm — sie, bei deren ehrlichem Verzicht auf die ihr ausgesetzte kleine Erbschaft für treue Dienste — falls Hortense wieder leben könnte —, der Heiligenschein des Antonius in himmlischer Freude elektrisch hell aufstrahlt. Der Kontrast zwischen dieser göttlich-naiven Gruppe, über der der Himmel offen steht, und den wohlgenährten Spießern, denen der Vertreter der Kirche ein Clown ist und die nach Arzt und Staatsgewalt rufen, wenn ihnen einmal im Leben Geist entgegentritt, macht den Wert der Satire Maeterlincks aus. Der Antonius von Oskar Sauer — dessen Patentglühkranz tadellos funktionierte, „je nach den Gedanken, die ihn nähren" — atmete eine gottinnige Dreistigkeit; Paula Eberty zeichnete eine famose Virginie, Karl Forest war ein glaubwürdiger Gustave. Das Publikum, dem die satirischen Feinheiten der modernen Legende nur sehr allmählich aufgingen, verhielt sich spröde.

Digitized by Google

Das Neue und das Kleine Theater, von denen man nur das Beste sagen kann, seit Max Reinhardt ihre Leitung in seiner Hand vereinigt, blieben ihrem glänzenden Rufe treu. Ein überraschendes Experiment war die Aufführung der Medea von Euripides, der der klassische Philologe Prof. Ulrich von Wilamowitz durch eine modernisierende Übersetzung voll graziöser Gefälligkeiten ein kleidsameres Gewand für das zwanzigste Jahrhundert mit bedeutendem Geschick zu geben versucht hat.

Die Medea des Tragödienrealisten aus dem Athen des fünften vorchristlichen Jahrhunderts ist uns durch Grillparzer vertraut. Man kennt die Stelle in seiner Selbstbiographie, in der er die unglückliche Zerdehnung des Stoffs in eine Trilogie beklagt, wer fühlte ihm das nicht lebhaft nach. . . Durch Zurückgreifen auf das antike Original erfuhr der Stoff daher die wohltätigste Vereinfachung. Die Rache des beleidigten Weibes lodert empor, sie vernichtet den Urheber ihrer Schmach. Die Königstochter Medea hat dem vornehmen Abenteurer Jason in ihrer Heimat aus der Not geholfen durch ihre Zauberkunst. Hat sie für ihn, den sie liebte, alles eingesetzt, selbst vor dem Verbrechen nicht zurückschreckend, so muß er ihr fortan auch ganz gehören! Er entpuppt sich in Korinth, vom stolzen Zuge heimkehrend, als kleinen kalten Egoisten, der sich an der geistigen Überlegenheit dieses Feuerweibes reibt. Sie ist ihm im Wege, als familienlos erregt die „Barbarin" Befremden, die Sippe läßt es Jason schon lange hören. Mit der Tochter seines Königs wird er den vorteilhaften neuen Bund eingehen; aber die beiden Söhne, die ihm Medea schenkte, möchte er behalten. Er versteht nicht, daß sie ihn nicht freigeben will; die Enttäuschte brennt in Rache. Listig weiß sie dem argwöhnischen Schwiegervater, der sie mit den Kindern über die Grenze abschieben will, die Frist eines Tages abzuschmeicheln; mit schneidender Ironie läßt sie Jason abfallen, der ihr Reisegeld und Briefe anzubieten wagt; ihren alten Freund aber, den Athener-König Ägeus, bestimmt sie zu der Zusage einer Freistatt für sich in Athen. Sie bittet Jason um Verzeihung — ihn in Sicherheit wiegend; das giftbrennende Schleiergewand der Hekate, das ihre Kinder der Rivalin Kreüsa überbringen, tut seine furchtbare Wirkung. Sie ist gerächt, Jason ist vernichtet. Nachdem auch die Kinder von der Mutter Hand gefallen, erinnert sich Helios seiner Enkeltochter, der Drachenwagen schirmt sie und die Kinderleichen; ihre letzten zermalmenden Worte gelten dem, der ihr solches alles angetan. Niemand soll es mit Jason halten, kein Mensch, auch der Chor nicht, und kein Gott. Unbestritten geht uns Menschen der Gegenwart diese uralte Dichtung dank ihrer Charaktere, Motive und Epigramme noch immer sehr nahe an; dem Schlußbilde aber versagen wir uns desto lebhafter. Warum? Weil Euripides keinen Ausgleich stiftet zwischen Jason und Medea: im Triumphgespann geleitet sie der Gott ehrenvoll nach der gastlichen Stadt, wo die Luft so leicht und der Himmel so heiter — aber hat sie denn nicht unschuldig Blut vergossen? Gibt das keinen Bruch in ihr Wesen?! Unser tiefstes Bewußtsein fordert vom Dichter den tragischen Untergang seiner Heldin. Wilamowitz, dem das kecke Urteil seit Jugendtagen (Nietzsche!) bis in die Zeit der grauen Haare gar munter von den Lippen hüpft, hat seinen Vorgänger Grillparzer hart angefaßt um des Argonautenzuges und des Goldenen Vließes willen; allein, mag Euripides die Kunst der knappen Linie vor dem Umdichter voraus haben — Grill-

Digitized by Google

parzer zeigt das Verwüstende der Tat auch für die Täterin selbst: damit stehen wir ihm näher. Die künstlerische Regie hatte wieder für strenge Stileinheit gesorgt; das hohe von dorischen Säulen umgebene Eingangstor des Königspalastes, in der Nähe Medeas Haus, düstere Cypressen den Ausblick auf das Meer vermittelnd, erst verdeckt durch eine Wolkenwand, in deren Mitte Medea dann entschwebt. Der in den Farben wundervoll abgestimmte Chor erschien mir zu wenig antik, er verträgt die moderne Individualisierung nicht, ohne daß sein Charakter der geschlossenen, unerbittlich ehernen Schicksalsmacht darunter litte. Frau Rosa Bertens gab eine in großen Zügen festgehaltene Medea von furchtbarer, kraftentfesselter Leidenschaft; der Höhepunkt ihres überlegenen Spiels, das sie in die erste Reihe der deutschen Tragödinnen eingliedert, war die Entgegennahme des Berichtes von der Wirkung des giftigen Schleiers an Kreons Geschlecht: wie eine Raubtierkatze hockt sie und zieht den Körper am Boden hin, in wollüstigen Schauern über ihre Rache nur abgebrochene Freudenlaute stammelnd. Das Herz bewegten die wenigen Momente ihres Mutterschmerzes.

An denselben beiden Bühnen, die in so verschiedenem Geiste die Elektra und die Medea neubelebten, hat Agnes Sorma einen weiteren Doppelsieg ihrer reinen, echt weiblichen Theaterkunst davongetragen. Zunächst als Minna in Lessings unsterblichem „Soldatenglück". Goethes Ausspruch im siebenten Buch von Dichtung und Wahrheit: „Diese Produktion war es, die den Blick in eine höhere, bedeutendere Welt aus der literarischen und bürgerlichen, in welcher sich die Dichtung bisher bewegt hatte, glücklich eröffnete", hat heute noch seinen vollen Klang. Das war das überraschende Erlebnis dieses entzückenden, fast möchte ich sagen: intimen Theaterabends, der uns mit absoluter Stiltreue, wie seiner Zeit die Ludwig Richter-Ausstellung bei Keller und Reiner, in die Luft dieser goldenen Menschen versetzte. Vor eine schwierigere Aufgabe stellte der neuentdeckte Ire Bernard Shaw die Künstlerin mit seiner Candida. Shaw ist ein Satiriker von Profession; er bezweifelt die Richtigkeit der überkommenen Werte, die die Menschen heilig halten, und bezweifelt auch wieder deren Umkehrung, die der Ersatz sein sollte. Der soziale Pastor Morell glaubt sich von seiner Gattin Candida geliebt um der rühmlichen Eigenschaften seines Herzens und Geistes willen — sie liebt ihn aber aus Mitleid, weil er sich selbst nicht helfen könnte. Und der ins Haus aufgenommene unreife poetische Junge Eugen Marchbanks, der für das seelische Bedürfnis der Candida die richtige „Witterung" hat, trotz all seiner Grünheit, schmachtet die viel ältere Hausfrau liebetoll an; sie aber nimmt seine platonischen Huldigungen freundlich entgegen und — läßt ihn aus dem Hause gehen. Shaw lacht über die Maeterlinckschen halben Töne dieses neumodischen Dichterjünglings, er läßt aber auch Candida lächeln über Morells Vertrauen in ihre Güte und Reinheit; sie bleibt bei ihm ohne die ethischen Begriffe — aber doch aus Mitleid ... Eine Dichtung also, die in Paradoxien verläuft und ihre Freude hat an geistreich funkelnden Zwischenrufen. Frau Sorma arbeitete das mütterlich Verstehende an Candida mit sicherer Feinheit heraus, eine Liebe, die weich ist und stolz und klug. Dieselbe unermüdliche Leitung Reinhardt brachte in der „Mutter Landstraße" einen jungen dramatischen Anfänger, Wilhelm Schmidt-Bonn, zu Worte, der besser noch geschwiegen hätte; denn sein Stück ist dramatisch ganz unreif und psychologisch ebenso

Digitized by Google

schwach bestellt. Mit drei lyrischen Empfindungen macht man kein Theater. Schmidts Thema ist der verlorene Sohn, vor dem der Vater Buße tun soll.

Die beiden Schiller-Theater endlich — Lessing-, Berliner- und Residenz-Theater strapazieren ihre Kassenstücke ab — mühen sich in ernster Arbeit um ausgeglichene Vorstellungen bei durchaus erfreulichen Ensembles. Im König Lear, wie in Ibsens Wildente und in Gerhart Hauptmanns Kollege Crampton ehrte die Direktion R. Löwenfeld sich selbst. Und Einzelleistungen wie die Rollen von Steinrück, Ziegel und der Gusti Becker (als Hedwig Eldal) zählen zum Besten, was man gegenwärtig an Berliner Theaterkunst überhaupt sehen kann.

Streiflichter.

Das inner-politisch wichtigste Ereignis der vergangenen Wochen ist die Zustimmung des Bundesrates zum Beschluß des ultramontan-sozialdemokratisch majorisierten Reichstages über die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes.

Man kann über die Gefährlichkeit der Jesuiten und deshalb auch über Nutzen und Wert des Jesuitengesetzes sehr verschiedener Ansicht sein: fest steht aber, daß dieser Bundesratsbeschluß ein Schachergeschäft bedeutet, bei dem Objektivität nichts, krämerischer Schacherſinn alles waren. Fest steht ferner, daß der Urheber dieser Schacherpolitik Graf Bülow ist, der, um zu seinem Schacherziele zu kommen, die Unverfrorenheit besessen hat, in dieser, den Protestantismus und das evangelische Deutschland tief berührenden Frage gerade die Stimmen des größten protestantisch-evangelischen Staates Deutschlands, die Stimmen Preußens, zu mißbrauchen. Ja zu mißbrauchen! Denn es ist Mißbrauch, Stimmen einer gesetzgeberischen Körperschaft nur im do ut des-Geist abgeben zu lassen, und zwar für eine Sache, die — ganz abgesehen von ihrer inneren Güte oder Schlechtigkeit — jedenfalls ein Gegenstand intensivsten konfessionellen Haders und, für die evangelische Mehrheit des deutschen Volkes, intensivsten Widerwillens ist; und die in keiner Weise für die Entfaltung der katholischen Religion eine Notwendigkeit bedeutet.

Graf Bülow hat sich hier wieder einmal als das erwiesen, für was ich ihn stets gehalten habe: als einen Politiker — das Wort Staatsmann ist zu schade — ohne Charakter, ohne Grundsatz; der ohne große und klare vaterländische Ziele seine politischen Hilfsmittel zusammenklaubt, von wo er sie kriegen kann; der den schalsten, grundsatzlosen Oppertunismus zum Prinzip erhebt; der alle Fragen auch die wichtigsten behandelt

Digitized by Google

lediglich vom Standpunkt des Augenblickes und der deshalb, um Augenblicksvorteile zu erreichen, leichtherzig, weil ihm die tiefere Auffassung auch der politischen Dinge fehlt, vor den Wünschen unbequemer Machtfaktoren (hier des Zentrums) die Segel streicht; der als routinierter Poseur und Kartenmischer mit Phrasen und verbindlichem Lächeln Entscheidungen trifft und Spiele entriert, bei denen es sich um Lebensinteressen unseres Volkes handelt.

Ein solcher Reichskanzler ist ein Unglück! Sein grundsätzlich grundsatzloses Verhalten züchtet die Grundsatzlosigkeit im politischen Leben und zwar gerade dort, wo nur Grundsätze und grundsätzliche Behandlung zum Ziele führen können. Wer will aber bestreiten, daß dem Ultramontanismus gegenüber der Grundsatz der einzig mögliche Boden ist, auf dem man mit ihm zu einem halbwegs erträglichen Verhältnis kommen kann, zu einem Verhältnis, bei dem das Kulturleben wenigstens nicht allzuviel Schaden nimmt. Wer will das bestreiten? Nur, wer aus der Geschichte nichts gelernt hat. Und Politiker, die aus der Geschichte nichts lernen, die kein Verständnis haben für die Vergangenheit, haben auch kein Verständnis für die Zukunft; sie sind Augenblickspolitiker, leider nicht immer Eintagspolitiker. Solche, sich selbst Staatsmänner nennende Politiker haben stets unheilvoll für ihr Land und ihr Volk gewirkt. Ich erinnere nur an Österreich, das geradezu eine Reinkultur dieser „Staatsmänner" darstellt, angefangen von ihrem Prototyp Metternich über Beust, Taafe, Windischgrätz usw. hinweg bis zu Herrn von Körber. Das klassische „Fortwursteln" ist das A und O ihrer Staatsweisheit. Sie „wursteln" dem Abgrund zu.

Das zuerst mehr dreist und frech hingeworfene als ernsthaft gemeinte Wort: Zentrum ist Trumpf, ist allmählich bitterernste Wahrheit geworden. In Bayern herrschen die Daller und Schädler, bäuerisch-derbe Typen des gewalttätigen, brutal kulturfeindlichen Ultramontanismus; in Metz belegt ein vom deutschen Kaiser dorthin gebrachter ultramontaner Bischof einen Friedhof ungestraft mit dem mittelalterlichen Interdikt, weil ein Protestant auf ihm die letzte Ruhestätte gefunden hat; in Trier lehnt sich ein anderer Bischof offen gegen staatliche Schulen auf und — bleibt Sieger; in Straßburg gibt die Reichsregierung dem Zentrum zuliebe durch Errichtung einer katholisch-theologischen Fakultät den Kulturgrundsatz auf von der Freiheit der Wissenschaft und macht sich in bezug auf die Wissenschaft zum Büttel des wissenschaft-feindlichen Ultramontanismus; in Preußen liefert der Kultusminister ein wissenschaftlich wichtiges Staatsinstitut, das Preußische historische Institut zu Rom dem bestimmenden Einflusse des Ultramontanismus aus, indem er ultramontane Professoren, die ausgesprochenermaßen auf dem Standpunkte des Syllabus stehen — die Zentrumsabgeordneten Hertling und Dittrich (vgl. „Deutschland", Dezemberheft 1903) — an leitende Stelle in dies Institut beruft; in Preußen kriecht derselbe Kultusminister vor dem Dräuen des Zentrums zu Kreuze und bewilligt ihm die jesuitisch-marianischen Kongregationen, obschon er weiß, daß diese Kongregationen Herde konfessioneller Zwietracht sind und daß sie in unmittelbarem Abhängigkeitsverhältnis stehen zum Jesuiten-

Digitized by Google

General in Rom; und jetzt kommt der Reichskanzler und beseitigt das Jesuitengesetz!

Und wenn man erst alles aufzählen wollte, was hinter den Kulissen dem Zenturm zuliebe geschieht! Da ist kaum ein Ministerium, kaum ein Oberpräsidium, kaum ein Provinzialschulrat, die in dieser Beziehung nicht ihre Geheimgeschichte hätten, die erzählt von Wechsel in Beamtenstellen, Versetzungen, Beförderungen usw. Alles, weil das Zentrum es will. Das Kaiserwort: sic volo sic jubeo ist in vielen Beziehungen und mit mehr Wahrheit zu einem Zentrumswort geworden.

Selbst in unseren Kolonien ist der Zentrumseinfluß maßgebend. Erst jüngst wurde mir von sehr zuverlässiger Seite aus den Kolonien mitgeteilt, daß dort die katholischen Missionare Listen führen über unsere Beamten und ihnen gute oder schlechte Noten erteilen je nach ihrer Willfährigkeit katholischen Wünschen gegenüber, und daß die auf diesen ultramontanen Listen schwarz angekreideten Beamten auch bei der kaiserlich deutschen Kolonialregierung schlecht angeschrieben sind. Ja es wurde mir versichert, ein bekannter Zentrumsabgeordneter, der in Kolonialsachen eine führende Stellung einnimmt, habe vor nicht langer Zeit dem Reichskanzler — er erfreut sich dessen besonderer Freundschaft — eine regelrechte Proskriptionsliste übergeben, d. h. ein Verzeichnis von Beamten aus einer bestimmten Kolonie, die den katholischen Missionaren dieser Kolonie nicht genehm sind und die diese Missionare mit Hilfe des Zentrums enternt zu sehen wünschen!! Was will man mehr!

Ein unwürdiges Schauspiel schauen wir nun schon seit Jahren: das Wettkriechen vor einer Partei, deren innerster Kern, deren Wesen so antideutsch und antistaatlich ist wie nur möglich. Wo bleibt die Hoheit des modernen Staates? Rom, das ultramontane Rom ist der Schwerpunkt des deutschen Reiches geworden; das Rom, das seit seinem Bestehen bis zur heutigen Stunde der geschworene Feind gewesen ist jeglicher Freiheit, ihr brutaler Vergewaltiger. Werden dem Volke und den Volksvertretern nicht endlich die Augen aufgehen? Werden sie nicht endlich Worte und Taten finden, die für unsere grundsatzlose, schwächliche Regierung ein: Bis hierher und nicht weiter, bedeuten?

Über die Jesuitenfrage vom nationalen Standpunkte aus ist alles gesagt mit dem Worte Bismarcks aus der Reichstagssitzung vom 28. November 1885: „Die Gefahr, die gerade die Tätigkeit der Jesuiten für Deutschland, seine Einigkeit und seine nationale Entwickelung hat, liegt nicht im Katholizismus der Jesuiten, sondern sie liegt in ihrer ganzen internationalen Organisation, in ihrem Lossagen und Loslösen von allen nationalen Banden und in ihrer Zerstörung und Zersetzung der nationalen Bande und der nationalen Regungen überall, wo sie denselben beikommen.“ Hier hat ein außerhalb des Jesuitenordens Stehender mit dem Lichtblitze des Genius das Wesen des Ordens hell beleuchtet. Ich, der ich 14 Jahre lang im Orden gestanden habe, kann aus Erfahrungskenntnis heraus diese Charakteristik bestätigen, und ich wage es, neben dies Bismarckwort ein schon vor 11 Jahren von mir geschriebenes Wort zu setzen, als Beweis, wie gerade die unpatriotische Internationalität des Jesuitenordens für mich auch ein

Digitized by Google

bestimmender Grund war, den Orden zu verlassen: „Bleibt der Patriotismus auch innerhalb des Jesuitismus bestehen? Nein. . . . . Dies System arbeitet hin auf Nivellierung der Gesinnung, weil es allmählich aber sicher Gleichmütigkeit und Gleichgültigkeit in bezug auf Wohnort, Sprache und politische Institutionen hervorruft: Europa oder Asien, Deutsch oder Französisch, Republik oder Monarchie, das ist suppositis supponendis, ein und dasselbe, gleichwertig. Der Jesuit wird so erzogen, daß er sich in all diesen Grundverschiedenheiten gleichmäßig wohl und zu Hause fühlt. . . . . Je kosmopolitischer ein Jesuit ist, je weniger er der Gesinnung, nicht bloß der Tat nach — das ist wohl zu beachten — hängt an Vaterland und Heimat, je gleichgültiger ihm die Regierungsform, unter welcher er lebt, um so besser ist er, um so mehr nähert er sich dem Ideal eines Jesuiten. . . . Die Tatsache besteht, daß das jesuitische System den Patriotismus nicht kennt, ihn im eigenen Hause bekämpft. Mir selbst ist gerade dieser Punkt ein fortwährender Stein des Anstoßes gewesen. Als Deutscher, als Preuße, als Glied einer alten Familie, die durch vielhundertjährige Beziehungen mit der angestammten Heimat und ihren politischen und sozialen und vor allem ihren monarchischen Institutionen verwachsen ist, hatte ich gegen diesen kosmopolitischen Geist, diese Allerwelts-Politik eine unüberwindliche Abneigung." (Mein Austritt aus dem Jesuitenorden, 10. Auflage, S. 35—38. Verlag von H. Walther, Berlin.)

Aber wofür zitiere ich Bismarckworte? Was gilt heute sein geniales Wort, seine markige Tat? Von der Dogge, die ihren Mann steht, sind wir glücklich herunter gekommen auf den Pudel, der schön macht.

Auch noch in anderer Beziehung ist das Bülowsche Handelsgeschäft äußerst verderblich. Durch die auf sehr merkwürdigem Wege erreichte Majorisierung der Minderheit des Bundesrates in einer so wichtigen Sache, hat der Reichskanzler, dessen vornehmste Aufgabe es sein sollte, die Einheit unter den Bundesregierungen zu pflegen, die Uneinigkeit, den Mißmut, die Erbitterung, ja den schädigenden Partikularismus gefördert. Daß Graf Bülow gerade dies Moment außer acht gelassen hat, daß seine geschäftliche Liebedienerei gegenüber dem Zentrum ihn diese seine vornehmste Pflicht vergessen ließ, das ist aufs tiefste zu bedauern. Der vierte Kanzler des deutschen Reiches hat durch Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes einen Keil getrieben in das Einigkeitsgefüge der förderativen Reichsregierung, und das, um Augenblicksdienste einer Partei zu erkaufen, die keine echt reichstreue Partei ist noch je sein wird, die ihr Haupt in einem ausländischen Souverän erblickt! Und was wird die bald eintretende Folge dieses Handelsgeschäftes sein? Graf Bülow und das Zentrum werden ein weiteres Handelsgeschäft abschließen um den § 1 des Jesuitengesetzes. Der Bieter — das Zentrum — ist da, und der geschäftslustige Reichskanzler wird früher oder später dem „verlockenden" Angebot unterliegen.

Übrigens heischt die Gerechtigkeit, auch noch von anderen Schuldigen zu sprechen als vom Grafen Bülow. Der zweite große Schuldige ist die Mehrheit des deutschen Volkes, sind die Wähler. Warum schicken die Wähler Parteien und Abgeordnete in den Reichstag, welche die ideellen Grundlagen unserer Kultur preisgeben für Linsengerichte? Da

Digitized by Google

sind die Limburg-Stirum, die Kardorff, die Oriola usw., warum wählen die Wähler solche Leute wieder und wieder. Jetzt schäumt im Volke die Entrüstung auf über die Aufhebung des § 2! Was nützt sie jetzt? Vor den Wahlen hätten die Wähler die Kandidaten prüfen sollen und unweigerlich allen denen die Stimmen verweigern müssen, die für die Aufhebung gewesen wären.

Lernen wir für die Zukunft! Die nächsten Reichstagswahlen müssen ganz unter der Parole stehen: Wider den Ultramontanismus, und da muß Musterung, scharfe Musterung gehalten werden unter den Kandidaten.

Und nun noch ein Wort über die Kulturdebatten im Abgeordnetenhaus, bei denen alle hier berührten Fragen zur Sprache gekommen sind. Volle Befriedigung über die von den antiultramontanen Rednern gehaltenen Reden erfüllt mich nicht. Allen Rednern ohne Ausnahme fehlte das, was in Geisteskämpfen allein das Übergewicht, die Wucht gibt: die gründliche Kenntnis des Gegners. Den Sieg über den Ultramontanismus kann man nur erringen, indem man sein System allseitig und unanfechtbar bloslegt, indem man nicht nur sagt, er habe eine von der modernen verschiedene, ihr entgegengesetzte Weltanschauung, sondern indem man diese ultramontane kulturfeindliche Weltanschauung zeichnet für das gesamte Kulturgebiet, für alle Lebensinteressen des modernen Staates. Es ist nun einmal so: der Ultramontanismus, als ein allumfassendes, unendlich verzweigtes System will studiert sein, und nur angestrengtes Studium ermöglicht seine sieghafte Bekämpfung.

Die Not der Zeit wird schließlich und endlich unsere Volksvertreter zu diesem Studium zwingen. Besser wäre es für unser Vaterland, wenn die tapferen und intelligenten antiultramontanen Wortführer im Reichs- und Landtag dies hochnötige Studium schon jetzt freiwillig betrieben. Aus dem FF, wie man sagt, müßten diese Männer das ultramontane Dogma, die ultramontane Kirchengeschichte, das ultramontane Kirchenrecht, die ultramontane Sozialpolitik kennen.

Über die Reden der Regierungsvertreter, des Grafen Bülow und des Herrn Studt, brauche ich kein Wort zu verlieren: die Presse — mit Ausnahme natürlich der ultramontanen, der offiziösen und der Kreuzzeitung — ist einig in ihrer Verurteilung.

20. März 1904. H.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

Bürgermeister Bojer. Eine Tragödie aus dem Weinlande in vier Aufzügen von Adolf Schwayer. Linz. Wien. Leipzig. Österreichische Verlagsanstalt.

Das vorliegende Drama ist am 22. April 1902 im Landschaftlichen Theater zu Linz zum erstenmal aufgeführt, und hat sich eines großen Beifalls beim Publikum und bei der Presse zu erfreuen gehabt. Es spielt in der Gegenwart in einer kleinen Bezirksstadt des niederösterreichischen Weinlandes (Viertel unterm Manhartsberg), unmittelbar nach der Weinlese, und zwar in einem Zeitraum von sechs Tagen. In diese sechs Tage drängt sich die Tragödie des Bürgermeisters Bojer. Wie ein Kind, vertrauensselig in Geldangelegenheiten, ist er durch den Leichtsinn seines einzigen Sohnes in Geldverlegenheit und in schlechte Hände gekommen. Er ist zugrunde gerichtet, hat in der Not ihm anvertrautes Geld verbraucht. Keine Anerkennung seiner Tüchtigkeit und seiner segensreichen Tätigkeit für die Heimat, keine Regelung seiner äußeren Verhältnisse, die unvermutet eintritt, vermag die innere Stimme in ihm zu beschwichtigen, die ihm als einzigen Ausweg aus seinem seelischen Konflikt den Tod zeigt. Sein Verderber will ihn aus seinen Händen lassen, wenn Bojer ihm seine Tochter gibt. Aber dieser verlobt Hedwig mit dem Manne, den sie liebt, und endet sein Leben, indem er in den Keller hinabsteigt, der mit todbringendem Weindunst gefüllt ist. — Dies ist kurz der Inhalt des Dramas. Adolf Schwayer hat die vielfach wechselnden Szenen, den stark dramatisch wirkenden Aufbau des Dialogs und die konsequent fortschreitende Entwickelung der Handlung durch seine liebevolle Versenkung in das persönliche und unabänderliche Sittengesetz der menschlichen Seele vertieft und veredelt. Laura Frost.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.

Digitized by Google

Schiller und der deutsche Idealismus.

Von Dr. Susanna Rubinstein.

Es heißt, daß das Beste und Eigenartigste am deutschen Geist sein Idealismus sei. Leider hat die dekadente Richtung, die seit länger als ein Dezennium in Sitte und Kunstschaffen einzog, diesen hehren Schwung verdrängt. Um dieser Trübung zu steuern und um ein reineres und tieferes Wehen in die deutsche Bildung zurückzuführen, dekretierte der reichsdeutsche Schulrat vor Jahren, daß eine regere Beschäftigung mit Schillers philosophischen Schriften, sowohl in den höheren Schulklassen, wie in den Lehrerbildungsanstalten betrieben werde. Mit Rücksicht auf diesen Zweck gab Prof. Eugen Kühnemann, dieser, durch imposante Beherrschung des Materials und durch eindringende Tiefe ausgezeichnete Schillerforscher, seine dritte Schrift über diesen Dichterphilosophen heraus.*) Diesmal sowohl Antologist als Kritiker, stellte er eine Auswahl von Schillers Abhandlungen und Gedichten zusammen, und versah diese mit einer Einleitung, die durch analytischen Scharfblick psychischer Ziselierung und vornehmer Darstellung eine meisterhafte Monographie von Schillers Geisteswelt ist.

Wohl ist Schiller durch sein so wunderbar ästhetisch empfängliches und im seltensten Grade hochgestimmtes Wesen, wie nicht minder auch durch die großartige Gabe, seine Geistesschätze dem Dienste der Allgemeinheit darzubringen, der Hohepriester des deutschen Idealismus geworden. Der Kern von diesem besteht darin, eine Idee mit einer solchen Tiefe und Kraft zu erfassen, daß sie der Kompas auf der Irrfahrt des Lebens und der Leitstern, die Richtschnur der Bestrebungen, wird. Von der Triebkraft der bestimmten Idee gespornt, sucht man für sie zu wirken, quand même, trotz Opposition, trotz Verkanntseins und trotz

*) Schillers philos. Schriften und Gedichte, Leipzig 1902.

Digitized by Google

Widerwärtigkeiten. Der Idealist muß vor allem zwei fundamentale Eigenschaften besitzen: Begeisterungsfähigkeit und Selbstlosigkeit. Er muß die Fähigkeit besitzen, für die erfaßte Idee so zu erglühen, daß er den Interessen ihrer Förderung die eigenen Interessen hintansetzt. Der Idealismus des deutschen Volkes äußert sich mehr in Geisteswerken, in Gedankentaten, als in praktischen Handlungen.

Gerade in der Wissenschaft, die, als reiner Idealkultus, gar kein Zweckinteresse hat, — in der Philosophie, — ragt der deutsche Geist über die Völkerkultur empor, wie einst die Göttin der Weisheit auf der Akropolis über Hellas' Lande.

Mit dem idealistischen Geist der sieghaften Kantischen Philosophie ist aber auch der Geist von Schillers Idealismus innig verwandt. Kant ist Schillers Nährkraft geworden, wie er andererseits den Kantianismus auf künstlerischem Weg, durch die Dichtung, verbreitete. Schiller hat aber nichts aus Kant entnommen, was nicht ohnedies in ihm keimte, wie dies seine vorkantischen Schöpfungen zeigen; speziell im Gedicht „die Künstler", das 1789 erschien, während er sich 4 Jahre später eingehend mit Kant zu beschäftigen anfing, tritt eine homogene Geistesrichtung sehr klar hervor. Aber wenn auch Schiller nicht viel absolut Neues von Kant gewann, so reifte er aus, klärte ab, und legitimierte vielleicht auch, durch die gewaltige Macht seines erkennenden Geistes, was in ihm lag und gärte; — wie Kühnemann sagt, ist Schiller der ganze Schiller erst durch Kant geworden, — und so verhält es sich auch mit dem Idealismus. Schon in den „Künstlern" ist der Grundkern, das Zentrale von Schillers Idealismus darin ausgesprochen, daß er die Kunst als Erzieherin des Menschengeschlechts preist; und wie hoch stellt er ihre Führung!

„Verlerne nicht, die Hand zu preisen,
. . . . . .
Die frühe schon der künft'gen Geisterwürde
Dein junges Herz im stillen zugekehrt,
Und die befleckende Begierde
Von deinem zarten Busen abgewehrt,
Die Gütige, die deine Jugend
Zu hohen Pflichten spielend unterwies
Und das Geheimnis der erhab'nen Tugend
In leichten Rätseln dir erraten ließ."

Darin ist schon das ganze hohe Programm von Schillers idealem Wollen enthalten: durch den Kultus des Schönen Bildner der Menschheit zu werden. Diese in ihm wogende Bestrebung

Digitized by Google

wurde erst durch Kant gehoben und geklärt. Denn das Fundament von Kants System, die Lehre von der Apriorität, sohin sein erkenntnistheoretischer Idealismus, mußte das Menschenbild vor ihm ungemein steigern. Kant spitzt seine Lehre: Daß der Mensch, vermöge der aprioren Gaben seines Verstandes, das Weltbild aus Sinneserregungen konstruiere, und daß die Kategorieen von Raum und Zeit nicht außerhalb uns, sondern lediglich in uns, als ideale Phänomene, existieren — diese Lehre spitzt er in dem gewaltigen Satze zu: Daß der Mensch es ist, der der Natur die Gesetze vorschreibt; der arme Menschenwurm, der sonst in den wesentlichsten Stücken den Naturgesetzen so machtlos preisgegeben ist, wurde andererseits vom größten Denkergenie der Neuzeit als weltschöpferischer Titane, als Urheber der Erscheinungswelt, erklärt. Das konnte nicht anders als Schillers Glauben an die Perfektibilität des Menschengenus nur bekräftigen, und es bekräftigte in ihm auch das gemütstiefe Verlangen, als Volkserzieher zu wirken. Den Idealismus also, den Kant im abstrakten und exklusiven Gebiet der Erkenntnistheorie begründete, trug Schiller in die Dichtung und in das Leben hinein. Noch fruchtbringender, als der vorige, wirkte auf Schiller ein zweiter Grundbegriff der Kantischen Philosophie, der ihm einen wichtigen persönlichen Quellpunkt, wenn nicht ganz erschloß, so doch befestigend ausbaute, bei dem er sich selbst in dem ganzen glänzenden Reichtum seiner Natur fand — dieser zweite Grundbegriff ist Kants Freiheitsbegriff, der in dem autonomen Machtspruch kulminiert: Bestimme dich aus dir selbst! Ein königlicher, ein vielbedeutsamer Appell an die Selbstheit! Die vom großen Denker postulierte Idee der Freiheit durchdrang den Dichter um so belebender, als er selbst schon seiner Schätzung der Freiheit im Gedicht „Die Künstler" Ausdruck gab. Die Freiheit — aus der sich die höchsten Bedingungen der Menschenveredelung ergeben — deduziert bekanntlich Kant aus dem intelligiblen Reich der Vernunft. Kant vollzog eine Umbiegung der urewigen Trennung von Natur und Geist, die als ein Riß „durch das Herz der Welt" geht, und konstatierte eine solche zwischen Verstand und Vernunft. Das Reich des Verstandes hat es mit dem wirklichen Sein, mit der Kausalität, mit dem Gesetz von Ursache und Wirkung zu tun; es ist daher begrenzt und bedingt. Diesem Reich steht das höhere der Vernunft gegenüber, in dem die reinen Formen — oder Ideen thronen. Das Reich der Vernunft ist übersinnlich, daher aller Bedingtheit, weil aller Realität, enthoben. Dieses Reich ist die Heimstätte der Freiheit. Der Mensch ist

Digitized by Google

soweit frei, als die Vernunft in ihm die Macht besitzt, die Triebe und Leidenschaften, die seiner sinnlichen Seite entstammen — zu unterjochen. Die Idee der Freiheit ist nun der Mutterboden des Idealismus, man muß sich im Gemüte unabhängig von der Not und den Hemmnissen der Wirklichkeit fühlen, um einer Begeisterung und Hingabe für unpersönliche und ideale Interessen fähig zu sein. Ohne innere Freiheit, d. h. ohne Abstrahierung von eigenen Interessen, ist kein Idealismus denkbar, daher ist auch nicht jeder tragische Held, der nach einem Ziel strebt und in diesem Streben untergeht, ein Idealist; Richard III. z. B. ist gewiß nichts weniger als Idealist, und sogar Wallenstein ist auch davon entfernt, es zu sein. Doch der Marquis Posa ist es, dessen Gemüt von der Unterdrückung der Niederlande so tief ergriffen ist, daß dieses Mitgefühl sein Denken und Tun bestimmt und schließlich seinen Tod zur Folge hat. Die am meisten von einem großen Ziel fanatisierte, und am intensivsten von einer Idee entflammte Heldengestalt Schillers ist die Jungfrau von Orleans. Das Innere dieses jungen Geschöpfes ist ganz erfüllt und beherrscht von den Kriegsgefahren ihres Vaterlandes. Die Nachrichten, welche zu ihr darüber gelangen, fallen auf den noch unangebauten frischen Boden ihrer Seele, sie drücken sich auf ein noch unbeschriebenes Blatt ein, und in der stillen Abgeschiedenheit des Dorfes gewinnen die inneren Bilder eine so farbenvolle Lebendigkeit, daß sie sich in visionäre Täuschungen umsetzen. Diese Visionen bestärken sie aber in dem Glauben an sich und an ihre Mission, und der Glaube an sich und an das Gelingen seiner Aufgabe ist eine Quelle der Kraft. Das Aufgehen ihres Wesens in dem einen Trachten, dem einen Verlangen, bringt sie zur nur möglichsten Entäußerung alles Persönlichen. Sie verläßt ihr idyllisches Heim, verleugnet ihr Geschlecht und stürzt sich, ohne Schulung, wie ohne Leitung, in das wilde, mörderische Kriegsgewühl. Die glühende Energie ihres Wollen verwandelt die Natur in ihr, und sie führt den Todesstreich ohne Scheu und ohne Erbarmen, bis sie auf Lionel stößt, — jetzt hat sie die Weiblichkeit in sich gefunden, und die das Frauenherz beherrschendste Stimme, die Stimme der Liebe, wird in ihr laut. Ihr ist „das Herz verwandelt und gewendet". Aber diese Herzensverwandlung ist ein Abfall, ein Abfall vom großen, heiligen Werk für ihr Vaterland, und — wie sie es meint, — ein Abfall von der Mission, zu der sie die heilige Jungfrau auserwählte. Mit dem Verzweiflungsruf: „Was hab' ich getan! Gebrochen hab' ich mein Gelübde!" spricht sie die Verurteilung des Dichters aus.

Digitized by Google

Noch abgesehen, daß es sich in diesem Fall um ein historisches Ende handelt, so würde schon Schillers Schicksalsbegriff eine Sühne erheischen. Es ist Schillers sittliches und ästhetisches Bedürfnis, das Schicksal als eine verlarvt wandelnde, moralische Gesetzesordnung anzunehmen. Von der Höhe seiner idealen, ästhetisch-ethischen Anschauung löst sich für ihn die Weltbewegung in Harmonie auf. Und als wesentliches Ingredienz dieser Harmonie ergibt sich die Notwendigkeit, das Schicksal als eine moralische Gesetzesordnung anzusehen. Die Jungfrau von Orleans hat ihr junges Leben verwirkt, ihren entsetzlichen Tod durch Abtrünnigkeit, dadurch daß sie das Leben eines Feindes schonte und Liebe für ihn empfand, — verschuldet. Aber als eine bis in jede Bebung durchglühte Idealistin ertrug sie auch ihren grauenhaften Tod mit übermenschlicher Heldenkraft. Jeanne d'Arc ist übrigens keine Repräsentantin des spezifisch deutschen Idealismus, dieser bekundet sich ja auch nicht in praktischen Tathandlungen. Der deutsche Idealismus ist ein solcher der Gedankenarbeit und der Gesinnung. Einen poetisch schönen und ergreifenden Ausdruck der letztern Art von Idealismus gibt Schiller im Gedicht „die Ideale". Nach einer hochstrebenden Jugend fallen am Wege des Lebens, eine nach der andern, die Illusionen ab, die Träume welken dahin, nichts bleibt nach der Verwüstung der Jahre übrig, als stille, entsagende Arbeit und ein geduldiger Freund. Dieses Ablösen von allen Ansprüchen und allen Verheißungen, wobei die ethische Kraft der geläuterten Selbstheit zur Erhebung über die wandelbaren Güter des Lebens verhilft, legt den deutschen Idealismus der Gesinnung dar.

Das vollendete Bild des deutschen Liebesidealismus bietet Schiller in Max und Tekla, unzweifelhaft eine Lieblingsschöpfung des Dichters. Ihre Liebe hat einen andern Gefühlstimbre, als die Liebe der Liebestypen, Romeo und Julie. Diese ist ein von glühendem Abendrot durchflutetes, leidenschaftlich wogendes Meer; jene ist ein stiller, tiefer, im Silberschein glänzender und schwermütig beschatteter Gebirgssee. Auch von Ferdinands und Louisens Liebe unterscheidet sich die Liebe des Paares im Wallenstein. Ferdinand ist zu wenig aktiv und läßt sich von tückischen Intriguen treiben, und Louise ist ein schlichtes rührendes Opferlamm, dem es am rechten Wort zu rechter Zeit fehlt. Max und Tekla stehen höher, als diese beiden. Jene lassen sich von dem teuflischen Netz umzingeln und erwürgen, weil es Ferdinand an großsinnigem Vertrauen in die unschuldig reine Louise gebricht. Max und Tekla

Digitized by Google

aber leben abgesondert von dem unlautern und selbstsüchtigen Getriebe, das ihre Umgebung durchschleicht, — „auf einer Insel in des Äthers Höhe". Sie sind losgelöst von allen Weltinteressen und haben an einander die ganze Welt. Damit stehen sie in idealem Gegensatz zu dem derben Realismus ihrer äußern Weltbühne, auf der militärische Unterhandlungen, Machinationen des Ehrgeizes und der Falschheit, die Geister absorbieren, und die Triebkräfte der Bewegung sind. Für sie existieren nicht nur keine Zwecke in der Welt, sondern für ihn ist die Welt — seit sich ihm Teklas Zauber erschloß, — „schal" und „gemein". Das spezifisch germanische, schöne Element, das dieses Verhältnis durchwebt, ist Teklas kluges und verständnisinniges Eingehen in Maxens Gemütszustände, und die innige Rücksicht, die er in ernsten Dingen auf ihre Entscheidung nimmt. Im wichtigsten und folgenreichsten Moment, der entscheiden soll, ob er ins Lager des Oktavio die vatermörderische Kugel sende, „oder" ob er die Waffe gegen Wallenstein führe, bei dem er Gastlichkeit und Freundschaft genoß — in dieser furchtbar schweren Alternative, legt er die Entscheidung in Teklas Hand. Er stellt sie „dem edlen Herzen" anheim, dem „die schwerste Pflicht die nächste ist". Dieses herüber und hinüber Schweben von Beeinflussung, unter Bescheidenheit und Hingebung einerseits, und bedingungsloser Vertrauungsseligkeit andererseits, dieses verschmelzende Zusammenstehen auch bei harten Schickungen des Lebens, ist eine schöne und beseligende Blüte im deutschen Liebesidealismus.

Das leitende und zentrale Ziel von Schillers persönlichem Idealismus überragt an Großsinn und Mächtigkeit das Streben aller Heldennaturen, denn dieses hochstrebende Ziel war ja die Fortentwickelung und Veredelung der Menschheit. Die Menschenkultur zu fördern, eine Saat zu säen, die über den Wechsel der Geschlechter hinweg ihre Früchte treibt, war das Ideal, das in seiner edlen, warmen Brust herrschte. Dieses Ideal entsprach seinen großsinnigen, in die fernste Weite sich erstreckenden Gesichtspunkten, und entsprach seinem außergewöhnlich starken ethischen und ästhetischen Empfinden. Wenn ihm vielleicht auch Kant im sittlichen Empfinden nicht nachstand, — obgleich dem abstrakten Denker und rigorosen Theoretiker die Wärme und Begeisterung des Künstlers abging, — so steht er in der Empfänglichkeit für die Zaubermacht des Schönen allein da. Schillers für das Schöne so äußerst fein ziselierte, so ungewöhnlich zart abgetönte und damit auch so leicht erregbare Seele fand in diesem die erste und

Digitized by Google

grundlegende Voraussetzung einer Menschenveredelung. Durch das Schöne gelangen wir zur Wahrheit, durch das Schöne zur Tugend. „Nur durch das Morgentor des Schönen dringst du in der Erkenntnis Land". (Die Künstler.)

K.: „Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt,
Eh' noch Solon das Gesetz geschrieben,
Das matte Blüten langsam treibt." (Ibd.)

Kühnemann, der scharfsinnige und gründliche Schillerforscher sagt, der „absolut originale Gedanken von der Bedeutung der künstlerischen Kultur hat heute etwas so erleuchtendes wie damals". Die pädagogische Grundbedingung dieser Kultur ist Ausbildung der sinnlichen Sphäre und der Vernunftsphäre. Die beiden Faktoren: Sinnlichkeit und Vernunft, sollen sich wechselseitig emporläutern. Die Empfänglichkeit des sinnlichen Faktors (identisch mit Stofftrieb) soll die Vernunft (identisch mit Formtrieb) vor Verknöcherung bewahren; und die Herrschaft des vernünftigen Faktors soll die sinnliche Empfindung verfeinern. Zucht und Natürlichkeit sollen sich auf diese Weise harmonisch einen. Diese gesteigerte Verfeinerung der materiellen Seite, die mit der ausgebildetsten Klärung des Denkens in eins ausklingt, bezeichnet Schiller mit dem Begriff der „Totalität". Als Resultat und Bindeglied der beiden vorigen Richtungen tritt das Schönheitsgefühl hervor. In der Vorstellung des Schönen werden insofern die frühern Richtungen verschmolzen als wir diese Vorstellung mit den Sinnen empfangen und mit dem Geist in Form umsetzen. Dieser Vorgang ist Spiel der frei und zwanglos agierenden Kräfte, es ist der ästhetische Trieb oder Spieltrieb, der ihn vollzieht; dem Spieltrieb danken wir das Entstehen des Schönheitsgefühls.

Das Dokument, das Geisteswerk, in dem Schiller hauptsächlich seine kulturphilosophischen Gedanken niederlegte, sind die „Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen". Es war Schiller im besondern Maße gegeben, seine philosophische Gedankenbewegung in Tendenzen der Wirklichkeit umzubiegen. Der Grundgedanke der ästhetischen Briefe ist: daß in jedem Menschen ein mehr oder minder starker ästhetischer Keim existiere. In diesem Keim ist nun die Möglichkeit geboten, die Menschheit zu einem edlern Sein emporzuführen. Mit der Kultivierung des Schönen würde sich, neben dem Mißfallen am Plumpen, Formlosen, auch der Widerwillen gegen das Unlautere und Verderbte steigern. „Ein zarter Sinn hat vor dem Laster sich gesträubt" ꝛc. ꝛc.

Digitized by Google

Schillers Ansichten vom Wert und der Bedeutung des Schönen für das Menschenwesen haben eine nie zuvor dagewesene Macht und Großheit erreicht. Durch das Schöne geht der Mensch der Vollendung zu. Die Kunst vollends gewährt ihm die Ikarusschwingen, sich, aus der erdenschweren Kausalkette, in die freien, reinen Gefilde des Übersinnlichen zu erheben. Und auf der Höhe der von Schönheit durchleuchteten Kultur wird der Mensch, geläutert von den egoistischen und profanen Trieben, zu der Natur heimkehren. Aber nicht zur derben und rustikalen Natur, sondern zur harmonischen, schönheitgesättigten Natur Hellas, „die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Wissenschaft vermählte". (Brief 6). Im Stadium dieses ästhetisch verfeinerten Eingehens in die Natur schließen sich die Gegensätze von Sinnlichkeit und Vernunft, von Empfinden und Denken, der Ausgleich der Kräfte vollzieht sich, und damit ist Schillers Idealbegriff der „Totalität" erreicht; dieser bedeutet ein restloses Aufgehen in Harmonie. Die Endstation und der Gipfel von Schillers Entwickelungsideal ist die Vereinheitlichung aller Kräfte, die Auflösung aller Antagonismen in ungestörter Harmonie. Dieses Endziel ist ästhetisch und eudämonistisch: Daß sich auch die äußere Schicksalsmacht der Menschen als Begriff der moralischen Weltordnung, vereint mit der Zweckordnung der Natur, zur Weltharmonie auflöse. — Darin hat seine tiefgehegte Idee der Freiheit Anteil. Da dem innerlich freien Menschen die Unbille der Wirklichkeit wenig beikommen. In diesem moirologischen Absenker des Idealismus liegt ein etwas einseitiger Zug. Wohl hat ja Schiller selbst diese Freiheit, gegenüber den Bedrängnissen des Lebens, bewahrt, doch verhalfen ihm dazu die sprühende Gestaltungskraft seiner Phantasie und der große Ideengehalt seines Geistes.

Harmonie ist das Endziel des Werdeprozesses auf allen Gebieten; auch die vollendete Ausgestaltung eines Staatsorganismus ist unter dem Begriff der „Totalität" — also der Harmonie — zu subsumieren. Er soll sowohl der idealen, wie der realen Seite des Weltgangs Rechnung tragen; der erstern dadurch, daß er die ewige Rechtsidee repräsentiert, der zweiten durch Berücksichtigung der zeitlichen Mannigfaltigkeit. „Der Staat soll nicht bloß den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und spezifischen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinungen nicht entvölkern". (Brief 4.) Auch in der Anwendung der „Totalität" auf die Staatsorganisation greift das Schönheitsgefühl

Digitized by Google

— wenngleich indirekt — ein, denn die Lust am sittlich Vollkommenen ist ästhetischer Art.

Daß Schiller die Idee des Schönen zu einem sozialpädagogischen Problem umbog, daß er sich mit dem heiligen Ernst seiner Innerlichkeit bemühte, die Menschheit ästhetisch zu erziehen, in ihr das Gefühl für das Schöne, als Quelle der Veredelung, zu erwecken — ist eine erhabene Geistestat des deutschen Idealismus, dessen vornehmster Priester er war.

Und nicht bloß war — sondern es noch ist und wohl für immerdar auch bleibt. Schillers Stern, der eine Zeit hindurch von der wechselnden Strömung der Mode, vom nüchternen Materialismus und von der herabzerrenden Dekadenz umzogen war, verbreitet jetzt eine wachsende und siegreiche Leuchtkraft. Die Verehrung für den edlen Dichterphilosophen treibt immer neue und mannigfaltige Früchte; die Bücher und Artikel über ihn häufen sich, er wird viel in den Vortragssälen kommentiert und öfter, als ehedem, werden seine Bühnendichtungen gegeben. Was aber mehr als dies alles heißt, ist, daß sich die Verwirklichung der ihm ans Herz gewachsenen Idealidee regt, daß sein Ideal der ästhetischen Erziehung Blut und Leben gewinnt. Das Interesse, das man gegenwärtig an der ästhetischen Ausbildung des Kindes nimmt, — „die Kunst im Leben des Kindes" ist ein Schlagwort unserer Zeit, — wie nicht minder die vielfachen Veranstaltungen zur geistigen Hebung des Arbeiterstandes, sind Fortschritte, die ihren Ursprung in Schillers Geisteswelt haben. Und die nächstjährige Säkularfeier seines Todes wird zugleich die Feier der strahlenden Wiedergeburt seines edlen Geistes werden.

Digitized by Google

Das Lebensprinzip.

Von Eduard von Hartmann.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts herrschte in den biologischen Wissenschaften die Ansicht, daß die Organismen durch ein besonderes Prinzip, einen Bildungstrieb oder eine Lebenskraft, hervorgebracht und erhalten würden. Diese Ansicht, die noch von dem Physiologen Johannes Müller und dem Chemiker J. von Liebig verfochten wurde, mußte dann der entgegengesetzten weichen, daß die physikalischen und chemischen Gesetze und die unorganischen Naturkräfte allein ausreichten, um die Entstehung der Organismen zu erklären, und daß eine darüber hinausgehende Hypothese unwissenschaftlich sei. Neuerdings hat auch die erstere Ansicht wieder eifrige und geschickte Vertreter unter den Biologen gefunden, während die überwiegende Zahl der Naturforscher an der zweiten festhält. Immerhin ist der Streit zwischen Vitalismus und Mechanismus, der eine Zeitlang zugunsten des letzteren endgültig erledigt scheinen konnte, von neuem aufgelebt und ruft das Interesse des zwanzigsten Jahrhunderts wach. Es dürfte deshalb nicht unzeitgemäß sein, den gegenwärtigen Stand der Frage in seinen allgemeinsten Grundzügen kurz zu besprechen.*)

Solange in Naturforscherkreisen der Materialismus herrschte, konnte der Vitalismus gar nicht zur Erörterung zugelassen werden, weil kein Stoff als Träger der Lebenskraft aufzeigbar, und ein immaterielles Prinzip schlechthin ausgeschlossen war. Solange das Dogma der mechanistischen Weltanschauung in Kraft bestand, konnte von einem Vitalagens keine Rede sein, weil alle Bewegungen in der Natur als eindeutig durch Zentralkräfte bestimmt galten, und für ein Lebensagens im Sinne einer Zentralkraft neben den unorganischen Zentralkräften der Atome kein Platz war. Solange die Naturforscher unter dem Banne des Darwinismus standen und alle zweckmäßigen Resultate in der Natur durch zufällige Ursachen und Selektion vollauf erklärt

*) Eine ausführlichere historisch-kritische Darstellung der bezüglichen Ansichten von Johannes Müller bis zur Gegenwart habe ich unter dem Titel „Mechanismus und Vitalismus in der modernen Biologie“ in dem „Archiv für systematische Philosophie“ 1903 Bd. IX Heft 2 und 3 S. 139—178, 331—377 veröffentlicht.

Digitized by Google

glaubten, hätte es keinen Sinn gehabt, neben dieser vermeintlich allein zureichenden Erklärung noch eine zweite durch zwecktätige Lebensagentien zuzulassen. Solange die kausale Betrachtung für die einzige wissenschaftliche, die teleologische aber für eine unwissenschaftliche, subjektive Hineintragung in die Natur galt, mußte ein Lebensprinzip, das im objektiven Sinne final sein sollte, als eine Denkverirrung erscheinen. Solange das Dogma der geschlossenen Naturkausalität in Kraft blieb und jeder psychische Einfluß auf natürliche Vorgänge als unmöglich betrachtet wurde, war ein Lebensprinzip psychischer Art schlechterdings ausgeschlossen. Solange die Metaphysik als menschliche Geistesverirrung vergangener, abergläubischer Zeiten verachtet und verhöhnt wurde, war jeder Versuch, ein Lebensprinzip im metaphysischen Sinne aufzustellen, von vorherein gerichtet. Solange die Naturwissenschaften sich im Alleinbesitz und Vollbesitz der Wissenschaftlichkeit und der gewissen Welterkenntnis glaubten, mußte jeder Versuch der Biologie, naturphilosophische Hypothesen mit naturwissenschaftlichen zu verbinden, als Verrat an der Sache der Wissenschaft gebrandmarkt werden.

Alle diese Vorurteile, die dem Vitalismus zuwiderliefen, sind teils zu Falle gekommen, teils ins Wanken geraten und haben wenigstens ihre Festigkeit eingebüßt. Der Materialismus ist wohl am gründlichsten überwunden; den subjektiven Idealisten hat die Materie sich in eine bloße Erscheinung fürs Bewußtsein aufgelöst, während die übrigen in ihr ein Produkt von Kräften, ein Gleichgewicht von Energien, eine Kundgebung des Weltwillens, kurz eine Manifestation immaterieller Prinzipien sehen. Ob die Zentralkräfte und die Gesetze der Mechanik allein ausreichen, um, außer der unorganischen Natur, auch die organische zu erklären, das wird selbst von den geistreichsten Vertretern der Mechanik bezweifelt. Nicht daß die mechanistische Weltanschauung Grenzen hat, sondern nur, wo sie liegen, ist heute noch fraglich. Wer jetzt noch alle Welträtsel mechanisch zu lösen verspricht, imponiert wenigstens den naturwissenschaftlichen Fachgenossen damit nicht mehr. Der Darwinismus, soweit er eine mechanische Erklärung aus zufälligen Ursachen zu bieten behauptet, ist stark im Rückgange und wird fast nur noch aus Angst vor dem Vitalismus von einem Teil der Naturforscher krampfhaft festgehalten. Daß die teleologische Betrachtungsweise nicht minder wissenschaftlich ist, als die kausale; und daß beide einander zu ergänzen haben, ist eine Einsicht, die sich in immer weiteren Kreisen

Digitized by Google

der Biologen Bahn bricht. Die Furcht ist geschwunden, durch Einräumung teleologischer Beziehungen in eine indeterministische Freiheit hineinzugeraten und den Boden fester Gesetze unter den Füßen zu verlieren. Selbst diejenigen, die heute noch Anhänger einer Willensfreiheit sind, suchen solche doch höchstens noch im ethischen Gebiete des menschlichen Geisteslebens, aber nicht bei den Tieren und Pflanzen, bei denen uns alle biologischen Probleme, ganz wie beim Menschen, entgegentreten. Die psychophysische oder allotrope Kausalität, an der früher nur wenige zweifelten, die aber eine Zeitlang durch den psychophysischen Parallelismus zurückgedrängt war, ist gegenwärtig gegen diesen wieder im siegreichen Vordringen.*) Die Metaphysik, die sich lächerlich gemacht hatte, solange sie apodiktisch gewisse Erkenntnis zu bieten beanspruchte, ist in ein neues Stadium getreten, seitdem sie sich mit Hypothesen und bloß wahrscheinlichen Induktionen begnügt. Die Naturwissenschaften, namentlich die biologischen, sind von ihrer Selbstüberschätzung schon sehr zurückgekommen und sehen ein, daß auch sie, gleich der Metaphysik, nur hypothetische Erklärungen von mehr oder minder Wahrscheinlichkeit geben können und daß sie methodologisch mit der Philosophie auf gleichem Boden stehen. Die Skepsis und Bescheidenheit ist um die Wende des Jahrhunderts auch hier an Stelle eines früheren Überschwangs getreten, genau wie um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der Philosophie.

Dadurch ist eine Verbindung der Naturwissenschaft mit der Philosophie näher gerückt. Natur ist heute wieder ein weiterer Begriff geworden, als vor einem Menschenalter, wo natürliches Geschehen und mechanisches Geschehen sich zu decken schienen. Daß auch in der organischen Natur alles natürlich, kausal und gesetzmäßig zugeht, bezweifelt niemand; wohl aber ist man bedenklich geworden, ob die kausalen Zusammenhänge sich in mechanischen erschöpfen, ob die Kausalität die Teleologie ausschließt und nicht vielmehr einschließt, und ob die organischen Naturgesetze nichts weiter sind, als sekundäre Resultate aus dem Zusammenwirken unorganischer Naturgesetze. Die Biologie fängt an, einzusehen, daß sie mit ihren physikochemischen Forschungsmethoden doch nur die Außenwerke der zu erobernden Festung berannt hat, aber in ihr Inneres, das Wesen des Lebens, noch gar nicht ein-

*) Vgl. L. Busse, „Geist und Körper, Seele und Leib", Leipzig 1903, worin die ganze einschlägige Literatur verarbeitet ist.

Digitized by Google

gedrungen ist. Sie beginnt zu ahnen, daß sie mit den physikochemischen Forschungsmethoden das Wesen des Lebens überhaupt nicht erreichen *kann*, weil es in etwas zu suchen ist, was physikochemisch gar nicht auszudrücken ist; daß sie also die Naturphilosophie mit den exakten Naturwissenschaften verbinden muß, um der Lösung ihrer Aufgabe näher zu kommen. Die lange Zeit gehegte Furcht, sich mit jedem Schritt über die Mechanik hinaus in ein transzendentes, dem menschlichen Erkennen unzugängliches Gebiet zu begeben, beginnt zu weichen, seitdem man sich überzeugt hat, daß die gesamten Naturwissenschaften doch auch nur von einem erkenntnistheoretisch-transzendenten Gebiet handeln, von dem wir nur eine mittelbare Erfahrung haben können, die durch immerhin unsichere Schlüsse vermittelt ist; daß aber diese Unsicherheit in noch höherem Maße von allen Lehren der Biologie gilt, als von denen der unorganischen Naturwissenschaften. Es dämmert die Einsicht, daß die Lehre vom Leben nur eine aus Naturphilosophie und Naturwissenschaft *gemischte* Disziplin sein kann, wenn sie nicht ihres Namens spotten will, und die Angst vor jeder Berührung mit der Philosophie beginnt sich nachgerade etwas zu legen. Selbst eifrige Gegner des Vitalismus geben zu, daß die Entwickelung, welche die Biologie neuerdings genommen hat, das Wiedererwachen des Vitalismus zu begünstigen scheint, wenn sie auch diesen Schein für einen irreführenden halten.

Es ist der Lauf der Dinge, daß die menschliche Erkenntnis sich in Spiralen bewegt. Wenn wir nach einem Umlauf der Spirale mit dem Vitalismus ungefähr wieder dahin kommen, wo wir, im Grundriß betrachtet, vor einem Jahrhundert waren, so entsteht die Frage, was haben wir an Höhe der Erkenntnis gewonnen, indem wir diesen Umlauf der Spirale emporgestiegen sind? Die Antwort wird zweierlei zu unterscheiden haben, den formellen oder methodischen und den inhaltlichen Fortschritt.

In *formeller* Hinsicht stehen wir jetzt auf dem sicheren Boden der induktiven Methode, während man vor hundert Jahren noch deduktiv oder dialektisch die Natur, ihre Stufen und ihre Gesetze zu konstruieren suchte. Niemand denkt heute mehr daran, wie Schelling, aus dem Begriff des Allorganismus die niederen unorganischen Stufen der Natur abzuleiten und auf vage Analogien weitgehende Folgerungen zu bauen. Niemandem fällt es ein, die bewährten Untersuchungsmethoden der exakten Forschung und ihr so sehr verfeinertes Rüstzeug beiseite zu schieben oder zu überspringen. Jeder erkennt die physikochemischen Gesetze der anorgani-

Digitized by Google

schen Natur als den festen Unterbau an, auf dem allein die Biologie sich erheben kann. Unter keinen Umständen darf eine naturphilosophische Hypothese anders, als auf ihrer Grundlage, errichtet werden, und sie darf sich nicht anmaßen, die Lücken zu stopfen, in denen die heutige naturwissenschaftliche Kenntnis versagt. Vielmehr ist die naturphilosophische Betrachtungsweise eine überall hinzutretende Ergänzung zur naturwissenschaftlichen. Und dies gilt nicht bloß subjektiv für einen zulässigen und notwendigen Wechsel sich ergänzender Gesichtspunkte, sondern auch objektiv, insofern mechanische und vitale Gesetze an jeder Stelle des Organismus und zu jedem Zeitpunkt sich übereinander lagern und mechanische und vitale Agentien zusammenwirken. Nur das Maß der Mischung bei diesem Zusammenwirken ist verschieden, je nach dem Grade der bereits erfolgten Mechanisierung früherer vitaler Vorgänge, und je nach dem Grade der Wichtigkeit, den ein örtlicher Vorgang nach Maßgabe seiner peripherischen oder zentralen Stellung für die Zwecke des ganzen Organismus hat. Je nach dem objektiven Mischungsverhältnis beider Seiten wird auch für die subjektive Betrachtung der naturwissenschaftliche oder der naturphilosophische Gesichtspunkt sich in den Vordergrund drängen und größeres Interesse beanspruchen. Die Biologie ist nur vollständig, wenn sie beiden Seiten gerecht wird.

Was nun den Inhalt betrifft, so ist wiederum ein Fortschritt in negativer und in positiver Hinsicht zu unterscheiden.

In negativer Hinsicht haben wir gelernt, drei Irrwege zu vermeiden, an denen der ältere Vitalismus gescheitert war. Dadurch ist der Blick für den allein übrig bleibenden Inhalt der vitalen Hypothese geschärft und gleichsam nach der Methode der Elimination festgelegt worden. Die Irrwege des älteren Vitalismus waren aber von dreierlei Art: ein materialistischer, ein anthropomorphischer und ein individualistischer.

Das Lebensprinzip kann zunächst weder eine Materie noch etwas von der Art desjenigen sein, wodurch etwa die Materie konstituiert gedacht wird. Es ist nicht ein Stoff von feinerer, dünnerer, ätherischer Art, etwa in einem vierten oder fünften Aggregatzustand; denn ein solcher würde den Gesetzen der Materie und der Mechanik unterstehen und wäre völlig unfähig, die teleologischen Aufgaben des Lebens zu lösen. Heute findet man diese parazelsische Auffassung wohl nur noch bei den sogenannten Okkultisten oder Theosophen, die in naivrealistischer Weise einem supranaturalistischen Materialismus huldigen. Wenn es als das

Digitized by Google

ſicherſte Ergebnis der modernen Erkenntnistheorie betrachtet werden kann, daß ein ſubſtantieller, den Raum durch ſein bloßes Daſein ſtetig erfüllender Stoff ein bloß ſubjektives Trugbild iſt, und daß das reale Korrelat dieſer ſubjektiven Erſcheinung, die Materie, ein Produkt immaterieller Faktoren, Kräfte oder Energien oder bewegter ausdehnungsloſer Punkte iſt, dann kann, ſelbſt von den Materialiſten, ein etwaiges Lebensprinzip auch nur noch unter *dieſen* geſucht werden.

Es *darf* aber auch dort nicht geſucht werden. Denn das Lebensprinzip iſt weder eine Zentralkraft im Sinne der rein dynamiſchen Uratome, noch eine beſondere Energieart, noch ein mathematiſcher Punkt von beſonderer Bewegungsart oder eine Gruppe von ſolchen. Wäre es eine *Zentralkraft*, ſo müßte es ein Ergal oder Potential haben und durch ſeine Betätigung *Arbeit* leiſten; wäre es eine *Energieart*, ſo müßte es aus und in andere Energiearten transformierbar ſein, ihren Beſtand vermindern oder vermehren und in einem *feſten Größenverhältnis* zu ihnen ſtehen. Wäre es in irgend welchem Sinne den die Materie konſtituierenden Faktoren gleichartig, ſo müßte es ſelbſt die Erſcheinung einer beſonderen *Materie* hervorbringen, mit ſeiner Kraft an dieſe Materie als an ihren Träger *gebunden* ſcheinen, den Geſetzen der Mechanik unterſtehen und dynamiſch oder energetiſch *meßbar* ſein. Von alledem iſt nichts der Fall; das Lebensprinzip kann alſo in *keinem* Sinne des Wortes etwas Materielles ſein.

Der zweite Irrweg war der *anthropomorphiſche*. Weil das Lebensprinzip Zwecktätigkeit zeigte und die Zwecktätigkeit zunächſt aus dem menſchlichen Bewußtſeinsleben bekannt war, dachte man ſich das Lebensprinzip nach Art des bewußten perſönlichen Menſchengeiſtes. Man unterſtellte ihm bewußte Zwecke und bewußte Wahl der Mittel, lieh ihm Reflexion über die größere oder geringere Zweckmäßigkeit der Mittel, und mußte als Grundlage dieſer bewußten Reflexion Kenntniſſe vorausſetzen, die ſich entweder auf Erfahrung und Gedächtnis oder auf beſtimmte angeborene Ideen ſtützten. Infolgedeſſen mußte man das Lebensprinzip mit einer umfaſſenderen Kenntnis der phyſikaliſchen und chemiſchen Geſetze und Kräfte ausſtatten, als die Naturwiſſenſchaft ſie jemals zu erlangen hoffen darf. Das Lebensprinzip wurde ſo zu einem perſönlichen Dämon, von dem der Menſch beſeſſen war, ohne doch mit ſeinem Bewußtſein von den Bewußtſeinsvorgängen jenes ihn regierenden Dämons etwas zu

Digitized by Google

merken. Das Bewußtſein des Lebensprinzips war aber nicht, wie das menſchliche, in die Enge des jeweiligen Blickpunktes der Aufmerkſamkeit gebannt, ſondern allgegenwärtig in den Billionen Zellen des Organismus, und ſeine Reflexion war nicht eine zeitraubende, ſondern, um nirgends zu ſpät zu kommen, eine augenblickliche. Der Glaube an die indeterminiſtiſche Freiheit des bewußten Menſchengeiſtes nötigte dazu, auch dieſe Freiheit auf das Lebensprinzip zu übertragen, womit die Geſetzmäßigkeit des organiſchen Geſchehens in Frage geſtellt und von Fall zu Fall der Willkür des Lebensprinzips überlaſſen war. Es war kaum nötig, dieſe Auffaſſung zu verſpotten, ſobald man ſich ihres anthropomorphiſchen Urſprungs und der Abſurdität ihrer Konſequenzen einmal bewußt geworden war. Sie konnte nur ſolange einigermaßen haltbar ſcheinen, als ſie ſich mit dem dritten Irrtum vereinigte.

Dieſer dritte Irrtum beſtand darin, daß das Lebensprinzip etwas *Individuelles*, jedem Individuum in einer beſtimmten Portion Zugemeſſenes und mit auf ſeinen Lebensweg Gegebenes ſei. Die Erfahrung zeigt dagegen, daß, vom befruchteten Keim an, das Lebensprinzip *wächſt* bis zur Blütezeit des Lebens; daß es dann wieder *abnimmt*, und im Tode *verſchwindet*, daß bei der Kopulation der Schwärmſporen, bei der Befruchtung eines Eis, bei der Inokulation und Pfropfung der Pflanzen, und bei der künſtlichen Vereinigung der Hälften niederer Tiere, zwei individuelle Lebensprinzipien zu *einem verſchmelzen*, und daß bei der Zellteilung, Fortpflanzung und künſtlichen Zerteilung von Pflanzen und niederen Tieren ein individuelles Lebensprinzip ſich in mehrere *ſpaltet*. Die ſchon von Spinoza und Leibniz erlangte Erkenntnis, daß jedes Individuum, nicht bloß jedes vielzellige, ſondern auch jedes einzellige, bereits als ein ineinandergeſchachtelter Stufenbau von Individualitäten verſchiedener Ordnungen angeſehen werden muß, zwingt dazu, auch das Lebensprinzip nicht mehr als eine einfache Individualität, ſondern als einen Stufenbau verſchiedener Individualitäten anzuſehen, von denen jede höhere Stufe die niederen als Glieder ihrer inneren Mannigfaltigkeit, als integrierende Beſtandteile ihres eigenen Inhalts, in ſich ſchließt. Das iſt aber nur möglich, wenn das Lebensprinzip gar nicht an ſich individualiſiert iſt, ſondern ſich nur in ſeiner Betätigung in Beziehung auf organiſche Individuen verſchiedener Stufe individualiſiert.

Alle Angriffe gegen den Vitalismus richten ſich gegen einen

Digitized by Google

dieſer drei Irrwege oder gegen mehrere zugleich, und ſind inſofern vollſtändig im Recht. Die Periode der Herrſchaft der mechaniſtiſchen Weltanſchauung hat mit dieſen drei Irrtümern gründlich aufgeräumt, und das iſt ihr als ein bleibendes Verdienſt anzurechnen. Aber es war ihre Selbſttäuſchung, daß ſie mit dieſer berechtigten Kritik der Verirrungen des Vitalismus dieſen ſelbſt in ſeinem Grundprinzip getroffen zu haben glaubte. Er braucht ſich nur ſo auszugeſtalten, daß er dieſe drei Irrwege vermeidet, dann bildet er eine naturphiloſophiſche Hypotheſe, an deren Kritik die Naturwiſſenſchaften ſich bisher auch nicht einmal verſucht haben.

Das Lebensprinzip muß danach immateriell, unbewußt und ſupraindividuell ſein. Als immaterielles Prinzip kann es weder ein Stoff, noch eine materielle energetiſche, mechaniſche Kraft, noch ein ausdehnungsloſer, im Leibe herumſpazierender Punkt (Zentralmonade, Herbartſches Reale) ſein, ſondern muß ein dynamiſches Prinzip ſein, das an keine Materie gebunden iſt, keine Arbeit leiſtet, nicht von einem beſtimmten Punkte (Kraftzentrum) aus wirkt, den energetiſchen und mechaniſchen Geſetzen für ſein Teil nicht unterworfen iſt, aber die energetiſchen Geſetze im Organismus reſpektiert und ſich den mechaniſchen Geſetzen der Atome des Leibes überlagert. Es muß drehend, ſcherend und deformierend auf die kleinſten Teilchen des Organismus wirken können, um die Transformationen des Energieſtroms leiten und lenken, und kleinſte Teile des konſtanten Energiequantums aus einer Raumachſe in eine andere überführen zu können. Das dynamiſche Moment iſt aber auch nicht zu entbehren im Lebensprinzip und nicht etwa durch den Begriff eines bloßen Geſetzes zu erſetzen. Das Geſetz iſt nichts Selbſtändiges, ſondern nur eine ideelle Abſtraktion von der konſtanten Wirkungsweiſe der Kräfte. Ein Geſetz ohne dynamiſches Prinzip ſtände bloß in menſchlichen Köpfen und ermangelte jeder Tendenz, ſich zu realiſieren, jeder Fähigkeit, ſich den materiellen Kräften aufzuerlegen, jeder Macht, ſich gegen die niederen Geſetze der unorganiſchen, materiellen Kräfte durchzuſetzen. Die Tendenz und Macht des Geſetzes zur Selbſtverwirklichung iſt aber ſeine Kraft, und weiter liegt überhaupt nichts in dem Kraftbegriff. Deshalb muß der Eigengeſetzlichkeit der Lebensvorgänge auch etwas Dynamiſches korreſpondieren.

Das Lebensprinzip muß zweitens unbewußt und unperſönlich ſein, nicht ein zweites Ich im Menſchen neben dem

Digitized by Google

ersten, als das jeder sich kennt. Wer nur den bewußt-psychischen Phänomenen die Bezeichnung psychisch vorbehält, der wird den psychischen Charakter des Lebensprinzips leugnen müssen und ihm nur einen „psychoiden" zugestehen können. Wer dagegen Bewußtheit nur den passiven psychischen Phänomenen (den vollbewußten und unterbewußten) zuschreibt, alle psychische Tätigkeit aber für absolut unbewußt hält, und kein Bedenken trägt, auch diese absolut unbewußte Tätigkeit mit unter den Begriff des Psychischen zu befassen, der wird das Lebensprinzip unbedenklich als psychisch, wenn auch als unbewußt psychisch anzusprechen haben. Während seine formierende Tätigkeit da, wo sie sich auf Empfindungen richtet, zu bewußtpsychischen Phänomenen führt, hat sie da, wo sie sich auf den Organismus richtet, unmittelbar nur unbewußte Resultate, nämlich die Lebenserscheinungen. Als unbewußt psychisches Prinzip hat das Lebensprinzip weder Gedächtnis noch Reflexion, noch Kenntnisse, die es durch Erfahrungen mehren könnte, noch angeborene Ideen, die es überhaupt nicht gibt. Es operiert, wie jede Kraft, nach immanenten Gesetzen mit deterministischer Notwendigkeit; aber weil diese Gesetze höhere sind, ist auch die ihnen immanente Teleologie eine höhere, als in denen der unorganischen Natur, die der Zweckmäßigkeit keineswegs ermangeln, sondern zur teleologischen Harmonie des Universums ebenfalls ihren Beitrag liefern. Daß ihre Finalität unbewußt ist, darin liegt nichts Wunderbareres, als daß ihre Kausalität unbewußt ist. Paradox erscheint uns die unbewußte Finalität nur darum, weil wir in unserem Bewußtsein sie als Tätigkeit zu belauschen wähnen, während wir doch auch bei ihr, gerade wie bei der Kausalität, nur die Etappen der psychischen Phänomene als Bewußtseinsinhalt haben, die sie als unbewußte Tätigkeit durchschreitet und, als ihre rasch verschwindenden Fußstapfen, für einen Augenblick zurückläßt.

Das Lebensprinzip ist endlich drittens supraindividuell. Alle Individuation beruht darauf, daß etwas zu bestimmter Zeit eine bestimmte örtliche Stellung im Universum einnimmt. Individuell können deshalb nur Zentralkräfte sein und alles, was aus Zentralkräften aufgebaut ist. Was kein Zentrum hat, von dem seine Kraftäußerungen ausgehen, hat auch keinen bestimmten Ort im Raum, und ermangelt darum der Möglichkeit der Individuation. Da das Lebensprinzip weder eine Zentralkraft, noch auch aus Zentralkräften zusammengesetzt ist, so steht es außerhalb der Individuation. Es kann sich wohl auf Individuen, die aus Zentral-

Digitized by Google

kräften zusammengesetzt sind, als auf den Gegenstand seiner Betätigung beziehen, aber nicht selbst und an sich individuell sein. Das Maß, in welchem es sich auf einen Gegenstand bezieht, richtet sich aber ganz nach dem Gegenstande; seine Betätigung in bezug auf den Gegenstand wächst und schwindet mit diesem, teilt sich mit ihm und verschmilzt, wo mehrere Gegenstände verschmelzen. Wie sich kein Stück unorganischer Materie und keine Atomkraft das Gesetz ihres Wirkens selbst erzeugt, so auch nicht das Lebensprinzip, sofern es sich auf einen bestimmten Organismus hin betätigt. Die Gesetzgebung samt der ihr immanenten Teleologie ist überall eine supraindividuelle, auf allen Stufen der unorganischen Natur ebensogut, wie auf denen der organischen. So wenig ein Atom „Kenntnis" zu haben braucht von den übrigen Atomen der Welt, von den mechanischen Gesetzen, nach denen sie sich bewegen, und von den komplizierten physikalischen und chemischen Gesetzen, die aus ihnen resultieren, ebensowenig braucht das Lebensprinzip in seiner Betätigung auf einen bestimmten Organismus „Kenntnis" zu haben von den physikochemischen Gesetzen, die in ihm walten, um seine zweckmäßigen Anpassungen zu entfalten. Daß alle Vorgänge in der Welt in gesetzlicher Harmonie zueinander stehen und verlaufen, das ist Tatsache; ihre Erklärung aber überschreitet das Lebensprinzip als unbewußt psychisches Agens und weist auf seine metaphysische Wurzel zurück, die es mit den Zentralkräften gemein hat

Als der positive Gewinn des letzten Jahrhunderts in bezug auf das Lebensprinzip dürfte also das zu betrachten sein, daß ein solches, falls es überhaupt angenommen werden soll, nur als ein in seiner Betätigung psychisches, in seiner Wesenheit oder Wurzel metaphysisches Prinzip gedacht werden darf, das immateriell, absolut unbewußt und supraindividuell zugleich ist. Man muß in ihm unterscheiden die ideelle und reelle Seite, die Eigengesetzlichkeit (Autonomie) der Lebensvorgänge und die Tendenz und Macht, diese höhere organische Gesetzlichkeit zu verwirklichen. Man kann es ansehen als ein dynamisches Prinzip, das durch die eigenartige Gesetzlichkeit seines Wirkens von anderen dynamischen Prinzipien unterschieden ist, oder als eine eigene Art von Gesetzlichkeit, der das Streben und die Macht, sich durchzusetzen, inne hat, oder endlich als die unauflösliche Einheit des von ihm befaßten ideellen und reellen Moments.

Digitized by Google

Ibsens Hedda Gabler.

Studie zur Technik des modernen Dramas.

Von G. Herzberg.

[Teil I.]

Bei den heut' üblichen Diskussionen über künstlerische Produktion hat das Wort Technik einen so dehnbaren Begriff angenommen, daß, wer über die Technik eines Kunstwerks sprechen will, zuerst feststellen muß, was er unter dem Begriff Technik versteht.

Meiner Ansicht nach entsteht ein Kunstwerk dadurch, daß ein Mensch erstens den ihn persönlich befriedigenden Ausdruck findet für eine in ihm entstandene Vorstellungs-, Empfindungs- oder Gedankenreihe; und daß er zweitens diesen ihn persönlich befriedigenden Ausdruck in eine Form kleidet, die in dem Genießenden dieselbe Vorstellungs-, Gedanken- oder Empfindungsreihe erweckt, von der er, der Künstler, ausging. Zur Verdichtung der Vorstellungsreihe bis zum persönlich befriedigenden Ausdruck gehört konzentrierteste Subjektivität; zum Verständlichmachen für die Außenwelt eine dem allerdings höchsten Niveau dieser Außenwelt gerechtwerdende Objektivität. Die Fähigkeit der subjektiven Verdichtung ist das, was ich: schöpferische Begabung nenne, und die der Außenwelt gerechtwerdende Objektivität: technische Begabung; und alle Mittel, alle Wege, die der Künstler anwendet, um der Außenwelt die zum konkreten Vorhandensein verdichteten abstrakten Vorstellungen nahezubringen, alle diese Mittel und Wege fasse ich zusammen unter den Begriff: Technik.

Wenn man also annimmt, daß die Vorstellungsreihe, die der Genießende durch ernste Beschäftigung mit einem Kunstwerk hat, übereinstimmen soll mit derjenigen, die den Dichter erfüllte, die er zum Ausdruck bringen wollte, so dürfen wir mit Recht unser Vorstellungsergebnis nach Beschäftigung mit einem Drama gleichstellen dem Urstoff, den der Künstler mit Hilfe technischer Mittel zu unserem Verständnis bringen wollte; so können wir rückwärts schreitend zu dem Punkt gelangen, von dem der Dichter ausging. Und wenn dann andere Genießende kommen, die es besser wissen, die z. B. auf Grund genauerer Kenntnis der Persönlichkeit des Künstlers andere Ausgangspunkte aufgedeckt

Digitized by Google

haben, ja wenn der Dichter selbst Front macht gegen unsere Resultate, dann dürfen wir, sofern wir ernst und ohne Voreingenommenheit an das Werk herangegangen sind, fragen: „Wenn das, was wir erkannten, so fernab liegt von dem Ziel, das andere erreichten, fernab von dem, was der Künstler wollte — könnte das nicht an den technischen Mitteln liegen, die der Künstler anwendete, um seine Vorstellungsreihe zum Verständnis der Außenwelt zu bringen?“

Und damit bin ich bei dem Punkte angelangt, von dem aus, meiner Ansicht nach, Ibsens dramatische Produktion betrachtet werden muß, gerade weil es eben bei Ibsen unendlich schwerer erscheint, als bei irgend einem seiner Vorgänger, zu ergründen, was der Dichter eigentlich wollte, welches seine subjektive Vorstellungs- oder Anschauungsreihe war. Ich betrachte also eine Behandlung der Technik im Drama Hedda Gabler als den Weg zu einem Verständnis dieses Kunstwerkes überhaupt, (wenngleich der beschränkte Raum, der dieser Studie zur Verfügung steht, wohl nur gestatten wird, eine Anregung zu solchem Weg zu geben) und ich will mich daher nicht nur beschäftigen mit dem inneren und äußeren Aufbau des Dramas, d. h. mit der Art, wie Ibsen Charaktere und Handlungen vereint, um daraus ein in sich gegliedertes und abgeschlossenes Ganzes zu bilden — sondern ich will mich mit der gesamten Technik beschäftigen, vermittelst welcher Ibsen seine subjektive Gedankenreihe zu objektivem Verständnis bringt, der Technik, die demnach zerfällt in zwei Hauptabteilungen:

1. die Methode, wie Ibsen innere und äußere Vorgänge anschaulich macht, abgesehen davon, ob diese Vorgänge Kinder seiner schöpferischen Phantasie, oder ob es Vorgänge des wirklichen Lebens sind;

2. die Art wie Ibsen solche auf seine Weise anschaulich gemachten Vorgänge vereint und gruppiert, um daraus ein Drama zu schaffen.

Um also jene zuerst bezeichnete Methode nachzuweisen im Drama Hedda Gabler, fasse ich zunächst zusammen, was dem unbefangenen Leser in diesem Werk an inneren und äußeren Vorgängen mitgeteilt wird, ungefähr so, als ob man eine Geschichte aus dem Leben erzählte:

In dem vornehmen, auf großem Fuß geführten Hause des General Gabler wächst Hedda als mutterlose Tochter auf, verwöhnt von dem ganzen Kreis, in dem sie verkehrt. Unendliche Langeweile ist der Grundzug ihrer Existenz, einzig unterbrochen durch die

Digitized by Google

für Mädchenohren wenig geeigneten Erzählungen des genialen, aber haltlosen Schriftstellers Lovborg, mit dem sie in freundschaftlich-kameradschaftlichem Verkehr steht. Als diesem aber mal bei der theoretischen Intimität das Temperament durchzugehen droht, weist sie ihm als General Gablers echte Tochter mit der Pistole in der Hand die Tür. In den nun folgenden Jahren sind die einzigen aus dem Kreis ihrer Verehrer sich heraushebenden Erscheinungen der Assessor Brack und der Kulturgeschichts-Stipendiat Jörgen Tesmann; Brack der nicht mehr jugendliche Vertreter der jeunesse dorée, Tesmann der strebsame, von liebevollen Tanten er- und verzogene gute Junge, dem Heddas blendende Erscheinung den Kopf verdreht. Als Hedda sich während dreier Jahre müde getanzt hat, und einsieht, daß eine in irgend einer Weise bedeutendere Partie sich ihr nicht bietet, heiratet sie Jörgen Tesmann in der Voraussetzung, ein eigenes Heim im Stil ihres Vaterhauses zu erhalten. Lovborg ist unterdessen in einer kleinen Stadt oben in den Bergen Lehrer der Kinder des Schultheißen geworden, und hat eine ideale Kameradschaft mit der Stiefmutter dieser Kinder angeknüpft, unter deren Einfluß er ein soweit geordnetes Leben führt, daß er seine bedeutende Begabung sammeln und ein Buch über die Kulturentwickelung der Gegenwart schreiben konnte, das gewaltiges Aufsehen verursacht und ihn plötzlich in den Mittelpunkt des Interesses zieht, ihn sogar geeignet erscheinen läßt, um die Professur, die Tesmann als sicher in Aussicht hatte, auf die hin er und Hedda heirateten, mit Tesmann zu konkurrieren. Der neue Ruhm läßt Lovborg keine Ruhe; er begibt sich in die Hauptstadt, hält sich jedoch dort dem Strudel der Zerstreuungen, besonders dem Alkoholgenuß, fern, in der Idee, sein Kamerad da oben, die kleine Frau Thea Elosteadt hegte einen unerschütterlichen Glauben an ihn und seine Festigkeit. Um diese Zeit kehren Tesmann und Hedda von einer sechsmonatlichen Hochzeitsreise zurück, auf welcher Tesmann Fachstudien betrieben und Hedda unter namenloser Langeweile gelitten hat, die im Verein mit dem genaueren Kennenlernen ihres Gatten einen fast physischen Widerwillen in ihr geweckt hat. Assessor Brack hat ihnen unterdessen ein Heim im Stil von Heddas Ansprüchen eingerichtet, und damit, wie er hofft, den Grundstein zu einer Stellung als Hausfreund im Hause Tesmann-Gabler gelegt. Kaum heimgekehrt, erhält Hedda den Besuch jener Thea Elosteadt, mit der sie flüchtig bekannt ist, welche Mann und Stiefkinder verlassen hat, um Lovborg zu folgen, um den sie in namenlosen Sorgen ist. Auf

Digitized by Google

ihre Bitte, Tesmann möchte sich seiner annehmen, erfolgt eine Einladung an Lovborg, welcher dieser umgehend Folge leistet, und bei welcher Gelegenheit Hedda ihm verrät, daß Thea in Angst und Sorge um ihn gewesen, und wodurch sie ihm den Halt nimmt, den er bisher in Theas vermeintlichem Glauben an ihn gefunden hat. Er folgt der Einladung Bracks zu dessen Junggesellenfest, geht von dort zu einer Soiree, veranstaltet von der berüchtigten Sängerin Diana, verliert auf dem Wege dorthin das Manuskript seines neuen Werkes, das Tesmann findet und zu Haus seiner Frau gibt. Verstört kommt er am nächsten Morgen zu Hedda, wo Thea vergeblich auf ihn gewartet hat, und bricht mit Thea, weil die Grundlage ihres Verhältnisses zueinander: sein Vertrauen auf Theas Glauben an ihn, erschüttert, und weil die Frucht dieses Verhältnisses, das Werk, „in dem Theas reine Seele war" zerstört, verloren. Hedda, welche sieht, daß er auf dem Wege zum Abgrund ist, hofft ihn, wenn sie ihn der Verzweiflung überläßt, in die ihn der Verlust seines Werkes versetzt, dazu zu treiben, seinem Leben sofort in „Schönheit und Freiheit" ein Ende zu machen, anstatt es langsam im Schlamm zu zerstören; sie verheimlicht ihm daher ihren Besitz des Manuskriptes und gibt ihm ihre Pistole, als Mittel, in „Schönheit und Freiheit" in den Tod zu gehen. Er aber begibt sich wieder zu Fräulein Diana, um nach seinem Manuskript zu forschen, hat dort einen wüsten Auftritt, wobei er durch einen Schuß in den Unterleib getötet wird. Assessor Brack erkennt in der benutzten Waffe Hedda Gablers Eigentum, und ohne den wahren Zusammenhang zu kennen, sischt er sich aus der Fülle der Ereignisse das heraus, was seinen persönlichen Zwecken förderlich ist; d. h. er erklärt Hedda, daß sie in einen Skandal widerwärtigster Art verwickelt wird, wenn er den Eigentümer der Pistole nennt; gleichzeitig aber läßt er durchleuchten, daß sie es ganz in ihrer Hand habe, ihn zum Schweigen zu bringen und damit dem Skandal zu entgehen. Er stellt sie damit vor die Alternative, entweder beschmutzt zu werden von dem Schlamm, in den hineinzugeraten sie Eilert Lovborg verhindern wollte, dadurch, daß sie ihm die Pistole gab, oder abhängig zu sein, von den aus ebenso sumpfigem Grunde aufsteigenden Wünschen des Assessor Brack. Um beiden zu entgehen, jagt sie sich eine Kugel durch den Kopf, während Tesmann und Thea daran gehen, Lovborgs Andenken ein Denkmal zu setzen durch das Werk, das Hedda vernichtet und von dem Thea die einzelnen Zettel aufbewahrt hat.

Digitized by Google

Um diese Fülle von Tatsachen mitzuteilen, setzt Ibsen eine ganz geringe Anzahl von Menschen in ein Gesellschaftszimmer, läßt sie zwanglos kommen und gehen, und ohne den Rahmen des allerdings scharf pointierten, aber stets in gesellschaftlicher Form gehaltenen Dialogs zu durchbrechen, ohne den Eindruck der Begebenheiten durch äußeren Szenerienwechsel zu unterstützen, ohne die Stimmung durch realistische oder symbolische Zutaten, wie Witterungs- und Beleuchtungswechsel oder phantastisch-symbolische Anspielungen, irgendwie zu erhöhen, bringt er unserem Verstand, und mehr noch unserem Gefühl diese teilweis komplizierten äußeren Vorgänge zu einer Anschaulichkeit, die an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Aber um die Motive der Handlungen und Vorgänge, und damit die Charaktere zu verstehen, aus denen sich diese Motive herleiten, dazu muß der Leser und Hörer, bewußt oder unbewußt, eine geistige Mitarbeit bewältigen, wie sie in ähnlicher Weise von keinem Dramatiker vor Ibsen verlangt worden ist. Und die Gründe, weshalb er diese Arbeit leisten muß, decken sich so genau mit den speziellen Eigentümlichkeiten dieses Teils Ibsenscher Technik, daß sich beides gleich erörtern läßt. — Die Gründe sind folgende:

1. Äußere Ereignisse und Erlebnisse, die nicht auf der Bühne geschehen oder geschehen sind (also auch alle Voraussetzungen des Stückes), werden durch Mitteilungen von zu diesem Ereignis in irgend einer Beziehung stehenden Personen, also durch subjektiv gefärbte Mitteilungen anschaulich gemacht; subjektiv für den Hörer, der solche Ereignisse, deren Federkraft für die fortschreitende Handlung von dem tatsächlichen Vorgang abhängen, und nicht von der Art, wie sie sich im Kopf der Redenden spiegeln, doch objektiv kennen und beurteilen muß, und der deshalb beim Äußern der Mitteilungen die subjektive Übertreibung abziehen muß, die im Charakter des Redenden begründet liegt, eines Charakters, den er unter Umständen noch gar nicht kennt.

2. Auch innere Vorgänge werden zur Anschauung gebracht, durch solche hochgradig einseitigen Äußerungen; einseitig sogar hinsichtlich des Zeitraumes und des Zustandes, in dem sich der Redende im Augenblick befindet, auch wenn er von Vorgängen spricht, die weiter zurückliegen. Äußerungen, die ja ganz folgerichtig aus dem Charakter der redenden Person entspringen, aber dem Leser, solange er die Charaktere noch nicht genauer kennt, einfach unverständlich sind, so daß er also auch hier fortwährend

Digitized by Google

abwägen muß, was Tatſache und was momentane Einbildung des Redenden iſt.

3. Dieſe, alſo vom Standpunkte des Zuhörers höchſt ſubjektiven Äußerungen, ſind immer noch beeinflußt durch Rückſichtnahme auf in anderer Weiſe ebenſo einſeitige Gegenſpieler; da Ibſen es faſt konſequent vermeidet, irgend welche inneren Zuſtände oder Vorgänge verſtändlich zu machen in Monologen, Beiſeiteſprechen, oder im Zwiegeſpräch mit einer intim vertrauten Perſon, die man, im weiteſten Sinne, als Gewiſſen des Redenden bezeichnen könnte, ſondern immer nur im Dialog mit irgend einem meiſtens von dem inneren Vorgang perſönlich mitbetroffenen, wichtigen Gegenſpieler. Die Folge iſt, daß der Zuhörer außer dem Charakter des Redenden, den er oft noch nicht kennt, auch noch den des Zuhörenden, den er auch noch nicht kennt, abziehen muß, was eben meiſtens erſt glückt, wenn er die Charaktere kennen gelernt hat, nämlich beim zweiten und dritten Male Leſen oder Hören.

Der Raum erlaubt nicht, das ganze Drama unter dieſen Geſichtspunkten durchzugehen; ich will daher nur für jeden dieſer drei Punkte ein Beiſpiel heranziehen, das dann gleichzeitig dienen ſoll, die zum Verſtändnis der ganzen Dichtung notwendigſten Momente zu erhellen. Für den erſten Punkt alſo: daß äußere, hinter der Bühne geſchehene Ereigniſſe durch in Mitleidenſchaft gezogene Perſonen zur Kenntnis des Hörers gebracht werden, möchte ich folgendes anführen:

Die erſte Mitteilung von Lovborgs Wiederauftauchen, alſo die Mitteilung des Vorganges, der den vor Beginn des Dramas angeſammelten Zündſtoff zum Glimmen bringt, erfolgt zuerſt durch Fräulein Julie Tesmann:

„. . . . . der dir am gefährlichſten war, der tat den tiefſten Fall; jetzt liegt er, wie er ſich ſelbſt gebettet hat; der arme verwahrloſte Menſch . . . . . .

Jörgen Tesmann: Haſt du was von Eilert gehört, ſeit meiner Abreiſe, meine ich?

Julie Tesmann: . . . . . nur daß er ein neues Buch herausgegeben haben ſoll . . . . . Ach Gott, da kann doch nicht viel daran ſein.“

Alſo dieſe Mitteilung erfolgt durch Julie Tesmann, die durch ihre Liebe und Bewunderung für Jörgen, durch den Wunſch, ihn anerkannt und glücklich zu ſehen, durch ihr ſanguiniſches Temperament überhaupt, das Wünſche für Tatſachen anzuſehen geneigt iſt, die Tatſachen eigentlich vollſtändig umgekehrt heraus-

Digitized by Google

bringt; man darf sich also nur ganz vorsichtig an das absolut Konkrete halten: da ist ein Buch von Eilert Lovborg erschienen; das andere muß man einstweilen überhören, oder benutzen, um sich Julie Tesmanns Charakter danach zu vergegenwärtigen. Die zweite Mitteilung erfolgt durch Thea Elosteadt, bei der man nun umgekehrt viel zu sehr geneigt ist, ihre Mitteilungen über die Bedeutung des Buches als von ihrem Temperament, ihrer Liebe zu Lovborg beeinflußt zu halten, und nicht den wirklichen Tatsachen entsprechend. Die dritte Mitteilung kommt von Brack, der, wenn auch nicht direkt, so doch indirekt materiell dabei interessiert ist, daß Tesmann nicht der fest in Aussicht stehenden Professur und damit der Möglichkeit, die kostspielige Einrichtung zu bezahlen, verlustig geht. Ihm traut man unbewußt die klarste Darstellung zu, und glaubt ihm, Lovborg wolle mit Tesmann konkurrieren. Wir haben also infolge der dreimaligen subjektiv gefärbten Mitteilung des gleichen Vorgangs, über seine tatsächliche innere Bedeutung kein Urteil; d. h. wir glauben, eins zu haben, und täuschen uns darin, indem wir ihn überschätzen in seiner Wirkung auf die rein äußerliche Gestaltung des Schicksals beider Hauptpersonen, und damit überschätzen als treibendes Moment im ganzen Drama. Denn er ist überhaupt kein treibendes Moment, und soll nur dazu dienen, die Charaktere der beiden Hauptpersonen zu beleuchten: Hedda, in ihrer absoluten, durch ein Leben voll Langeweile zur zweiten Natur gewordenen Gleichgültigkeit, der jedes, auch das düsterste Gewölk am Himmel nur wie eine willkommene Abwechselung in dem ewigen himmelblauen Einerlei, eine Befriedigung ihres hochgradig entwickelten Sensationsbedürfnisses dünkt; Hedda, in ihrer vollständigen innerlichen Unzugehörigkeit zu ihrem Manne; und Tesmann, zuerst in seiner auf dem realen Boden der vorschriftsmäßig absolvierten Examina basierenden Ruhe des gutmütigen, biedern Fachgelehrten, und später in seiner um das tägliche Brot sorgenden Ängstlichkeit, die in der schon halbverloren geglaubten Professur nur das Mittel sieht, seine Schulden zu bezahlen! —

Ibsen veranschaulicht also Tatsachen nur durch den Spiegel subjektiver Äußerungen von Personen, die uns aber z. T. noch fremd sind, und deren Charaktere wir wiederum erkennen sollen an der Art, wie sie auf diese selben Vorgänge reagieren. Es kommt mir vor, als wenn man einen Gummiball auf einer elastischen Fläche springen läßt, und danach bestimmen will, wie elastisch Ball oder Fläche sind; wenn wir zwischendurch den Ball

Digitized by Google

nicht einmal auf festen Boden werfen, werden wir wohl nicht dahinter kommen; solch festen Boden gibt Ibsen dann im Verlauf des Stückes in einzelnen Szenen, die nur der Erhellung der Charaktere dienen.

Viel bemerkenswerter aber noch ist der zweite Punkt, daß die Personen auch die Mitteilungen über innere Vorgänge so ganz unter dem Gesichtswinkel subjektiver Beurteilung herausbringen, so daß man diese Vorgänge unter Umständen mißversteht, weil man die Charaktere nicht kennt, und unbewußt für Tatsache hält, was Anschauung war dessen, der sie mitteilt, und daraufhin gegebenenfalls die Charaktere mißversteht, weil man ihre Art des Reagierens auf in unserer Vorstellung verkehrt sich spiegelnde Tatsachen bezieht. Z. B. Hedda Gabler und Eilert Lovborg, im zweiten Akt anscheinend vertieft, Photographien anzusehen, feiern Reminiszenzen aus der Zeit, „da sie sich kannten". Der Schluß ist, daß Hedda sagt: „Daß ich nicht den Mut hatte, Sie niederzuschießen, war nicht meine ärgste Feigheit an dem Abend," und Lovborg antwortet darauf: „Jetzt sehe ich einen verborgenen Grund hinter der Kameradschaft, du und ich — es war doch Lebenstrieb in dir!"

Der unbefangene Leser, der das Werk zum erstenmal liest oder hört, und der vorher Heddas desillusionierte Beschreibung ihrer Heiratsbeweggründe mit Tesmann hörte, sagt sich also: Hedda hat Lovborg doch geliebt, aber berechnend, wie sie war, hatte sie den Vorsatz, ihn, der ihr keine Lebensstellung bieten konnte, wenn sie ihn heiratete, nicht an sich herankommen zu lassen; und feig wie sie ist, verheimlichte sie ihm selbst die Neigung, damit er nicht irgend eine gesellschaftlich nichterlaubte Annäherung versucht; und als er es trotzdem wagt, weist sie ihn mit der Pistole zurück. Der unbefangene Leser nun, der Heddas tiefinnerliche Herzenskälte, auch gegen Lovborg, die sich ja erst später offenbart, nicht kennt, macht sich nicht klar, daß die Hedda, die dort das Urteil über sich selbst gibt: „das war nicht meine ärgste Feigheit", die also damit sagt (und zwar das einzige Mal während des ganzen Werkes), daß sie Lovborg geliebt hat, nicht die Hedda ist, die ihm damals gegenüber stand. Die Hedda dieses Bekenntnisses hat mittlerweile gesehen, daß von allen, die ihr in den Weg gekommen sind, Lovborg doch der Bedeutendste war, daß von allen Empfindungen, die in ihr ausgelöst worden sind, die für Lovborg damals empfundene doch noch die tiefste und reichste war; und deshalb bezeichnet sie jetzt indirekt als Neigung, was ihr

Digitized by Google

damals dieſes Ausdrucks gewiß nicht wert geweſen wäre. Und unter dem Eindruck der tiefen Enttäuſchung über Tesmanns auch geiſtige Qualitäten — ſie hat auf Bracks Frage, ob ſie nicht, als ſie ihn heiratete, wie alle andern geglaubt hätte, er würde ein ganz hervorragend bedeutender Mann werden, geantwortet (mit müdem Ausdruck): Das tat ich! (nämlich damals, heut nicht mehr) alſo unter dem Eindruck auch dieſer Enttäuſchung und unter der immer wachſenden Erkenntnis, daß Lovborg außer der inneren Sammlung auch den äußeren Halt gefunden und damit den Weg zu Anerkennung und Vermögen; unter dieſen ſich gegenüberſtehenden und ſich in die Hände arbeitenden Eindrücken erſcheint ihr die Tatſache, daß ſie damals nicht den Mut hatte, ihre Empfindungen zu bekennen und durch das Bekennen anzufachen zu einer Stärke, die dann eben in irgend einer Form dahin geführt hätte, das Leben mit Eilert Lovborg zu wagen, dieſe Tatſache als Feigheit. Sie urteilt eben jetzt von der Höhe eines Berges über einen Weg, den ſie damals nicht kannte, der ihr gefährlich ſchien und zwar mit vollem Recht, denn ſo wie Lovborg damals war, verbummelt und verkommen in einer Weiſe, die niemand genauer kannte, als ſie, Hedda, aus ſeinen eigenen Schilderungen, wäre es einfach Selbſtvernichtung geweſen, wenn ſie dieſem Manne irgend welche Rechte an ſich eingeräumt hätte. Und die Tatſache, daß ſie ihm ſolches Recht nicht gab, auch nicht durch die Andeutung eines Gefühles, das ſolches Recht gäbe, beweiſt eben viel eher eine Kraft, die ſich nicht überraſchen läßt, weder durch die Situation, noch durch die eigenen Wünſche. Über dieſen inneren Vorgang alſo, ob Hedda Lovborg geliebt hat, oder ob ihr dies jetzt nur ſo erſcheint, ob ſie ihn alſo damals zurückwies, aus dem unklaren Bewußtſein, daß ſie höhere Anſprüche an den Menſchen ſtellen könnte, dem ſie ſich zu eigen gab, oder aus Angſt vor geſellſchaftlichem Skandal, darüber erfahren wir während des ganzen Stückes nichts Poſitives mehr, und doch iſt es von höchſter Bedeutung für die ganze Entwickelung und Beurteilung des Werkes. Denn dem naiven Leſer, dem es nach Heddas Worten klar auf der Hand liegt, daß ſie feig und berechnend ſchon damals war, ſpiegelt das nun Kommende ſich folgendermaßen: Als Lovborg wiederkehrt und bei einer anderen ſich über ſie getröſtet hat, wird ſie eiferſüchtig; außerdem auch gereizt darüber, daß Lovborg ihrem Manne die Zukunft ruiniert, intrigiert ſie, bis er mit Thea auseinander iſt — damit iſt die Eiferſucht befriedigt — dann verbrennt ſie das ihrem Manne Gefahr bringende

Digitized by Google

Manuskript und schließlich, als sie sieht, daß durch ihre Unvorsichtigkeit mit der Pistole, die Vorstellung erstehen könnte, sie stände in näherem Verhältnis zu Lovborg, erschießt sie sich aus Angst vor dem Skandal. Ich habe vielleicht zu kraß gezeichnet — aber in großen Zügen stellt das doch schließlich dar, was als Schlußfolgerung möglich ist, wenn man Hedda Gabler als feig und berechnend ansieht von Haus aus. Die Perspektive aber, die sich dem bietet, der im Auge behält, daß Hedda mit jenen Worten von der Feigheit, nur den Standpunkt markiert, den sie jetzt, drei Jahre später, welterfahren und desillusioniert, wie sie geworden ist, einnimmt, diese Perspektive ist doch eine völlig andere. Als Hedda nämlich sieht, daß eine andere den Mut gehabt hat, ihr Schicksal auf Eilert Lovborg zu bauen, da entsteht in ihr die Vorstellung, daß sie etwas, das sie einmal besessen, verloren habe, und damit der Wunsch, es zurückzuerobern. Sie rechnet: Wenn Thea ihm die Kraft zur Arbeit geben konnte, weil sie an ihn glaubte, so kann sie, Hedda, mit dem Glauben an sein Vermögen, dem Laster zu widerstehen, ihm diese Kraft ebenfalls geben; sie zerstört ihm also die Illusion die er von Theas Vertrauen auf ihn hat, um ihm ihr tatsächliches Vertrauen dafür zu geben; aber als sie sieht, daß ihr tatsächlicher Glaube nicht die Macht hat, wie die Illusion von Theas Vertrauen, als sie erkennt, daß sie mit dem Zerstören dieser Illusion ihm Kraft zur Arbeit und Kraft zur Lebensführung genommen hat, da vernichtet sie das Werk, zu dessen Höhe er sich ja doch nie wieder erheben wird, und hofft ihn durch die Verzweiflung über den Verlust dieses Werkes dahin zu bringen, daß er sich selbst den Tod in „Freiheit und Schönheit" gibt, anstatt ihn langsam im Sumpf und Schlamm zu finden. Als ihr aber auch diese Hoffnung zunichte wird, und Lovborg gerade in dem Schmutz, und inmitten der Gemeinheit zugrunde geht, vor der sie ihn bewahren wollte; und nun auch ihr die Ahnung von persönlicher Unfreiheit und eigenem Versumpfen aufdämmert, da macht sie selbst ihrem Leben in „Schönheit und Freiheit" ein Ende, ihrem Leben, das ihr, wie sie es auch fortführen könnte, verpfuscht erscheint.

Der dritte Punkt, daß Ibsen es konsequent vermeidet, seine Personen wenigstens diese subjektive Meinung unbeeinflußt durch Rücksicht auf Gegenspieler äußern zu lassen, hat zwar nicht immer ein Mißverstehen zur Folge, aber er trägt die Schuld, daß die Tonwerte der verschiedenen Charaktereigenschaften und damit die aufhellenden Beweggründe von Handlungen sehr verschoben werden,

Digitized by Google

wenn eben nicht wieder unſere geiſtige Mitarbeit, durch Abziehen nicht nur der charakteriſtiſchen Eigentümlichkeit des Redenden, ſondern auch des Zuhörenden, in Kraft tritt. Wenn Frau Elofteadt z. B. am Schluß des zweiten Aktes in Form eines Ausrufes das äußert, was jeder Zuhörer empfindet, nämlich: „Du führſt etwas im Schilde!“ (in den Gedankengang des Zuhörers überſetzt, was hat ſie eigentlich vor, daß ſie Lovborg in Verſuchung treibt; nur Eiferſucht auf Theas Macht, nur Luſt am Böſen, oder was ſonſt?) und Hedda darauf antwortet: „Allerdings, ich will ein einziges Mal die Herrſchaft haben über ein Menſchenſchickſal; ach könnteſt du nur begreifen wie arm ich bin, und dir ſoll's vergönnt ſein, ſo reich zu ſein,“ ſo iſt dieſe Antwort, ſo verſtändlich ſie aus Heddas Gedankengängen erſcheint, wenn man ſie ſich als Selbſtgeſpräch denkt, geradezu irreführend zum Nachteil für Heddas Charakterbeurteilung dadurch, daß ſie an Frau Elofteadt gerichtet iſt. Hedda meint nämlich: Ich will Herrſchaft haben über ein Menſchenſchickſal, d. h. die Suggeſtion zum Guten, die Thea auf ihn ausübte, die will ich, Hedda, nun ausüben; ich bin ſo arm, das habe ich erkannt, als ich ſah, wie wenig der Mann wert iſt, über den ich Macht habe, und wenn ich ſtark genug bin, Macht zu üben über den andern, dann ſoll nicht eine andere, nicht dieſe Thea ſie haben. Darin liegt die ganze Gedankenkette, aus der heraus Hedda handelt, ohne irgend ein Gefühl des Unrechts gegen Lovborg, höchſtens des Unrechts gegen Thea, und das ſchüttelt ſie ab im Gefühl, die Stärkere zu ſein, alſo auch das Recht des Stärkeren zu haben — (der ſüße, kleine Dummkopf hat ſeine Finger an einem Menſchenſchickſal gehabt, ſagt ſie einmal bei anderer Gelegenheit). Dies alles alſo liegt in Heddas Worten; aber dadurch, daß ſie an Thea, an die Nebenbuhlerin, gerichtet ſind, wird das Motiv des Neides hineingebracht, das eigentlich gar nicht darin iſt, denn Hedda glaubt ja ganz feſt, daß ſie nur zu wollen braucht, und ſie hat die Macht, die Thea beſaß — alſo das Motiv des Neides wird angeſchlagen, das wiederum ein ganz falſches Licht auf Heddas Charakter wirft.

[Fortſetzung.]

Digitized by Google

Die Gräfin Cosel.

Von Dr. Georg M. Kietz.

Friedrich der Große sagt einmal in einem Briefe an Darget, das unbillige Verfahren des Monarchen falle auf sein Volk zurück. Das ist nur zu wahr. Wenn je die Geschichte der grenzenlosesten Willkürherrschaft und moralischen Korruption eines Regenten zum Beweis für diesen Satz angezogen werden kann, so ist es die August des Starken. Die Folgen seiner Regierung, besonders sein aus dynastischer Selbstsucht erfolgter Übertritt zur katholischen Kirche, haben bis in die Neuzeit hinein wie ein schwerer Alp auf dem evangelischen Sachsenvolke gelastet. Denn die Zeit hat nicht zu begraben vermocht, was einst dieser Fürst, getrieben von ungebändigter Sinnlichkeit und unerhörter Prunk- und Herrschsucht, an seinem systematisch von ihm ausgesogenen Volke verschuldete.

Weit widerwärtiger aber noch, als die jämmerliche politische Mißwirtschaft und Gewaltherrschaft unter August dem Starken, waren seine zügellosen Ausschweifungen mit seinen zahlreichen Maitressen. Wenn man die Schilderungen glaubwürdiger Zeitgenossen liest über die Bacchanalien, die August veranstalten ließ, wenn man bedenkt, welche ungeheueren Summen der König für die beständig aufeinander folgenden Festivitäten, Tierhetzen, Karnevals und Hofjagden, vor allem aber für seine Geliebten und deren unglaubliche Kinderschar, sowie für Juwelen, Häuser und Grundstücke alljährlich verschleuderte, so kann man sich nur wundern, daß sich niemand im Volke fand, der Mut genug besaß, um gegen diese frivole, schon mehr als „polnische Wirtschaft“ am sächsischen Hofe energisch zu protestieren.

Es war ja natürlich, daß auch die Geliebten des Königs, die gerade seine Gunst besaßen, soviel wie möglich Vorteil daraus für sich zu ziehen suchten. Von allen die teuerste, in ihren Ansprüchen zugleich anmaßendste, war die Gräfin Cosel. Keine hat aber auch einen so jähen Sturz erlitten und nachmals ihr Schicksal in durch nichts zu rechtfertigender, 50jähriger Gefangenschaft auf der Bergveste Stolpen in Sachsen beklagen müssen, wie gerade diese Frau, die einst von August dem Starken mit königlichen Ehrenbezeugungen förmlich überschüttet wurde. Noch zu Augusts Lebzeiten erregte das entsetzliche Los dieser lebendig

Digitized by Google

Begrabenen das Mitgefühl ihrer Zeitgenossen, wußte doch niemand, selbst nicht die Minister, was die eigentliche Ursache der plötzlichen Ungnade des Königs war, die einen derartigen Gewaltakt hätte begreiflich erscheinen lassen. Allein niemand wagte es in der durch und durch korrupten Hofgesellschaft, ein Wort für die unschuldig Verhaftete einzulegen.

Anna Constance von Brockdorf, die erst im Februar 1706 zur Reichsgräfin von Cosel erhoben wurde, entstammte einem alten Adelsgeschlechte in Holstein. Sie war am 17. Oktober 1680 zu Depenau geboren. Ihr Vater stand als Kavallerieoberst in dänischen Diensten; ihre Mutter stammte aus einem reichen niederländischen Geschlechte. Im Juni 1703 verheiratete sich die junge Anna Constance, deren seltene Schönheit und geistige Begabung gerühmt wird, mit dem Geheimrat Freiherrn v. Hoym, der später als Minister Augusts in den Grafenstand erhoben wurde. Pöllnitz entwirft in seinem „La Saxe galante“ folgende Schilderung von ihr: „Sie hatte ein längliches Gesicht, eine wohlgestaltete Nase, einen kleinen Mund, vollkommen schöne Zähne und große schwarze, blitzende Augen. Alle ihre Züge waren zärtlich, ihr Lächeln reizend; es konnte die Liebe im innersten Herzen erwecken. Ihre Haare waren schwarz, Hände und Arme trefflich gebildet, die Hautfarbe sehr natürlich, weiß und rot. Ihre Leibesbildung konnte als Meisterstück angesehen werden. Ihre Mienen waren majestätisch; sie tanzte mit höchster Grazie“. Kurz, sie war eine der schönsten Frauen ihrer Zeit und von einer wahrhaft bezaubernden Liebenswürdigkeit. Kein Wunder daher, daß sie bei ihrem Erscheinen am Dresdener Hofe auf den König einen tiefen, nachhaltigen Eindruck machte.

Ihre Ehe mit Hoym, der ihr nur zubald widerwärtig wurde, zumal er sie, um sie vor den Gefahren des Hoflebens zu schützen, auf seinem Landgute in strengem Gewahrsam hielt, war unglücklich, wurde jedoch erst im Januar 1706 geschieden. Die Cosel wurde „für eine bösliche Verlasserin ihres Herrn Gemahls“ erkannt. Der König hatte dem betrogenen Ehegatten gegenüber aus seiner Leidenschaft für dessen Frau gar kein Hehl gemacht. Schon anläßlich eines Aufenthalts in Leipzig 1705 erklärte er Hoym rundweg, „es dependiere sein Leib und Leben von dieser Kreatur Besitz und sei es ihm, als wenn er bezaubert wäre,“ wie Hoym alsbald in einem Briefe an den Minister Grafen Flemming, den Vertrauten des Königs, mitteilte. Von nun an bezeugte der König der geliebten Frau ganz offen seine Gunst. So befiehlt er u. a.

Digitized by Google

in den noch vorhandenen interessanten Aktenstücken im Juni 1705, der Geheimen Rätin von Hoym zwei Fäßchen Tokaier zu schicken. Ferner kauft ihr der König, dessen Leidenschaft sie in kluger Berechnung auszunützen verstand, das Haus des Kammerherrn von Haugwitz für 10500 Taler, und für 8000 Taler das Einsiedelsche Haus nebst einigen kleineren daneben gelegenen. Alle diese Häuser wurden dann für 70000 Taler zu einem Palais eingebaut, dem jetzigen Palais des Kronprinzen, wo die Gräfin von nun an in unmittelbarer Nähe des Schlosses wohnte.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Gräfin Cosel in jenen Tagen ihres Glückes ebenso hoffärtig, wie eigennützig und geizig gewesen sein muß, wofür viele Beispiele vorhanden sind. Jede andere maîtresse en titre würde sich mit den kostbaren Präsenten, die ihr der König in wahrhaft verschwenderischer Fülle schenkte, begnügt haben. Ihr aber genügte das alles nicht. So erhielt sie zunächst den freien Gebrauch des sogenannten türkischen Gartens vor dem Wilsdruffer Tore in Dresden, samt der Wohnung und allem Zubehör, auf Lebenszeit zum Geschenk. Ferner wurden ihr, nach einer von dem russischen Geschäftsträger am sächsischen Hofe, dem später so schmachvoll hingemordeten Patkul, ausgestellten Urkunde vom 25. September 1705, 30000 Taler von den Subsidiengeldern ausgezahlt, die der Zar dem Könige zahlte, damit dieser ihm als gefügiges Werkzeug gegen Karl XII. von Schweden diene. Des weiteren versprach ihr August eine jährliche Pension von 100000 Talern, sowie völlige Trennung von seiner bisherigen Geliebten, der Fürstin von Teschen. Doch auch damit war die gefeierte und verwöhnte Frau noch nicht zufrieden. Sie wollte Königin werden und nicht bloß die Gunst- und Ehrenbezeugungen einer solchen genießen. Allein da die rechtmäßige Gattin Augusts, Christine Eberhardine, die Betsäule von Sachsen, wie sie das Volk nannte, in Pretzsch bei Wittenberg noch lebte, konnte dieser der Cosel nur versprechen, sie nach dem Tode der Königin als rechtmäßige Gemahlin anerkennen zu wollen. Auch sollten die mit ihr erzeugten Kinder als legitim gelten. Als vorsichtige Frau ließ sich die Gräfin, die das Beispiel so vieler gefallener Größen und Vorgängerinnen vor Augen hatte, dieses Versprechen schriftlich geben, um für alle Zeiten gesichert zu sein. Das aber ward ihr später zum Verhängnis.

Im sächsischen Hauptstaatsarchive befindet sich die Urkunde dieses Eheversprechens nicht. Die Gräfin hatte dieses wichtige Dokument beizeiten außerhalb des Landes in Sicherheit bringen

Digitized by Google

lassen, und zwar ließ sie es durch den Hofrat Stryck dem ihr anverwandten Grafen Detlev v. Rantzau überbringen, welcher es im Familienarchiv zu Drage sorgfältig aufhob. Das Paket war mit 5 Siegeln verschlossen und an die Geheimrätin v. Hoym adressiert. Als die Cosel schon wenige Jahre darauf infolge der unausgesetzten Intriguen ihrer zahlreichen Feinde, insbesondere der Jesuiten bei Hofe, in Ungnade gefallen war, weigerte sie sich, ungeachtet aller Drohungen und Vorstellungen, das Dokument auszuliefern. Dennoch ist uns dieses hochinteressante Schriftstück im Wortlaut erhalten. Im Staatsarchive existiert nämlich ein Entwurf, in welchem August der Starke „urkundet", daß er Frau Constantia Gräfin von Cosel, geb. v. Brockdorf, „als legitime épouse (sich habe) beilegen lassen derogestalt, daß Wir in Kraft eines ehelichen Eides versprechen und halten wollen, dieselbe herzlich zu lieben und beständig treu zu verbleiben. Dahero wollen Wir solches hiermit vor Unserem Geheimen Rate deklarieren und die mit Unserer geliebten Gräfin von Cosel künftig erzeugenden Kinder männ-weiblichen Geschlechts vor Unsere rechte, natürliche Kinder kraft dieses erkennen, leben auch der gewissen Hoffnung, daß . . . Unseres Churprinzens und übrige Nachfolger in der Chur diese Unsere geliebte Gräfin von Cosel und die von Uns mit derselben erzeugten Kinder hiervor erkennen . . . . . Zu dessen Urkunde haben Wir diese mit gutem Bedacht aufgesetzte Deklaration und Verordnung Unserem Geheimen Raths-Collegio versiegelt überreicht, auch selbige Unserer geliebten Gräfin von Cosel zugestellet, und ist Unser Wille und Meinung, daß hierbei in künftigen Zeiten festgehalten werde. Gegeben . . . "

Es unterliegt keinem Zweifel, daß das gleichlautende Original dieses Entwurfes, vom Könige eigenhändig unterzeichnet, der Cosel tatsächlich ausgehändigt und dann von ihr in Sicherheit gebracht worden ist. Welche große Bedeutung August selbst diesem Dokumente beilegte, geht aus den langwierigen Bemühungen hervor, die er später anstellen ließ, um wieder in dessen Besitz zu gelangen.

Zu derselben Zeit, als der König dieses Eheversprechen abgab und eidlich erhärtete, um es wenige Jahre darauf, ohne die geringsten Gewissensbisse zu empfinden, wieder zu brechen, stand die Gräfin Cosel auf dem Gipfel ihrer Macht. Vor ihrem Palais zog ein Doppelposten auf, aus dem Grünen Gewölbe aber wurden ihr Luxusgegenstände in verschwenderischer Pracht und Fülle zum täglichen Gebrauche überwiesen: silberne Tische, Spiegel mit

Digitized by Google

silbernen Rahmen, Teppiche, Gobelins; ferner erhielt sie kostbare Spitzen — einmal allein für 2917 Taler, wie aus den Akten ersichtlich ist, — auch freie Fische aus dem Hoffischhause, sowie Apothekenfreiheit. Sie selbst freilich schreibt in einem Briefe einige Jahre später, sie hätte nie versucht, sich dem Könige aufzudrängen; nur die Schönheit seiner Person und seine süßen Worte wären die Ursache gewesen, daß sie seinem stürmischen Drängen nachgegeben hätte. Dies scheint wahr zu sein; denn als sie später, um der Gefangenschaft zu entgehen, von Schloß Pillnitz nach Berlin geflüchtet war, und der sächsische Gesandte daselbst bei Friedrich Wilhelm I. den Antrag stellte, sie auszuliefern, war in dem vertraulich gehaltenen Schreiben von ihr u. a. gesagt, „elle a fait fort la difficile". Nur durch Versprechungen, die sie schließlich erzwungen, hätte sie vom Könige dieses Dokument erlangt. Wenn dieser aber darauf eingegangen wäre, so beweise dies nur eine menschliche Schwäche (!), von der kein Mensch ganz frei sei und von der man Beispiele bei den größten und frömmsten (!) Fürsten finde. Auf so unfaire Art und Weise suchte man seitens der Ratgeber und Helfershelfer Augusts dessen Eidbruch zu beschönigen, obwohl das Eheversprechen „mit gutem Bedacht" gegeben ward.

Aber noch ein anderes Mal hat August der Starke sein der Gräfin Cosel durch Unterschrift verpfändetes Königswort gebrochen. Im November 1707 schenkte er ihr für die Kaufsumme von 60000 Talern Schloß Pillnitz an der Elbe, ferner einen Weinberg in der Lößnitz und das Palais im Großen Garten zu Dresden. Inzwischen hatte sich der König aus Brüssel eine neue Geliebte, die Tänzerin Dupark, mit nach Dresden gebracht, die freilich zu unbedeutend war, um der Cosel ernstlich schaden oder auch nur mit ihr rivalisieren zu können; allein sie war doch mehr, als bisher, auf ihrer Hut, und strebte vor allem danach, ihre Zukunft zu sichern. Auf einer Reise zu ihren Eltern nach Holstein deponierte sie 1711 bei der Bank in Hamburg 31 Kisten mit Silber, Juwelen und sonstigen Wertsachen, die sie zum Geschenk erhalten hatte. Auch in anderen Städten, in Berlin, Dresden, Teplitz und Dessau, ließ sie nach und nach gegen Depotscheine größere Beträge ihres Vermögens hinterlegen. Denn da der König ewig in Geldnöten war und dann kurzer Hand denjenigen Beamten, die sich „ungebührlich bereichert" hatten, den Prozeß machen und sie gewöhnlich noch auf den Königstein oder Sonnenstein gefangen setzen ließ, so mochte ihr diese Vorsicht doppelt geboten erscheinen. Trotzdem

Digitized by Google

ließ sie sich 1712 von ihrem königlichen Liebhaber ein abermaliges Versicherungsdekret über ihr Vermögen ausstellen, um im Falle ihres Sturzes gesichert zu sein.

In diesem eigenhändig unterzeichneten Dokument bestimmt der König, daß die Gräfin Cosel, auch ihre Erben und Erbnehmer, alles das, „was sie vermöge einer beigelegten Specification an immobilibus als auch an mobilibus vor jetzo besitze oder noch in Zukunft durch Unsere Gnade erlangen möchte, ... ungehindert nutzen und gebrauchen ..., vornehmlich auch Macht und Gewalt haben sollte, solches insgesamnt nach Belieben zu verkaufen, zu vertauschen und sonst davon .... zu disponiren". Weiter gedenkt er dann der „unverbrüchlichen Treue und verbundensten Ergebenheit", mit der ihm die Gräfin Cosel „beständig zugethan gewesen". Es folgt endlich die Aufzählung der ihr geschenkten Paläste und Schlösser, sowie die ausdrückliche Bestimmung, daß alles, was ihr der König außerdem noch „in Baarschaft, Silberwerk, Pretiosis oder wie es sonst Namen haben mag", geschenkt hat, „zu jeden und allen Zeiten irrevocable" sein soll. Ferner verspricht August, „für die künftige Wohlfahrt und standesmäßigen Unterhalt ihrer selbst und ihrer mit Uns erzeugten Kinder Sorge zu tragen". — Statt dessen ließ er alles Vermögen, soweit es nachmals seine Beauftragten in den genannten Ortschaften zu ermitteln und in ihre Hände zu bringen vermochten, — wofür allein die Summe von über 66558 Talern aufgewandt werden mußte — mit Beschlag belegen, um es angeblich für die Erziehung ihrer Kinder zu verwenden und diesen zu sichern. Zum Teil ist dies auch geschehen. In der schon damals höchst baufälligen Bergveste zu Stolpen, einige Meilen östlich von Dresden gelegen, aber gewährte er der Gräfin bald darauf einen unfreiwilligen, wenig „standesmäßigen Unterhalt" bis an ihr Lebensende.

In alten Urkunden und Berichten finden sich manche interessante Mitteilungen über das Leben und Treiben am Hofe Augusts, in denen auch der Gräfin Cosel gedacht wird. In ihrer Glanzzeit war sie die stete Begleiterin des Königs. Besonders gerühmt wird ihre Geschicklichkeit im Bogen- und Büchsenschießen, sowie im Reiten, wobei sie häufig Preise errang. So erhielt sie z. B. am 31. August 1707 für den „Rumpelschuß" beim Schnepperschießen ein elfenbeinernes Perspektiv und 7 Taler Prämie. Bei den Hoffestlichkeiten beanspruchte sie, gestützt auf das Eheversprechen, den ersten Platz. Sie erschien bei solchen Anlässen überaus reich mit Diamanten geschmückt. Als 1709 König

Digitized by Google

Friedrich IV. von Dänemark zum Besuch am Dresdener Hofe weilte, war er auch Gast der Gräfin Cosel, die ihm zu Ehren einen Ball gab. Bei einem Götteraufzuge, der ebenfalls dem dänischen Könige zu Ehren veranstaltet wurde, stellte die Cosel, als die schönste von allen Frauen, die Diana dar. Ihr Prunkwagen wurde von zwei gezähmten weißen Hirschen gezogen; 36 Waldhornisten umgaben ihn, während König August vor demselben ritt und König Friedrich IV., der ihr lebhaft huldigte, ihr zur Seite. Ein anderes Mal wurde, anläßlich eines Vogelschießens in Dresden, eine Bauernwirtschaft veranstaltet, bei der die Gräfin als französische Bäuerin gekleidet erschien.

Auch Schloß Stolpen besuchte sie einst in den Tagen ihres Glücks, am 16. Juli 1708, mit dem Könige. Nach Besichtigung der Veste mit ihren 7 starken Türmen und ihren grausigen unterirdischen Gefängnissen unterhielt man sich im Tiergarten mit Wildbretschießen. Erst am anderen Morgen kehrte der König nebst seinem Gefolge wieder nach Pillnitz zurück. Und 8 Jahre später saß dieselbe, einst viel beneidete und gefeierte Frau, geächtet und streng abgeschlossen von allem Verkehr mit ihren Kindern und Bekannten, auf dieser alten Bergveste als Gefangene auf Lebenszeit!

Ihre Briefe aus dieser 50jährigen Gefangenschaft gewähren einen tiefen Einblick in das Gemütsleben der Unglücklichen, die ihr furchtbares Geschick schließlich doch mit bewunderungswürdiger Fassung und Ergebenheit in den Willen des Allmächtigen trug. Wie oft sie auch den König und nach dessen Tode 1733 den als Regenten noch unfähigeren August III. um Gnade und endliche Erlösung aus ihrer unschuldig erlittenen Kerkerhaft bat, stets wurden ihre Gesuche rundweg abgeschlagen. Ob man fürchtete, daß sie wichtige geheime politische Abmachungen Preußen oder anderen Mächten verraten könnte? Fast scheint es so. Hatte sie doch den beiden Räten, die Ende 1713 nach Pillnitz gesandt waren, um mit ihr wegen Herausgabe des Ehedokuments zu verhandeln, u. a. gesagt, sie werde, falls man sie zwinge, Dinge erzählen, von denen es besser sei, daß sie verschwiegen blieben. Das betrügerische Treiben der Minister und Hofschranzen hatte sie längst durchschaut und wiederholt scharf gerügt. In einem Briefe an ihre Mutter schreibt sie sogar einmal: „Der König ist sehr zu beklagen; er ist von Leuten umgeben, die nur ihre Fortuna machen wollen“. Offenbar aber war die geforderte Auslieferung des Ehedokuments nur vorgeschoben,

Digitized by Google

um sie für alle Zeiten unschädlich zu machen. Denn wie sie der König kannte, mußte er wissen, daß sie freiwillig dieses Dokument niemals wieder herausgeben würde. Nun ist es Tatsache, daß die Gräfin von den Vorbereitungen zur zwangsweisen Konversion des jungen Erbprinzen gewußt hat. Aus Unterredungen mit ihrem einflußreichsten Gegner, dem Minister Flemming, worüber dieser selbst Protokolle geführt hat, die noch im Staatsarchive erhalten sind, geht hervor, wie bitter sie sich darüber beklagte, daß man den Kronprinzen zu einem weiteren Opfer des Jesuitismus ausersehen hätte. Flemming läßt sie u. a. sagen:

„Ich weiß nicht, was die Absicht des Königs ist; er hat nichts von Polen und kann nicht hoffen, daß sein Sohn ihm nachfolgen werde. Die Polen müßten närrisch sein, wenn sie dem zustimmten nach einer so unglücklichen Regierung, wie der des Königs. Nichtsdestoweniger will der König seinen Sohn zum Opfer bringen und ihn auf eine ganz eitle und unbegründete Hoffnung hin zur katholischen Kirche übertreten lassen . . . " Im November 1712 ist dann auch der noch protestantisch konfirmierte Prinz trotz größten Widerstrebens auf Betreiben der Jesuiten, unter deren Leitung er eine Reise nach Italien und Frankreich machte und 5 Jahre lang fern von der Heimat gehalten wurde, zum Katholizismus in Bologna übergetreten. Da dem Könige und der jesuitischen Hofkamarilla aber daran gelegen war, das Geheimnis dieser Konversion streng gewahrt zu sehen, mußte die Gräfin, als Mitwisserin, auf jeden Fall aus dem Wege geräumt werden. War doch bei ihrem Temperament und ihrer beständigen Eifersucht gelegentlich das Schlimmste zu befürchten. Bei solchen Verhältnissen muß man es ihr besonders hoch anrechnen, daß sie ihre drei Kinder von August dem Starken evangelisch erziehen ließ, was auch nicht gerade dazu beigetragen haben mag, ihr die Jesuiten bei Hofe, die alle politischen Maßnahmen des Königs mit Argusaugen überwachten, zu Freunden zu machen. Überdies war es allgemein bekannt, daß die Cosel eine eifrige Anhängerin des Protestantismus war, sowie daß sie nach der Geburt ihrer ersten Tochter im Februar 1708 testamentarisch bestimmt hatte: Diese solle bei ihr selbst, solange sie lebe, erzogen werden; nach ihrem Tode aber möchten „die Vormünder besonders auf die Religion Reflexion machen und ihre Tochter an keinen Ort bringen, wo ihr diese abgehe. Wenn sie sich aber nicht wohl anlasse und aufgewendeter Fleiß verloren sei, solle sie in ein lutherisches Stift gebracht werden".

Digitized by Google

Auf das Betreiben der jesuitischen Hofkamarilla ist es offenbar auch zurückzuführen, daß August dem Starken geraten wurde, er müsse als König von Polen sich endlich einmal eine Polin als maîtresse en titre zulegen, wofür die junge Gräfin Dönhoff, geb. Gräfin Bielinski, in Aussicht genommen wurde; sie ist dann auch tatsächlich die Nachfolgerin der Cosel geworden. Alles in allem Grund genug zu der Annahme, daß ihre zahlreichen Feinde schließlich politische und konfessionelle Gründe geltend gemacht haben müssen, um ihren Sturz, ihre lebenslängliche Inhaftierung auf dem Stolpen, beim Könige durchzusetzen. Noch im Jahre 1717 schrieb der intrigante Minister Graf Flemming dem unglücklichen Opfer jesuitischer Ränke, er hätte keine Kenntnis von ihrer Angelegenheit, wisse auch nicht, wie und warum man sie arretiert habe. Ähnlich antwortete ihr auch 1733 der charakterlose Minister Graf Wackerbart, er könne ihr keine Auskunft darüber geben, was ihr die Ungnade des Königs zugezogen habe, da er davon nichts wisse; es sei ihm auch nicht bekannt, wer ihre Feinde gewesen. Sogar dem Geheimen Rate war laut einem im November 1723 erstatteten Vortrage nicht bekannt, „daß sie etwas Kriminelles oder so Enormes begangen, weshalb sie mit ewigem Gefängnis bestraft zu werden verdiene".

Die Gräfin Cosel selbst hat nie geglaubt, daß sie nur wegen der von ihr verweigerten Auslieferung des Ehedokuments gefangen gesetzt worden sei. Wie der zu ihrer besonderen Überwachung kommandierte Hauptmann v. Heinecken in einem amtlichen Bericht vom 4. Januar 1717 mitteilt, wäre sie gleich nach ihrer Überführung nach Schloß Stolpen schwer erkrankt. Als sie sich allmählich etwas erholt, hätte sie bitterlich geweint und, da man sie zu trösten versuchte, ausgerufen: „Wie hat Gott mich so verlassen, daß ich so gewalttätiger Weise in meiner Feinde Hände fallen muß! . . . Das Dokument, worüber man mich so sehr quält, ist nicht in meiner Macht zu verschaffen und hat der König zu der Zeit mir selbst geheißen, es wohl aufzuheben. Wer soll denn glauben, daß eine Sache, die mir von freiem und gutem Herzen anvertraut worden, jetzt ein Praetext sein muß, mich um Ehre, Gesundheit, Verstand und Freiheit zu bringen". — So waren Treue und Glaube, der Eckstein aller menschlichen Gesellschaft, durch diesen schändlichen Gewaltakt untergraben, beschworene und „mit gutem Bedacht" gegebene Versprechungen skrupellos gebrochen. Die eigentlichen Urheber aber, die den Eidbruch des Königs auf ihrem Gewissen hatten, blieben verborgen.

Digitized by Google

Am 30. März 1760 setzte Gräfin Cosel ihr Testament auf. Ihr recht beträchtliches Vermögen, das weit über 600000 Taler betrug, hinterließ sie ihrem im Oktober 1712 geborenen, einzigen Sohne Friedrich August, während ihre Tochter, die Gräfin Moszinska, nur ein Legat von 1000 Talern erhielt; eine zweite Tochter war schon früher verstorben. In ihrem kleinen Gemach, das sie die letzten Jahre ihres Lebens kaum noch verlassen hat, sah es sehr ärmlich aus. Die Wände waren ohne Tapeten, kalte Steinplatten bedeckten den Fußboden. Zwei alte gebrechliche Stühle und Tische, ein hölzernes Bett und ein großer Stuhl mit Seitenlehnen, doch ohne Rückenstück, endlich eine alte Hängelampe, die den unfreundlichen Raum nur spärlich erleuchtete, bildeten das ganze Meublement. An der Wand hing noch eine alte Schlaguhr, deren Zeiger man jedoch nicht mehr erkennen konnte, so schwarz war allmählich alles im Zimmer durch den Qualm der alten Lampe geworden. Hier saß die an Leib und Seele gebrochene Greisin, den trüben, fast erloschenen Blick gen Dresden gerichtet, und träumte oft stundenlang, wie geistesabwesend, über längst vergangene Zeiten. Dem aber, der sie einst glücklich gemacht, der ihr Treue und Liebe schwor und sie dann so tief ins Elend hinabstieß, hat sie bis an ihr Ende doch eine freundliche Erinnerung bewahrt. Hatte sie ihn doch, wie sie einst ihrer Mutter schrieb, mehr geliebt, als ihre Seele, und würde ihn auch in Ewigkeit nicht vergessen. Ja, als August der Starke 1733 in Warschau gestorben war und Trauergeläute das Sachsenland durchwogte, legte sie Trauerkleider an und weinte lange. Endlich am 31. März vormittags im Jahre 1765 erlöste sie ein sanfter Tod. Erst 1881 hat man unter dem Schutt und den Trümmern der alten Schloßkapelle ihr Grab wiedergefunden. Auf dem mittleren Sargbrette befand sich, wie aus einer alten Aufzeichnung bekannt ist, eine zinnerne Platte mit einer Inschrift, die ihr Sohn hatte anfertigen lassen. Im Grabe fand man nur noch Splitter vom Holzsarge, ein Stück gelben Seidenstoffes, womit der Sarg ausgeschlagen war, und eine gebleichte Haarlocke; Überreste, die heute noch in einem Glaskasten im einstigen Schlafzimmer der unglücklichen Frau aufbewahrt werden. Die Erinnerung an sie wird aber im Volke noch fortleben, wenn der alte Johannisturm auf Stolpen längst zerfallen ist und die Sage diese denkwürdige Trümmerstätte verschollener Verhältnisse und Zeiten umspinnt.

Digitized by Google

Nordische Reise.

Von Heinrich Pudor.

II. Petersburg.

Wer sich über Rußland klar werden will, beginnt am besten beim Alphabet. Das russische Alphabet besteht zum größten Teil aus griechischen Schriftzeichen, dann solchen armenischen und koptischen Ursprungs, weiter solchen der Erfindung seines Urhebers Cyrillus, und endlich aus Latein sich annähernden Schriftzeichen. Es stellt ein Gemenge dar, das den Eindruck des Ungeklärten und selbst Mißverstandenen macht. Ähnlich, wie die russische Sprache. Und wenn man heute in Rußland lebt, gewinnt man in ähnlicher Weise den Eindruck eines unruhigen, wirren Gemenges. Auf der einen Seite Barbarismus, auf der anderen Dekadenz. Hier Kraft, Leidenschaft, Jugend — dort Abgelebtheit, Schwäche, Greisentum. Und das Schlimme ist, daß die Kraft brach liegt, während die Schwäche herrscht und triumphiert. Wohl in keinem anderen Lande liegen so viel ungehobene Schätze der Erde und des Bodens, und in keinem anderen Lande gibt es so viel rohes, unbearbeitetes, zukunftsreiches Menschenmaterial. Die Erze und Metalle werden nicht gehoben, weil es keine Transportmittel gibt, und die Menschen werden nicht erzogen, weil es keine ordentliche Staatsverwaltung gibt. Dieses Bild zeigt Rußland auf allen Gebieten. Unreife und Altersschwäche zugleich. Im Zusammenhang mit der Dekadenz wird das Verwaltungs- und Beamtenwesen von der Bestechung beherrscht. Überall kann man mit Geld alles machen; aber nur in Rußland kann man mit Geld alles ungeschehen machen. Und wohl in keinem anderen Lande ist es so die Regel, daß die Beamten mit Geld zu bestechen sind, teilweise sogar darauf angewiesen sind, von ihrer Bestechlichkeit zu leben.

Denselben Eindruck gewinnt man, wenn man die Eheverhältnisse in Rußland ansieht. Es gehört daselbst zur Regel, daß ein Beamter dasjenige Mädchen sich zur Frau nimmt, welches seinem Vorgesetzten am besten gefällt; d. h. also mit nackten Worten, man heiratet dasjenige Mädchen, welches die beste Maitresse für den Vorgesetzten abgibt. Natürlich gehen dann in der Ehe die Wege beider Teile auseinander. Und wenn es in anderen Ländern

Digitized by Google

Sitte ist, daß Männer sich Maitressen halten, so ist es in Rußlands Mode, daß die Frauen sich „Maitres" halten.

Der Russe will sich ja vor allem amüsieren, das Wort im leichtesten Sinne genommen. Die Arbeit ist in Rußland verpönt; Faulheit ist eine russische Nationaltugend. Die meiste Zeit widmet man dem Schlafe, nächst dem Essen und Trinken; dann den Vergnügungen, und in den sogenannten Arbeitsstunden wird die meiste Zeit weggeschwatzt.

Es fehlt an Erziehung. Wohin man auch in Rußland seinen Blick wendet, immer muß man ausrufen: es fehlt an Erziehung. Sie wissen es nicht besser. Sie leben in den Tag hinein, oder sie vegetieren: der Russe vegetiert nur. Nicht nur der russische Bauer, sondern vor allem der Russe der oberen Stände. In dieser Beziehung sind französische Zustände noch golden gegenüber den russischen. Der Franzose amüsiert sich aus Genialität, der Russe aber aus Mangel an Ideen. Und freilich gibt es noch ganze Bezirke in Rußland, in denen es keine einzige Schule gibt. Und eine sogenannte Judenschule ist immer noch besser, als eine russische Schule. Man kann sagen, daß es in Rußland als unfein gilt, etwas zu lernen oder Wissensbegierde zu zeigen. Das einzige, was die Russen für ihre Kinder tun, ist, daß sie ihnen eine deutsche und französische oder eine englische Gouvernante geben, weil es nun einmal herkömmlich in Rußland ist, daß ein gebildeter Mensch deutsch und französisch sprechen muß. Aber was Erziehung eigentlich bedeutet, davon weiß man in Rußland nichts. Und doch ist gerade Erziehung das einzige, was Rußland retten kann. Es braucht jemanden, der es erzieht. Es braucht einen zweiten Peter den Großen. Vielleicht würde es Tolstoi erziehen.

Natürlich ist die Macht des Geldes kolossal in Rußland. Käuflich ist in Rußland eigentlich alles. Selbst das Wohl und Wehe des Landes. Man hat die Wälder an der Wolga solange ausgerodet und zu Geld gemacht, bis infolgedessen das Klima sich dort verändert hat, das Getreide nicht mehr wächst und die berühmte Kornkammer Rußlands nicht mehr gefüllt werden kann. Denn was regelrechte Aufforstung ist, ist ja in Rußland nicht bekannt, und man hat dort nicht getan, was man in Deutschland tut: daß man einen neuen Baum dahin pflanzt, wo man einen alten wegnimmt. Das Pflanzen versteht eben der Russe nicht: er kann nur ernten, genießen, konsumieren, essen, trinken und schlafen. Deshalb geht ihm auch nichts über das Spiel, mag es nun Karten-

Digitized by Google

spiel, Hazardspiel, Lotterie- oder Pferderennenspiel sein. Gerade das imponiert ihm, weil da die Vernunft in Wegfall kommt. Und das ist nicht anders möglich in einem Lande, in dem der Verstand des Volkes von der Kirche systematisch so in Fesseln geschlagen wird, wie in Rußland. Man sagt das schon vom römischen Katholizismus. Ist es möglich, daß das Zeitalter der Aufklärung schon hinter uns ist, daß wir im Zeitalter des Verkehrs leben und daß zu gleicher Zeit in Rußland in den Kirchen die Menschen den Boden küssen, die Heiligenbilder ablecken und sich bei jedem Glockenschlage bekreuzigen? In einem Lande, in dem ein solcher Götzenglaube Staatsreligion ist, ist an Volkserziehung nicht zu denken, und ein Land, in dem an Volkserziehung nicht zu denken ist, ist verloren. Man geht kaum zu weit, wenn man sagt, in Rußland wird die Dummheit vom Staate nicht geschützt, sondern gezüchtet und konserviert. Daher die Grenzsperre. Als ob wir noch im Mittelalter leben, zieht sich Rußland in das Schneckenhaus seiner trägen Beschränktheit zurück und fördert seinen Ruin. Den materiellen Ruin, indem es sich selbst dem Welthandel verschließt; den geistigen Ruin, indem es jedes gedruckte Wort, das in Rußland Eingang finden will, der Zensur unterwirft. Letzteres hindert natürlich nicht, daß die gemeinsten Obscönitäten auf geschlechtlichem Gebiete ungehindert passieren. Hierin ist ja der Franzose noch kindlich naiv gegenüber dem Russen. Vor hundert Jahren hat vielleicht hierin der Russe von dem Franzosen gelernt, aber heute könnte es umgekehrt sein. Und nun hat man das schöne Bild, daß diese beiden sexuell so raffinierten Nationen, gleichsam um sich wechselseitig desto schneller zu ruinieren, Brüderschaft gemacht haben, während beide von einander gerade nur Unarten lernen können und sich nur in ihren Lastern und Schwächen begegnen. Und auch in der Mode hat Petersburg schon Paris übertrumpft. Ganz im Einklang mit der Gedankenebbe, der stupiden Lethargie und geistlosen Vergnügungssucht, wird nirgends in der Welt in so prunkhafter und raffinierter Weise Toilette gemacht, wie in Rußland. Alles, was sich noch in den abgegrasten Gehirnkammern an Ideenresten findet, und alles, was sich noch in dem erschöpften und verebbten und verschuldeten Geldsäckel befindet, wird verwandt, um einer neuen Toilette zum Dasein zu verhelfen.

Ja, man darf nicht vergessen, daß St. Petersburg, die neue russische Metropole, auf Pfählen erbaut ist, die im Sumpf stehen. Man hätte das vielleicht Peter dem Großen prophezeien und ihn

Digitized by Google

mahnen können, daß man nicht nur nicht auf Sand, sondern auch nicht auf Sümpfen bauen solle. Und sumpfig ist ein großer Teil Rußlands, nicht nur die Moral, sondern auch der Boden. Die großen Wälder sind meistens versumpft. An Drainage denkt man wenig, da man ja überhaupt wenig in Rußland denkt. So ist auch alles, was hygienische Einrichtungen betrifft, in Rußland so gut wie unbekannt. Es steht hierin geradezu im Antipol zu England. Kanalisation, Wasserleitung, Wasserklosett, alle diese Dinge sind in Rußland noch sehr selten zu finden. Es ist ja wahr: Rußland hat Zeit. Aber auf der anderen Seite liegt doch eine große Gefahr darin, daß es mit der Degeneration und allen Sitten und Bräuchen, welche Zeichen einer Überkultur und abnehmender Volkskraft sind, so riesenschnell in diesem selben Rußland geht. Der Bär wird oft als Symbol Rußlands angeführt; das ist passend, nur muß man dann den Bär in Samt und Seide stecken und seine Tatzen in Glacéhandschuhe. Eine Bärenkraft liegt in diesem Volke; aber die Weltgeschichte zeigt Beispiele, daß Völker von größter Befähigung, noch ehe sie zur Entwickelung kommen konnten, dem Untergange verfielen. Rußland ist in dieser Gefahr, da es von der Kirche dumm gemacht, vom Staate ausgebeutet wird und sich selbst nicht zu erziehen vermag. Zu hoffen ist nur, daß Stimmen, wie die eines Tolstoi, die Übermacht gewinnen. Was aus Rußland werden könnte, wenn Ordnung, Rechtlichkeit, Erziehung und Arbeit herrschen würden, ist gar nicht abzusehen. Denn es hat unerschöpfliche Quellen des Bodens und immer noch hervorragend viel ausgezeichnetes Menschenmaterial. Der Russe ist von Haus aus weder dumm, noch schlecht, sondern intelligent, phantasievoll, gutmütig, außerdem urkräftig. Und was Rußland in der Kultur leisten könnte, kann man an der Musik eines Tschaikowsky sehen, die derjenigen eines Beethoven — ohne Vorurteil — ebenbürtig an die Seite zu stellen ist.

* * *

Das Straßenleben übt eine ganz besondere Anziehung in Petersburg aus. Die höheren Klassen zwar kleiden sich hier wie allerwärts, aber man sieht hier weit mehr Uniformen aller Art, nicht nur militärische, und die Arbeiterklassen sind gekennzeichnet durch den bekannten russischen Typus: langes, reiches Haar, das um den Nacken herum gleichmäßig in einer Linie, wie mit einem einzigen Schnitt der Schere abgeschnitten ist; dann die niedrige Stirn, die breiten Backen mit hervortretenden Knochen, die üppigen

Digitized by Google

Lippen und langezogenen Augen, dazu die langen, schweren, wattierten Röcke, die nie fehlenden Schaftstiefel und die mit einem Schild versehenen Mützen. Charakteristisch für das russische Straßenleben in allen Städten sind auch die Droschken, „Iswoschtschiks“ genannt, und es gibt deren eine schwere Menge, da jeder, der noch einen Fünfzigpfenniger in der Tasche hat, einen Wagen nimmt; dabei ist es Sitte, bevor man einsteigt, zu fragen, wieviel der Kutscher haben will oder zu sagen, wieviel man geben will. Für den Zustand der Wagen selbst ist es bezeichnend, daß unser Dialektwort „Karete“ aus dem Russischen kommt, denn die meisten dieser Iswoschtschiks sind in einem ganz jämmerlichen Zustand, schmutzig und hinfällig, daß man sich fürchtet einzusteigen, zumal das russische Straßenpflaster das schlechteste der Welt ist. Die Privatwagen und Equipagen wiederum sind in der Regel außerordentlich schwer gebaut und sehen ungefüge aus, als sollten sie nur schwere Kavalleristen in eiserner Rüstung aufnehmen, und die Kutscher müssen, wie in England, so fett als möglich sein — die Wohlbeleibtheit derselben scheint den Reichtum ihrer Herrschaft künden zu sollen. Und den Eindruck dieser imponierenden Wohlbeleibtheit sucht man in Rußland dadurch zu verstärken, daß die Kutscher sich eine drei Meter lange Decke um den Leib wickeln müssen; darüber kommt der Mantel, der mit einer bunten, dicken Schnur zusammengehalten wird. Selbst die Pferde sehen etwas sonderbar aus in Rußland; den Herrschaftspferden wird nämlich die Mähne nicht beschnitten, auch die Schwanzhaare läßt man bis nahe an den Boden wachsen. Die Kutscher aber halten die Zügel weit von sich, halten sich steif, aber fahren immer mit großer Schnelligkeit — das Ganze repräsentiert somit ziemlich zutreffend das gewaltig große, ungeheuer reiche, eben aus dem Barbarenzustande emporgestiegene, zwei halbe Erdteile umfassende Zarenreich.

Die schönsten Straßen Petersburgs sind der Newsky-Prospekt und die Bolschaja Morskaja. In der letzteren Straße liegen die schönsten und teuersten Läden. Der Newsky-Prospekt ist eine der schönsten Straßen Europas. An dieser Straße liegen die großen Bazare, an den Orient erinnernd, vor allen der „Gostiny D'wor“, ein gewaltiges Gebäude mit etwa fünfhundert verschiedenen Läden und eben sovielen Bureaus im oberen Stockwerk.

In dieser Straße stehen auch einige der größten Paläste von St. Petersburg, das Palais Stroganoff, gebaut von Rastrelli im

Digitized by Google

Barockstil, ein kleineres „Palais d'Hiver" darstellend, dann das an die Dresdner Barockbauten erinnernde Palais des Großherzogs Sergei Alexandrowitsch und endlich das Anitschkow-Palais in reinem Barockstil, 1748 von Rastrelli gebaut; letzteres würde einen angenehmeren Eindruck machen, wenn es nicht die grellrote Farbe hätte.

Am Newsky-Prospekt steht auch die als Nachbildung der Peterskirche in Rom bekannte Kasan-Kathedrale.

Man hat jetzt eine neue große Kathedrale in Petersburg gebaut, und zwar an der gleichen Stelle, wo Zar Alexander III. ums Leben kam. Dieselbe wird eine der größten Kathedralen Rußlands werden. Die Kuppeln sind besonders bemerkenswert, dadurch, daß man hier zum ersten Male die Emaillierkunst auf so gewaltige Flächen angewendet hat. Parland ist der Name des Architekten.

Was den allgemeinen Eindruck der Architekturen St. Petersburgs angeht, so wundert man sich über die außerordentlich häufige Anwendung des Barockstiles. Fast sämtliche offizielle Gebäude sind in diesem Stil gebaut, der geradezu den Stil von Petersburg darstellt und, als Stil der Dekadenze, an die Dekadenze der oberen Zehntausend von Rußland erinnert: Viel Lärm um nichts — so bauen sie, so kleiden sie sich, so sind sie.

Ein besonderes Kennzeichen des Äußeren der russischen Straßen ist die Sitte der Geschäftsinhaber, auf den Firmenschildern die Artikel, mit denen sie handeln, im Bilde zu veranschaulichen. Diese Sitte muß sich daher schreiben, daß die unteren Klassen in Rußland das Lesen nur selten erlernen. Das moderne „Plakat" ist daher in Rußland eine von alters her gebräuchliche Einrichtung — wenngleich die bildliche Darstellung gewöhnlich eine nur rudimentäre ist. Aber alles, was verkauft wird, wird abgebildet, nicht nur Brot, Zucker, Früchte, Gemüse, Lichter, sondern auch Kleider, Möbel und Stoffe. Wo Milch verkauft wird, sieht man ein großes Bild auf Blech oder Holz, darstellend eine Kuh inmitten einer Wiese. Wo Früchte verkauft werden, sieht man Stillleben, nicht nach de Heem, aber doch oft ganz hübsch komponiert. In der Tat kann man hier von der Bildersprache als der Volkssprache reden, die an die alten Hieroglyphen der Ägypter erinnert.

Eine andere russische Kuriosität bilden die vielen Läden für Heiligenbilder. An jeder Stätte nämlich, ob es nun eine Kirche, ein Gerichtsgebäude, ein Bahnhof oder ein Schlafzimmer, eine

Digitized by Google

Straßenecke oder ein Ladengeschäft ist, muß ein Heiligenbild hängen, sodaß begreiflicherweise die betreffende Kunstindustrie vollauf zu tun hat, dem Angebot zu genügen.

Weiter die Teehäuser, deren es eine große Anzahl in allen russischen Städten gibt. Nicht etwa in dem prunkhaften Stile, wie in London, sondern für die niederen Klassen. Bis zu einem gewissen Grade sind diese Teehäuser für die russischen Arbeiter das, was die englischen „public houses" für die englischen und die „Kneipen" für die deutschen Arbeiter sind. Ihr Name ist „Tschainaja". Ferner gibt es Kwaßnajas, in denen das bekannte russische Getränk „Kwaß", das im Sommer getrunken und auch auf den Straßen feilgeboten wird, verschänkt wird. Meistens wird es von Brot, Zitrone, Malz und Wasser bereitet. Speisehäuser werden dagegen Traktier oder Stolnajas, Kuschanjas, und wenn für die höheren Klassen bestimmt, „Restaurants" genannt. Bierhäuser nennen sich dagegen Piwnajas, Hotels heißen Gostinitza. Übrigens wird für jede Flasche alkoholischen Getränkes ein sehr hoher Zoll erhoben, desgleichen für Zigarren und Streichhölzer; letztere sind wohl in keinem Lande so kostspielig wie in Rußland.

Oft genug sieht man in den russischen Straßen das Wort „Banji", d. h. Bäder. Und in der Tat will jeder Russe, auch der gewöhnlichste Arbeiter, jede Woche sein Bad haben.

Der Handel ist indessen in Rußland nicht etwa auf die Ladengeschäfte beschränkt. Wohl in keinem anderen Lande ist der offene Straßenhandel so verbreitet, wie in Rußland. Es gibt kaum irgend etwas, was nicht auf den Straßen feilgehalten wird, von den Zigarren und Streichhölzern, den Früchten und Gurken (im Sommer lebt der russische Arbeiter in der Hauptsache von Gurken, Brot und Kwaß) bis zu Briefpapier, Schlüsseln, Spiegeln und Beinkleidern. Man sieht manchmal Hausierer, welche über den ganzen Leib mit Vorlegeschlössern wie gespickt sind. Andere handeln mit Kleiderbürsten, Teelöffeln, Messern ꝛc. Es kann einem in Petersburg begegnen, daß einem jemand auf offener Straße ein gerupftes Huhn zum Kauf anbietet oder auch ein paar Karotten. Im Sommer wird in Pilzen stark gehandelt. Im Frühling werden sogar Bäume und Sträucher an den Petersburger Straßenecken feilgeboten, notdürftig in Erde eingeschlagen.

Ein recht interessantes Bild russischen Straßenlebens bot sich mir auf dem sogenannten Alexandermarkt. Zuerst passierte ich Galerien und Arkaden, in denen alte Kleider, Pelzwaren, Betten

Digitized by Google

und allerhand Antiquitäten feilgeboten werden. Dann kam ein kleiner, offener Platz, auf dem notdürftig einige Stände errichtet waren, um alte Beinkleider, Schirme, Stiefeln, Mützen, Lampen, alte Schlüssel, Samovare, altes Leder, Pelzstücke ꝛc. feilzubieten. Es war gerade Markttag, der Handel war in vollem Schwung und eine große Menge Volkes bewegte sich hin und her, fast durchgängig Arbeiter mit Schaftstiefeln und bunten Schürzen. Zuerst kam ich zu einem Stand, wo Pamphlete auf dem Pflaster feilgeboten wurden, dann an eine Stelle, wo Spiegel, Antiquitäten, Knöpfe, alter Nähzwirn, Tuchstücke ꝛc. verhandelt wurden. Dann alte Zollstäbe, Schmucksteine, Uhrfedern ꝛc.

Ich ging weiter und kam in einen Hof, auf dem als Spezialität „altes Eisen" zum Verkauf stand. Alte eiserne Bettstellen waren turmhoch übereinander geschichtet, daneben fanden sich Schiffsketten, Anker, Wasserröhren, Lampen und Samovare. Ein paar Schritte weiter befand sich eine „Antiquariatsbuchhandlung", dann ein paar Läden mit alten Möbeln, deren indessen die meisten auf der Straße standen. Die Geschäftsinhaber arbeiteten auf der Straße, hier lackierte einer einen Tisch, dort bearbeitete einer eine alte Säge, eine alte Frau versuchte, eine alte Reisetasche auszubessern, eine andere flickte Stiefel u. s. w.

Darnach kam ich zu einem anderen kleinen Platz, auf dem die allerbilligsten und am meisten abgetragenen Dinge vertrieben werden. Es war eine Art Handelsbörse für alte Kleider und Lumpen. Ein Mann kam, zog seinen Mantel aus und bot ihn zum Verkauf an. Ein anderer kaufte einen alten Rock für ein paar Kopeken, zog ihn an, nachdem er seinen eigenen ausgezogen hatte, den er nunmehr zu verhandeln suchte. All das vollzog sich unter einem furchtbaren Wortgetöse, das durch die Klänge der Harmonikas, welche ebenfalls feilgeboten und natürlich gleich probiert werden, noch verstärkt wurde. Sehenswert waren die Stände für Erfrischungen. Kleine Fäßchen waren aufgelegt, an denen geschrieben stand: „Kwaß, das Glas 2 Pfennige". Daneben ein Blechkessel mit verschiedenen Kästchen, die durch Spiritusflammen erwärmt werden, in dem einen Würstchen, in dem anderen Kalbsgedärme, schwimmend in Öl und Fett — man möchte bezweifeln, ob Hunde diese Art Essen sich haben würden schmecken lassen. Wer dies gesehen, — ging grollend von dannen. —

Digitized by Google

Aus Hamburgischen Familienbüchern.

Von Adalbert Meinhardt.

Aus den etwa zwanzig bis heute erschienenen Bänden der Hamburgischen Liebhaberbibliothek, die unter Direktor Alfred Lichtwarks Leitung von einer Gesellschaft von Kunstfreunden herausgegeben wird, ragen als das beste und anziehendste eine Reihe von Familienbüchern hervor. Von Laien geschrieben, Dilettanten wie die Verleger selbst, sind sie zum Teil nur vom Augenblick geboren als Tagebücher und Reisebriefe, teilweise auch schon mit der Absicht, den nachfolgenden Geschlechtern Lebenserinnerungen zu bieten. Nur ausnahmsweise hat die geübtere Hand des Historikers einleitend, ordnend, dem Verständnis leise nachhelfen müssen. Und es war, scheint mir, ein sehr glücklicher Gedanke, den andere Städte nachahmen sollten, für solche Niederschriften aus alten ortsangesessenen Familien gleichsam ein Archiv zu bilden.

Diese Liebhaberbibliothek hat aber bisher über den eng begrenzten Kreis ihrer Verleger hinaus kaum Verbreitung gefunden. Die Bände werden weder annonciert, noch in den Buchhandel gebracht, und die Hamburgische Presse behandelt — ob aus echt norddeutscher Abneigung gegen weihräucherndes Selbstlob oder weshalb sonst, das kann ich nicht sagen, — all' diese vaterstädtischen Publikationen mit einer wahrhaft bewundernswerten, höchst diskreten Verschwiegenheit.

Deutschland besitzt keine alte und reiche Memoirenliteratur. Wir rühmen uns oft, minder eitel zu sein, als unsere Nachbarn jenseits des Rheins; wenn wir es auch lieben, in unser Inneres hinabzusteigen, neigen wir, so wird behauptet, nicht so sehr zur Selbstbespiegelung und Selbstverherrlichung. Und wir führen, vor uns, den Mangel dieser Eigenschaften wohl als Grund an, weshalb wir nicht so viele berühmte, geistreiche Sittenstudien von Männern der Vergangenheit besitzen, wie jene. Aber ob nun die Eitelkeit der Deutschen zunahm, ob nur ihr Kultur- und Lesebedürfnis — die Sitte rückblickenden Selbstberichtens ist jetzt und war schon seit hundert Jahren verbreiteter, als man wohl meint. In demselben Grade aber, in dem wir uns üben, unsere eigene Vergangenheit deutlicher vor das Bewußtsein zu stellen, gewinnen auch die Gestalten der Vorfahren an Interesse. Wo sie

Digitized by Google

mehr als ein paar Daten auf das Titelblatt der Hausbibel schrieben, suchen wir in ihren Lebenserfahrungen Anklänge an die unseren zu finden. Und je weiter jene zurückreichen, um so besser. Selbstbiographien gewinnen, dünkt mich, — gleich wie alter Wein, je länger sie lagern, an Wert, an „Blume".

Ein gewisser, untrüglicher Duft der Wahrhaftigkeit liegt auf den schlichten Niederschriften braver, unberühmter Leute, ein Zeithauch, den keine noch so künstlerisch anziehend verfaßte, historisch getreue Lebensdarstellung aus geübter Feder je geben kann.

Während die französischen Memoirenschreiber, meist im Mittelpunkte des Welttreibens lebend, über den Hof, über literarische und historische Persönlichkeiten berichten, spielt die große Zeitgeschichte nur in den Ausläufern ihres Wellenschlages leise hinein in diese stilleren Gewässer unserer norddeutschen Hansestadt. Was der einzelne aber in seiner abgelegenen Ecke denkt, für sich erlebt und aufschreibt, das gehört auch zu dem Bilde, trägt es gleich nur ein kleinstes Steinchen zum Bau des großen monumentalen Werkes bei: ebenso wichtig, wie die große Staatenhistorie mit ihren Kriegen, Eroberungszügen, ist die Sittengeschichte. Und gerade diese lernt man am aller intimsten kennen aus solchen absichtslosen Notizen, die uns lächelnd belehren: trotzdem wir's so herrlich weit gebracht haben, sei alles, ach alles! schon dagewesen.

Man muß nur nicht glauben, diese Bände, weil sie eine spezifisch hamburgische Färbung zeigen, enthielten nur Dinge, die allein den Hamburger interessieren könnten. Die Hanseaten sind immer weltläufige Leute gewesen, daheim wie draußen wohl bewandert. Da ist z. B. in den Erinnerungen von C. Schwencke,*) einem Musiker, der 1797 zu Hamburg geboren, im Jahre 1870 in der Nähe von Wien verschollen und gestorben ist, gleich auf der ersten Seite ein Brief, der jeden Deutschen nahe angeht, — denn er kommt aus dem Weimar des Jahres 1824:

„Wie viele Male ich auch an Goethes Wohnung, die dicht an meine stieß, vorbeiging, so war mir das Glück doch nicht günstiger, als daß ich ihn nur einmal von der Seite, am

*) Der Buchschmuck dieser Schwenke-Erinnerungen, — wie bei allen den Bänden von einem Dilettanten und Mitgliede der Gesellschaft entworfen, — ist nicht nur der beste in dieser Sammlung, sondern erscheint mir als einer der stilvollsten, der sich in modernen Urkundwerken findet. Denn in ihrer wirkungsvoll knappen Zeichnung, gleichsam nur eine stenographisch-hieroglyphische Abkürzung von Geigen, Pauken, Triangeln, Flöten, beanspruchen die Musikinstrumente keinerlei Beachtung für sich, wollen nichts weiter, als den Leser in eine musikalisch-empfängliche Stimmung versetzen. —

Digitized by Google

Fenſter vorübergehend, zu ſehen bekam; ſeine ſchöne und offene Stirn, ſeine große gebogene Naſe und — ſein gepudertes Haar. Warum hatte ich ihn mir ſchon vorher gepudert gedacht?“

Während die Briefe Schwenckes, aus aller Herren Länder geſchrieben, hauptſächlich über Muſik berichten, handeln die „Memorabilien ſeiner Kinder- und Jugendjahre“, die leider nur bis 1815 reichen, von den Seinen und von ſeinem Elternhauſe. Schwenckes Vater, eines Fagottiſten und hieſigen Ratsmuſici Sohn, erhielt als Nachfolger Philipp Emanuel Bachs im Jahre 1789 das Amt des hamburgiſchen Muſikdirektors, eine Stellung, die es heute nicht mehr gibt. Er iſt in dieſer Tätigkeit 33 Jahre geblieben und ſcheint in ſeinem Hauſe ein gewaltig ſtrenges Regiment geführt zu haben. Der Sohn Karl, das vierte von fünfzehn Kindern, die nur am Tauftage der jüngſten Schweſter ein einziges Mal alle beiſammen waren, ſchildert, wie er und ſeine Brüder noch als faſt erwachſene Menſchen für die große Muſikalienſammlung des Vaters ganze Partituren abſchreiben mußten.

„Kaum hatte ich die Kopie einer dreiaktigen Oper (Spohrs Zweikampf) beendigt, froh der Hoffnung lebend, nun einige Tage für mich zu eigenen Kompoſitionen disponieren zu können, ſo trat der Vater nächſten Tages ſchon wieder mit einer neuen Kopierarbeit und ſeinem gewöhnlichen Ausdruck: ‚Da kann er ſich denn mal darüber hermachen‘, mir entgegen. Ich nahm die Noten ſtillſchweigend in Empfang. ‚Iſt ihm das etwa nicht recht?‘ fragte er zornig. Ich ſchwieg. Sogleich erhielt ich nicht nur Ohrfeigen, ſondern auch mit den Pantoffeln Schläge, daß das Blut auf die Noten ſpritzte.“

Sanftere Sitten, als ſie im Hauſe des heißblütigen Muſikdirektors herrſchten, lernt man in der Familie des Berend Goos kennen, eines Tier- und Landſchaftsmalers. Der Vater war Paſtor an der Mennonitengemeinde, die von eingewanderten Holländern hier gegründet wurde. In ihrer Kirche zu Altona ward noch im ganzen erſten Dritteil des neunzehnten Jahrhunderts abwechſelnd holländiſch und deutſch, erſt von 1838 an nur deutſch gepredigt. Die Mutter, ebenfalls Mennonitin, gehörte der alten Familie Rooſen an, die zum erſtenmal in unſeren Tagen durch eines ihrer Mitglieder im Senat jene Sekte vertritt. Der Landſitz ſeines Großvaters Rooſen, die „Boſt“, auf einem bruſtförmig in die Elbe vorſpringenden Abhang bei Dockenhuden gelegen, war das Kindheitsparadies des zukünftigen Malers.

Garten, Wege und Wald ſchildert er als Greis mit rück-

Digitized by Google

schauender Liebe, sieht noch jede Stube des Hauses vor sich, dessen ältester Teil gewissermaßen klassischer Boden war. Hier hatte Hugo Grotius gewohnt, den man sogar als den Erbauer vermutete, ferner der Maler Balthasar Denner und später der Schriftsteller Archenholtz. In den drei starken Bänden seiner Lebenserinnerungen, die übrigens nur einen Auszug aus der für die eigene Familie abgefaßten Niederschrift bilden, ergeht sich Goos mit ganz besonderem Behagen in der Schilderung seiner Lehrzeit als Apotheker. Nachdem der spätere Maler sich durch 120 Visiten bei sämtlichen Ärzten der Stadt deren Beachtung persönlich empfohlen, eröffnete er das neue Geschäft an einem, wie er selbst sagt, ominösen Tage — am 1. April — und zwar im Jahre 1842. Fünf Wochen darauf, am 5. Mai 1842 war es, daß ein Freund zu ihm eintrat, ihm von dem großen, unlöschbar großen Feuer zu erzählen, das in der Deichstraße ausgebrochen. „Willst du's nicht auch 'mal ansehen?" Goos' Apotheke ist dem Brande zum Opfer gefallen, der in vier Tagen mehr als ein Dritteil der ganzen Stadt in Asche legte. Aber es ist wunderlich, er, sowie fast alle, die von jener Zeit berichten, wissen mehr von kleinen heiteren Vorkommnissen zu erzählen, als von dem Grauen und dem Elend.

Mit welcher niederdeutschen Gemütsruhe, ja fast Heiterkeit, die Hamburger das allgemeine Unglück aufnahmen, das mag man auch aus dem Ausruf erkennen, mit dem, wie es in anderen Lebenserinnerungen (von Dr. Lehmann) erzählt wird, zwei ältere Brüder den jüngsten weckten: „Emil, du mußt dich ‚vermünnern', wir sind abgebrannt!" — Und die Mutter des gleichen Verfassers schrieb in einem Briefe, in dem sie der Betrübnis über den Verlust so vieler wertvoller Sammlungen ihres Gatten Ausdruck gab: „Über verbrannte Stühle und Tische kann ich aber nicht trauern, wenn Mann und Kinder keinen Schaden gelitten haben."

Berichten dereinst unsere Zeitgenossen über die Ereignisse, die in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts einen so tiefen Eindruck machten, wie in der ersten die Gewaltherrschaft der Franzosen und der Brand, so wollen wir hoffen, daß sie derselben mit ebenso gutem Humor gedenken! Zum Glück liegt rasches Vergessen des Unglücks ja in der Menschennatur, und ganz besonders in der Natur des Norddeutschen und Hamburgers.

Die an letzter Stelle zitierten dreibändigen Lebenserinnerungen gehören nicht der Liebhaberbibliothek an. Dr. Emil Lehmann, der schon erblindet, als Übersetzer tätig war, ist nicht Maler, wie

Digitized by Google

Goos, doch ein Malerssohn. Von seinen Brüdern, den bekannten Porträtisten Heinrich und Rudolf Lehmann, hat letzterer, in London lebend, gleichfalls Erinnerungen geschrieben, die in englischer wie deutscher Ausgabe erschienen: „Städte, die ich sah und Leute, die ich traf.“ — Ein Schwede, der Maler Bernd Grönvold, edierte ferner vor ein paar Jahren Jugenderinnerungen noch eines Hamburger Malers Friedrich Wasmann, der, ein Zeitgenosse des Romantikers Philipp Otto Runge, selbst vom Geiste des Romanticismus stark beeinflußt, katholisch wurde und, halb vergessen, in Bozen starb.

Gehören diese zuletzt genannten Selbstbiographien aus Malerkreisen auch bisher nicht zu dem Bestand der Liebhaberbibliothek, so enthält dieselbe dafür Bilder aus den Jugendtagen des größten Musikers, den die Stadt hervorgebracht: Johannes Brahms. Der Verfasser W. Hübbe berichtet über die Zeit, da jener jung und noch nicht berühmt war. Von des Meisters eigener Feder enthält Hübbes Buch ein humoristisches Avertimento für die Damen eines von ihm geleiteten Chors:

Pro primo wird verstanden, daß die Mitglieder des Frauenchors da sein müssen.

Als wird verstanden: daß sie sich obligieren sollen, den Stehungen und Sitzungen der Societät regelmäßig beizuwohnen.

Pro secundo ist zu beachten, daß die Mitglieder des Frauenchors da sein müssen.

Als ist zu nehmen, sie sollen präcise zur anberaumten Zeit da sein.

Schließlich:

Pro quinto: Was nicht mitsingen kann, das sehen wir als ein Neutrum an.

Unterschrieben ist der Erlaß:

Der ich verharre in tiefster Devotion und Veneration des Frauenchors allzeit dienstbeflissener, schreibfertiger und taktfester

Johannes Kreisler jun.
alias Brahms.

Es ist leider zu befürchten, daß die angedrohte Buße von 8 Schilling Hamburger Kurant für die Säumigen ziemlich oft zur Erhebung gelangte; die Damen hatten wohl manchmal auch anderes im Kopfe, als ihr Singen. „Viele von ihnen kamen zu spät und die wenigsten hatten geübt,“ so heißt es einmal. Als

Digitized by Google

sich gar eine derselben verlobte, sagte Brahms: „Was soll denn das, ich habe doch kein Heiratskontor!“

Aber es sind nicht Beiträge zur Charakteristik berühmter Männer, sind nicht die Schilderungen aus Künstlerfamilien, auf die wir vor allem hier aufmerksam zu machen dachten. Typischer für Art und Wesen unserer Stadt erscheinen die Bilder aus Kaufmannshäusern.

Da ist zuerst ein Mann des achtzehnten Jahrhunderts, der Baron Caspar von Voght, der geistreiche Mäcen, weltgewandte Reisende, Landschaftsgärtner und dazu Gründer unserer allgemeinen Armenanstalt, die damals von Wien bis Lissabon als ein schwer erreichbares Vorbild bewundert und von Fremden aufgesucht wurde.

„Statt Almosenvergeudung die Kunst des sinnigen Wohltuns, —
Lehrte er Hamburg zuerst, dann den entfernteren Kreis.“

So heißt es auf dem Grabstein Voghts. Das Lebensbild des merkwürdigen Mannes, den man wohl als das Ideal eines edelherzigen Dilettanten bezeichnen könnte, ist von O. Rüdiger geschrieben. Er selbst kommt in dem Bande nur in einer Gedächtnisrede auf seinen Vater zu Worte. Wie es fast allen Stiftern großer Kaufmannshäuser, den Parish, den Laeiß usw. nacherzählt zu werden pflegt, so hat auch der Senator Kaspar Voght der Ältere seinen Lebensweg mit sehr kleinem Barvermögen begonnen.

„Er war der jüngste Sohn eines Dorfpfarrers, der seiner zahlreichen Familie kaum die nothwendige Erziehung geben und für ihr weiteres Fortkommen garnichts thun konnte. Er sollte Theologie studiren, die Wortkrämereyen der unteren Schulen waren für seinen Geist zu leer, für seine Lebhaftigkeit zu niederdrückend. Er verließ sie und — offt erzählt er es uns mit inniger Freude und einer dankbaren Thräne zu Gott — 32 Schilling und eine Empfehlung an einen weitläufigen Anverwandten, waren der ganze Reichthum, mit dem er nach Hamburg kam. Aber dieser Verwandte brachte ihn in das Haus eines würdigen teutschen Mannes — ... ihm hatte der Verstorbene zwei mahl sein Glück zu verdanken. Nach vielen Jahren der unermüdeten, redlichsten Arbeit schickte er meinen Vater nach Lissabon an die Spitze seines Hauses. Da zeigte sich seine ganze Thätigkeit, die Kraft seiner Seele und der Handlungsgeist, den er in so hohem Maaße besaß. Er machte aus einem ruinirten Hause das Erste Haus in Lissabon, verlies es nach

Digitized by Google

16 Jahren in den blühendsten Umständen und hatte sich durch ehrenvollen Fleiß ein Vermögen erworben, das ihn in den Stand setzte, irgendwo der Stifter einer glücklichen Familie zu werden. Ich brauche es Euch nicht zu sagen, meine Lieben, was sein empfindliches Herz für eine Freude und Beruhigung in dem Gedanken fand, unser Glück und unsere Freude nur Gott und seinem Fleiß zu verdanken. Der Ahnenstolze, vielleicht der Letzte seines Stammes, wenn Tugend adelte, hat er eine Empfindung, die dieser gliche?! — Wir hatten einen edlen Vater!"

In ganz anderem Ton, als diese etwas schwülstigen Tiraden aus der Zeit der Empfindsamkeit, ist die Geschichte der Familie Meyer geschrieben. Ein Sohn derselben, der Senator Herr Georg Christian Lorenz Meyer, hat um 1861 den damaligen Syndikus und Ratsarchivar Otto Benecke mit der Abfassung dieses Buches betraut. Wer Beneckes Hamburgische Geschichten und Denkwürdigkeiten, seine Hamburgischen Sagen und sein prächtiges Buch: „Von unehrlichen Leuten" kennt, der muß auch Freude an dem kanzleimäßigen, altertümelnd steifen und dabei so humorvollen Stil des gelehrten Herrn haben. Er wird es nachfühlen, mit welcher Wonne der Ratsarchivar gerade die verschnörkelten Wendungen der Amtszeugnisse und Geschäftsbriefe aus dem Nachlaß des alten Johan Lorentz Meyer wiedergibt. Der ist einst, da das, wie gesagt, für Ahnherren ehrbarer Kaufmannshäuser so schicklich ist, mit nur 4 Schillingen in der Tasche durchs Tor hier hereingezogen. Seine Vorfahren in Franken waren aber wohlbegüterte Leute, der Großvater Schultheiß und Gerichtsvorsteher, daher brachte er denn auch, außer dem nicht eben glänzenden Barvermögen, noch einen silbernen Trinkbecher mit. Als Weinhändler hat er sich hier niedergelassen und da er, der ein gelernter Büttner oder Küfer war, im Jahre 1730 dem Amte der Weinverlasser beizutreten wünschte, mußte er aus seiner Heimat sich einen „Geburts- und Mann-Rechts-Brieff", sowie einen „Lehrbrieff" kommen lassen. „Das Amt hätte damals" — meint Benecke, „selbst einen Krösus an Reichtum oder einen Solon an Weisheit, ohne die Legitimation, daß er kein Wende, kein Henkersvetter, kein Gauklersneffe, kein Nachtwächterkind — sicherlich abgewiesen." In dem Zeugnis, das jener Mannrechtsbrief dem Johan Lorentz Meyer ausstellt, und das so günstig wie wortreich lautet, heißt es unter anderem — es ist nicht ganz leicht, eine kürzere Stelle aus den Satzungetümen herauszuklauben:

Digitized by Google

„Wir ..... urkunden und bekennen hiermit, und in Krafft dieſes vor allmänniglich, ... daß eingangsgedachten Herrn Johan Lorentz Meyers ſeliger Vater Peter Meyer, weiland Herrn Valentin Meyers fürſtlich Schwartzenbergiſchen Schultheißen allhier eheleiblicher Sohn und ſeine Mutter Margaretha, weiland Herrn Johann Zimmermanns hieſigen Ambts geweſenen Schultheißen ehelich hinterlaſſene Jungfer Tochter, ſich beede ledigen Standes zuſammen geheyrathet, ehrlich und unanſprüchig, mit Krantz, Haarband und Saitenſpielen allhier in Obernbraith einen öffentlichen Kirchgang und ehrliche Hochzeit gehalten: ſodann bemeldeten ihren Sohn, Herrn Johan Lorentz Meyern aus einem reinen und untadelhaften Ehebette erzeuget und ſelbigen Anno 1696 den 14. October früh zwiſchen 1 und 2 Uhr als einen freyen Teutſchen, der nicht einiger Leibeigenſchaft oder verwerflicher Servitut unterworffen, ehrlich zur Welt gebohren."

Daß „offtbeſagter" Herr Johan Lorentz auf Grund ſeiner ausgezeichneten Zeugniſſe als Bürger in das Amt, ſo wie er es wünſchte, aufgenommen ward, iſt begreiflich. Er hat dann zweimal mit Töchtern angeſehener Familien in Hamburg eine „ganze" Hochzeit gehalten. Leider können wir ſo wenig, wie der in den Bräuchen jener Zeit ſo wohl unterrichtete Benecke ſelber, die Fragen beantworten, die nach ſeiner Anſicht Damen, welche für Geſelligkeit ſich intereſſieren, immer zuerſt tun, ſobald nur irgend von einer Hochzeit die Rede iſt, nämlich: 1. Was haben ſie „angehabt"? und 2. was haben ſie zu eſſen gehabt? Vom Trinken dagegen müſſen wir, da ja Herr Meyer Weinhändler war, wie es ſein Geſchlecht in einem Stamme heute noch iſt, wohl etwas reden.

Seine Handlungsbriefe von 1741—45 ſind in dem Familienbuche mitgeteilt. Da erwähnt gleich der erſte Weine, die zum Teil auch uns wohlbekannt ſind. Er vermeldet, er werde per Fuhr einſenden: „12 Bout. vin de tint; 12 Bout. roten Pontac; 2 do. Maderawein; 2 do. alten Hochprior; 2 do. beſten roten Medocq." Er empfiehlt zugleich: „Moſelweine, Canarien-Sect, delicaten Palm-Sect", ferner in einem anderen Briefe „ſchönen, weißen Anjou- und Orleanswein, ſo ein gar plaiſanter Sommerwein iſt, delicaten neuen Burgundie, nebſt rothem und weißen Champagnewein, à 30—32 Schilling die Bouteille". Die Preiſe haben ſich freilich geändert. Daß ihm ſelber ſein guter Wein auch ſtets gute Zinſen eingetragen, iſt bei einem Manne von

Digitized by Google

solcher Geschäftskenntnis, wie Herr Meyer, anzunehmen. Doch ersieht man aus der Korrespondenz, daß er manchmal auch Schwierigkeiten damit hatte.

„Da nun bei den großen Freudenfestins zu Kiel" schreibt er 1743 an Ihro Exzellenz den Herrn Oberhofmarschall des Herzogs zu Holstein-Gottorp „durch öffentliche rothe und weiße Weinlauffung unter das Volk, meine Weinrechnung vom vorigen Jahre allein auf 4000 Rthl. angeschwollen, meine alte Rechnung von 3000 Rthl. auch noch im Rückstande ist, so habe doch zu meinem großen Leidwesen diesen Umbschlag keinen einzigen Schilling Abtrag erlangen können, ungeachtet dringlichster Vorstellung!".... Und ein andermal, an einen Kammerherrn zu Kiel: „Sollten Eure Hochwohlgeboren auf die Wiederbezahlung dieser vorgeschossenen Summe — (es handelt sich um 115 Rthl. 22 Sch.) — sieben bis acht Jahre warten müssen, so werden Sie erfahren, wie es mir schmecken muß, wenn man mir an Ihrem Hofe viel größere Summen so gottloser Weise vorenthält und sich nicht schämt, immer noch mehr zu fordern."

Der alte Herr war, wie für sein eigenes, so auch für das Beste seiner Leute eifrig bemüht. Mit Liebe wie mit Strenge hat er gesucht, ihnen seine Lebenserfahrungen zunutze zu machen. An seinen einstigen Lehrling und Kommis, der nun in St. Petersburg sein Agent ward, den er aber, der Zeitsitte gemäß, mit „Er" anredet, schreibt er einmal: „Werde jederzeit ein Freund von ihm bleiben, wenn Er meine Sache so betreibt, daß mit Ihm zufrieden sein kann. Bleibe Er nur vors Erste noch klein und niedrig und fliege Er nicht eher, als bis Er Flügeln und Federn bekommt. Wenn ich Ihm dienen kann, wills gern thun, aber auf meine Casse muß er garnicht reflectiren; wenn Er aber sein Sach gut machet, will Ihm eine ziemliche Provision Wein in Commission geben, auch Ihn anderen Freunden recommandiren. Er weiß, daß er von sich garnichts hat, folglich muß Er desto mehr trachten, durch Sparsamkeit, Fleiß und Treue sein Fortune zu machen ... Und so frag' ich ihn auf sein Gewissen, ob es sparsam und treu gehandelt heißt, daß Er, als ein junger Mensch, der nichts hat, auf meine Unkosten sich eine eigene Chaise und Pferde hält, da ihm doch wohl bewußt ist, daß ich selbst mit meiner Familie zu Fuß laufe! — Will Ihn doch freundschaftlich gebeten haben, hierüber, worüber mehr denke, als sagen mag, einmal ernstlich seine Gedanken ergehen zu lassen."

Man sieht, Herr Meyer handelt nicht, wie der alte Parish,

Digitized by Google

— gleichfalls ein Hamburger Handelsherr, der klein anfangen mußte — von dem wir kürzlich in der Deutschen Rundschau lasen, daß er seinen Söhnen sehr ernstliche Vorhaltungen machte, nicht zu verschwenden, während er selber genauestes Buch führte über seine eigene Verschwendung für Wagen, Pferde, Treibhäuser, Diners. Von den Nachkommen Meyers ist der eine, Arnold Otto, heute Besitzer der größten Hamburger Sammlung von Handzeichnungen und Kunstdrucken; ein anderer, Eduard Lorenz Meyer, der Vorsitzende der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde, zugleich eines ihrer fleißigsten Mitglieder, und das Familienbuch seines Hauses enthält bei jedem Kapitelanfang Rahmenzeichnungen von seiner Hand.

Eine minder bürgerlich strenge Sinnesart zeigen die Reisebriefe des Freiherrn Ernst v. Merck, dessen Namen eine Hamburger Straße in der Erinnerung heute noch wachhält. Seine Berichte von der ersten großen internationalen Ausstellung zu London 1851, lesen sich auch heute noch gut. Auffallend, und für den Geschmack des echten Hanseaten charakteristisch, erscheint es mir, daß ihm London, daß ihm englische Sitten und Gewohnheiten so sehr viel besser, als Paris und französische, behagen. Und ferner ist ihm — wie man es noch heute im allgemeinen den Hamburgern nachsagt — (ich möchte freilich behaupten, mit Unrecht!) — gutes Essen eine ungemein wichtige Sache. So schreibt er aus London:

„Für die echte Schildkrötensuppe, dem Ambrosium der Londoner Aldermen gibt es in der City verschiedene Etablissements, wenn man aber noch nicht Lordmayor war, so ist es schwer, die beste Quelle dafür anzugeben. Man führte uns allerdings in ein Lokal, in welchem nur Turtlesoup und andere heiße und aufregende Speisen gegeben wurden, der Name ist mir aber entfallen. Wir stiegen, nachdem wir aus silbernen Schalen die klare und durchsichtige Brühe genossen, uns Gaumen und Schlund weidlich mit der Heißgewürzten verbrannt und echt homöopathisch mit geeistem, aber sehr starkem Punsch wieder geheilt hatten, in einen dunklen Keller hinab, in welchem an achtzig Schildkröten auf dem Rücken und ein nasses Kissen unter dem Kopfe, ihres Schicksals, von hungrigen Aldermen in der Form von Suppe, Steaks und Pasteten, verschlungen zu werden, harrten.

Verlangt man ein französisches Diner oder will man aus Neugierde ein schwelgerisches Mahl einnehmen, so gehe man nach Longs oder Fentons Hotel, bestelle ein gutes Diner, ohne

Digitized by Google

den Preis zu bestimmen, Eleganz, Komfort und Üppigkeit sind da vereint. Der Fuß des Dieners gleitet geräuschlos über den türkischen Teppich, prachtvolles Silberservice, schön geschliffene Gläser, gewählte Speisen, auserlesene Weine, eine behagliche Ruhe, kurz, alles trägt dazu bei, die Sinne zu berauschen. Man wird da finden, daß man in London ebensogut, wie in Paris den Ortolan à la Provençale, diesen Kooh-I-Noor der Gastronomen erhalten kann, ja wir sahen selbst dies Tierchen, das, seiner Federn entkleidet, in eine große Trüffel gesteckt und so gebraten werden kann, bei einem Federviehhändler in Käfigen mästen.

Vor allen Dingen, geneigter Leser, mache ich dir es zur Pflicht, in London Restaurants mit französischen Namen, wie Verrey in Regents-Street und Lafeuillade unter den Arkaden der Oper zu vermeiden. Wir wurden bei ersterem ein Opfer unserer sträflichen Neugier; ein widerlicher Mischmasch, eine gräuliche olla potrida ward uns serviert; das Lokal war überfüllt, denn hier speist jeder Fremde, der sich nicht an die englische Küche gewöhnen mag, die Hitze und der Eßgeruch ist unerträglich, das Damenpublikum nicht recht geheuer. Unser Tisch war von deutschen Landsleuten umgeben, gegen deren Gegenwart wir im allgemeinen nichts einzuwenden hätten, wenn nur die Art und Weise, wie sie ihre Speisen vertilgten, Fisch und Gemüse mit dem Messer zum Munde führten, uns nicht den Anstand hätten vermissen lassen."

Man darf nicht vergessen, daß diese Briefe von 1851 stammen. Heute, um mehr als 50 Jahre später, heute wird doch dieser Ausfall auf die Manieren unserer lieben Landsleute sie nicht mehr empfindlich treffen? Wer äße heute wohl noch mit dem Messer??

Im denkbar allerschärfsten Kontrast zu diesen Plaudereien des Weltmanns und eleganten Gourmands steht das zweite der Meyerbücher. Es handelt von einer ganz anderen Familie als jenes erstere, von einem Manne, der in seiner kurz bemessenen Lebensspanne, 1797 bis 1848, aus einem armen Bettelknaben sich zu einem der ersten deutschen Großindustriellen gemacht hat. Zur Erinnerung an Heinrich Christian Meyer (Stockmeyer) und zum Dank für sein Wirken ist auf einem öffentlichen Platz ein granitener Obelisk errichtet worden. Nur leider hat dies Meyerdenkmal ein fatales Schicksal, es muß nämlich wandern, mußte erst den Bauten der Verbindungsbahn weichen, dann den neuen

Digitized by Google

Bahnhofsanlagen, und steht heute weit draußen, in einer Gegend, die von dem Herzen der Stadt sehr entfernt liegt, aber gerade von denen bewohnt wird, deren Stand durch H. C. Meyers Arbeit gehoben, gefestigt und verbessert wurde; von Fabrik- und Hafenarbeitern.

Dieser H. C. Meyer nun ist, weder mit 32, noch mit 4 Schillingen in der Tasche, einst als Kind von Stade her in Hamburg eingewandert.

„Die Familie", schreibt der Sohn, „war buchstäblich bettelarm, da, wie mein Vater sich lebhaft erinnerte, ihm während des Marsches nach Hamburg, auf der Elbinsel Wilhelmsburg von seiner Mutter ein kleiner leinener Beutel umgehängt ward, mit der Weisung, in den Bauernhäusern am Wege um Brot zu bitten, was sein Gefühl empörte und unter bitteren Tränen von ihm verweigert ward .... Im Anfange war Stuhlmacherei, derzeit noch eine besondere Zunft, die Haupterwerbsquelle des Vaters. Die von dem Stuhlrohr zum Flechten der Sitze verbleibenden Abfälle führten dann langsam durch Verkauf von Ausklopfstöcken zur Herstellung von Spazierstöcken .... Der Knabe mußte bei der Herstellung derselben helfen, später, in einem heute noch erhaltenen Holzkasten, die Stöcke auf der Straße feilhalten."

Und der Sohn berichtet, wie der kleine „Stockmeyer", der durch sein hübsches Äußere und seinen guten Humor bald zu einem Liebling der Hamburger wurde, daheim, gleich so viel anderen tüchtigen und großen Männern nicht nur unter Nahrungssorgen, sondern auch unter der finsteren Härte seines Vaters zu leiden hatte:

„Nachmittags um 5 Uhr, nach beendeter Börse, verlegte er seinen ambulanten Stockhandel nach dem Jungfernstieg. Vor dem Alster-Pavillon schwellte ihm oft Sehnsucht das Herz, den glücklicher Situierten gleich, auf dem herrlichen Bassin herumzurudern. Als an einem warmen Sommertage ein besonders freundlicher Käufer ihm einige Schillinge über seinen Preis gegeben hatte, erlag er der Versuchung. Er mietete ein Boot und ruderte durch die Lombardsbrücke weit in die Außenalster hinaus, bis ihm eine mit hohem Schilf bewachsene Stelle den Gedanken eingab, in seinem Boote eine Schilflaube aufzubauen, welches Bauwerk zu seiner hohen Befriedigung gelang. Selten wohl hat sein Gemüt ein innigeres Wohlgefühl empfunden, als, da sein Fahrzeug vom günstigen Winde dem Jungfernstieg

Digitized by Google

zugetrieben, er selber sich, mit dem Kopfe dem Steuer zu, der Länge nach ausstreckte und unter seinem grünen Dach heraus mit seiner besonders schönen Stimme die herrlichsten Lieder aus seinem reichen Schatze in die Luft schmetterte. Lange bevor er sein Ziel, den Bootsteg neben dem Alster-Pavillon erreichte, hatten sich am Jungfernstieg Promenierende angesammelt und das seltsame Fahrzeug mit dem unsichtbaren Sänger angestaunt. Als aber dieser die ihn Erwartenden näher ins Auge fassen konnte, verwandelte sich ihm Seligkeit in jähe Angst, denn unter ihnen entdeckte er seinen finster blickenden Vater .... Schnell flog die ganze grüne Herrlichkeit über Bord und zagend trat er ans Ufer, um die bittersten Vorwürfe zu erdulden. Ohne Schonung ward ihm gesagt, daß natürlich die ganze Familie darben müsse, wenn der Sohn das für sie bestimmte Geld, für Allotria vergeude, die ihn überdies dem Gespött des Publikums aussetzten..."

Zu dem anschaulich malerischen Bilde, das wir hier von dem Knaben erhalten, paßt es gut, daß er überhaupt nur einen einzigen Winter lang, etwa zehnjährig, die Schule besucht hat, und dabei schon auf dem Wege hin und zurück mit einem Mädchen ein Herzensband knüpfte, das später zur glücklichsten Ehe führte, obwohl, — oder weil — der hübsche, wilde, stets mit einem Rohrstock bewaffnete Meyer der Schrecken seiner Mitschülerinnen geworden war, die sich vor seinen Neckereien auf die andere Seite der Straße flüchteten.

Sechzehnjährig, da Davoust alle Bewohner Hamburgs auswies, die sich nicht verproviantieren konnten, hat H. C. Meyer einem Vetter, bei dem er auf dem Lande mit Mutter und Geschwistern aufgenommen war, durch seine Geschicklichkeit im Malen als Anstreicher gedankt und sich noch 30 Mark mehr verdient, die er dem Vater, nachdem die Franzosen abgezogen waren, mitbringen konnte. Und mit 18 Jahren hat er jene Schulbekannte geheiratet, die schön war, ebenso arm wie er und ebenso tüchtig. Solche frischmutige Menschen, die, wenn sie selber sich auch bewußt sind, gar nichts richtig gelernt zu haben, doch die junge Keckheit besitzen, sich als Malkünstler, wo man gerade des Malers bedarf, anzubieten, die überhaupt verstehen, aus allem, was sie trifft und was sie ergreifen, Nutzen zu ziehen, die bringen es zu etwas in der Welt. Der kleine Stockhändler ist ein großer Stockfabrikant geworden. Die Rohmaterialien, Fischbein, Hölzer, Rohrsorten, kannte er besser, als irgend ein anderer, da er sie als Knabe mühselig für wenig Geld sich hatte aus den Lagerbeständen

Digitized by Google

größerer Händler aussuchen müssen. Von den Farben, dem Firniskochen wußte er mehr, da er in der Not auf dem Lande es sich selber gelehrt hatte, mit beidem sorgsam umzugehen. Und noch, da er Arbeiterscharen beschäftigte, ist H. C. Meyer sein bester, geschicktester und sein fleißigster Arbeiter gewesen. Seine Geschäftsteilnehmer aber machte er zu Mitverdienern, indem er ihnen einen Anteil an seinem Gewinne zusicherte. „Alle vom Deutschen Reich jetzt ins Leben gerufenen Arbeiterwohlfahrts-Einrichtungen" — so schreibt der Herausgeber des Stockmeyer-Buches, Geheimrat von Böhmert — „hat H. C. Meyer im Jahre 1828 schon in seiner Fabrik eingeführt und besser als das Reich organisiert, weil er bereits die Unfallversicherung mit der Kranken- und Altersversicherung verschmolz und die Arbeiter nicht nur zur Mitverwaltung, sondern auch zu einer Beisteuer zu den Unkosten mit heranzog."

Von den elf Kindern, von denen gleichzeitig immer nur sieben am Leben waren, haben die Söhne die großen Geschäftsunternehmungen H. C. Meyers weitergeführt und in seinem Sinne ausgebreitet. Wenn die Witwe des einen auch in letzter Zeit durch den Geyger-Klinger-Prozeß eine nicht sehr erfreuliche Berühmtheit in Deutschland erlangte, so darf das doch nicht die Tatsache vergessen machen, daß sie Riesensummen zur Unterstützung von Künstlern, zur Gründung eines Künstlerheims spenden wollte, daß sie vorher schon in Hamburg eine Stickschule nach künstlerischen Prinzipien gegründet, eine herrliche Spitzensammlung mit jahrelangem Fleiß erworben und darauf dem Museum für Kunst und Gewerbe zum Geschenke gemacht hat.

Ein Enkel, heute Hamburgischer Senator, ist der Gründer des „Volksheim" geworden, in welchem, nach dem Muster der englischen Toynbee-Hall, Arbeiter — nicht nur die jener Meyerschen Fabriken, sondern alle Leute vom Hafen — am Sonntag abend Unterhaltung durch Vorträge und Musik, in der Woche Auskunft in schwierigen Fällen, Diskussion sozialpolitischer Fragen, Lesezimmer, Bilderausstellung, Lehrlingsvereinigungen usw. finden und auch eifrig benutzen.

Über eine Tochter H. C. Meyers, die bei jenem ersten Versuch zu einer Frauenhochschule 1848 in Hamburg eine große Rolle spielte, fand ich eine Schilderung in handschriftlichen Erinnerungen von ihr gänzlich fernstehender Seite (Frau Dr. Isler). Ich möchte sie hierhersetzen, weil diese Worte in der jungen Frau etwas von der Tatkraft und der Frische des Vaters erraten lassen:

Digitized by Google

„Mir ist, als sähe ich sie in ihrem unaussprechlichen Liebreiz vor mir, als fühlte ich den wunderbaren Zauber, mit dem sie mir die Seele gefangen nahm. Ich kann noch heute sagen, sie ist die höchste Frauennatur gewesen, die mir auf meinem Lebenswege begegnet ist. Der mächtige Verstand, durch Anmut der Härte beraubt, war gepaart mit der Genialität des Herzens, die sie befähigte, ‚zu können, was sie zu müssen eingesehen', und diese Einsicht war, daß keine Hingebung des Einzelnen zu groß und vollständig sein könnte, wenn die Gesamtheit gedeihen sollte."

Man spürt es, daß die Schreiberin selbst eine der hohen und reinen Frauen, schöngeistig bildungsdurstig war, wie jene, die sie so warm bewundert. Gleich Malvida von Meysenbug, der auch aus den Bestrebungen der Hochschule die Gedanken klarer wurden, welche für ihr ganzes ferneres Leben ihr die Richtung gaben, gleich so vielen anderen damaligen Frauen, war Emma Isler Idealistin durch und durch. In allem, was sie dachte und sprach, ließ sie sich von den höchsten Gesichtspunkten leiten, was sie tat und was sie uns Jüngere neben sich tun ließ, wurde von dem inneren Bewußtsein getragen, gehoben, daß es zur Vervollkommnung der ganzen Menschheit nicht wertlos sei. Und wenn sie am Morgen in dem bescheidenen Gelehrtenhaushalt ihres Gatten selber die Petroleumlampen sorgsam reinigte, so lag auf dem Tische neben ihr die Bibel aufgeschlagen, daß sie, wenn ihr die Kräfte erlahmten, ausruhend an den uralten Worten Erfrischung finden könne. Und — man verstehe recht — es war nicht eigentlich Gläubigkeit, was sie zu dieser Lektüre trieb, es war der rein ästhetische und hohe Genuß an der Schönheit der Gedanken, wie der Sprache.

Über die Grenzen der Stadt reicht eine andere der Biographien insoweit hinaus, als sie einen Freund Bismarcks behandelt, den Bürgermeister Petersen. Unsere Zollanschlußbauten, wie das neue Rathaus, half er mit gründen; sein Denkmal im spanischen Ratshabit steht, von V. Tilgner, dem Stadthaus gegenüber, in welchem er einst seine Amtswohnung hatte. Sein Lebensbild ist von Professor Adolf Wohlwill verfaßt. Aber den laienhaften Leser fesselt auch hier wieder, mehr als der Bericht über Bismarcks Verkehr mit dem geistreichen Bürgermeister, was der Mensch selber, was Petersen von seiner eigenen Jugend erzählt. Es ist da ein liebenswürdiger Brief mitgeteilt, den er im Jahr 1885, selber schon sechsundsiebenzigjährig, an seinen Mit-Bürgermeister Mönckeberg schrieb. Dieser hatte ihm Tagebücher

Digitized by Google

seines eigenen Großvaters, auch eines Senators, übersandt, und nun vergleicht Petersen seine Jugend mit jener Zeit von vor 100 Jahren:

„Es ist auffallend, wie viel geringer der Unterschied ist zwischen den Lebenszuständen von 1783 und 1825, und zwischen denen von 1825 und heute; 1825—1827 war Hamburg noch die patriarchalische, heute ist es die moderne Stadt. Die jetzigen großen Hafenanlagen waren nicht vorhanden, die Elbe war freier, die Inseln waren Wiesen und Wüsten. . . Das Leben war ruhiger, weniger bewegt und aufgeregt, die Sozialpolitik und die Presse spielten noch nicht die vorwiegende Rolle. Die Strafjustiz wurde noch in der alten Rauheit geübt, die jetzt durch zu große Zartheit ersetzt wird. Ich habe noch einen Zuchthäusler in der härenen Decke auf einem offenen Wagen zum Schafott im großen Zuge hinausfahren sehen, noch gesehen, wie am ‚Kaak' ein Dieb den Staupbesen bekam, während die Dächer ringsumher von Straßenjungen besetzt waren, die dem scheußlichen Schauspiel jubelnd anwohnten, voran die Schornsteinfegerjungen; noch gesehen, wie ein Verbrecher im Halseisen ausgestellt war. Man braucht nicht sentimental zu sein, um bei solchem Anblick das Bedürfnis einer Reform der Strafjustiz zu fühlen. Heute ist die Roheit von der Justiz zu den Messerhelden übergegangen. . . In der größeren Einfachheit der Verhältnisse trat auch das Komische mehr hervor. Noch in späterer Zeit, als ich schon im Senat war, nahm das Dienstmädchen abends die Schlüssel der gesperrten Tore (Hamburg war bekanntlich Festung), die ihr, weil es Mitternacht war, in das Kellerfenster hineingereicht wurden, in Empfang, sie bis zum Morgen aufzubewahren. Als ich nach Studien in Heidelberg und Paris 1831 nach Hamburg zurückkehrte, fanden sich noch ganz die alten patriarchalischen Verhältnisse vor. Die vier Bürgermeister gingen noch im Habit, in feierlichem Zuge, von Reiten- und Hausdienern geleitet, in die Ratsstube und das im ‚Gehege' (eine Art Börse im Rathause für Advokaten, Hausmakler und sonstige Geschäftsleute) versammelte Publikum sah sie mit Ehrfurcht wieder fortgehen. . . . Als ich meine Besuche machte, und zu Bürgermeister Abendroth kam, nahm er mich sehr freundlich auf. Beim Weggehen sagte er mir aber: ‚Myn Jung! den grooten swatten Bart mußt Du affsniden,' obwohl ich nur einen gewöhnlichen Backenbart, freilich unter dem Kinn durchgehend, bei Leibe keinen Schnurrbart trug."

Digitized by Google

Gute, liebe, alte Zeit, in der die ersten Männer der Stadt noch Plattdeutsch miteinander sprachen, jeden jüngeren von vornherein duzten, in der ein etwas neumodischer Bartschnitt eine bedenkliche Sache war. Friedlich-gemütliche alte Zeit, ohne Eisenbahnen und Telegraphen, ohne Telephon, das gebieterisch bimmelnd jeden Augenblick ruhiger Arbeit unterbricht, und zum Aufspringen zwingt, zum Höflichsein. Bescheidene, warmherzige alte Zeit, da noch die Leute sich so einfach fanden, liebten und heirateten, ohne Geld und ohne viel Sorgen, so heiter und harmlos ihre Kinderscharen aufwachsen und vorwärts streben sahen! Ob es noch heute solche schlicht zufriedene und mutig heitere Menschen gibt, wie sie aus manchen dieser Bücher zu uns reden? Man hätte plötzlich allen seinen Freunden ihre Geld-, Berufs-, und Erziehungssorgen, die man so oft mit ihnen teilt, erleichternd genommen, könnte man ihnen versprechen: Nach euch geben eure Tochter oder einer eurer Enkel solch ein schönes Bild von ihrer Jugend! schildern Eltern und Elternhaus mit so zärtlich verklärender Treue, wie es in den beiden Familienbüchern der Hertz geschieht.

Aus der ganzen bis jetzt erschienenen Liebhaberbibliothek sind es diese zwei Bände, die auf einen jeden Leser die allergrößte Anziehungskraft ausüben müssen.

„Urgroßeltern Beets" — so heißt der erste, in welchem Frau Dina Hertz, ihren Enkeln und Urenkeln (sie besaß deren zweiundneunzig!) von ihren eigenen Eltern erzählt. Ihr Vater Jan Cornelius Beets, Sohn eines Kaufmanns und Reepschlägers, war Mennonit; seine Gattin, mit der er sich verlobt, als sie beide 16 Jahre zählten, eine Engländerin, früh in die Welt hinausgekommen, ohne jegliches Glaubensbekenntnis.

Als sie heirateten, es war im Jahre 1803 und beide nun zweiundzwanzigjährig, da wurde die Traurede, in Rücksicht auf die fremde Braut, in der kleinen Altonaer Mennonitenkirche zum ersten Male nicht holländisch, sondern deutsch gehalten. Und zwar ist es die erste des jungen Pastor Goos gewesen, von dessen Sohn, dem Apotheker-Maler, wir auch ein Lebensbuch hier besprachen. Die junge Frau, deren Mutter katholisch war, hatte sich erst zur französisch-reformierten Kirche gehalten, weil sie deren Sprache verstand. Von den Töchtern des Paares, die im Mennonitenglauben groß geworden, heiratete die Älteste, „den unter dem mosaischen Gesetz geborenen, erst im Jünglingsalter zum Christentum Übergetretenen, die zweite den Lutheraner und die dritte den Katholiken."

Digitized by Google

Schlicht, ohne jeden Kommentar, als selbstverständlich berichtet das die alte Frau. Das Erinnern an die fromme Gesinnung des Vaters scheint ihr für seine Toleranz die Erklärung zu geben. Dieses ruhige Geltenlassen der Andersgläubigen tritt uns aus mehreren dieser Bücher als ein Charakteristikum des alten Hamburg entgegen, in dem bekanntlich der weitherzige Grundsatz: „Leben und leben lassen" herrschte.

Von der schreckensvollen Franzosenzeit, die, wie schon erwähnt, in all diesen Familiengeschichten naturgemäß eine sehr große Rolle spielt, wird auch hier in einem ruhigen, beinahe friedlichen Tone gesprochen. Von der Kontribution unter Davoust wurde Beets befreit, da sein Kompagnon eine Französin zur Frau besaß, die, „einfach gekleidet, am Arm ihres Gatten zu dem Präfekten ging. War nun ihre Jugend oder ihr einschmeichelndes Wesen, oder die zutrauliche Landessprache die Ursache — sie erreichte ihren Zweck. Nach einem ziemlich unsanften Empfange wurde der Präfekt freundlicher und das Ende vom Liede war, daß sie mit den Worten entlassen wurde: Eh bien, allez, désormais vous serez exempte de la contribution, mais ne le dites à personne. .... In all der schweren Zeit blieben die Bewohner des Hauses gottlob gesund, sie hockten in der einen, spärlich erwärmten Stube bei dem Ofen zusammen, die Kinder und die Erwachsenen wurden satt, wenn auch nur durch etwas gesalzenes Fleisch, Hülsenfrüchte, Pellkartoffeln und Schwarzbrot. Durch Vermittelung erhielt J. Beets die Erlaubnis, bei einem Bäcker sich jeden Abend ein kleines Weißbrot holen zu dürfen. Er mußte es aber selbst aus einer Hinterstube des Bäckers holen und es ganz heimlich unter seinem Mantel mit fortbringen. Die Kinder spielten munter umher, sie waren noch in dem Alter, wo man keine Gefahr kennt: es schien ihnen interessant, wenn die Sturmglocke läutete, und sie bemüht waren, mit einer kleinen glühenden Kohle das dick zugefrorene Fenster so weit aufzutauen, um hindurch zu sehen, was auf der Straße passiere."

Von dem großen Brande ist auch hier selbstverständlich die Rede:

„Man sah die Notwendigkeit heranrücken, das Haus zu räumen, man wollte zusammenpacken — ja, aber was? — man wollte die Sachen fortbringen — womit, wohin? Kein Fuhrwerk, kein Pferd zu bekommen .... Eine Schute war ihnen versprochen, welche, von den Kellerfenstern aus, Betten, Leinwand, Kleidungsstücke retten sollte, doch sie kam nicht. Wie

Digitized by Google

nun gegen Abend das Feuer sich immer näher wälzte, kam der Befehl, augenblicklich das Haus zu räumen, es sollte gesprengt werden. Einwendungen der Familie wurden nicht gehört, sie wurden sozusagen zum Hause hinausgeworfen, während oben die Männer schon die Dachfenster einzuschlagen begannen, daß die Scherben klirrend auf die Diele hinabfielen. So flüchteten alle Einwohner des Hauses.... Durch Menschengewühl, Lärm und Gefahr arbeiteten sie sich durch, nach Straßen, die außerhalb des Brandreviers lagen und erreichten nach vieler Beschwerde den holländischen Brook und das darin belegene Haus des Schwiegersohnes Hertz."

Das Doppelhaus am holländischen Brook, das, dem siebzehnten Jahrhundert entstammend, jetzt auch, wie so viel altes, hübsches in unserer Stadt, den Umwälzungen der Zollanschlußbauten hat zum Opfer fallen müssen, bildet den Schauplatz des zweiten Bandes, „Unser Elternhaus" benannt. Im zweiten Stock hatten, von der Zeit des Brandes an, die alten Beets ihre Wohnung behalten; unter ihnen, in den Räumen, welche der Kaufmann und Reeder Hertz für sein Geschäft und seine Familie eingerichtet, lebte, liebte, tanzte, turnte, musizierte die glückselige Kinderschar. Eine Reihe tüchtiger Männer und Frauen wuchs da herauf. Von den Söhnen ist der Älteste hamburgischer Senator gewesen, dessen Tochter, selbst Bildhauerin und Gattin eines Kunsthistorikers, hat zu dem Buche ihrer Großmutter die Seitenumrahmungen und liebenswürdigen Vignetten gezeichnet. Eine Tochter des Hauses stand zu den Besten der deutschen Literatur in Beziehung, da sie ihren Vetter W. Hertz geheiratet hatte, den Berliner Buchhändler, Verleger von Paul Heyse, wie Gottfried Keller. Einer der jüngeren Söhne endlich, Paul Hertz, von Beruf Fabrikant, publizierte viel gelesene Briefe, die er von Italien aus an seine Mutter, Frau Dina, geschrieben, und dies köstliche Kindheitsbuch.

„Unser Elternhaus" birgt nämlich nicht das Jugendparadies der zehn Geschwister Hertz allein. Mag man über die Schwelle des Hauses am holländischen Brook je eingetreten sein, oder niemals — uns alle überkommt, wenn wir von dem Leben dort lesen, ein Heimatsgefühl, ein Rückerinnern, Sichzurücksehnen, süß und schmerzlich zugleich.

Kannte der eine auch nicht den Hausknecht, der aus dem Plattdeutschen nur einen einzigen Artikel und zwar den weiblichen für sich in die gebildete hochdeutsche Rede mit herübergenommen hatte und deshalb konsequenterweise nur „Die alte Heinrich" ge-

Digitized by Google

nannt ward, so entsinnt er sich doch gewiß irgend einer alten Jette, die, mit dem Wörtchen „mir“ verfeindet, lieber den Akkusativ anwendete: „Je woll, Herr Doktor hat mich das gesagt, daß er mich das geben will.“ Und wer nicht auf der weiten Diele den baumelnden Walfisch mit roter Zunge und den grünen Schiffsschrank gesehen hat, er besitzt vielleicht noch die Mahagonibetten der Eltern mit dem hohen, runden Rand, auf den man so schön einstmals sich hinaufschwingen konnte, um droben mit baumelnden Beinen zu sitzen!

Wer hätte nicht sich nach dem Garten des Onkels gesehnt und den prachtvollen Stachelbeerhecken, wer erblickte nicht im Traume noch manchmal die kleinen grauen Eselein vor sich, elf an der Zahl, die auf dem Geburtstagskuchen im Kreise stehend, symbolisch damals auf das Alter und auch — — auf die Charakterbeschaffenheit des Geburtstagskindes hindeuten sollten, und die dann so lange, lange Jahre noch treulich zärtlich aufbewahrt wurden. Und so einen schönen Knopfkasten kennt man aus ferner Kinderzeit noch, einen Knopfkasten mit den verschiedensten Knöpfen, großen und kleinen, schwarzen und blauen. Der flache, schwarze (er stammte wahrscheinlich von Papas Rock her) war der Lehrer, die anderen, in Reihen aufgestellt, saßen als Schüler hinter ihren Klassentischen, antworteten, wenn sie gefragt wurden, manchmal auch ungefragt. Der dicke braune, der Metallknopf, ist das ein frecher Kerl! Natürlich kommt er in die Ecke, wie jeden Tag. Und der gelbe! .... Aber nein, von dem erzählt Paul Hertz ja gar nichts. Er schildert nur den Kasten selber aus farbigen Hölzern, den ein Kapitän einmal aus China mitgebracht hatte, schildert all die zierlichen Döschen und Büchschen, auf dem Nähtisch seiner Mutter.

Treppauf und treppab führt er uns in dem alten Hause, vom Fleth in der Straße durch Hof und Garten, zu dem Graben, der hinten am Wall war, bis wir glauben, das alles zu kennen, ja das Fensterchen zu sehen, das vom Kontor nach der Treppe ging, „eben groß genug, daß die Kommis uns Kinder horizontal hindurchstecken konnten. Man mußte sich aber ganz steif halten, sonst ging es nicht. Leider war diese Kunstleistung, auf die wir sehr stolz waren, nur etwa bis zum sechsten Jahre möglich, weil das dumme Fenster nicht mitwuchs!“

Es gibt nicht viele Kinderbücher, die alle Freuden harmlos glücklicher Jugend so lustig, so mitfühlend erzählen. Das echt

Digitized by Google

Hamburgische, Bodenwüchsige daran, macht die Lektüre, wie mich bedünkt, nur anziehender. Da ist z. B. das Hochwasser. Damals, vor der Elbkorrektion und Höherlegung vieler Straßen, konnte es noch in alle Häuser eindringen, und der Verfasser verachtet gründlich seine jungen Nichten und Neffen, die dergleichen nicht kennen, weil ihre Eltern längst nicht mehr in der engen, inneren Stadt, sondern in hübschen Villen weit draußen wohnen.

„Ihr armen Kinder," schreibt er, „ich bedaure Euch trotz Eurer vielgepriesenen Gärten. Ihr habt keine Ahnung, welche Fülle der Genüsse und freudiger Aufregung mit solch einem Hochwasser verbunden ist! Kam die Flut in den Schulstunden, so wurden wir Kinder nach Hause geholt, teils um uns sicher daheim zu haben, teils um uns den Spaß zu gönnen! War alles gut vorbereitet, so sahen die Eltern dem kommenden Wasser mit Gleichmut entgegen, ein eigentlicher Schaden entstand nicht und so störten sie uns denn nicht in unserer ausschließlich freudigen Auffassung des ganzen Ereignisses.

Zuerst laufen wir noch auf der Straße umher und sehen dem mächtigen, steigenden Strome zu, der das Fleeth wie rasend durchflutet. Dann aber ist es hohe Zeit, nach Hause zurückzukehren. Da steht das Wasser schon bis zur Mitte der Straße! Vom Wind gepeitscht, laufen die kleinen Wellen sichtlich mehr und mehr zum Hause hinauf, schon spült eine bis an die steinerne Einfassung der Kellertreppe. Nur noch einige Zoll und das Wasser steht mit dem oberen Rande gleich. Wir Kinder sind alle auf der Treppe, auf dem Beischlag versammelt und sehen mit gespannter Aufmerksamkeit zu."

Man möchte am liebsten dieses ganze Kapitel, ja fast alle Kapitel des Buches abschreiben, um an seinem intimen Reiz des Kinderglückes mehr Leser, junge, wie alte, teilnehmen zu lassen.

Außer den hier angeführten Familienbüchern, der Liebhaberbibliothek, gab und gibt es genug andere in Hamburg. So sah ich kürzlich eine Chronik der Lutteroths, einer ursprünglich aus dem Eichsfeldischen Dorfe Lutterode stammenden Familie, die sich rühmt mit Martin Luther verschwägert zu sein. Der frühere deutsche Generalkonsul zu Triest, der alte Baron Hermann Lutteroth, mag wohl vielen noch in der Erinnerung stehen, denen der weißbärtige stattliche Herr einst auf den Promenadenwegen von Gastein durch seine Ähnlichkeit mit Kaiser Wilhelm I. auffiel. Der hamburgische Zweig des alten Geschlechts hat sich durch einen

Digitized by Google

früheren Senator ausgezeichnet, von den jetzt hier lebenden Gliedern der Familie ist einer der bekannte Landschaftsmaler, der andere „ein Mann bei der Stadt", wie man hier Leute zu bezeichnen pflegt, denen viele öffentliche Ehrenämter anvertraut sind. Die Gattin dieses letzteren, selber eine Lutteroth, ist Verfasserin der luxuriös ausgestatteten Familiengeschichte.

Von den Mönckebergs, zu denen einer unserer heute regierenden Bürgermeister und ein junger Dichter gehören, ist mir nur das letzte Erinnerungsbuch zu Händen gekommen, das einen Pastor und hamburgischen Geschichtsschreiber behandelt.

In diesen Familien findet sich auch, wie die Stammbäume zeigen, manchmal noch die schöne Sitte, die Rufnamen der älteren bei der jungen Generation fortleben zu lassen. So trifft man gelegentlich auf einen herzlich unmodernen Garlieb oder Ascan, ja auch auf die altmodische Emerentia; und freut sich, daß nicht so viele Knaben Kurt heißen müssen und nicht ausnahmslos alle Mägdelein, braune so gut wie schwarzbezopfte, den Opernnamen von Lohengrins blonder Elsa tragen.

Behauptet man wohl sonst, die Blüte einer Kaufmannsfamilie währe kaum länger, als durch drei Generationen: der Großvater bringe sich durch Fleiß empor, der Vater wisse das Vermögen auszubreiten und zu vergrößern, der Enkel vergeude das mühsam Erworbene, so ist der Satz, wie wir es aus diesen Büchern ersehen, hier nicht zutreffend. Daß es nur eine verhältnismäßig beschränkte Anzahl von Häusern gibt, deren Firma unverändert durch mehr als hundert Jahre bestand, das kann nicht als Gegenbeweis angeführt werden. Der Name der Firma ward von Söhnen und Enkeln häufig geändert, indessen die Familie blühend fortwuchs. Den Grund aber, weshalb die Theorie der Volkswirtschaftler hier nicht gilt, den Grund lernt man aus eben diesen Bänden verstehen. Aus ihnen allen, den heiter plauderhaft geschriebenen, wie den nüchtern berichtenden, spricht derselbe Geist zu uns, eine kraftvolle unternehmungslustige Gesinnung, gepaart mit fleißigem, strebsamen Ernst.

Und so besitzen diese Bücher, wie ich glauben möchte, einen Wert, der auch über die Kreise der Bücherliebhaber, der Kulturgeschichts- und Sittenforscher sie wichtig, über unsere Zeit hinaus sie als vorbildlich erscheinen läßt. Denn das große Menschheitsproblem, wie des Lebens wechselnde Last am mutigsten zu tragen sei, diese ewig offene Frage beantworten sie, trotz manchem weisen

Digitized by Google

Philosophen, in schlicht bescheidener und dabei wohl verständlicher Weise mit der guten, kurzen Lehre:

Arbeite für Kinder und für Enkel, arbeite für den Staat und den Nachbarn, arbeite von früh bis spät, nicht für dich — arbeite für andere!

Diplomatische Offensive.

Von Dr. Karl Mehrmann.

[Teil II.]

Dem aufmerksamen Leser ist es längst kein Geheimnis mehr, daß sich im Verhältnis der Offensive und Defensive, des Lauerns und Lavierens das Gesetz der stabilen und labilen Gegengewichte deutlich bemerkbar macht. Die hauptsächlichste Forderung, die an die zur Stabilität der Richtung verurteilte Offensive herantritt, ist die, darauf bedacht zu sein, die mit der Phalanxbildung verbundene Neigung der übrigen Mächte zur Stabilität wieder zur Notwendigkeit der Labilität zurückzuführen. Noch wünschenswerter wäre es, wenn diese Staaten oder doch ein Teil davon auf der Seite des Angreifers stabil gemacht werden könnten. Das Bestreben muß also zunächst dahin gehen, die psychische Erregung der anderen Mächte als unausbleibliche Folge der Tätigkeit eines offensiv Vorgehenden, sowie das Streben nach gegenseitiger Annäherung, möglichst im Keime zu ersticken. Das geschieht durch die Politik der Interessensonderung. Die Lehre „divide et impera!“ ist stets der Leitsatz der diplomatischen Praxis gewesen. Sie wird es heute mehr als früher sein, wo die Weltstaatengemeinschaft immer näher rückt und damit die Zahl der sich in ihren Interessen bedroht fühlenden Mächte stetig wächst.

Auch die Diplomatie hat sich den durch die technischen und wirtschaftlichen Fortschritte geschaffenen Veränderungen anzupassen. Die Front, die einer rücksichtslos angreifenden Politik gegenüber treten kann, ist heute schneller, als je hergestellt. Der elektrische

Digitized by Google

Funke und der Dampf wirken mit Raum und Zeit vernichtender Geschwindigkeit. Dazu kommt, daß heute die Öffentlichkeit durch die überaus verfeinerte Berichterstattung der Presse viel größer ist, daß sie außerdem viel genauer unterrichtet und auch viel energischer bearbeitet wird, als noch vor Jahrzehnten. Jegliche Aggressivlust, mag sie sich noch so sehr im geheimen halten, wird heute durch irgend einen Kanal sehr leicht bekannt. Die Gegenwirkung setzt daher auch erheblich viel früher ein. Sie geht nicht bloß mehr von den Regierenden, sondern auch von der zur Mitregierung erzogenen öffentlichen Meinung aus. Die Phalanx der Gegenmächte ist so in die Breite gegangen und in die Tiefe hineingewachsen. Damit ist zwar die Überraschungsmöglichkeit, die den Vorzug der Offensive überhaupt, und derjenigen der älteren Zeit im besonderen, bildete, wenn auch nicht beseitigt,*) so doch bedeutend vermindert. Aber wiederum liegt darin auch eine Gewähr möglichst langer Friedenserhaltung gegenüber der Tatenluft einzelner leitender Persönlichkeiten. Eine schnelle Änderung des Status wird heute nur noch nach völliger Veränderung der inneren Verhältnisse ins Auge gefaßt werden können.

Und wenn man nun, nach reiflicher Überlegung, durch die Verhältnisse gezwungen, trotzdem zur Offensive übergehen muß, wie dann? Da wird, will man nicht auf die unumgänglich notwendige Sonderungspolitik verzichten, nichts übrig bleiben, als eine möglichst weitgehende Offenheit. Wie sie beispielsweise Bismarck, als Begründer der modernen Diplomatie, in bewußtem Gegensatz zur veralteten Metternich-Talleyrandschen Methode unter dem Druck seiner Charakteranlage und seiner sittlichen Weltanschauung gepflegt hat. Ein vernünftiger Staatsmann wird, weil er eben Sonderungspolitik treibt, seinen Angriff in einer ganz bestimmten, durch das staatliche Selbsterhaltungsinteresse genau vorgeschriebenen Richtung halten. Es sollte daher auch sein Bestreben sein, die nicht auf dieser seiner Marschroute stehenden Schaukelgenossen über das nächste Ziel nach Möglichkeit aufzuklären. Je nach den Verhältnissen und je nach dem Endzweck mehr oder weniger. Auf jeden Fall aber soweit, als es die Rücksicht auf den Gegner, auf den zunächst, wie auf den hinter dem ersten stehenden, zuläßt, und als es doch aller Wahrscheinlichkeit durch die Instruktionsorgane der Öffentlichkeit und der diplomatischen Spionage bekannt werden würde. Die moderne Staatskunst, die hier das Prävenire spielt,

*) Der Aufsatz ist vor dem Ausbruch des russisch-japanischen Krieges geschrieben.

Digitized by Google

wird sich ins Gedächtnis rufen müssen, daß für Bismarck die verblüffende Offenheit ein wesentliches Mittel gewesen ist, den Gegner zu täuschen. Mit den technischen Fortschritten der Berichterstattung wird die Wirksamkeit der Wahrheitsliebe als eines diplomatischen Überraschungsmittels freilich abgestumpft werden. Trotzdem aber bleibt sie, als Vorbeugungsmittel gegen den Zusammenschluß aller Mächte gegen den einen Angreifer, von unschätzbarem Werte bis zu dem Augenblick, wo es ein Mephistopheles von Staatsmann nach einer Periode der Gewöhnung an die Ehrlichkeit wagt, die teuflische Lüge mit dem Schein der Offenheit zu verhüllen. Der letzte Erfolg wird freilich auch dann wieder sein, daß die Wahrheit schließlich um so verblüffender und damit um so mächtiger siegt. Ganz wird allerdings selbst in Zeiten der größten Wahrheitsliebe das Mißtrauen bei den durch Aufklärung zu beruhigenden Mächten gegen die Endabsichten des Angreifers niemals beseitigt werden. Die Furcht vor allzu starkem Anwachsen des Offensiven und die Angst vor Übervorteilung wird die Neigung zum Aneinanderrücken lebendig halten. Aber ein gewisses Schwanken in der Gesamtschlachtlinie ist schon ein unschätzbarer Gewinn, wenn es nur sofort bemerkbar wird. Es zu stärken und auszunutzen, bleibt die Sorge der weiteren Überlegung.

Die schleswig-holsteinische Politik Preußens 1848 ist nichts weiter, als ein wenig überlegter Frontalangriff einer einzelnen Macht gegen die feste Schlachtlinie der gesamten übrigen europäischen Großmächte, und endete naturgemäß mit einem überaus kläglichen Rückzug. Selbst der doch mit ganz anderer Reserve, mit dem Dreibund, unternommene Vorstoß des deutschen Reiches in der Kiautschoufrage, hatte noch etwas reichlich viel von einem Frontangriff an sich. Da das Glück uns zuletzt doch hold gewesen ist, so wollen wir uns die Freude am Errungenen nicht noch nachträglich durch eine vielleicht zu scharfe Kritik vergällen. Mit zweifellosem Erfolg haben neuerdings die Vereinigten Staaten einen unverkennbaren Frontalstoß gegen Spanien unternommen. Sie vertrauten dabei anscheinend mehr dem helfenden Zufall und einer militärisch unangreifbaren Lage ihres Landes, als einer vorbereitenden Diplomatie. Trotzdem haben die vor der Reise des Prinzen Heinrich von Preußen nach New York und Washington erfolgten Enthüllungen im „Deutschen Reichsanz." uns darüber aufgeklärt, wie nahe für die Union die Gefahr eines Versuchs, die europäischen Großmächte zu konzentrieren, war.

Um im militärischen Bilde zu bleiben: einzig Erfolg ver-

Digitized by Google

sprechend ist nur der Flankenangriff, der am liebsten mit einer völligen Umgehung des gänzlich isolierten Gegners endigen muß. Die Sonderungspolitik darf sich nicht mit dem Schwanken der feindlichen Schlachtlinie begnügen, sondern muß auf deren völlige Auflösung abzielen. Wie wär's, wenn man als Angreifer aus der gegnerischen Front möglichst viele Kräfte zu sich herüberzöge? Direkte Bundesgenossen sind natürlich noch willkommener, als bloß wohlwollend Neutrale. Den Rest müßte man durch die Verpflichtung zu formeller Neutralität lahm legen. Auf diese Weise würde die Angriffsfläche, gegen die sich die Offensive richtet, verringert; die Verbindung des nächsten Angriffsobjekts mit andern, dem Offensiven etwa gegensätzlichen Elementen würde abgeschnitten, die Angriffskolonne verstärkt, und so die Möglichkeit gegeben, den eigentlichen Gegner zu erdrücken. Diese Umbildung und Auflösung der feindlichen Schlachtlinie ist nur denkbar, wenn der trotz vorhergehender Aufklärung durch den Offensivlustigen etwa noch vorhandene Rest instinktiven Mißtrauens behoben wird durch Erweckung der dem Angreifer sympathischen, anfangs noch latenten Interessen. Anders gesagt: es müssen bisher sekundäre zu primären Interessen erhoben, divergente durch parallele verdrängt werden.

IV.

In der Staatengesellschaft des verflossenen Jahrhunderts tauchte bald nach Napoleons Sturz eine Bewegung auf, den bisherigen Mischmasch auf der Apenninenhalbinsel zu beseitigen, und dafür den italienischen Einheitsstaat zu errichten.

Neben der habsburgischen Monarchie waren in erster Linie Frankreich und England, als die hervorragendsten Mittelmeermächte, außerdem noch die Türkei, als allerdings sehr geschwächte, und schließlich noch Rußland, als eine aus dem Schwarzen ins Mittelmeer vordrängende Macht zu berücksichtigen. Am wenigsten direkt berührt war jedenfalls von der italienischen Frage die preußische Monarchie. Diese hielt nur das Bedürfnis nach allgemeinem Frieden und die Besorgnis vor der ungewissen Gestaltung der Dinge, die eine Offensive Italiens etwa verursachen könne, auf der gegnerischen Seite. Im übrigen war der Interessenparallelismus des nationalen Einigungsbestrebens gegenüber der Habsburgischen Dynastie in Deutschland, wie in Italien, unbestreitbar vorhanden, und zweifellos ließ sich dieses bisher sekundäre Moment durch eine geschickte Diplomatie in ein primäres als Grundlage für eine neue Staatengruppierung gegen Österreich umbilden. Nur mußten

Digitized by Google

die übrigen Mächte entweder Gewehr bei Fuß stehen, oder Preußen und Piemont mußten sich allein stark genug fühlen, der Gegnerschaft der übrigen Staaten Herr zu werden. Dies Gefühl war aber in der ersten und auch in der zweiten Hälfte der 50er Jahre fraglos nicht vorhanden. Preußen krankte, nach seiner Schlappe in Schleswig-Holstein und Kurhessen, zwischen der Revolutionsfeindschaft des Zaren Nikolaus und der Reformgegnerschaft Franz Josefs, an einem Mangel an Selbstvertrauen. Und das kleine Piemont war nicht vermögend genug, um als Assozie Preußens dessen Fehlbetrag an Selbstbewußtsein auszugleichen. Preußen-Piemont war damals noch keine Kombination, die rein ziffernmäßig der antirevolutionären Schlachtreihe der übrigen Großmächte militärisch gewachsen gewesen wäre. So mußte Cavour, wollte er aktive Politik treiben, Preußen zunächst auf der Gegenseite lassen, in der Hoffnung, daß die latente Gegnerschaft des hohenzollernschen Hauses gegen Österreich das norddeutsche Königreich von einer festen Interessengruppierung mit der habsburgischen Monarchie abhalten, und, mit den wachsenden Erfolgen der großitalienischen Politik Sardiniens, einer Schwenkung auf die piemontesische Seite geneigt machen werde.

Damit war für Cavour die Notwendigkeit eines Versuchs gegeben, mit einer oder mit mehreren der übrigen Großmächte in ein engeres Einvernehmen zu kommen. Die politische Konstellation kam diesem Bestreben überaus entgegen. Gerade damals machte Rußland einen Vorstoß gegen die Türkei, der das Zarenreich endlich zu einer Mittelmeermacht machen sollte. Dies Bestreben rief die Intervention der beiden Mittelmeergroßmächte Frankreich und England hervor, eine Intervention, die zum Krimkrieg führte. Piemont unter Cavours Leitung fühlte sich, in Ahnung seiner Zukunftsaufgabe, als Vormacht des geeinten Italiens schon vollständig als großmächtiger Mitteilhaber an der Mittelmeerbeherrschung, indem es sich in diese antirussische Kombination einzutreten anschickte. Als England und Frankreich, unter dem Zwange der augenblicklichen Notlage, den willkommenen Genossen in das Bündnis aufnahmen, erkannten sie indirekt diese piemontesischen Ansprüche an. Vor die Wahl gestellt zwischen einer Revolutionierung des bisherigen Gleichgewichts im Mittelmeerstaatensystem, hier durch Rußland oder dort durch ein geeintes Italien, mochten sie die letztere Möglichkeit für das kleinere Übel halten. Damit waren England und Frankreich als heimliche Begünstiger des italienischen Einheitsgedankens aus der latent vorhandenen

Digitized by Google

gegnerischen Phalanx der Großmächte herausgedrängt. Es standen sich fortan auf der Schaukel gegenüber: hier Piemont mit England und Frankreich, dort Österreich mit dem eigentlich auch gegen es interessierten, aber noch unentschiedenen Preußen, und mit dem überhaupt antirevolutionären Rußland.

Da beging nun die Wiener Diplomatie den unverzeihlichen Fehler, selbst seine Bundesgenossen von sich abzustoßen. Man hegte in Wien den Ehrgeiz, sich von Turin aus nicht den Rang als Vorkämpfer der apenninischen Interessen im Mittelmeerstaatensystem ablaufen zu lassen. Und so entschloß man sich zu einer Tat der Undankbarkeit gegen Rußland, über die die Welt staunen würde. Und wirklich, die Welt hat gestaunt. Sie staunte noch mehr, als man in echt wienerischer Halbheit den letzten Schritt zu offener Feindseligkeit gegen Rußland nicht zu machen wagte. Was ward daraus? Ein Österreich, das sich die Petersburger Politik entfremdet hatte, ohne England oder Frankreich von Piemont gelöst zu haben.

In dieser Lage der Dinge begann die Offensive Cavours. Der sardinische Staatsmann verdichtete die im Krimkrieg geschlossene Waffenbrüderschaft durch schlaue Benutzung der Erinnerungen Napoleons III. an seine italienische Vergangenheit, der Furcht des französischen Kaisers vor Attentaten italienischer Bombenhelden, seiner Protektoratsgelüste und seiner Nationalitätenpolitik, zu einem Angriffsbündnis gegen die habsburgische Herrschaft auf der Apenninenhalbinsel. Die wohlwollende Neutralität Großbritanniens und die russische Antipathie gegen die Wiener Undankbarkeit standen ihm helfend zur Seite. Preußen machte zwar vorübergehend aus ritterlicher Sympathie für eine halbdeutsche Macht Miene, Frankreich in die Flanke zu fallen. Immerhin hatte aber auch im Hohenzollernstaate die wirkliche Staatsklugheit, die zu lauerndem Abwarten riet, ihre ganz energischen Vertreter, und wenn diese auch in der Minderheit waren, so hat doch die Furcht vor dieser Strömung schließlich auch in Österreich das elende Gefühl völliger Isolierung erzeugt. Die habsburgische Monarchie kapitulierte im Frieden von Villafranka unter vorläufig noch halbwegs annehmbaren Bedingungen.

Soweit waren die Dinge geraten, als neben die Glanzleistung der Cavourschen Diplomatie das mehr als gleichwertige Meisterstück der Bismarckschen Staatskunst trat. Sie ähneln sich, aber sie gleichen sich nicht. Als Preußen Ende der vierziger Jahre für die für ihre Befreiung kämpfenden Schleswig-Holsteiner Partei

Digitized by Google

ergriff, nahmen die Großmächte sofort die allerengste Ellenbogenfühlung mit dem zunächst angegriffenen dänischen Staate. Ihr politischer Instinkt handelte durchaus richtig. Denn mit der Erwerbung der Elbherzogtümer wäre Preußen seinem Ziel des staatlichen Zusammenschlusses eines bisher zersplitterten Volkes in Zentraleuropa näher gekommen; es hätte sich außerdem aus einer Ostsee- zu einer Nordseemacht ausgewachsen, und seinem Herrschaftsbestreben wären mehr als bisher die Pforten zur Weltmeerfreiheit geöffnet worden. All das aber bedeutete unleugbar eine Schmälerung des bisherigen Einflußgebietes der anderen europäischen Großmächte. Vor deren gewaltiger Front geriet schon der erste Schritt der Deutschpolitik Friedrich Wilhelms IV. ins Stocken. Aber dieser verunglückte Versuch hatte wenigstens ein gutes. Er wurde Bismarcks Lehrmeister.

Freilich war die Zahl der Großmächte durch das inzwischen geeinte Italien vermehrt worden. Das neue Königreich war aber am leichtesten von der feindlichen Linie fern zu halten, da sein Interesse an der Gestaltung der nordeuropäischen Verhältnisse von vornherein zunächst kein primäres war. Wie ging nun Bismarck vor? Man erzählt in unserer, von nationalpolitischen Bestrebungen geschwängerten Zeit altbekannte Geschichten, wenn man berichtet, wie er Rußland in seiner polnischen Not helfend zur Seite stand. Wir wissen heute, daß die Unterdrückung der polnischen Gefahr für Preußen selbst eine Lebensfrage war. Aber Bismarcks Parteinahme für Rußland war gewiß nicht ungefährlich. Ganz abgesehen von den innerpolitischen Ärgerlichkeiten bot auch die napoleonische Vorliebe für die großpolnischen Bestrebungen eine Quelle von Besorgnissen. Andererseits wurde durch die Sympathie des französischen Kaisers freilich naturgemäß auch die noch vom Pariser Frieden her in Petersburg gegen Frankreich zurückgebliebene Verstimmung verschärft. Und so wob sich denn aus dem Gefühl der Dankbarkeit des Zaren gegen Preußen, das allein im Krimkriege eine Rußland wohlwollende Neutralität bewahrt hatte, und der Gemeinsamkeit der antipolnischen Bestrebungen zwischen den beiden osteuropäischen Staaten eine ziemlich dauerhafte Verbindung, die Rußland sofort zum Fernbleiben von der ehemaligen Phalanx veranlaßte, als Bismarck aufs neue die schleswig-holsteinische Frage aufrollte.

Napoleon zeigte anfangs nicht übel Lust, die polnische Frage einem Kongreß der Großmächte zu unterbreiten. Er mochte dabei an eine Neubefestigung der Konstellation denken, die ein Jahr-

Digitized by Google

zehnt vorher die englisch-französische Allianz zum Krimkrieg geführt hatte. Diesmal aber stieß er auf eine ganz entschiedene Zurückhaltung in London. Die Lage hatte sich gegenüber der von 1854 doch gar zu erheblich geändert. Damals stand Rußland allein, heute befand sich Preußen dicht an seiner Seite. Die kühle Aufnahme seines Vorschlages in London erkältete dann wieder Napoleons Neigung zum Eingehen auf englische Lieblingswünsche. Zu diesen gehörte die dänenfreundliche Lösung der schleswigschen Frage. Ihr sollte, als Friedrichs VII. Tod sie auf die Tagesordnung brachte, nach englischer Absicht, ein europäischer Kongreß dienstbar gemacht werden. An diesem Punkte aber war es Frankreich, das sich zugeknöpft verhielt. Mit außerordentlichem Geschick wußte ferner Bismarck Napoleons Taschenspielerei mit dem Nationalitätsgedanken in den Jahren 1862—1866 für seine Pläne zu verwenden. Aber am allerletzten Ende wirkte doch als Grundursache für die Gestaltung der Beziehungen Preußens zu Rußland und Frankreich und des letzteren zu England die Bismarcksche Polenpolitik.

Die Dinge lagen nunmehr so: Preußen stand in enger Fühlung mit Rußland, und selbst Frankreich bekundete ihm eine gewisse Sympathie. Auf der anderen Seite befand sich Dänemark, dem zweifellos die Vorliebe der englischen und auch der österreichischen Politik gehörte. Mag man die Kräfte messen, wie man will, auch so schon ruhte unstreitig die Überlegenheit auf seiten der angreifenden Preußen. Da beging, verleitet von seiner Eifersucht, Österreich, zum zweiten Male innerhalb zehn Jahre, einen unbegreiflichen Fehler. Statt die einzig richtige Reserve des Lauerns zu beobachten, zog es wiederum die Rolle einer aktiven Macht vor. Gewiß, auf Dänemarcks Seite wäre Österreich in die Niederlage des nordischen Kleinstaates mit hineingerissen worden, und die deutsche Frage wäre schon zwei Jahre früher mit der schleswig-holsteinischen endgültig gelöst worden. Denn eine Preußen feindliche, habsburgische Monarchie und ein derselben norddeutschen Großmacht verhältnismäßig günstiges, napoleonisches Kaiserreich mußten mit Naturnotwendigkeit auch Italien auf Hohenzollerns Seite rufen. Der Preis war dann Venetien. Wie man also die Lage auch ansehen mochte, einen Versuch zur Hilfeleistung durfte Dänemark schon vor Beginn des Krieges höchstens noch von England erwarten, das aber durch Napoleons Haltung bald zur größten Vorsicht veranlaßt wurde.

Die von der Wiener Staatskunst in der Absicht, Hemmschuh-

Digitized by Google

politik zu treiben, getroffene Wahl bewog die Turiner Regierung zu der Rolle, die der habsburgischen gebührt hätte: sie lauerte; und so, von allen Großmächten verlassen, gab schließlich auch die Londoner Diplomatie die dänische Sache verloren. Die Isolierung der Kopenhagener Politik war erreicht. Die Art, wie das geschah, bietet ein hervorragendes Beispiel der Entwickelung sekundärer Interessen zu primären, wie sie ein staatsmännisches Genie durch glückliche Benutzung veränderter Verhältnisse geradezu revolutionierend erzwingen kann.

Aber es genügt nicht, die Isolierung eines Staates herbeizuführen. Man muß sie auch dauernd machen. Bismarck gelang das, indem er von vornherein mit seltenem Geschick den eigentlichen Angriff an einem Punkte ansetzte, wo den übrigen Großmächten jedes formale Recht, zu opponieren, mangelte. Man weiß, daß Preußen zur schleswigschen Frage eine Doppelstellung einnehmen konnte, je nachdem es sich als deutschen Bundesstaat betrachtete, wie das Friedrich Wilhelm IV. mit einem nicht zu leugnenden Mißerfolg getan hatte; oder indem es die Frage als europäische Großmacht mit dem Rechte eines Unterzeichners des Londoner Protokolls anpackte. Im ersten Fall hatte es die Mitwirkung sämtlicher deutscher Bundesstaaten, und was dasselbe war, deren Eifersüchtelei und Querköpfigkeit zu fürchten. Schlimmer aber war, daß es dann noch außerdem jederzeit dem Einspruch der Signatarmächte begegnen konnte. Stellte Preußen sich hingegen ohne weiteres auf deren Standpunkt, so war, da Dänemark zweifellos den Londoner Vertrag verletzt hatte, die Gegenwirkung der Großmächte gegen Preußens Reformbestrebungen lahm gelegt. Als Bismarck nach den durch seine Polenpolitik getroffenen Angriffsvorbereitungen zur diplomatischen Schlußoffensive gegen Dänemarck überging, waren das moralische und das formale Recht des preußischen Staates kongruent. Da sich damit die tatsächliche Überlegenheit des Angreifers einte, so war und blieb während des ganzen Krieges die Isolierung des kleinen Inselkönigreichs vollkommen. Die Kopenhagener Diplomatie verzichtete in ihrer Verblendung auf einen rechtzeitigen Rückzug. Das Ende war eine unbedingte Kapitulation, die mit der Abtretung Schleswig-Holsteins an den Sieger endete.

Es ist nicht meine Absicht, die weitere Lösung der deutschen Frage, wie sie Bismarck im Auge hatte, und wie sie ihm gelang, hier in gleicher Ausführlichkeit zu schildern. Die Mittel, die er anwandte, sind, zum größten Teil wenigstens, dieselben; die politische

Digitized by Google

Lage aber, von der aus er sie anwenden konnte, war schon vor der Lösung der schleswig-holsteinischen Frage von ihm geschaffen worden.

Als Bismarck sich 1866 gegen Österreich wandte, bewahrte ihm Rußland noch immer seine wohlwollende Neutralität; desgleichen 1870; in diesem Jahre um so mehr, als der Zar bei einer Besiegung Frankreichs hoffen durfte, den Pariser Frieden von 1856 nach seinem Wunsche rückgängig zu machen. Italien wurde 1866 von Bismarck aus seiner vor zwei Jahren noch abwartenden Haltung zum Bündnis herausgelockt. England wurde noch immer durch die Zurückhaltung Frankreichs, das sich in Hoffnungen auf den Erwerb rheinischen Besitztums verrannte, in Schach gehalten, und so war auch die Isolierung Österreichs mit Glanz erreicht. Die Hinausschiebung des Zusammenstoßes steigerte mit der wachsenden Finanzkalamität Österreichs die Nervosität der habsburgischen Diplomatie, bis sich diese durch den Bruch des deutschen Bundesrechtes in offenbares, formales Unrecht setzte. In diesem Augenblick proklamierte Preußen seine letzten Absichten. Die Aussicht auf Schaffung eines deutschen Bundesstaates, der die berechtigten Sondertriebe der Einzelstaaten möglichst schonte und sich der liberalsten Gesamtverfassung erfreuen sollte, konnte vielleicht Österreich auch der leicht dem Schwächeren zufallenden Volkssympathie berauben. Wenn sich diese Hoffnung nicht gleich erfüllte, so lag das an der für die Erhaltung eines starken Königtums und eines schlagfertigen Heeres nicht entbehrlichen, inneren Politik Preußens. Immerhin tat der Appell an die deutschen Einheitsbestrebungen seine Schuldigkeit, als nach dem Sieg bei Königgrätz das aufgeschreckte Frankreich nicht übel Lust bezeigte, in die antipreußische Schlachtlinie wieder einzuschwenken.

Vier Jahre vergingen, bis die nach den vorherigen Ereignissen unausbleibliche Abrechnung mit dem westlichen Nachbarn kam. Ein so klarer Blick, wie in die Vorgeschichte des dänischen und österreichischen Streites, ist uns in die des deutsch-französischen Krieges heute noch nicht gestattet. Immerhin steht soviel fest, daß Bismarck auch hier, mit dem Rückhalt wenigstens an der wohlwollenden Neutralität Rußlands, erfolgreich bestrebt war, den Gegner — durch die berühmte Redaktion der Emser Depesche — ins formale Unrecht zu versetzen; und indem er die napoleonische Begierde auf Belgien enthüllte, isolierte er Frankreich wenigstens zeitweilig von den Sympathien der englischen Nation. Die Zahl aktiver Bundesgenossen war für Preußen freilich durch die noch

Digitized by Google

allzu jungen Erinnerungen der Besiegten ganz naturgemäß erheblich eingeschränkt. Jedoch wurde diesmal der Mangel an Bündnissen ersetzt durch die Furcht der früheren Gegner und des ehemaligen Alliierten vor dem gewachsenen Prestige der hohenzollernschen Monarchie. Sobald sich Österreich, Dänemark und Italien zum Abwarten entschlossen, war die Isolierung Frankreichs tatsächlich erreicht.

Wir nähern uns der allerneuesten Zeit, und werfen noch einen flüchtigen Blick auf die Vorbereitung des südafrikanischen Krieges. Man hätte erwarten sollen, daß die britische Offensive sämtliche übrigen Mächte für die bedrohten Republiken hätte ins Feld rufen müssen. Die Furcht vor der Besitzveränderung und die Hoffnung, als Widerpart auf Kosten des Angreifers zu gewinnen, sind sonst mächtige Triebkräfte. Chamberlain hatte jedoch den spanisch-amerikanischen Krieg um Kuba und die Philippinen klüglich als Einleitung zu seiner eigenen Aktion benutzt. Die britische Diplomatie warf sich mit den fortschreitenden Erfolgen der Nordamerikaner in die Pose der selbstlosen Freundin, und als sie des Dankes der Washingtoner Staatskunst sicher war, spielte Chamberlain mit zweifellosem Geschick so lange Fangball mit der nur in seiner Phantasie bestehenden „angelsächsischen Allianz", bis allen Zuschauern dieses Jongleurkunststückchens die Augen geblendet waren. Doch damit nicht genug. Er erweiterte diesen phantasievollen Zweibund zu einer „germanischen Tripelallianz". Und das ging so zu. Chamberlain lenkte die Blicke der deutschen Regierung auf die Unhaltbarkeit des afrikanischen Besitzstandes des bankbrüchigen Portugal. In Berlin ließ man sich auch alsbald auf die Gründung einer kolonialen Erwerbsgesellschaft ein, die durch das viel besprochene Afrikaabkommen ihre vertragsmäßige Grundlage erhielt. Damit war das Deutsche Reich seinem Partner gegenüber in allen afrikanischen Fragen fortan zu wohlwollender Neutralität verpflichtet. Die Stellungnahme des Deutschen Reiches zwang naturgemäß auch das, wie man heute glaubt, in den Anfangsstadien des Burenkrieges offensivlustige Rußland, und somit selbstverständlich auch Frankreich, zur Reserve. Das Fazit aber der Gewinnung der deutschen Regierung für die Chamberlainsche Politik war somit die Vereinsamung der Burenstaaten. Zuguterletzt versuchte England dann noch, die südafrikanischen Republiken durch die Aufrollung der Uitlanderfrage moralisch ins Unrecht zu bringen; und als die Burenstaaten nun dem unausweichbaren Verzweiflungskampf durch ihre Offensive mutig entgegen gingen,

Digitized by Google

glaubte man in London auch, ihnen den Stempel des formalen Unrechts anheften zu können. Diese beiden Versuche, den Freistaaten die Sympathien der zivilisierten Welt zu rauben, sind dann allerdings kläglich gescheitert. Ein Beweis, daß mit der größeren Öffentlichkeit die Möglichkeit der Täuschung abnimmt. Andererseits aber auch ein Zeugniß dafür, daß die Sympathien der Völker im diplomatischen Kampf das schwächere Moment sind, wenn nicht die politische Energie und die militärische Kraft hinter ihnen stehen.

V.

Und nun ziehe man die Summe dieser historisch-politischen Betrachtungen. Durch Gewinnung Verbündeter und durch wohlwollende Neutralität — die letzte zieht, wie 1864, die ersten sehr oft nach sich — wird die gegnerische Schlachtlinie gesprengt, wird die Stellung des Angreifers verbreitert, werden die nicht mit diesem sympathisierenden Mächte zur Untätigkeit verurteilt, wird der zunächst als Angriffsgegenstand ins Auge gefaßte Gegner isoliert und überflügelt. Durch die Vereinigung des moralischen und formalen Rechtes auf der Seite der Offensive wird schließlich der Angegriffene auch von seiner letzten, seichteren Hilfsquelle, den Sympathien der Völker abgeschnitten. Die Umzingelung ist dann erreicht. Die Übergabe unausbleiblich.

Die Aufrollung der gesamtgegnerischen Schlachtlinie führt naturgemäß zur Etappenpolitik, wenn sie sich nicht mit der Besiegung eines isolierten Feindes begnügt, sondern sich alsbald einen weiteren Gegner aufs Korn nimmt. Einer solchen Politik begegnen wir bei der Lösung der italienischen ebenso, wie bei der der deutschen Frage. Aber sie, die Etappenpolitik, ist noch in einer anderen Hinsicht möglich. Bismarck z. B. bemühte sich, sein Ziel in der schleswig-holsteinischen Frage vor der Öffentlichkeit anfangs möglichst eng zu stecken. Erst mit den fortschreitenden Erfolgen rückte er es immer weiter hinaus. Die Isolierung des bedrohten Dänemark wurde durch diese vorsichtige Politik berechtigter Täuschung um so sicherer erreicht.

Wie werden nun Bündnisse oder wohlwollende Neutralität gewonnen? Entweder durch Gewährung tatsächlicher Vorteile nach dem System Cavour zur Zeit des Krimkriegs oder nach dem Bismarcks zur Zeit des polnischen Aufstandes oder durch Vorspiegelung von Vergünstigungen nach dem System Chamberlains gegenüber den Vereinigten Staaten und gegenüber Deutschland. Diese Vor-

Digitized by Google

spiegelung tatsächlich nicht gewährter Vorteile ist ein Charakterzug der britischen Politik, die sich hütet, die Kosten des Aufwandes zur Durchsetzung eines bestimmten Planes aus eigenem Vermögen zu decken. Für diese Art von Diplomatie ist die seelische Vorbedingung natürlich eine gewisse Hinterhältigkeit, die sich durchweg, wenn sie ins helle Tageslicht tritt, als Lüge oder gar als Betrug offenbart. Was anderes ist es, wenn England den Vereinigten Staaten während und nach dem kubanischen Krieg vorspiegelte, daß es allein eine Intervention der übrigen Mächte verhütet habe? Wir wissen heute, daß gerade das Gegenteil der Fall war, daß just der englische Botschafter Paucefote Lust zum Einschreiten, wenn nicht wirklich hatte, auf jeden Fall zeigte, vielleicht in der Absicht, die übrigen Mächte zu Unvorsichtigkeiten zu verleiten.

Einen Augenblick des Verweilens erfordert auch die Betrachtung des Unterschiedes des Bismarckschen und des romanischen Systems Cavours. Der italienische Staatsmann lieh den verbündeten Mächten im Krimkrieg seine militärische Unterstützung, aber in einer Angelegenheit, die bei dem damaligen Zustand Piemonts weit jenseits der nächsten realen Interessen Sardiniens lag. Das Eingreifen in die große Mittelmeerpolitik hatte für Piemont direkte Vorteile nur, wenn die Absicht der Einigung Italiens unter sardinischer Führung auch wirklich glückte. Mißlang sie, so hatte das norditalienische Königreich seine Opfer im Krimkrieg nicht zwar pour le roi de Prusse, aber ebenso umsonst gebracht. Es war dann ohne Ersatz seines Verlustes geschwächt und mußte die Wiederaufnahme seiner Einigungspolitik um soviel weiter vertagen. Anders Bismarck. Die Unterstützung Rußlands in der Polenfrage hatte einen auch im Augenblick greifbaren direkten Nutzen. Es war nicht bloß Zukunftsmusik, die Bismarck spielte, sondern Realpolitik in höchster Potenz. Wer sich blenden läßt, mag Cavours Diplomatie den Vorzug geben. Wer meint, daß sich das Ideal nicht zu weit vom Boden der Wirklichkeit entfernen darf, muß sich unbedingt vor Bismarck, als dem größeren Meister in der Kunst der Diplomatie, verbeugen. In der Beschränkung auf das reale Bedürfnis zeigt sich auch in der Diplomatie die Meisterschaft.

In der Isolierung des Angegriffenen, nicht bloß von der nach Zweckmäßigkeitsgründen handelnden Staatenpolitik, sondern auch von den gefühlsmäßigen Verbindungen der Völker, in einer Isolierung, wie sie durch die vom Rechtsstandpunkt ausgehenden Flankenangriffe beabsichtigt wird, zeigt sich die Bismarcksche und

Digitized by Google

Chamberlainsche Methode — ich kann sie also wohl die germanische nennen — der Cavourschen überlegen. Es ist durchaus wünschenswert, daß mindestens versucht wird, das Recht des Angreifers, möglichst in völkerrechtlich anerkannter und unanfechtbarer Form, mit den sittlichen Begriffsanschauungen eines denkbar größten Kreises der Kulturwelt in Übereinstimmung zu bringen. Dabei verdient es aber die höchste Beachtung, daß in völkerrechtlichen Streitfragen bei den Regierenden der nicht beteiligten Staaten die Passivität durchweg schwerer wiegt, als die Neigung zur Intervention. Dagegen wird in ebensolchen Lagen die Seele der zuschauenden Völker viel eher zum Mitschwingen, zuweilen durch das Mitleid mit dem Schwächeren oder anscheinend Vergewaltigten der beiden Streitenden sogar bis zum Mithandeln gerührt.

In diesem Punkt aber kommen wir zur Erkenntnis des Unterschiedes, der auch zwischen der Bismarckschen und Chamberlainschen Wertung des Rechtsmomentes besteht. Bei unserem deutschen Staatsmann offenbart sich, wie überall, so auch hier die echt germanische Wahrheitsliebe. Sein Angriff geht 1864, 1866, wo Österreich den deutschen Bundesvertrag verletzte, und 1870 von einem formal wie moralisch unerschütterlichen Rechtsboden aus. Der angelsächsische Staatsmann hingegen — ich will nicht sagen, schafft sich künstlich eine Uitlanderfrage — aber er bauscht sie künstlich auf, und vor allem: sie war eine inner- und nicht außerpolitische Frage, in die sich hineinzumischen, England kein Recht hatte. Bei Chamberlain herrscht Künstelei; man merkt doch, daß im modernen Engländer ein großer Tropfen romanischen Blutes rollt. Bei Bismarck reine Wahrheit, und das ist schließlich, wie überall, so auch in der Diplomatie das durchschlagende ideale Moment.

Fragt man nun: was verbürgt materiell den Sieg? So darf man wohl sagen: in der europäischen Staatengesellschaft scheint noch heute, wie vor 40 oder 30 Jahren, die Herüberziehung einer Macht aus der Gegenphalanx auf die Seite des Angreifers zu genügen. Fast möchte man behaupten, daß schon die wohlwollende Neutralität einer einzigen Großmacht ausreicht, die Isolierung des Angegriffenen zu erzielen. Jedenfalls dann, wenn der Offensive schon aus kurz vorhergehenden Siegen ein gewisses Prestige anhaftet. Eine neue Frage ist es, wie weit durch die Vermehrung der Zahl der Großmächte nach dem Eintritt Japans und der Vereinigten Staaten in eine Weltstaatengemeinschaft andere Bedingungen geschaffen worden sind. Mit dem Beginn der Ära

Digitized by Google

der Weltpolitik hat England einen siegreichen Krieg in Afrika gegen die gegnerischen Interessen anderer Großmächte geführt und dabei nur die wohlwollende Neutralität zweier Großmächte zur Seite gehabt. Aber man beachte, daß sich auf Afrika die Interessengemeinschaft aller Großmächte noch nicht ausgedehnt hat. Wohl aber könnte die Lösung der ostasiatischen Frage die Probe aufs Exempel liefern.

Soldaten-Mißhandlungen.

Von Oberst von Cochenhausen.

Bei einem großen Teil unserer Presse bildet das Kapitel „Soldaten-Mißhandlungen" eine stehende Rubrik. Jeder einzelne Fall wird mit Behagen und Genugtuung breitgetreten, und die Schilderung beginnt meist mit den Worten: „Einmal wieder haben wir einen Fall pp." Gerade als ob in der Armee dieses Vergehen täglich vorkäme und — sozusagen — zum System gehöre.

Daß diese von gewissen politischen Parteien geübte Praxis nur ein wider besseres Wissen böswillig in Szene gesetztes Agitationsmittel ist, um gegen den Militarismus Stimmung zu machen, weiß jeder, der nicht mit Blindheit geschlagen ist. In der anständigen Presse werden die einzelnen Fälle meist einfach ohne Kommentar berichtet, während es wohl an der Zeit wäre, daß sich einmal Stimmen erhöben, die dem Geiste in unserer Armee Lob spendeten darüber, wie verschwindend gering die Zahl der Mißhandlungen für eine Armee von 500000 Mann ist.

Wir hören schon den Einwurf, daß es sich hier immer nur um die zutage gekommenen und bestraften Fälle handelt, daß aber bei den vorhandenen Zuständen und dem bestehenden System bei weitem die meisten Fälle nicht zur Sprache kommen.

Daß diese Ansicht immer noch vorhanden ist, namentlich bei der ungebildeten und halbgebildeten Menge in Stadt und Land,

Digitized by Google

daß sogar ein Teil der Gebildeten diese Unwahrheit glaubt, ist ganz natürlich und wird auch sobald nicht geändert werden.

Vor 30 bis 40 Jahren, der Zeit, um welche die Väter der jetzigen Rekruten selbst gedient haben, da waren die Verhältnisse anders, da wurde wirklich hier und da nach tüchtig geprügelt, der ganze Ton war roher, die Verpflegung schlechter, und man fand nichts weiter dabei.

Im Gedanken nun an das damals Erlebte sind die Väter aber natürlich sehr geneigt, die Übertreibungen und direkten Lügen zu glauben, welche von einer großen Menge der Herren Söhne nach Hause berichtet werden, nur um auf diese Weise Mitleid zu erregen, sich reichlichen Geldzuschuß zu verschaffen und mit Erfolg Angriffe auf die mütterliche Vorratskammer zu machen.

Man glaubt gar nicht, welche Masse unverschämter Lügen da ausgesprochen, wie viele „Hunnenbriefe" geschrieben werden, die — und das ist bezeichnend — nur an die Mutter oder Schwestern gerichtet sind. Welchen Unsinn glaubt nicht das liebende Mutterherz einer alten Bauernfrau?! Unter den 10—12 derartigen Briefen, die mir der Zufall während meiner Dienstzeit in die Hände spielte, will ich einen dem Leser — soweit mir der Inhalt noch im Gedächtnis ist — nicht vorenthalten:

„Liebe Mutter! Mir gehts schlecht bei's Kommiß. Das Brot is hart un schimmlich; die Menasche könne mer nit runner kriegen. Manchmal schwimmt in der Suppe ne dode Maus. Un dabei kriege mer meer Briegel wie zu fressen. Vorgestern han se bei der 5. Komp. ein so verhaue, daß er ins Lazrett gemußt hat und uf'n Dod lag pp."

So geht es weiter volle vier Seiten: Den Schinken hat ihm der Unteroffizier abgenommen, die Hälfte des Geldes der Feldwebel pp. Dann heißt es zum Schluß: Deshalb schicke recht bald e bischen Zugebröde pp. Sag aber Vadern nix von mein Brief, sonst beschwert sich der vielleicht, und dann werde ich noch meer verhaue."

Es liegt für jeden denkenden Menschen auf der Hand, daß der ganze Brief auch nicht ein Körnchen Wahrheit enthält. Und doch wird er nicht nur von der Adressatin geglaubt, sondern von $^5/_6$ aller Bauernfrauen. Und die Männer, die ihn zu Gesicht bekommen, und vor 30 Jahren gedient haben, sagen sich: „Der Bengel lügt natürlich, aber es wird wohl so sein, wie damals."

Und geht es denn in gebildeten Kreisen anders? Gibt es nicht immer hier und da ganz verständige, der Armee wohl ge-

Digitized by Google

sinnte Männer, denen durchaus nicht klar zu machen ist, daß die Zeiten längst vorbei sind, wenn sie überhaupt jemals existiert haben, in denen die Frau Wachtmeisterin mindestens viermal jährlich Geburtstag hatte, und dann jedes Mal von den Einjährig-Freiwilligen der Eskadron ein Klavier oder ähnliche Kleinigkeiten zum Geschenk erhielt. Ähnliche Briefe wie der obige Brief des Bauernjungen werden auch jetzt noch von den Einjährig-Freiwilligen geschrieben; aber gelogen sind ebenfalls 99 von 100.

Ich behaupte, daß den Mißhandlungen von Soldaten durch Vorgesetzte — soweit dies möglich — gesteuert ist. Die Mittel hierzu sind:

Überall finden eingehende Ermahnungen und Belehrungen statt. Jeder einzelne Fall, der sich zur Verwarnung eignet, wird mit den Offizieren und Unteroffizieren auf das Gründlichste durchgesprochen, und der Ernst der Sache unter Hinweis auf den Allerhöchsten Willen mit gebührendem Nachdruck hervorgehoben. Niemand ist darüber im Zweifel, daß hier der Gerechtigkeit ohne Gnade ihr Lauf gelassen wird.

Die Beschwerdeführung ist so erleichtert, wie dies nur überhaupt denkbar ist. Namentlich in den ersten Wochen der Dienstzeit wird gar nichts weiter von dem Manne verlangt, als daß er, wie er geht und steht, an irgend einen Offizier herantritt und ihm sagt: Ich bin mißhandelt worden. Dann begeht der betreffende Offizier schon eine Pflichtwidrigkeit und setzt sich schwerer Strafe aus, wenn er die Sache nicht zur Sprache bringt. Und so bleibt es in der Hauptsache die ganze Dienstzeit über. Nur daß später von den ausgebildeten Soldaten die Erfüllung einiger ganz unbedeutender Formen, deren Fortlassung mit der notwendigen Disziplin nicht zu vereinbaren ist, verlangt wird, deren Fortlassung aber an der Meldepflicht des von dem Soldaten angerufenen Vorgesetzten nichts ändert. Hat dann eine Bestrafung stattgefunden, oder auch früher, — je nachdem der dazu befugte Vorgesetzte die Überzeugung von der Richtigkeit der Beschwerde gewonnen hat, — so wird entweder der verklagte Vorgesetzte oder der Mißhandelte versetzt.

Dabei werden dem Rekruten in den ersten Tagen seiner Dienstzeit diese Bestimmungen mehrfach vorerzählt, gar nicht zum Vorteil der militärischen Disziplin. Denn beschränkte Menschen könnten bei dieser Art wirklich auf die Idee kommen, es sei als Soldat wichtiger, sich zu beschweren, als zu gehorchen.

Jeder Sanitätsoffizier und Sanitätsunteroffizier ist bei

Digitized by Google

Verletzungen von Mannschaften, die ihm zu Gesicht kommen auf das strengste verpflichtet, zu ermitteln, ob nicht eine Mißhandlung vorliegt, und davon entsprechende Meldung zu erstatten.

Die Strafen sind ungemein streng. Die Mindeststrafe, welche verhängt werden muß, also für den denkbar leichtesten Fall, z. B. den geringsten Schlag mit der Hand, ist 8 Tage Arrest. Außerdem droht immer die Versetzung und die Kündigung der Kapitulation, wenn der Fall nicht ein sehr milder ist.

Die Folgen für die Vorgesetzten, in deren Befehlsbereich das ganze vorgefallen ist, entziehen sich der öffentlichen Besprechung, sind aber stets sehr unangenehmer Natur.

Wir meinen: Das sind alles Momente, welche die Frage rechtfertigen: wie ist es nur überhaupt denkbar, daß noch immer Mißhandlungen von Untergebenen vorkommen?

Das besprochene Vergehen ist eben ein Vergehen, wie jedes andere auch; und so wenig, wie es jemals glücken wird, Mord, Diebstahl, Betrug pp. ganz aus der Welt zu schaffen, ebensowenig wird dies mit der Mißhandlung Untergebener glücken.

Trotzdem gibt es Leute, die in der besten Absicht dem Ideal nachjagen, die Soldaten-Mißhandlungen gänzlich abschaffen zu wollen. Dieselben gehören selbstverständlich nicht den Parteien an, die am meisten darüber entrüstet tun, denn — wenn dieser Zustand erreicht würde, ginge ihnen ein Hauptagitationsmittel ab.

Man trifft da auf die merkwürdigsten Vorschläge: Einer will z. B. dem Untergebenen das Recht einräumen, die Schläge sofort erwidern zu dürfen. Diese Proklamierung des Faustrechts für die Armee schlägt derartig allen Begriffen von Disziplin ins Gesicht, daß wir verzichten, darauf weiter einzugehen.

Ein anderer will das Beschwerderecht durch Beschwerdepflicht ersetzen. Vom militärischen Standpunkt aus läßt sich nichts dagegen sagen. Es würden vielleicht einige Fälle mehr zur Sprache kommen, und das kann nur willkommen sein. Aber daß die schwereren Fälle fast ausnahmslos entdeckt werden, dafür ist bereits durch die jetzigen Bestimmungen genügend gesorgt. Warum also gerade die gutgesinnten Leute eventuell unnötig vor einen Konflikt von Pflicht und Herz setzen, bei dem im Grunde genommen nichts herauskommt? Allzu scharf macht schartig.

Wenn es vorkommt, daß der Kassierer einer Bank jahrelang stiehlt und betrügt, dann wird der Fall in der Presse besprochen und die Aufsichtsbeamten (Direktoren, Aufsichtsräte pp.)

Digitized by Google

bekommen auch ihr Teil. Niemand aber wird es einfallen, daraus den Schluß zu ziehen, daß alle Banken Deutschlands Räuberhöhlen seien. Kommen aber in der gesamten deutschen Armee im ganzen Jahre vielleicht drei oder vier Fälle vor, in denen ein rohes Subjekt anhaltend und gewohnheitsmäßig geprügelt hat, dann wird daraus nicht einfach gefolgert, daß der betreffende Hauptmann, Major pp. ihre Pflicht nicht getan haben, indem sie es an der nötigen Aufsicht haben fehlen lassen, sondern es gilt für einen Teil der Presse als „ein abermaliger Beweis, daß in der Armee das Prügeln Untergebener systematisch betrieben wird". Obgleich jeder, der Soldat gewesen ist, ganz genau weiß, daß die Sache sich ganz anders verhält, so erhebt sich nur höchst selten eine Stimme, die die Behauptung als schamlose Lüge bezeichnet. Wir erachten es aber als sehr wünschenswert, wenn die Presse nicht bloß das letztere täte, sondern wenn sie auch in entsprechender Weise die mangelnde Aufsicht und daraus resultierende Schuld der Vorgesetzten bespräche. Das könnte der Armee nur Nutzen bringen.

Noch eine andere Seite der gestellten Aufgabe bleibt zu besprechen.

Überall wird jetzt über Zunahme der Rohheit geklagt. Die Vergehen, bei denen das Tier im Menschen sich zeigt, mehren sich von Tag zu Tag. Wir sind fest überzeugt, daß dies die Folge unserer milden Gesetzgebung und Strafvollstreckung, speziell der Abschaffung der Prügelstrafe, ist.

Besserungstheorie ist eine schöne Sache, und wir sind auch durchaus einverstanden damit. Wenn aber ein 17jähriger Mensch dem Freunde seines Vaters, bloß weil dieser ihm über irgend eine Ungehörigkeit einige mißbilligende Worte gesagt hat, über Nacht den Gemüsegarten gänzlich demoliert oder 50 Weinstöcke abschneidet; oder wenn ein anderer aus bloßem Übermut eine Anzahl Obstbäumchen an der Straße abbricht, oder die Kleider von Damen, die er gar nicht kennt, die ihm nie etwas getan haben, durch Begießen mit Säure verdirbt — ja gewiß, wir sind auch sehr dafür, daß dieser gebessert und moralisch gehoben wird. Das geschieht aber am sichersten, wenn ihm, als erster Schritt der Besserungskur, nur damit er die darauffolgenden Lehren nicht vergißt, 25 aufgezählt werden. Das schadet den nachherigen Mitteln, durch die er moralisch gehoben werden soll, gar nichts, sondern gereicht ihrer Wirkung nur zum Vorteil. Wird ein solcher Mensch nun nach verbüßter Strafe aus dem Gefängnis entlassen, dann ist er

Digitized by Google

günstigstenfalls der besten Vorsätze voll. Aber bei der nächsten Gelegenheit verfällt er, unter 10 Fällen neunmal, doch wieder in den alten Fehler. Denn der Spott der Kameraden sorgt schon dafür, daß die guten Vorsätze nicht zur Tat werden. Da würden dann die 25 Stockprügel sicher eine ganz gute Unterstützung der guten Vorsätze sein.

Wer nämlich glaubt, daß die Tatsache, eine Prügelstrafe erlitten zu haben, bei dem oben geschilderten Gesindel irgend etwas Ehrenrühriges habe, der schießt weit daneben. Sind doch die rohesten Prügeleien untereinander bei ihnen an der Tagesordnung und am andern Tage gehen die beiden Gegner ganz einig mit einander spazieren.*)

Möchten diejenigen, die anderer Ansicht sind, die Strafverzeichnisse einmal einsehen, die in vielen Gegenden des Deutschen Vaterlandes die Rekruten aus ihrem Zivilverhältnis mitbringen. Da gehören solche, die mit 5 bis 10 Strafen wegen Sachbeschädigung, Körperverletzung, schwerer Körperverletzung, Widerstands gegen die Staatsgewalt u. a. belastet sind, gar nicht zu den Seltenheiten, und Unbestrafte sucht man oft vergeblich.

Nun wird ein derartiges Produkt der neuen Strafrechtspflege Soldat. Die letzten Worte der guten Freunde klingen ihm noch in den Ohren. Dieselben sind sehr verschiedenartiger Natur: „Na wart' nur! Mit dir werden sie beim Militär schon fertig werden!" Oder: „Von den Unteroffizieren laß dir nichts gefallen! Die können nichts machen, über die beschwerst du dich!" Oder: „Von den Alten (im 2. Jahre Dienenden) laß dir nichts gefallen! Hau nur dem ersten, der etwas will, ein Bierglas auf dem Schädel entzwei. Es geschieht dir nichts. Im ersten Jahre wird man nicht bestraft."

Kommt er nun in die richtige Behandlung, — und das ist ja meist der Fall — ist er noch nicht ganz verdorben, und hat er die letzte Ermahnung seines Vaters noch im Kopf, die lautet: „Laß sie reden, tue deinen Dienst und werde ein braver Soldat!" Dann wird auch ein solcher aus ihm. Aber keine menschliche Einrichtung ist vollkommen. Es kommt z. B. auch vor, daß die Sache so verläuft: In den ersten Tagen geht alles gut. Als er merkt, daß nichts von allem Schrecklichen, was ihm zu Hause vorausgesagt ist, eintritt, daß das Brot gut schmeckt, die Menage sogar sehr

*) Mit der Befürwortung der Prügelstrafe kann ich mich nicht einverstanden erklären. D. H.

Digitized by Google

gut, verliert er die Scheu und beginnt, sich zu fühlen. Er entdeckt dann zunächst, daß der Unteroffizier eine ungeheure Geduld hat und sich in Ruhe abquält, die denkfaulen Gehirne etwas in Tätigkeit zu setzen. Da es in der Tat höchst selten vorkommt, daß ein Rekrut bestraft wird, so läßt er's immer mehr an sich kommen, wird immer fauler, und hat es schließlich so weit gebracht, daß der Unteroffizier endlich die Geduld verliert, und ihn ohrfeigt. Da er ferner längst darüber belehrt ist, daß und wie er sich beschweren kann, so tut er dies. Das Weitere ist nach der obigen Schilderung bekannt. Worauf ist dieser Fall zurückzuführen? Auf schlechte Erziehung, Gefühlsroheit des Rekruten, und auf die seit einigen Jahren gehandhabte übertriebene Milde den Rekruten gegenüber.

Wir berichteten das Vorstehende nur, um festzustellen, wie die Entwickelungsgeschichte einer großen Anzahl von Mißhandlungen ist, und wollen durchaus nicht in Abrede stellen, daß auch Mißhandlungen vorkommen, die auf Rohheit des Vorgesetzten zurückzuführen sind.

Das ändert aber an der Tatsache nichts, daß die Zahl der aus Rohheit begangenen Mißhandlungen durch Vorgesetzte beträchtlich abgenommen hat, während die Rohheit im allgemeinen zugenommen hat.

Wir können also einen glänzenden Erfolg der militärischen Erziehung und des Systems feststellen. Man ist sogar in Versuchung geführt, den Schluß daraus zu ziehen, daß einmal eine Zeit denkbar wäre, wo die Mißhandlungen ganz verschwinden; nämlich dann, wenn dafür gesorgt wird, daß die jungen Deutschen in Haus und Schule eine bessere Erziehung genießen, und die Gesetzgebung derart ist, daß die allgemeine Rohheit nicht mehr zu, sondern abnimmt.

Digitized by Google

Die Ausdehnung der Alters- und Invalidenversicherung.

Von Hugo Lissauer.

Die Versicherungsgesetzgebung verdankt ihren Ursprung der in der Volksseele wurzelnden und mit den Jahrhunderten immer mehr zu Tage tretenden Erkenntnis, daß den Unbemittelten im Volke, namentlich den Arbeitnehmern, auf allen Gebieten tunlichst die wirtschaftliche Lage zu erleichtern, und für deren Zukunft vorzusorgen, eine soziale Pflicht sei. Die Schwierigkeiten, die sich auf diesem Gebiete der Ausführung entgegenstellten, waren und sind ungeheure, und es bedurfte der wuchtigen Tatkraft eines Bismarck, um die großen humanistischen Ideen durchzuführen, die der Menschenfreundlichkeit des unvergeßlichen Kaisers Wilhelm I. ihre Entstehung verdankten. Die Kranken-, Unfall-, Alters- und Invalidengesetzgebung des Deutschen Reiches steht bis jetzt einzig in der sozialen Kulturgeschichte aller Zeiten da, und ebenso bemühte sich bis jetzt das Ausland vergeblich, ähnliche Institutionen zu schaffen, wie wir dieselben auf dem Gebiete der Fürsorge für die wirtschaftlich Schwachen besitzen. Nachdem jene bereits über ein Jahrzehnt in Deutschland bestehen, ist die französische Regierung jetzt wieder so weit, um den Versuch zu wagen, der Deputiertenkammer den Entwurf eines Invalidengesetzes vorzulegen, das schon früher an der geringen Einsicht der dortigen Gesetzgeber scheiterte.

Eine hervorragende Rolle in unserer Zwangsversicherungsgesetzgebung nimmt das Alters- und Invalidengesetz vom 22. Juni 1889 ein, auf Grund dessen bis zum Jahre 1902 ca. 650000000 Mk. Renten an durch Alter oder Krankheit ganz oder teilweise arbeitsunfähig gewordene Arbeitnehmer gezahlt worden sind.

Es liegt auf der Hand, daß, da das Bessere der Feind des Guten ist, die immer feinfühliger werdenden Empfindungen des Volkes dahin drängen, den unbemittelten Klassen einen genügenden Ausgleich für die wirtschaftliche Zurücksetzung zu bieten, die die Verhältnisse denselben auferlegen. Die bisherigen Leistungen auf diesem Gebiete erscheinen daher schon jetzt nicht mehr genügend, und allseitig tritt der Wunsch auf, solche ausgiebiger zu gestalten.

Das bestehende Invalidenversicherungsgesetz beschränkt sich auf Arbeitnehmer mit einem Einkommen unter 2000 Mark. Die

Digitized by Google

Versicherungsbeiträge werden vom Arbeitnehmer und Arbeitgeber zu gleichen Teilen getragen, während das Reich — also die Allgemeinheit der Steuerzahler — für jede Rente einen Jahreszuschuß von 50 Mark leistet.

Die Arbeitgeber sind für ihre Person nicht versicherungspflichtig. Dieselben können unter bestimmten Bedingungen von der Versicherung Gebrauch machen, jedoch geschieht dies in ganz geringem, kaum nennenswertem Umfange.

Die Verhältnisse der Arbeitgeber, namentlich der selbständigen Handwerker, Kleingewerbe- und Kleinhandeltreibenden, nehmen indessen immer bedauerlichere Gestalt an. Das Vordringen der großkapitalistischen Unternehmen auf industriellem Gebiete hatte das Aufhören vieler Handwerker- und kleinindustrieller Existenzen zur Folge. Diese flüchteten sich in den Handel, doch auch in diesem werden die Kleinbetriebe mehr und mehr durch die Konkurrenz der großkapitalistischen Unternehmungen bedroht, so daß die Kleingewerbetreibenden immer mehr und mehr ihren Absatz verlieren, in schlechte Verhältnisse gedrängt und konkurrenzunfähig gemacht werden.*) Dieselben gehen einer mehr wie trüben Zukunft entgegen.

Die Zahl der Gewerbebetriebe mit Einkommen über 50000 Mk. hat sich von 1893 zu 1903 reichlich verdoppelt. Die von denselben gezahlte Gewerbesteuer (1 Proz. des Reingewinns) ist von 5,9 auf 14,15 Mill. Mk., der Jahresgewinn also von 590 auf 1415 Mill. Mk., und — legt man einen durchschnittlichen Reingewinn von $6^3/_4$ Proz. zugrunde — der Umsatz von 9440 auf 24600 Mill. Mk., also um über 15000 Mill. Mk. gestiegen.**) Die verheerende Wirkung auf die Kleinbetriebe konnte daher nicht ausbleiben und läßt erkennen, daß ein weiteres Fortschreiten dieses Prozesses mit Sicherheit zu erwarten ist. Gesetzgeberische Maßregeln, die dem betrübenden Vorgange Einhalt tun könnten, werden zwar von Freunden des gewerblichen Mittelstandes erstrebt, doch sind auch diese sich der Schwierigkeiten bewußt, die überwunden werden müßten, um die Gewerbefreiheit einzuschränken,

*) Vgl. Kgl. statist. Korrespondenz Nr. 47 Dezember 1902. Verlag des Kgl. statist. Bureaus in Berlin.

**) Ausführliches statistisches Material hierüber findet sich in der Broschüre: „Die Ausdehnung der Alters- und Invalidenversicherung auf die gesamten Unselbständigen und Selbständigen der gewerblichen, kommerziellen und landwirtschaftlichen Betriebe“ von Hugo Lissauer, Berlin 1903. Verlag von C. A. Schwetschke u. Sohn.

Digitized by Google

ohne gleichzeitig andere Übelstände für die Entwickelung von Handel und Industrie heraufzubeschwören.

Unter solchen Umständen drängt sich unwillkürlich die Frage auf, was die Zukunft denjenigen bringt, die von der jetzigen Wirtschaftsbewegung über den Haufen geworfen werden, und ferner auch denen, die für die Folge dem Wunsche, sich selbständig zu machen, nicht entsprechen können, da es immer schwerer und schließlich unmöglich werden wird, Kleinhandels- bezw. Kleingewerbebetriebe neu zu begründen und mit Erfolg zu betreiben.

Die Kategorie der nicht mehr konkurrenzfähigen Selbständigen ist schlimmer daran, wie der junge Nachwuchs. Letzterer wird sich von vornherein daran gewöhnen müssen, voraussichtlich zum größten Teile zeitlebens unselbständig zu bleiben und wird mit dieser Aussicht zu rechnen haben. Es ergibt sich für die junge Generation hieraus die zwingende Pflicht der Selbsterhaltung; sie wird auf Gesetze hinarbeiten müssen, die die Arbeitszeit einschränken, und somit Vorsorge treffen, daß die Körperkräfte möglichst geschont werden. Denn, da die Angestellten, ihr Leben lang als Unselbständige zu arbeiten, gezwungen sein werden, so kann man es ihnen, von ihrem Standpunkte aus, kaum verdenken, wenn sie mit dem Kapital ihrer physischen und geistigen Kräfte möglichst sparsam umgehen.

Je schwieriger das Selbständigwerden und je fragwürdiger die Aussicht ist, es in der Selbständigkeit vorwärts zu bringen, je größer die Wahrscheinlichkeit ist, daß der Versuch, sich in der Selbständigkeit zu ernähren, scheitert, desto mehr muß daran festgehalten werden, die Zwangsversicherung für alle Gehaltsklassen aufrecht zu erhalten, damit dem Versinkenden schließlich ein Rettungsanker unter allen Umständen verbleibt.

Die veränderten Erwerbsverhältnisse bedingen also den Schutz aller Arbeitnehmer auf gewerblichem Gebiete gegen Alter und Invalidität ohne Rücksicht auf die Höhe des Jahresverdienstes.

Der Gedankengang, der den Gesetzgeber veranlaßt hat, vor der 2000-Mark-Grenze Halt zu machen, ist zudem schwer verständlich. Der Arbeitnehmer mit einem höheren Einkommen ist besser in der Lage, Spargroschen in Gestalt der Versicherungsbeiträge aufzubringen, als es ihm früher bei geringerem Verdienste möglich war, und zwar umsomehr, als er ja durch neue, ihm leichter werdende Beitragszahlungen sich den Nutzen aus den bereits gezahlten Beiträgen erhält.

Digitized by Google

Allerdings bietet § 14 des Invalidenversicherungsgesetzes den Arbeitnehmern mit mehr, wie 2000 Mk., indessen 3000 Mk. nicht übersteigendem Verdienst, Gelegenheit, sich freiwillig zu versichern. Leider ist ja aber die Freiwilligkeit eine Aushilfe von geringer Bedeutung, was sich aus der minimalen Benutzung derselben ergibt. Umsomehr hätte der Zwang für höhere Einkommen aufrecht erhalten werden müssen, denn zweifellos rührt die Unbeliebtheit des Invalidengesetzes daher, daß Beiträge, die viele Jahre gezahlt worden sind, also Spargroschen, dem Beitragenden lediglich durch den Umstand verloren gehen, daß derselbe ein höheres Einkommen bezieht. Eine derartige Aussicht, durch Aufbesserung seines Einkommens einen rechtlich erworbenen Anspruch zu verlieren, kann unmöglich dazu beitragen, ein Gesetz beliebt zu machen, und dieser Mangel an Beliebtheit, ja die Unbeliebtheit der gegenwärtigen ungenügenden Ausdehnung der Versicherung, ist wohl mit daran schuld, daß selbst die Anwartschaft, früher gezahlte Beiträge zu retten, nicht zur freiwilligen Weiterversicherung zu ermuntern scheint. Die im Gesetz vorgesehene Altersgrenze von 70 Jahren, die nur von 2,8 Proz. der Gesamtbevölkerung und nur von 2,2 Proz. der männlichen Bevölkerung erreicht wird, kann auch unmöglich als ein Anreiz zur Selbstversicherung betrachtet werden.

Welche Höhe die Beträge erreichen, die den früher Versicherten verloren gehen, ist nicht festzustellen. Indessen läßt sich aus der Anzahl der weiblichen, sich verheiratenden Versicherten (153289) und aus der Höhe der denselben in einem einzigen Jahre zurückgezahlten Versicherungsbeiträge (5230108 Mark) leicht ersehen, wie ungemein bedeutend die Beträge sein müssen, die gegenwärtig den nach den gesetzlichen Bestimmungen aus der Versicherungspflicht Ausscheidenden verloren gehen.

Die Teilnahmlosigkeit der beteiligten Klassen kann daher nicht als einziger Grund für die geringe Inanspruchnahme der freiwilligen Versicherung angeführt werden, obgleich ja das mangelnde Verständnis für die gebieterische Pflicht des Einzelnen, in guten Zeiten für schlechte vorzusorgen, nicht zu unterschätzen ist. Konnte doch die bedeutend leichter zu verstehende Krankenversicherung der jungen Kaufleute nicht einmal auf dem Wege der Freiwilligkeit durchgeführt, und mußte auch für diese Kategorie der Erwerbstätigen der gesetzliche Zwang eingeführt werden, obgleich es an ständigen Mahnungen einsichtsvoller Vereine von kaufmännischen Angestellten niemals gemangelt hatte.

Digitized by Google

Allerdings muß auch der ungenügende Sparsinn der Arbeitnehmer, wie auch der Selbständigen mit geringem Einkommen, äußerst vorsichtig und möglichst milde beurteilt werden. Die Lebensregel: „Spare und arbeite!“ Benjamin Franklins ist nicht für die Durchschnittsnaturen gemacht, die, wenn sie schon arbeiten und oft eine Geist und Körper stark abnutzende Arbeit leisten müssen, auch das Heute genießen und sich nicht auf spätere Zeiten vertrösten lassen wollen. Dergleichen Denksprüche großer Männer, spiegeln den Geist und die Festigkeit, die sie selber besitzen, wieder, entsprechen aber nicht in ihrer unerbittlichen Strenge der durchschnittlichen Veranlagung der großen Menge des Volkes. Man kann an diese nicht den Maßstab anlegen, wie es Ausnahmemenschen an sich selber tun, die ein ganz besonders impulsives, vor keiner Entbehrung zurückschreckendes Pflichtbewußtsein und auch denjenigen Grad persönlichen Ehrgeizes besitzen, der sich unter allen Umständen durchringen will. Es kann von der großen Menge auch nach sorgsamer Anleitung und sachverständiger Belehrung nur immer dasjenige Maß der Selbstbeschränkung in bezug auf den Lebensgenuß verlangt werden, wie es in der Natur der menschlichen, physischen und geistigen Veranlagung liegt. Man kann es daher den 20,6 Millionen Arbeitenden, die ein Einkommen unter 3000 Mark haben, und die die bessere Lebenslage der 350000 Bessersituierten mit berechtigtem Neide ansehen, doch wohl kaum verübeln, daß, wenn sie in eine etwas günstigere Lebenslage durch Vermehrung ihres Einkommens gelangen, sie in erster Linie daran denken, die ihnen bisher aufgelegten Entbehrungen zu verringern und die etwas frohere Lebensführung zu genießen, die ein erhöhtes Einkommen gestattet. Und wenn nun der Zwang verlangt wird, um eine Versicherung auch der vorübergehend oder dauernd Bessersituierten herbeizuführen, so ist dies schon aus dem Grunde notwendig, weil dies als der einzig gangbare Weg erscheint, die gut situierten Arbeitgeber als die vom Schicksal Bevorzugten zu zwingen, etwas für ihre minder gut gestellten Menschenbrüder zu tun, diesen also die Aufgabe zu erleichtern, für ihre Zukunft zu sorgen.

Weit schlimmer, als die jüngere Generation, ist, namentlich in Handel und Gewerbe, die ältere daran, die zum Teil nicht mehr widerstandsfähig gegen das Vordringen der großkapitalistischen Unternehmungen und gezwungen ist, vor denselben die Segel zu streichen. Man hat den nicht mehr konkurrenzfähigen Gewerbetreibenden den guten Rat gegeben, ihre Selbständigkeit mit

Digitized by Google

guten Posten als Werkführer, Verkäufer usw. zu vertauschen. Leute in vorgerückten Jahren — also über 40 Jahre hinaus — sind indessen hiervon vorweg ausgeschlossen, da jeder Arbeitgeber nur vollkräftige Mitarbeiter bei sich aufnehmen will. Sie sind eben altes Eisen, und der gute Rat hat für sie keinerlei Wert.

Schon bei der Gewerbezählung vom Jahre 1895 stellte sich heraus, daß die Zahl der gewerblichen Betriebe (Handwerk und Industrie) seit 1882 eine Abnahme erfahren hatte. Dieselben hatten sich von 2270339 auf 2146972, also um 5,4 Proz., verringert. Die Alleinbetriebe waren von 1496755 auf 1308846 zurückgegangen.

Unverhältnismäßig waren dagegen die Ziffern der Betriebe in Handel und Verkehr gewachsen: dieselben waren von 1882 zu 1895 von 703232 auf 955682 gestiegen. Die Kleinbetriebe hatten sich um 73 Proz. vermehrt, d. h. um 151000. Aus diesen Ziffern ergibt sich der Rückgang der Gesamtziffer der selbständigen Betriebe in Handwerk und Industrie und die entsprechende Vermehrung der Handelsbetriebe. Das Handwerk ernährt seinen Mann nicht mehr, und die Handwerker müssen daher zum Handelsgewerbe übergehen, um dort ihr Brot zu finden.

Seit 1895 haben sich diese Verhältnisse zweifellos außerordentlich verschärft. Es ist nun ein merkwürdiges Schauspiel, wie diese bedrängten Kleinexistenzen die Versicherungspflicht für ihre Angestellten zu erfüllen gezwungen sind, obgleich diese sich tatsächlich objektiv und relativ in einer besseren Ernährungslage befinden, wie sie selber.

Im ganzen ergibt sich, daß 93 Proz. der in Betracht kommenden Zensiten ein Einkommen unter 2000 Mk., 3,6 Proz. ein solches zwischen 2000 und 3000 Mk., und 3,4 Proz. ein solches über 3000 Mk. haben.

Es ist nicht recht verständlich, weshalb die Selbständigen unter den 93 Proz. Zensiten ein geringeres Anrecht auf die Fürsorge des Staates, die doch in der Zwangsversicherung zum Ausdruck kommt, haben sollten, als die Unselbständigen. Aber auch besser situierte Gewerbetreibende kommen, wenn auch prozentual in geringer Zahl, in schlechte Verhältnisse, die ihnen den Genuß einer kleinen Rente oft recht wünschenswert machen, um vor Hunger geschützt zu sein. Die Gründe, weshalb von der Selbst-

Digitized by Google

versicherung so außerordentlich geringer Gebrauch gemacht wird, sind schon oben auseinandergesetzt worden.*)

Die Notwendigkeit, den Versicherungszwang auch auf die Selbständigen auszudehnen, ergibt sich aus den vorstehend dargelegten Gründen von selbst, und zu gleicher Zeit auch die Feststellung, daß keinerlei Einkommengrenze gezogen werden darf. Die gewerblichen Einkommen differieren schon an und für sich, je nach den Konjunkturen, bald über, bald unter 2000 Mk., und dürften schon aus diesem Grunde die bis zu einer bestimmten Einkommengrenze gezahlten Beiträge nicht zeitweise oder gänzlich gefährdet werden. Ferner können aber auch aus den hohen Einkommen (von 8000 Mk. aufwärts) erhebliche Versicherungseinnahmen gezogen werden, während das Risiko für diese Kategorie der Versicherten ein sehr geringes ist und in gar keinem Verhältnis zu den sich steigernden Beitragssätzen steht. Wenn die Versicherten auch die Renten aus der Altersversicherung in einzelnen Fällen beziehen und über solche, wohl meist nach freiem Ermessen, zu wohltätigen Zwecken verfügen werden, so wird das Risiko aus der Invaliditätsversicherung ein äußerst geringes sein, das bei der Höhe der Einnahmen gar nicht in Betracht kommt. Es ergibt sich von selbst, daß neue, den erhöhten Einkommen entsprechende Beitragsstufen geschaffen werden müssen.

Während die Wochenbeiträge für die Lohnklassen I—V 14 bez. 20, 24, 30 und 36 Pf. betragen, würden die höheren Stufen etwa folgendermaßen festzusetzen sein:

			Wochenbeitrag:
A.	Einkommen	2000— 3000 Mk.	50 Pf.
B.	„ „	3000— 5000 „	75 „
C.	„ „	5000— 8000 „	100 „
D.	„ „	8000— 12000 „	150 „
E.	„ „	12000— 20000 „	250 „
F.	„ „	20000— 30000 „	350 „
G.	„ „	30000—100000 „	500 „
H.	„ „	über 100000 „	650 „

Die Feststellung derjenigen Einkommen selbständiger und unselbständiger Personen, die aus den gewerblichen, industriellen und landwirtschaftlichen Betrieben zur Gesamtversicherung heran-

*) Ausführliches über die Erschwerungen, die das bestehende Gesetz der freiwilligen Versicherung gegenüber bietet, enthält die Seite 227 erwähnte Broschüre.

Digitized by Google

gezogen werden müßten, ergibt, daß 1,4 Mill. Personen mit einem Einkommen über und 5,6 Mill. Personen mit einem solchen unter 2000 Mk. betroffen werden würden. Unter Zugrundelegung der für die verschiedenen Einkommenklassen vorgeschlagenen Versicherungswochenbeiträge würden 118 Mill. Mk. Mehreinnahmen erzielt werden, denen 48 Mill. Mk. Mehrausgaben gegenüberstehen würden. In letzter Ziffer ist bereits ein Aufschlag von 50 % auf die Renten derjenigen Personen inbegriffen, die ein Einkommen über 2000 Mk. versichert haben. Die Details der Berechnungen, die einen Überschuß von ca. 75 Mill. Mk. ergeben, lassen sich an dieser Stelle nicht wiedergeben. Dieselben sind aus der vorerwähnten Broschüre zu ersehen. Doch wird es schon auf den ersten Blick einleuchtend sein, daß einmal die 1,4 Mill. Einzeleinkommen über 2000 Mk. nach den oben vorgeschlagenen Versicherungssätzen sehr erhebliche Beträge (68 Mill. Mk.) aufbringen (obgleich solche bei einem Einkommen von über 100000 Mark 338 Mk. pro Jahr nicht übersteigen), während das auf dieselben entfallende Risiko sich ansehnlich, und zwar im Verhältnis wie 5 : 1, für die Invalidenrenten vermindert.

Der Überschuß von 75 Mill. Mk. würde genügen, um die Altersgrenze für die Altersversicherung von 70 Jahren auf 65 Jahre herabzusetzen. Die Zahl der Altersrenten würde sich hierdurch verdreifachen. Trotzdem würde noch ein Restüberschuß von 43 Mill. Mk. verbleiben, der zur Erhöhung der gesamten Alters- und Invalidenrenten benutzt werden könnte. Derselbe würde ca. 30 Mk. für jede Rente betragen, deren jetziger Durchschnittsbetrag sich auf ca. 150 Mk. beläuft. Die Rente würde sich mithin auf 180 Mk. für die Einkommen unter, und auf 270 Mk. für solche über 2000 Mk. erhöhen.

Würde von der Herabsetzung der Altersgrenze aber abgesehen, so würde die Steigerung des Durchschnittsbetrages eine außerordentlich hohe sein, die hier aber nicht in Betracht gezogen werden soll, da gerade die gesetzlich festgelegte Altergrenze von 70 Jahren dazu beigetragen hat, das ganze Versicherungsgesetz außerordentlich unbeliebt zu machen. Die Erreichung des kanonischen Alters ist nur einem kleinen Teile der Bevölkerung (der männlichen 2,2 %, der weiblichen 2,8 %) von der Vorsehung gestattet, und kann man es schließlich nur erklärlich finden, wenn diese Anweisung auf eine von ca. 98 % der Versicherten nicht erreichte Zukunft nicht viel Verlockendes für die Beitragzahler hat. Allerdings vergessen letztere meist, daß die Zahl der Invaliden-

Digitized by Google

renten, d. h. der Renten für Personen, die vor Erreichung des 70. Lebensjahres ganz oder teilweise erwerbsunfähig wurden, mehr als doppelt so groß ist, wie die der Altersrenten.

Die Überschreitung des 65. Lebensjahres erleben 5,6 % der Versicherten. Der Zuwachs der Altersrente würde sich bei der Ausdehnung der Versicherungspflicht mithin auf ca. 300000, die Gesamtzahl auf ca. 600000 beziffern, und es bedarf wohl kaum eines Beweises, daß angesichts einer so überwältigenden Zahl von Jahreszuschüssen an einen Teil der Bevölkerung, der lange und schwere Jahre der Arbeit hinter sich hat, selbst die Bedenken derjenigen fallen müssen, die prinzipiell gegen jeden Versicherungszwang und somit naturgemäß gegen die Erweiterung desselben sind.

Es lohnt, sich auch mit den Gründen zu beschäftigen, die von den prinzipiellen Gegnern des Versicherungszwanges vorgebracht werden.

Wir können dabei wohl die Theoretiker außer Betracht lassen, die da meinen, die individuelle Freiheit des Einzelnen, zu tun und zu lassen, was ihm beliebt, wirtschaftlich oder unwirtschaftlich, mit oder ohne Rücksicht auf die Zukunft, zu leben, sei unantastbar. Der Staat tastet diese Freiheit überall an und hat das Recht, es zu tun. Das bekannte Axiom: „Der einzelne ist unter Umständen vernünftig, die Menge indessen nie" hat sich nirgends mehr bewahrheitet, als in den Versicherungsfragen. Die Krankenversicherung mußte z. B. für die jungen Kaufleute, obgleich es an verständigen Mahnern innerhalb der leitenden Kreise niemals gefehlt hat, zwangsweise eingeführt werden. Der Hinweis, daß Selbstvorsorge für die Zukunft Sache des gebildeten Kaufmanns sein und daß derselbe sich hierin von höherem Intellekt, als der Fabrikarbeiter, zeigen müsse, fruchtete nicht genügend, um die Zwangsversicherung überflüssig zu machen. Dies ist nur ein Beweis von der Notwendigkeit des Zwanges, für den sich auf allen Gebieten unserer sozialen Organisation zahlreiche Beweise beibringen lassen. Die Freiheit des Einzelnen wird übrigens vom ersten Schritt in das Leben bis zum Scheiden aus demselben durch Gesetze geregelt, die Beschränkungen für diejenigen darstellen, die da glauben, der Gebrauch, bezw. Mißbrauch der Willensfreiheit bedeute die höchste individuelle Freiheit.

Diesen Teil der Gegner jedes Zwanges müssen wir ausscheiden. Es würde unmöglich sein, ihn zu überzeugen.

Beachtenswerte materielle Bedenken richten sich indessen

Digitized by Google

gegen Schwächen, die das Versicherungsgesetz an und für sich hat. Abgesehen von der Bemängelung der zu hoch gezogenen Altersgrenze, der ja durch oben dargelegte Vorschläge abgeholfen werden kann, ist ein Hauptbedenken, daß große Summen gezahlter Beiträge den versicherten Arbeitnehmern gänzlich verloren gehen, wenn dieselben durch Überschreiten des Einkommens von 2000 Mk. oder durch Selbständigmachen von der Versicherungspflicht befreit werden. Weshalb gehen diese Beträge aber verloren? Zum großen Teil deshalb, weil von dem Recht der freiwilligen Weiterversicherung (§ 14 des Gesetzes) ein so geringer Gebrauch gemacht wird, daß derselbe prozentual ganz verschwindet. Durch die Ausdehnung der Versicherungspflicht werden die gezahlten Beiträge den Versicherten aber erhalten, sie gehen also für sie nicht verloren, wie es jetzt der Fall ist. Die bezüglichen Bedenken finden somit ihre Erledigung.

Einem anderen Einwurf begegnet man fast regelmäßig in besser situierten Kreisen: „Wozu ist denn die ganze Kleberei? Was die Leute schließlich bekommen, ist zum Leben zu wenig, zum Verhungern zu viel; der Apparat, die Mühe des Klebens lohnt nicht.“ Freilich würde es das Erreichen eines idealen Zustandes bedeuten, wenn man eine Nationalversicherung gegen Alter und Invalidität schaffen könnte, deren Höhe nicht allein genügt, um jeden Empfänger hinreichend zu ernähren, sondern im auch noch, wie es Heinrich IV. wollte, Sonntags ein Huhn ihm Topfe zu lassen. Wollte man lediglich im Reiche der frommen Wünsche bleiben, so wäre ja eine Versicherung, die dies nicht allein für den Fall des Alters und der Invalidität beabsichtigt, sondern die auch in gesunden Tagen für hinreichenden Arbeitsverdienst sorgt, wohl noch erwünschter.

Man kann daher den wohlwollenden Schwärmern vollkommen nachfühlen, wenn sie die einzelne Rentenleistung zu gering finden und solche ansehnlich erhöht zu sehen wünschen.

Indessen mit der Schwärmerei und den frommen Wünschen hilft man der Not nicht ab. Lessing läßt seinen Nathan der Recha sehr richtig sagen:

„Begreifst du aber,
Wieviel andächtig schwärmen leichter, als
Gut handeln ist? Wie gern der schlafffte Mensch
Andächtig schwärmt um nur — — — —
Gut handeln nicht zu dürfen!“

Also fromme Wünsche tun es nicht allein, und wer der Meinung

Digitized by Google

ist, daß es überflüssig sei, an einem Werke mitzutun, das im letzten Abschlußjahre (1902) 103,8 Millionen Mark für Renten an Alters- und Krankheitsinvaliden auszahlte, der stellt sich unmöglich auf den Standpunkt der Bedürftigen, denen selbst die kleine Rente von durchschnittlich 180 Mk. ans Herz gewachsen ist, da sie dieselbe in vielen Tausenden von Fällen überhebt, diesen Zuschuß als Almosen irgendwo zu erbitten oder gar zu erbetteln. Hier kann nur der Standpunkt derjenigen Personen in Betracht kommen, die eben mit geringem Einkommen rechnen müssen. In Preußen hatten i. J. 1902 20,6 Millionen Personen ein Einkommen unter 900 Mk. und 3210183 ein solches zwischen 900 und 3000 Mk., letztere Gruppe ein Durchschnittseinkommen von 1330 Mk. Wenn die Allzukritischen glauben, daß diese vielen Millionen Interessenten so geringschätzend auf diese Rente, trotz ihres nicht zu bestreitenden Ungenügens, herabsehen, so sind sie sehr im Irrtum.

Da aber die Höhe der Jahresrenten von allen Seiten unbestritten für ungenügend erachtet wird, so müßte doch folgerichtig das Bestreben der besser situierten Klassen auf Abhülfe gerichtet sein. Ganz abgesehen von der kleinen Mühe des unglückseligen Klebens, das der Pflichtversicherung einmal ironisch als angeblicher Makel angeheftet bleibt, müßte alsdann ein jeder besser situierte Steuerzahler mit Freuden die Gelegenheit ergreifen, das gutzumachen, was der Gesetzgeber versehen hat, und auf Mittel und Wege zu sinnen, die zur Aufbesserung der Renten führen könnten. Und hier liegt auch der Schwerpunkt für den Beweis, daß die Bewegung zur nachträglichen Hereinbeziehung einzelner Klassen der Bevölkerung absolut ungeeignet ist, den eigentlichen Zweck zu erreichen. Man nimmt dafür die Handwerker und Privatbeamten in Aussicht und diese Gruppen treten in die Bewegung zugunsten der Ausdehnung der Zwangsversicherung auf ihre Interessenten. Ich bin der Ansicht, daß es verfehlt ist, eine Institution, die unpopulär, und zum großen Teil mit Recht, der geringen Einzelrente von durchschnittlich 150 Mk. und ihrer viel zu hohen Altergrenze von 70 Jahren wegen, unpopulär ist, weiter auf denselben mangelhaften Grundsätzen auszubauen. Es will mir scheinen, als ob diejenigen Gruppen, die die Ausdehnung der Versicherungspflicht auf sich wünschen, etwas stark partikularisch für sich sorgen wollen, da sie befürchten, eine allzuweite Ausdehnung der Invalidenversicherung sei aus finanziellen oder parteipolitischen Rücksichten nicht zu erreichen. Wenn dieselben die Einbeziehung der gesamten

Digitized by Google

Selbständigen und Unselbständigen ins Auge fassen würden, so müßten sie sich davon überzeugen, daß durch einen allgemeinen Versicherungszwang nicht allein ihr Zweck erreicht, sondern auf Grund viel gesunderer Verhältnisse erreicht werden würde, die tatsächlich für alle Interessentenkreise mit geringem Einkommen außerordentlich Gutes und Wünschenswertes realisieren müßten.

Namentlich würde eine einseitige Veränderung des Fundaments der Versicherungsgesetzgebung außerordentlich große Bedenken erregen und Gegner provozieren müssen. Sobald der Standpunkt der Qualität des Versicherten als Arbeitnehmer einmal verlassen wird, muß doch die Frage aufgeworfen werden, weshalb nur einzelne Gruppen der Arbeitgeber der Vorteile der Versicherung teilhaftig werden sollen, zumal das Reich — also die Allgemeinheit — ja bedeutende jährliche Zuschüsse — i. J. 1902 37,7 Mill. Mk. — bekanntlich beisteuert, um die Rentenbeträge aufzubringen. Bisher steuerte die Allgemeinheit diese erheblichen Beträge von dem Gesichtspunkte ausgehend bei, daß es sich um die Besserung der Lage der Arbeitnehmer handelte, für die die Gesamtheit einzutreten habe. An die Notlage der Arbeitgeber war von der Gesetzgebung bei Schaffung des Gesetzes nicht gedacht worden. Die sich stetig verschlechternde Lage der Handwerker, Kleingewerbetreibenden, Kleinhändler, Ladenbesitzer, sowie der kleinen landwirtschaftlichen Betriebe usw., blieb damals unberücksichtigt.

Die Gesamtheit kann aber das Grundprinzip nicht zu Gunsten einer einzelnen Erwerbsgruppe verlassen, ohne andere ebenso bedürftige hintenanzusetzen. Was dem Handwerk recht ist, muß dem Kleingewerbetreibenden und den Landwirtschaftern billig sein, zumal diese Gruppen ja alle direkt durch ihre Steuerleistungen zu dem Zuschusse beitragen, den das Reich für die Rentenbeträge leistet. Verläßt man aber das Prinzip, daß nur der Arbeitnehmer versicherungspflichtig ist und zieht die Arbeitgeber mit hinein, so muß dies für alle Gruppen der letzteren geschehen. Ja sogar alle Gruppen der Selbständigen sind mithineinzubeziehen, soweit dieselben nicht pensionsberechtigt sind, wenn man nicht ein unbegründetes Vorrecht für die gewerbetreibenden Gruppen schaffen will. In den Berechnungen, die als Grundlage für meine Vorschläge dienen, sind denn auch sämtliche Selbständigen, und nicht nur die gewerblichen usw. Selbständigen, berücksichtigt worden.

Es bedarf nun keines erneuerten Beweises, daß durch die

Digitized by Google

Heranziehung der besitzenden Klassen in die Pflichtversicherung dieses Ziel erreicht werden kann und zwar ohne allzu große Schwierigkeiten.

Aber nun wird wieder von den Bessersituierten die Frage aufgeworfen: „Wie kommen wir, die wir es gar nicht nötig haben, dazu, uns zwangsweise zu versichern? Wir sollen Versicherungsbeiträge zahlen, um die Renten der Einkommen unter 2000 Mk. erhöhen zu helfen!“ Zugegeben, das ist der Zweck der Ausdehnung der Versicherungspflicht auf die besitzenden Klassen. Der Standpunkt, daß die jetzige Rentenhöhe zu gering ist, wird also verlassen, denn sonst müßte den Kritikern die Aussicht, den Rentenempfängern solche um 50 % zu erhöhen, genügender Ansporn sein, regen Anteil an der Umgestaltung unserer heutigen Zwangsversicherung zu nehmen. Es versteckt sich mithin hinter der skeptisch ablehnenden Haltung die Rücksicht auf den eigenen Geldbeutel. Auch hiergegen lassen sich außer den ideellen Einwendungen sehr wesentliche materielle vorbringen.

Einmal sind die Versicherungsbeiträge für die höheren Einkommen so mäßig gehalten, daß der entstehende Ausfall kaum in Betracht kommt. Niemand wird behaupten, daß ein Einkommen von 5—8000 Mk. mit jährlich 52 Mk. oder ein solches von 30—100000 Mk. mit 260 Mk. jährlicher Belastung arg geschmälert wird. Man könnte den Versicherungsbeiträgen höchstens den Vorwurf machen, daß sie, statt verhältnismäßig progressiv, unverhältnismäßig degressiv sind, daß sie bei Einkommen von 2—3000 Mk. ca. $1\frac{1}{4}$ %, dagegen bei den höchsten Einkommen nur $\frac{1}{2}$ % betragen. In Rücksicht auf das geringe Versicherungsrisiko der hohen und höchsten Einkommen erscheint dies indessen aus Billigkeitsrücksichten geboten. — Außerdem ist die Gewerbesteuer aber für die hohen Einkommen so wenig progressiv, daß ein Ausgleich auf irgend eine Weise herbeigeführt werden muß, wenn nicht die Ungerechtigkeit der zu geringen Besteuerung der großen Einkommen bestehen bleiben soll. Wesentliche materielle Gründe, die gegen die Belastung der besseren Einkommen durch Versicherungsbeiträge sprechen, gibt es also nicht.

Dagegen sind die ideellen Gründe, die für diese Belastung sprechen, außerordentlich schwerwiegender Natur.

Die Übermacht des Kapitals ist in stetem Wachsen, die Bestrebungen der mit geringen Mitteln ausgerüsteten Kleinbetriebe, dieser Konkurrenz die Spitze zu bieten, sind zum Teil aussichtslos. Mit dem bloßen bedauernden Feststellen dieser Tatsache ist nichts

Digitized by Google

getan. Die Frage liegt nahe, wie den immer schwächer werdenden Elementen hilfreich unter die Arme gegriffen werden kann. Je schwieriger das Standhalten gegen die Konkurrenz wird, desto geringer wird der Jahresnutzen, der bei den Einkommen zwischen 900 und 3000 Mk. in den letzten 10 Jahren von 1418 Mk. auf 1373 Mk. zurückgegangen ist, und der in absehbarer Zeit unter dem Druck der Verhältnisse noch weiter zurückgehen wird. Am stärksten in Mitleidenschaft gezogen ist hierbei die Klasse der selbständigen Kleingewerbetreibenden und kleinen Landwirtschafter, deren Erwerbsverhältnisse rückgängig sind, während die Löhne sich in fortdauernder Steigerung befinden. Das Zurücklegen von Ersparnissen wird naturgemäß unter diesen Umständen ebenfalls schwieriger, ebenso die Vorsorge für schlechte Zeiten, für wirtschaftlichen Niedergang, Krankheit, Alter und Invalidität. Auf welche Weise kann hier die Gesamtheit der Bessersituierten eingreifen? Vorläufig erkennt sie den Niedergang des Kleingewerbes, der Kleinindustrie, des Kleinhandels und der kleinen landwirtschaftlichen Betriebe als ein unabwendbares Ergebnis unserer Produktions- und Verkehrsverhältnisse an, sieht aber mit verschränkten Armen diesem Vorgang zu, ohne die Hände zur Hilfeleistung für diese bedrängten Erwerbsklassen zu rühren. Und trotzdem liegt es in ihrer Hand, durch praktisches Eingreifen, wenn auch nicht das goldene Zeitalter für jene bedrohten Existenzen zu schaffen, doch aber dazu beizutragen, daß die Zukunftsaussichten dieser hart bedrängten Klassen der Bevölkerung wesentlich gebessert werden, und somit ein weiterer Schritt vorwärts zur Besserung ihrer Lage getan wird. Lassalle hat einmal das beherzigenswerte Wort gesagt: „Verbesserungen auf sozialem Gebiete sollten ihre Entstehung der Erkenntnis und Liebe der besitzenden Klassen und nicht dem gebieterischen Drängen des Sansculottismus verdanken.“ Dieser Ausspruch ist und bleibt noch heute beherzigenswert. Die besitzenden Klassen werden sich immer mehr und mehr an dessen Berechtigung gewöhnen müssen!

Digitized by Google

Überwunden.

Von Laura Frost.

Wenn die Rose selbst sich schmückt,
Schmückt sie auch den Garten. — ? —

I.

Sie sah mit großen dunkeln Augen zu dem Podium empor. Hell und klar tönte die Stimme des Redners durch den dicht gefüllten Saal. Mit gespannter Aufmerksamkeit lauschte das Publikum den Worten, die von der Sehnsucht nach Wahrheit sprachen; ein nicht enden wollender Beifall erhob sich, als der Vortrag mit den Worten schloß: „Wie Pontius Pilatus vor bald zweitausend Jahren, so stehn wir auch heute noch vor der Frage: Was ist Wahrheit?“

Das Rücken eines Stuhles riß das junge Mädchen aus seiner andächtigen Versunkenheit.

„Du hast furchtbar aufmerksam zugehört,“ sagte die Freundin nebenan neckend. „O Lena, die Schuljahre sind doch vorüber! War dir der Vortrag Steinhoffs wirklich so interessant?“

Dabei bog sie ihr Köpfchen, daß sie es in dem großen Pfeilerspiegel sehen konnte und strich sorgsam einige widerspenstige Löckchen zur Seite.

Lena lächelte. Wieviel älter war sie, als Lisbeth! Nicht an Jahren, aber in ihrem ganzen Empfinden. Ihre junge Freundin war so liebenswert in ihrer sorglosen Fröhlichkeit; wieviel ernster erschien ihr das Leben!

Auch bei dem gemeinsamen Abendessen, das bald danach Doktor Steinhoff mit den beiden jungen Mädchen und Lisbeths Mutter vereinte, verhielt sie sich ziemlich schweigend. Sie hatte es oft peinlich empfunden, daß ihr die gesellschaftliche Gewandtheit fehlte, durch kleine Phrasen zur Unterhaltung eines leichten Gespräches beizutragen. Um so besser verstand dies Doktor Steinhoff. Seine Rede war voll Witz und geistreicher Scherze, verschwunden war von seinem Antlitz der sehnsuchtsvolle, suchende Ausdruck. In strahlender Heiterkeit glänzten seine Augen, lachte sein Mund. Mehrmals wandte er sich mit seinen Fragen an die jungen Mädchen und fand bei Elisabeth die lebhafteste Anteilnahme. Sie erwiderte seine Scherze mit fröhlichen Worten. Ihr

Digitized by Google

zartes Gesicht belebte sich und bot einen ungemein lieblichen Anblick.

Mit Wohlgefallen sah Frau Wehner auf ihr Kind. Aber auch Steinhoff vermochte nicht, sich diesem Liebreiz zu entziehen. Nur von Zeit zu Zeit streifte sein Blick prüfend das blasse Gesicht Lenas, ihre dunkeln, schwermütigen Augen, die so nachdenklich schauten. Als sie sich beim Nachhausegehn von den beiden Damen getrennt hatten, fragte er Lena, warum sie sich so wenig an der Unterhaltung beteiligt hätte.

„Ich vermochte es nicht," erwiderte sie. „Es tat mir selbst leid darum; aber ich konnte es wirklich nicht. Es ging mir heute ebenso, wie früher, als ich noch bei Ihnen Stunden hatte. Sie regen stets so viele Gedanken in mir an. Ich bin sicher, wie damals werde ich wieder tagelang zu tun haben, um damit fertig zu werden. Ich wünschte dann oft, ich könnte Sie nach allem Unverständlichen fragen."

„Ich kenne Ihre ernsten Neigungen von der Schule her," antwortete er. „Es ist für jeden ein Genuß, sich verstanden zu sehen und mit gleich gestimmten Seelen über sein Empfinden und Denken sprechen zu können. Mir fehlt ein solcher Verkehr auch, ich empfinde das oft schmerzlich."

„Ihnen?" fragte sie verwundert. „Ihre Kollegen —".

„Ach," unterbrach er sie, „meine Kollegen! Das macht's doch nicht! Interesse und Verständnis müssen für die Art eines Andern vorhanden sein. Und in unserer Zeit voll praktischen Vorwärtsstrebens, voll selbsteigener Tätigkeit — wer fände da noch Zeit zu so nutzloser Beschäftigung! — Außerdem — es klingt Ihnen vielleicht sonderbar — mir ist es von jeher interessant gewesen, die Art eines Mannes, also meine Art von einer Frau verstanden zu sehen. Eine edel beanlagte Frau wirkt ergänzend auf die Auffassung des Mannes. Sie vergeistigt und verschönt dessen geradlinige Weisheit."

Lena schwieg. Was hätte sie auch sagen sollen?

Sie hatten ihre Wohnung erreicht.

„Darf ich Sie einmal besuchen, Fräulein Lena? Würden Sie mitunter eine Stunde mit mir plaudern wollen?"

„Sehr gern," erwiderte sie. „Ich werde mich sehr freuen, wenn Sie zu mir kommen."

An diesem Abend lag Lena noch lange wach. Eine große Freude erfüllte sie bei dem Gedanken an die interessanten Stunden, denen sie in Steinhoffs Gesellschaft entgegensah. Unter seinem

Digitized by Google

Einfluß würde ihr Geist befriedigt werden und wachsen. Immer wieder dachte sie an seine Worte, sah sie sein schönes Gesicht. Mit dem Gefühl herzlicher Dankbarkeit für den Mann, der sich ihr so freundlich bewiesen hatte, schlief sie ein.

II.

Vierzehn Tage waren vergangen.

Doktor Steinhoff hatte seinen angekündigten Besuch bei Lena nicht gemacht. Langsam und stetig war ihre große Freude der Enttäuschung gewichen. Ihre Tätigkeit an der Schule ließ ihr nicht viel Zeit zum Nachgrübeln, ihre Natur war auch viel zu gesund und energisch dazu; dennoch verging manche Stunde damit, daß sie sich seine Worte ins Gedächtnis zurückrief, daß sie wehmütig an alle die Fragen dachte, die sie ihm hatte vorlegen wollen. Sie zürnte ihm nicht. Sie wußte, daß sie mit der vielseitigen Inanspruchnahme des Mannes in amtlicher und gesellschaftlicher Beziehung rechnen müsse. Dadurch allein schon war sein Ausbleiben erklärt.

— — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Bei der Justizrätin Arnheim fand eine größere Festlichkeit statt. Die freundlichen Weisen eines kleinen Singspiels und die Komik der einzelnen Szenen bildeten eine treffliche Unterhaltung der Gäste, deren Reiz sich auch Lena nicht entziehen konnte.

Sie trug ein einfaches weißes Kleid. Rote Nelken schmückten es und waren auch in ihr dunkles, krauses Haar gesteckt. Wenn sie dem Amtsrichter Hellbart an ihrer Seite die Namen der Spielenden zuflüsterte oder fröhlich nach der Bühne sah, glich sie wenig der ernsten Lena, deren Erscheinung so leicht den Eindruck machte, als fühlte sie schwer das Bewußtsein des Lebens und seiner Pflichten.

Steinhoff und Lisbeth hatten die Hauptpartien in dem kleinen Stück, und leise hatte sich in Lenas Heiterkeit der Gedanke einschleichen wollen, daß Steinhoffs Nichterscheinen nun erklärt sei. Die Übungen mit Lisbeth waren einem Besuche bei ihr vorgegangen. Aber schnell wies sie diese Regung des Neides zurück. Wozu stand sie seit Jahren allein in der Welt, wenn sie noch nicht gelernt haben sollte, sich zu beschränken? — Mußte sie nicht diesen Menschen dankbar sein, wenn sie ihr nur gestatteten, teil zu nehmen an ihren Festen, an ihren Freuden? —

Hatte auch nur einer von ihnen die Verpflichtung sich ihrer anzunehmen?

Digitized by Google

Inmitten dieser glänzenden Gesellschaft und dieser fröhlichen Heiterkeit überkam sie auf einmal ein unbeschreibliches, sehnsuchtsvolles Einsamkeitsgefühl. Ausgelöscht waren die Kerzen um sie herum, eindruckslos verhallten an ihrem Ohre die Melodien, wie in weiter Ferne schienen alle diese Menschen sie zu umgeben. Dunkel war es vor ihren Augen. Wie einsam, wie ganz allein war sie doch!

Der Amtsrichter fragte sie etwas, sie hörte es nicht. Er sah sie an, und der veränderte Ausdruck ihres eben noch so lebendigen Gesichtes fiel ihm auf.

„Gnädiges Fräulein," flüsterte er, „ist Ihnen nicht gut? Soll ich Sie aus dem heißen Saal führen?"

Sie wandte ihm langsam ihr Antlitz zu. Noch war der Ausdruck der Sehnsucht voll in ihm ausgeprägt; noch wollte die Träne nicht zurücktreten, die das Auge zu verdunkeln strebte. Aber schon begann der früh geschulte Wille zu arbeiten, um wieder die Macht über das zur Unzeit erwachte Gefühl zu erlangen. Langsam schüttelte sie das Haupt, und in der Anstrengung des Lächelns empfand er ihr Bemühen, die Herrschaft über sich zu gewinnen und ehrte es durch verständnisvolle Zurückhaltung.

Das Stück war zu Ende.

Alles drängte der Bühne zu, von der die heitern Gestalten im Kostüm sich unter die Gäste mischten. Lisbeths Gesicht strahlte. Von allen Seiten wurden ihr freundliche Beifallsworte gesagt, die um so reichlicher kamen, als jeder durch ihre offen gezeigte Freude sich angenehm berührt fühlte. Auch Doktor Steinhoff begrüßte sie mit anerkennenden Worten.

Lena stand in der Nähe im Gespräch mit dem Amtsrichter, der sie zu seiner Tischdame erbeten hatte.

Sie konnte ein leichtes Herzklopfen nicht unterdrücken, als Steinhoff sich ihnen näherte. Was er wohl sagen würde über seinen unterlassenen Besuch? — Dann hatte seine Verbeugung sie ebenso gegrüßt, wie die andern Damen, und gleich darauf war er an Lisbeths Seite aus dem Kreise entschwunden. — Wie merkwürdig ihre Unruhe! — Als ob sie auf etwas wartete!

„Darf ich bitten, mein gnädiges Fräulein?"

Der Amtsrichter bot ihr den Arm.

Wenn je ein fremder Mensch auf sie einen sympathischen Eindruck gemacht hatte, so war es Hellbart. In seiner Unterhaltung lag so viel gutherzige Natürlichkeit und heitere Lebensauffassung, daß sich Lena neben ihm äußerst gemütlich befand.

Digitized by Google

Angeregt und froh gab sie sich mit ihm dem Vergnügen des Abends hin. Von oben funkelte das Licht der Gaskronen, von den Wänden strahlten die Kerzen, in den feingeschliffenen Gläsern brach sich das Licht und strahlte doppelt über die mit Silber, Früchten und Blumen geschmückte Tafel. Leichte Ranken von feinen, frischgrünen Blättchen schwankten in graziösen Bogen von der Krone über der Tafel bis zu den schwarzen, goldverzierten Kandelabern an beiden Enden, oben aus ihrer Mitte einen großen Strauß feuriger Mohnblüten herabsendend. Am lebhaftesten aber strahlte das Licht in immer wechselndem Glanze aus den vielen frohen jungen Augen.

Der Amtsrichter hatte Lena aus seinem Leben erzählt und von ihr erfahren, daß sie als Lehrerin ein bescheidenes Leben ohne Sorgen führen könne.

„Darüber bin ich sehr glücklich," schloß sie; ich arbeite sehr gern, und das Bewußtsein, zu erwerben und für mich selbst sorgen zu können, gäbe ich für viele andere Freuden nicht her."

Der Hausherr schlug an sein Glas. Er toastete auf seine Gäste, mit besonderer Berücksichtigung derjenigen, die bei der kleinen Aufführung mitgewirkt hatten, und die übliche Wanderung der Herren um den Tisch begann.

Vor Lena stand Doktor Steinhoff.

„Ich konnte Sie noch nicht sprechen, Fräulein Lena. Würden Sie mir den Kotillon gönnen? Es wäre mir eine rechte Freude."

Ein Schatten verdüsterte einen Augenblick sein Gesicht, als er hörte, sie habe den Tanz bereits vergeben.

„Wie schade! Da bin ich zu spät gekommen!"

Mit einem Neigen seines Glases zu dem ihren ging er weiter.

Auch auf Lenas Fröhlichkeit war ein Schatten gefallen. Steinhoff wollte mit ihr den Kotillon tanzen! Sie hatte schon völlig mit der Tatsache abgeschlossen, von ihm keine Beachtung weiter zu erwarten, — nun war die alte Unruhe wieder da. Wie schade, daß sie der Amtsrichter so früh schon aufgefordert hatte!

Ihre Unbefangenheit war dahin. Immer wieder erwog ihre Seele dieses neue, ihr unerwartete Benehmen. Ob sie auch die Gedanken davon abwenden wollte, sie vermochte es nicht.

In den weitern Stunden des Abends bot sich für Steinhoff keine Gelegenheit mehr, mit Lena längere Zeit zu sprechen. Er forderte sie einige Mal beim Rundtanz auf, und im Kotillon zu

Digitized by Google

einer Extratour. Als er mit ihr vor dem Tische mit Blumen und Orden stand, fragte er:

„Würden Sie mir gestatten, Sie heute über acht Tage in der Nachmittagsstunde aufzusuchen? Bitte, sagen Sie offen, wenn Sie etwas anderes vorhaben."

Sie hob ihr glühendes Antlitz zu ihm empor:

„Ich werde mich sehr über Ihren Besuch freuen, Herr Doktor."

III.

„Kennen Sie Jägers Theorie von der Sympathie der Atmosphären, Fräulein Lena?"

Sie verneinte es. So heftig ihr Herz in den acht Tagen geklopft hatte, wenn sie an diesen Besuch gedacht hatte — dem außerordentlich sichern, gesellschaftlichen Benehmen des Doktors gegenüber war ihre Aufregung völlig geschwunden.

Wieder, wie in ihrer Schulzeit fühlte sie mit Wonne seine geistige Höhe, die Anregung, die er mit jedem Wort auf sie ausübte.

„Jäger sagt, daß jeder Körper auf der Erde, also auch der Mensch, seine ihm eigentümliche Atmosphäre um sich habe. Verschiedenartige Atmosphären stoßen sich ab, ähnliche ziehen einander an. Ich muß immer daran denken, wenn ich mit Ihnen zusammen bin. So selten das geschehen ist, ich habe immer das Gefühl gehabt, daß hier etwas Gemeinsames, etwas Verwandtes vorhanden ist; ich habe immer das Vertrauen gehabt, daß ich Ihnen alles sagen könnte, daß Sie mich immer verstehen. Habe ich damit recht, Fräulein Lena?"

Vor ihren Augen wurde es dunkel, vor ihren Ohren brauste es. Was sollte das heißen? — Was wollte er damit sagen? —

Da sah sie auf; und wie ein eisiger Wasserstrom wirkten seine Augen auf sie. Sie schauten so kühl und wissenschaftlich fragend auf sie hin. O, über ihre Leidenschaftlichkeit! Würde sie denn niemals weise werden, jene Weisheit der Entsagung in Wirklichkeit besitzen, die ihr zukam? Wie viele Mal schon glaubte sie, dieselbe besessen zu haben, und jeder leiseste Anstoß hatte immer wieder vermocht, sie über den Haufen zu werfen.

„Der Gedanke ist mir neu," antwortete sie; „aber wenn man's recht überlegt, die Anwendung läßt sich wohl auf mancherlei machen. Denn schließlich: warum bewundern wir so sehr eine einzelne Tanne, die im Garten wächst? Tun wir das doch nicht

Digitized by Google

mit jedem Baum im Tannenwalde! Nach Jäger also nur deshalb, weil es eben eine Seltenheit ist, wenn eine einzelne Tanne in einer fremden Atmosphäre wächst, nicht wahr, Herr Doktor, so habe ich's wohl richtig verstanden!"

„Vollständig," erwiderte er. „Sie haben eine außerordentlich leichte Fassungsgabe. Fast haben Sie es mir klarer zurückgegeben, als ich es sagte. Sie haben es sozusagen ins Praktische übersetzt. Wie sind Sie zu diesem klaren Denken gekommen, Fräulein Lena, das Sie, entgegen der Mehrzahl Ihrer Geschlechtsgenossen, in so hohem Maße auszeichnet?"

Ihre Augen blickten gedankenvoll in die Ferne.

„Wenn man so viel allein ist," sagte sie sinnend, „dann kommt man viel zum Denken und Insichhineinsehn. Wer in der Welt lebt, hat dazu keine Zeit. Ich bin sehr viel allein, auf mich allein angewiesen."

„Haben Sie jemand, mit dem Sie Ihre Gedanken austauschen können?"

„Das eben nicht," antwortete sie lebhaft, „deshalb ist es mir ja so viel wert, wenn Sie mit mir sprechen. Ich wünschte, ich könnte solche Stunde häufiger haben. Es ist richtig, wenn Sie sagen, ich denke viel. Aber weiß ich, ob meine Gedanken immer die richtigen sind? Ob meine Schlüsse, die ich daraus ziehe, nicht falsches bedeuten? — Ach, Sie glauben nicht, welche Sehnsucht ich oft danach habe, mit jemand zu sprechen, der klüger ist, als ich. Nennen Sie es nicht eingebildet von mir; glauben Sie, bei Gott, das ist es nicht! Aber mit meinen Freundinnen kann ich nicht über das sprechen, was mich bewegt. Sie verstehen mich nicht."

„Das glaube ich wohl," antwortete er ruhig und lehnte sich behaglich in den bequemen Sessel zurück; „Sie überragen die anderen jungen Damen ganz bedeutend. Ich wüßte wenigstens nicht eine unter ihnen, mit der ich mich so unterhalten könnte, wie mit Ihnen."

„Das geht zu weit," sagte sie lächelnd. „Was gibt es für kluge, liebenswürdige Mädchen unter meinen Freundinnen! Lisbeth Wehner — die beiden ältesten Arnheims — nein nein, Sie dürfen mir keine Schmeicheleien sagen, bitte, tun Sie das nicht!"

„Ich gebe ohne weiteres zu, daß die genannten Damen sehr reizend sind. Ich bin gern in Gesellschaft mit ihnen zusammen. Da halte ich es für meine Pflicht, fröhlich zu sein. Aber eine kleine Kraftanstrengung gehört dazu. Meiner Natur entspricht

Digitized by Google

viel mehr eine Unterhaltung, wie jetzt mit Ihnen. Denn — ist es nicht richtig, Fräulein Lena, ist nicht das Interessanteste von allem Interessanten immer und immer der Mensch?"

Ein neues, unerschöpfliches Thema war damit angeschlagen. Hingerissen von seinem wissenschaftlichen Vertiefen in die innersten Beweggründe alles Menschlichen und Irdischen war ihre ganze geistige Kraft in Bewegung, um seinen Gedanken zu folgen, sie in sich aufzunehmen, und nach dem Bilde, das sie in ihrer Seele schufen, wieder zurückzugeben.

Wie im Fluge verging die Zeit, und als er sich erhob, um fortzugehen, da sah sie mit Verwunderung, daß volle zwei Stunden in unausgesetztem Austausch ihrer Gedanken vergangen waren.

„Darf ich wiederkommen, Fräulein Lena?"

„Ihr Besuch wird mir jederzeit lieb sein," war die ruhige, freundliche Antwort.

Ein herzlicher Händedruck. Dann war er gegangen.

Sie war unfähig, gleich etwas anderes vorzunehmen. Zu mächtig war ihr geistiges Können angeregt gewesen, zu mächtig drängten sich seine Worte, ihre Fragen, die verschiedenen Hauptpunkte ihres Gesprächs gegeneinander und verlangten eine sachliche Ordnung, um in der Erinnerung zu haften. Sie saß auf dem Stuhl, den er soeben verlassen, und ließ alles noch einmal an ihrem geistigen Ohre vorüberziehen. — Es war eigentlich sehr merkwürdig, was er gesagt hatte! Wenn ein anderer das getan hätte, wenn der Amtsrichter es in seiner warmen, gemütvollen Art gesprochen hätte, da wären keine Zweifel mehr an seiner Neigung möglich gewesen. Aber hier! Diese Ruhe und Überlegenheit, diese Wissenschaftlichkeit, mit der Steinhoff allem näher trat! Wie ein Naturforscher kam er ihr vor, der eine schöne, süß duftende Blume sieht und sie zerpflückt, um zu sehen, woher der schöne Duft wohl kommt. — Wie sagte er doch? „Das Interessanteste von allem Interessanten ist der Mensch!" Ob er für seine nächste Novelle einen neuen Charakter brauchte und den ihren dazu studieren wollte?

Da wurde sie sich plötzlich darüber klar, in welche Bitterkeit sie geraten war, und daß eine solche Beurteilung der Mann wohl am wenigsten verdiente, der Zutritt hatte und mit offenen Armen empfangen wurde in den ersten Salons der Stadt, und der dennoch zu ihr in ihr einfaches Stübchen gekommen war, um sich mit ihr zu unterhalten. Mochte er es immer auch zu wissen-

Digitized by Google

schaftlichem Zwecke tun, sie war ihm dafür nur Dank schuldig, denn ihr schuf er dadurch schöne Stunden voll geistiger Anregung. Danach hatte sich ihre Seele gesehnt, wie die verschmachtende Flur nach dem Tau des Himmels, solange sie denken konnte.

IV.

Die Besuche Steinhoffs wiederholten sich. Sie erweckten in Lena immer dieselbe Empfindung. Während er ihr gegenüber saß, fühlte sie ihre ganze geistige Kraft in höchster Anspannung, äußerte sie infolgedessen Anschauungen, über deren scharfe Logik sie sich selbst verwunderte. Was es nur in ihr von Interessen, von geistigem Leben gab, wußte er zum klaren Ausdruck zu bringen; oft äußerte er seine Befriedigung darüber und stellte es tatsächlich fest, daß sie beide völlig sich verstanden und in allen Fragen denselben Standpunkt vertraten. War er aber gegangen, erinnerte sie sich des Gesprächsthemas, seiner Worte, dann fragte sie sich immer wieder, welche Tragweite diese Reden wohl hätten. Wären sie von ihr zu einem andern wiederholt, so hätte ein jeder sie nur im Sinne einer ernstlichen Bewerbung seitens des Mannes auffassen können; war sie selbst aber bis zu diesem Schluß gekommen, dann zuckte sie spöttisch lächelnd die Schultern. Nein, mit solcher kühlen Wissenschaftlichkeit bemühte sich sicher kein Mann um ein Mädchen, das er liebt. Und sie stellte es sich vor, wie das wohl geschehen müsse. Wie ein heißer Strom rann es durch ihre Adern, wie im Krampf spannten sich alle ihre Nerven, und wie sie es als dreizehnjähriges Kind schon einmal erfaßt hatte, so kam sie ihr wieder, jene Sehnsucht nach Liebe, nach eines Menschen unendlicher Liebe, und wieder, wie damals, kniete sie nieder und umschlang den gewundenen Fuß des Tisches: „Hätte ich einen Menschen, den ich so lieben könnte!“ Dann kam, trotz alles inneren Zuredens, trotz alles Bemühens, den Standpunkt der Beschränkung und der Entsagung festzuhalten, immer wieder die Frage: Was er wohl sagen würde, wenn er wiederkäme? Ob es sich dann zeigen würde das warme Gefühl, ohne das es keine Liebe gibt?

Diese ständigen Kämpfe rieben mit der Zeit ihre Kraft auf. Ihre Schule, ihre Arbeiten hatten den Reiz für sie verloren; ihr Leben zählte nur nach den Stunden, die Steinhoff ihr widmete, ihre Gedanken waren nur erfüllt von der Erinnerung an seine Worte. Wie im halben Traum traf sie alles andere.

Mehrmals war sie mit dem Amtsrichter zusammen gewesen.

Digitized by Google

Er hatte sich ihr, anfangs mit allen Zeichen eines starken Wohlgefallens genähert; sie atmete auf, als er allmählich zurückhaltender wurde. Daß ihre Freundinnen ihr gegenüber das Benehmen wechselten, merkte sie nicht; oder wenn sie einmal sich gar zu auffällig von ihr trennten, so gab sie ihrer eigenen Art die Schuld. Sie erkannte es, wie verändert ihr ganzes Wesen geworden war, aber sie trauerte nicht um ihr Alleinstehen. Allein sein mit sich, klar werden über ihr Schicksal, das war's, was die ganze Sehnsucht ihrer Seele verlangte.

Als sie eines Tages bei Lisbeth war, winkte deren Mutter sie zu sich ins Zimmer.

„Liebe Lena, ich möchte mit Ihnen etwas besprechen. Bitte setzen Sie sich, da, mein Kind, mir gegenüber, und nun denken Sie für ein Weilchen, Ihre liebe Mutter säße neben Ihnen und wollte Ihnen einen guten Rat erteilen. Einem alleinstehenden jungen Mädchen drohen viele Gefahren, die es in seiner Unbefangenheit nicht sieht; da ist es Pflicht der Freunde, dafür zu sorgen, daß sie denselben ungeschädigt entgeht. Und für Ihre mütterliche Freundin halten Sie mich, Fräulein Lena, nicht wahr?"

Lena küßte ihre Hand. Ihr war beklommen zu Mut. Was hatte sie getan? Die feierliche Art von Frau Wehner ängstigte sie.

„Wenn ich recht berichtet bin," sagte diese, „so empfangen Sie mitunter in Ihrer Wohnung Herrn Doktor Steinhoff. Ich habe es nicht glauben wollen, bis mir gesagt wurde, Sie hätten selbst darüber gesprochen. Ist die Tatsache richtig?"

„Gewiß," antwortete Lena.

Ein Stein fiel ihr vom Herzen, daß es nichts weiter war.

„Ich habe mich immer gefreut, wenn Doktor Steinhoff kam; Sie wissen ja, Frau Direktor, wie anregend mir von jeher seine Unterhaltung war."

Frau Wehner strich ihr das Haar aus dem glühenden Gesicht.

„Aber liebstes Kind, das geht doch nicht, daß Steinhoff Sie besucht."

„Weshalb nicht? Ist es denn etwas Unrechtes, sich mit einem Herrn zu unterhalten?"

„Sie wollen mich nicht verstehen," erwiderte die Dame; „Sie müssen doch wissen, daß der öftere Besuch eines unverheirateten Herrn in Ihrer Wohnung nicht schicklich ist. Denn, wenn auch Ihre zwei Zimmer zu der Wohnung der Frau Arndt gehören,

Digitized by Google

Sie haben sie ihr doch abgemietet, und so ist es die Wohnung des Fräulein Schwarze, in die Doktor Steinhoff tritt. Oder haben Sie vielleicht seine Besuche in Gegenwart von Frau Arndt empfangen?"

Trotz ihres Unbehagens mußte Lena lächeln. Steinhoff und Frau Arndt! Ob sie sich da wohl so schön hätten unterhalten können?

„Nein, Frau Direktor, Frau Arndt war nicht gegenwärtig. Aber ist es denn wirklich unpassend, wenn ich den Besuch eines so hochangesehenen Mannes empfange? Ich sollte doch meinen, seine Persönlichkeit wie auch die meine böten Bürgschaft gegen jede unfreundliche Auffassung. Sie glauben gar nicht," fuhr sie bittend fort, „welche Erfrischung diese Stunden mit Doktor Steinhoff in meinem arbeitsreichen Leben sind!"

„Und trotzdem müssen sie aufhören, Lena. Lassen Sie uns offen sprechen. Wenn Steinhoff die Absicht hat, um Ihre Hand zu bitten, so mag er sich dazu entschließen und zwar bald. Wie er es jetzt anstellt, kompromittiert er Sie. Ich habe heute bereits Gelegenheit genommen, ihm einen kleinen Hinweis in dieser Beziehung zu geben. Sie wissen, daß er bei uns viel im Hause verkehrt. Für mich war das leichter, als es Ihnen gefallen wäre, ihn zu bitten, Sie nicht weiter zu besuchen. Aber was sehe ich, Lena, Tränen in den Augen? Wird es Ihnen denn so schwer, oder nehmen Sie mir übel, was ich in freundschaftlichster Gesinnung getan habe?"

Lena stand auf.

„Nein, nein," sagte sie und wischte energisch die mit Gewalt sich hervordrängenden Tränen fort; es ist nur so schrecklich, sich danach zu richten, was die Welt sagt. Sie nimmt mir eine große Freude und gibt mir keine andere dafür. Es ist so schrecklich zu denken, was Sie Doktor Steinhoff gesagt haben," — sie drückte wieder krampfhaft das Tuch an die Augen.

„Seien Sie gut, Lena; glauben Sie mir, der erfahrnen Frau, daß ich das Richtige tat. Zudem — wer weiß, ob nicht gerade jetzt Steinhoff sich zu einer Erklärung entschließt."

Lena erhob abwehrend die Hände.

„Nicht weiter, ich bitte Sie, gnädige Frau. „Nichts lag mir ferner, als etwas derartiges zu erwarten; und nun — so — in dieser Art — gewissermaßen unter dem Zwang der Verhältnisse — es wäre geradezu furchtbar! Bitte, lassen Sie mich nach Hause!"

Digitized by Google

„Aber Lena, Lena, seien Sie doch vernünftig! Wer wird alles so auf die Spitze treiben! Das ist geradezu Unsinn, was Sie sagen. — Ja, gehen Sie nach Hause, beruhigen Sie sich! Sie werden bald die Sache vom richtigen Standpunkt aus ansehen. Ich komme morgen zu Ihnen."

[Schluß folgt.]

Kunstberichte.

Berliner Theaterkunst.

Von Theodor Kappstein.

Adolf von Sonnenthal hat Abschied genommen von den Berlinern, die ihm im Wallner- und im Residenztheater, im Neuen und Berliner Theater so oft zugejubelt haben. Am 21. Dezember d. J. hat der Meister die Siebenzig vollendet — er beginnt als Weiser sein Haus zu bestellen. Es ist ein lustiges Spiel des Zufalls, daß der Ungar Sonnenthal, wie der Steirer Rosegger, ihren Gang durch diese schöne Welt zuerst als Schneiderlehrlinge angetreten haben. Beide Männer sind jedoch zu ihrem und unserem Glück früh „entdeckt" worden; Sonnenthal ist mit einundzwanzig Jahren bereits der Liebling des Königsberger Publikums, bis ihn Heinrich Laube im Jahre 1856 an die Wiener Burg zieht, die dem jungen Künstler nach drei Jahren ein Engagement auf Lebenszeit anbietet. Dort hat er seine künstlerische Heimat gefunden; was man die gute Wiener Theaterkunst der alten, noch nicht veralteten Richtung nennt, das hat in ihm ihre klassische Vertretung. Mit sicherem Schritt ist Sonnenthal bis zur stolzen Höhe der Meisterschaft emporgestiegen; er verdankt seine vielseitigen, reichen Erfolge einer seltenen Vereinigung von genialer schauspielerischer Anlage, Intelligenz, Fleiß und Weltklugheit. Er lernte von den anerkannten Schauspielern, die er in der Burg vorfand, ohne sich dadurch in seiner Individualität zu verlieren, zeigte von Anfang an starken Ehrgeiz nach literarischen Kränzen und wußte sich gleichzeitig in der Kaiserstadt an der Donau eine gesellschaftliche Position zu schaffen, wie sie kaum ein anderer Schauspieler in Wien sich errungen hat. Bei seinem silbernen Dienstjubiläum als Mitglied des Burgtheaters wurde Sonnenthal der Adel verliehen. Sonnenthal bringt allen seinen Rollen eine weiche, bewegliche Empfindung entgegen und eine natürliche Vornehmheit der Auffassung. Ich bewahre als große Erinnerung an meinen Aufenthalt in Wien vor

Digitized by Google

Jahren den Eindruck von Josef Lewinskys Ben Akiba in Gutzkows Uriel Akosta; aber Sonnenthals, des Wieners, „Nathan" krönt alles, was die altwienerische Bühnenkunst zu bieten weiß, alles auch, was dieser feine Geist, der von einem gütigen Herzen dirigiert wird, uns in einem langen Schaffensleben geschenkt hat. Als Nathan schied er jetzt von uns, als Nathan will er in unserem dankbaren Gedenken fortleben.

„Ich will den Theologen einen ärgeren Possen damit spielen, als noch mit zehn Fragmenten," schreibt der gemaßregelte Anti-Goeze und Wolfenbütteler Fragmentist an seine Freunde: — wie weit liegt diese polemische Stimmung des Entstehungsjahres hinter uns, wenn der Künstler den gütigen Nathan vor uns erstehen läßt, dem der Ertrag aller religiösen Bildung ein verklärtes Menschentum bedeutet, das mit dem steirischen Dichter bekennt:

Keiner steht von allen, die da leben,
Keiner über mir, keiner unter mir;
Ich bin jedem beigegeben!

Der Wohllaut der Sprache, die beredten Gesten, die Weite der Seele, die aus dem milden Blick jedem entgegenstrahlt, der in ihren Bannkreis tritt: das alles getragen von der ungesuchten Würde eines abgeklärten Alters und von einem klugen und zarten Verstehen, das die Seele des anderen mühelos sich erschließt — das alles ist und bringt Sonnenthals einziger Nathan, mit dem er Abschied von uns nahm. Die Ringfabel, die mathematisch genau in die Mitte des dramatischen Gedichts eingestellt ist, wirkte bei Sonnenthal als freudige Überraschung durch das Fehlen jeder Spur von Pathos und Pose; das Evangelium von der Humanität, die die wahre Divinität ist, wird der Unterhaltung Nathans mit Saladin eingegliedert. So wirkte Boccaccios alter Disput zwischen dem Sultan Babylons und dem Juden Melchisedek in Lessings geistvoller Ciselierung nicht wie ein von außen besorgtes deklamatorisches Prunkgerät, sondern er entwächst organisch der Dichtung als dessen Herzstück. Der Wiener Gast spielte im Residenztheater, mit dessen Direktor Lautenburg, seinem Schüler an der Burg, ihn langjährige Freundschaft verknüpft; doch war das Ensemble nicht sehr glücklich. Mit einer rühmlichen Ausnahme: Hans Pagay, ein feiner Künstler des Kleinen, gab seinem Klosterbruder die liebe Einfalt des Wesens und den unverbildeten Herzenston, den auch ein komplizierter Prälat nicht auszutilgen imstande ist; köstlich stand dazu die leise Schelmerei des gewissenhaften Klosterdiplomaten. Marianne Wulf war als Recha nicht übel; einer Verspottung Lessings gleich kam jedoch die plumpe Karikatur der Daja und — das Kostüm von Marie Reisenhofer als Sittah, die à la Maskenball erschienen war: in den Elementen eines Gewandes, das sehr spät anfing und recht früh aufhörte. Mußte das sein?

Einen guten Griff tat das tüchtige Schillertheater mit dem Volksstück des vor drei Jahren leider verstorbenen Wieners C. Karlweis: Das grobe Hemd. In den Lustspielen dieses Satirikers lebt eine erfrischende Gesundheit, scharfe Beobachtungsgabe verbindet sich mit einem flotten Erfindungstalent und mit goldenem Mutterwitz. Ein Fabrikant, der sich durch eiserne Energie zum Wohlstand emporgearbeitet hat, bekommt wöchentlich zwei- bis fünfmal von seinem grasgrünen Sohn, Herrn Max,

Digitized by Google

eine längere Ansprache zu hören, in der dieser junge Mann seinem Vater den höchsteigenen Abscheu gegen das mit dem Schweiße der geknechteten Arbeiter fluchwürdig erworbene Vermögen des Hauses zu erkennen gibt. Ein Sozialist, der sich mit den Ideen seiner Zeit erfüllt! Zwar lebt er bisher unter dem väterlichen Dache, raucht die väterlichen Havanas und überträgt dem Hausherrn prompt die für ihn einlaufenden Schneiderrechnungen. Aber das kann ihn von seiner Kulturmission nicht abhalten, für seine arbeitenden Menschheitsbrüder, denen der satte Kapitalismus usw. Man kennt das Lied . . Vater Schöllhofer beschließt, als ihm die Sache zu dumm wird, eine Radikalkur. Er läßt uns deutlich merken, daß er ein Verständnis hat für die schwierigen wirtschaftlichen Fragen, die mit dem Emporstreben der handarbeitenden Volksschichten zu freieren Lohnverhältnissen und Lebensbedingungen zusammenhängen, für ihren Ernst und für ihr relatives Recht; er will es sich nur verbitten, daß jemand von der Arbeit spricht, der selber noch nicht mitarbeitet, und die Löhne prüft, ehe er sich selbst einen Teller Suppe zu verdienen imstande ist. Also er „bekennt" eines Tages seinen beiden Kindern, er habe durch Börsenspekulationen sein ganzes Vermögen verloren; sie ziehen in eine dürftige Vorstadtwohnung; Franzi kocht ganz tapfer ihre weißen Rüben, Herr Max aber sitzt mit jämmerlichem Angesicht in einem abgetragenen Flausrock am Tisch, um für seine verarmte Familie, die nun befreit ist von dem Makel des Geldes, das Brot durch Zeichnungen zu erarbeiten. Dieser hübsche Einfall wird recht drollig ausgenützt; die sogenannten guten Freunde zeigen sich plötzlich ohne Schmuck und Schminke, auch ein paar Liebesszenen sind geschickt in die Handlung eingebaut. Dem Kapitalistenfresser kommen die Phrasen überraschend schnell abhanden, der „Alte" hält sich heimlich im Restaurant schadlos und raucht nur mit dem Sohne zusammen die Arbeiterzigarren, konstatiert aber mit Befriedigung die fortschreitende Besserung. Als das Kind erzogen ist, wandert die Rute ins Feuer; der angehende Architekt dankt Gott für den Segen gesicherter Verhältnisse und überläßt das Weltverbessern den dazu Berufenen. Das grobe Hemd hat ihn heilsam gekratzt. Das Publikum des östlichen Volkstheaters folgte mit sichtlichem Behagen den witzigen Vorgängen der pointierten Handlung. Von den Spielern verdienen Max Pategg und Elisabeth Gußmann eine ehrenvolle Erwähnung.

Georg Reicke, Berlins poetischer Bürgermeister, brachte im Kleinen Theater einen Einakter: Märtyrer heraus, der von einem schönen Talent Zeugnis ablegt. Eine stille Haustragödie rollt sich vor uns auf. Das große und das kleine Opfer des Lebens stehen einander gegenüber: das einmalige große Opfer, das heroisch geleistet wird, und die tausend kleinen Opfer, die jeden Tag und ohne Dank zu erneuen sind. Der Dichter reicht die Palme der Hauspriesterin, die täglich opfert und die in diesen täglichen kleinen Opfern die Kraft sammelt zu dem großen Opfergang ihres Lebens. Wir blicken in den dürftigen Haushalt eines Expastors, der sich am „Apostolikum" das Genick gebrochen. Daß er es aus Überzeugung, der er treu blieb, zum Eklat brachte, beweist, daß er seinerseits die kirchlichen Formeln überschätzt, wenn er dem Konsistorium den Gefallen tat, zu gehen. Der Märtyrer aus ehrlicher, aber eckiger Rechthaberei raucht seine Pfeife und nippt seinen Glühwein, schreibt gelegentlich einen kirchenpolitischen

Digitized by Google

Artikel und erfüllt sich im übrigen täglich mit dem Bewußtsein seines Opfers. Für den Unterhalt des Hauses sorgt seine älteste Tochter Theo; sie gibt Stunden, sie bemuttert die Geschwister, sie ist das Mädchen für alles. Theo naht das Glück: ein junger Ingenieur, den sie auf einer Landhochzeit kennen lernte, kommt mit der ersten Anstellung und wirbt um sie. Aber der hilflose Vater und die unversorgten Geschwister? Sie schwankt. Der Pastor a. D. weist den Brautwerber glatt ab, die Tochter habe ihre Pflicht zu erfüllen. Eine heftige Diskussion zwischen beiden Männern über Pflichten und Rechte des Menschen; Theo soll entscheiden: sie entsagt mit zuckendem Herzen dem Glück und treidelt weiter an ihrer Pflicht. Der geistliche Herr wird sich weder die Pfeife noch den Glühwein versagen und wird sein Märtyrertum als Gloriole durch sein armseliges Leben weiter spazieren führen.

Die naiv-egoistische Unbeirrtheit des gemaßregelten ältlichen Pfarrers ist mit sicherem Strich festgehalten; er wird weder verurteilt noch verklärt: kein geistiges Licht, auch kein starker Charakter, ein Menschengewächs. Die schlichte Haustochter steht dem Himmel näher, sie legt sich selbst auf den Altar, von ihrem Eigenen nichts zurückhaltend. Die Liebe ist größer als der korrekteste Glaube. Auch der Ingenieur ist ein Märtyrer; wird er wiederkommen, wenn in wenig Jahren des Pfarrers zweite Tochter den Haushalt übernehmen könnte? Theo gibt sich schwerlich Illusionen hin. Die Liebe ist größer auch, als die Hoffnung, sie ist die Großmacht im Himmel und auf Erden. Die künstlerische Zartheit des Motivs blieb dem Genrebild in der gediegenen Aufführung erhalten.

Streiflichter.

Die Erregung im nicht-katholischen Teile des deutschen Volkes über die Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes dauert fort. Freilich ist es, wie schon das letzte Mal gesagt, eine Erregung post festum; das, was an Widerstand gegen das Vordringen des Ultramontanismus jetzt hervortritt, hätte schon vor Jahren, hätte besonders vor jeder Reichs- und Landtagswahl da sein müssen. Aber: besser spät, als nie. Die Lebensgeister der deutschen Volksseele sind erwacht; jetzt heißt es, sie wach erhalten.

Das letzte Mal nannte ich zwei große Schuldige, deren Verhalten die Ultramontanisierung unserer Verhältnisse hauptsächlich herbeigeführt hat, zwei Schuldige, die in engster Wechselbeziehung zueinander stehen: Regierung und Wähler. Heute wende ich mich gegen einen dritten Schuldigen: gegen die Vertreter der Wissenschaft, gegen die Professo-

Digitized by Google

renschaft unserer Hochschulen. Ich sage die Professorenschaft, denn viele einzelne Professoren tun dem großen Kulturgegner gegenüber mannhaft ihre Pflicht. Aber als Körperschaft haben die berufenen Hüter unserer höchsten Kulturgüter vielfach nicht ihren Mann gestanden, haben zum schweren Schaden es oft versäumt, ihre warnende Stimme zu erheben, ja haben selbst mitgewirkt, dem Ultramontanismus zu Macht und Einfluß zu verhelfen. Heute klagt Hans Delbrück in den „Preußischen Jahrbüchern" (Aprilheft, S. 182) über „die Klerikalisierung unseres Bildungs- und Erziehungswesens; und erst vor einem Jahre war es gerade Professor Delbrück, der an der gleichen Stelle, wo er jetzt bewegliche Klage erhebt, einer solchen „Klerikalisierung" das Wort redete, indem er sich für die Errichtung der katholisch-theologischen Fakultät an der Straßburger Hochschule begeisterte, während doch diese Errichtung, nicht nur an und für sich, sondern gerade durch ihre Sonderbestimmungen die Knebelung und Kastrierung der freien Wissenschaft bedeutete. (Vgl. diese Zeitschrift, Februarheft 1903, S. 593—609). Wo war damals die Professorenschaft, um Einspruch zu erheben gegen deutsches Nachgeben an römische Afterwissenschaft? Wo war der Widerstand der Professorenschaft, als ein junger Mann ohne wissenschaftliche Verdienste nur deshalb zum ordentlichen Universitätsprofessor gemacht wurde, weil sein Vater Zentrumsführer ist? Nicht nur kein Widerstand gegen diese Politisierung und Klerikalisierung der Wissenschaft regte sich, sondern hervorragende Vertreter der Wissenschaft feierten denjenigen, den Ministerialdirektor Althoff, der dies klerikal-politische Schachergeschäft getätigt hatte. Wo war das entschlossene Nein der Professorenschaft, als die Regierung aus lediglich „handelspolitischen" Gründen zwei Männer in die oberste Leitung der vornehmsten wissenschaftlichen Institute Preußens hineinschob — in das Kuratorium und in den Beirat des königlich-preußischen historischen Instituts zu Rom — die ausgesprochenermaßen auf dem Standpunkte des Syllabus stehen (vgl. diese Zeitschrift, Dezemberheft 1903, S. 264—281)? So blutwenig Verständnis für die Gefahr der „Klerikalisierung unseres Bildungswesens" war damals vorhanden, daß sich Mitglieder der königlichen Akademie der Wissenschaft zu Berlin ohne mit der Wimper zu zucken, neben diese Zentrumsführer und Syllabusanhänger als Kuratoren und Beiräte setzten!

Ja, ein gerütteltes und geschütteltes Maß von Schuld an der fortschreitenden „Klerikalisierung" hat die deutsche Professorenschaft, und wenn jetzt dasjenige ihrer Mitglieder, das mit am weitesten gegangen ist in der Konnivenz, in der Anpassungsfähigkeit an den Ultramontanismus, über „Klerikalisierung" klagt, so fordert dies eigentlich Spott heraus. Doch auch hier: besser späte Erkenntnis, als gar keine. Was könnte die Professorenschaft in der Abwehr der Klerikalisierung nicht leisten, wenn sie konsequent jedem Versuche der Unterbindung des geistig-wissenschaftlichen Lebens — der Versuch möge kommen, woher auch immer — energisch entgegenträte, wenn sie fest und bestimmt jede Gemeinschaft mit der Syllabus-Wissenschaft ablehnte!

Ein offenes, wenn auch sehr verspätetes Wort — es liegt das am Charakter von „Deutschland" als Monatsschrift — muß noch darüber gesprochen werden, daß der Kaiser beim Empfang des Erzabtes von Monte Cassino an Bord der „Hohenzollern" die St. Benediktus-

Digitized by Google

medaille an einer goldenen Kette um den Hals getragen hat. Diese leider nicht mehr zu bezweifelnde Tatsache gehört zu den bedauerlichsten der neuesten Kirchenpolitik. Die Benediktusmedaille auf der Brust des evangelischen deutschen Kaisers —! wirklich difficile est satyram non scribere. Wäre die Benediktusmedaille ein Orden, etwa vom „Statthalter Christi" verliehen, es wäre vom Standpunkt der Politik nichts dagegen zu sagen — sehr viel vom Standpunkt der Religion —, wenn beim offiziellen Empfang eines Abgesandten des „Statthalters Christi" der Kaiser diesen Orden angelegt hätte; aber die Benediktusmedaille ist kein Orden, sie ist nichts anderes als ein Zeichen, nicht etwa christlicher Frömmigkeit, sondern spezifisch unchristlichen Aberglaubens in einer seiner widerlichsten Formen. Das von der römischen Ablaßkongregation am 31. Januar 1893 für „authentisch" erklärte Buch des Jesuiten Beringer: „Die Ablässe, ihr Wesen und Gebrauch" berichtet über die Benediktusmedaille: „Außer dem Bilde des hl. Benedikt enthält die Medaille eine Anzahl geheimnisvoller Buchstaben, deren Bedeutung ein auffälliges Ereignis uns erklärt. Im Jahre 1647 wurden in Bayern einige Hexen gefänglich eingezogen. Im Verhöre erklärten sie, daß ihr abergläubisches Verfahren an Orten, wo das Bild des heil. Kreuzes sich befunden, stets erfolglos geblieben, und daß sie namentlich über das Benediktinerkloster Metten nie Gewalt erlangen konnten; daraus sei ihnen klar geworden, daß dieser Ort auf besondere Weise vom hl. Kreuze beschützt werde. Nachforschungen im Kloster zeigten, daß mehrere Abbildungen des hl. Kreuzes mit gewissen Buchstaben schon seit langem auf die Mauer gemalt waren. Den Sinn jener Buchstaben konnte man aber erst enträtseln, als man in der Klosterbibliothek eine aus dem Jahre 1415 stammende Handschrift fand, worin der hl. Benedikt dargestellt war, wie er in der rechten Hand einen Stab hält, der oben in ein Kreuz ausläuft. Auf diesem Stabe stand folgender Vers geschrieben: Crux Sacra Sit M Lux N Draco Sit Michi Dux. In der linken Hand hielt der Heilige eine Papierrolle, auf welcher man die beiden folgenden Verse lesen konnte: Vade Retro Sathana Nuq Suade M Vana Sunt Mala Que Libas Ipse Venena Bibas. Dadurch erkannte man sofort den Ursprung und die Bedeutung jener Buchstaben auf den Mauern; es waren nämlich die Anfangsbuchstaben der in der Handschrift gefundenen Worte. Es ist natürlich, daß infolge davon die Verehrung zum hl. Benedikt neu geweckt werden mußte. Um sie zu heben und dauerhaft zu machen, vereinigte man seitdem auf einer Medaille mit dem Zeichen des hl. Kreuzes das Bild des hl. Benedikt und die erwähnten Buchstaben. Diese Medaille verbreitete sich von Deutschland schnell durch das ganze katholische Europa und wurde von den Gläubigen als sicheres Schutzmittel gegen die höllischen Geister verehrt. Auf der einen Seite der Medaille steht um das Bild des hl. Benedikt die Inschrift Crux S. P. Benedicti. Auf den vier Feldern, in welche die andere Seite der Medaille durch den Stamm und den Querbalken des Kreuzes geteilt ist, stehen die Buchstaben C P S B. Auf dem Stamme des Kreuzes liest man von oben nach unten: C S S M L. Auf dem Querbalken steht: N D S M D. Rings um das Kreuz steht die Umschrift: V R S N S M V S M Q L J V B; sie bedeutet: Vade retro Satana, nunquam suade mihi vana, sunt mala quae libas, ipse venena bibas: Weiche zurück, Satan, nie verlocke

Digitized by Google

mich zu Eitelm, Übel sind es, die du bietest, trinke selbst das Gift hinein. Auf manchen älteren Medaillen steht die Umschrift: + Z + D + J A + B J Z + S A B + Z + H H F + B F R S.

Es ist nicht nötig, die Kraft dieser Beschwörungsworte weiter zu erklären, die den teuflischen Kunstgriffen gerade das entgegensetzen, was der Satan am meisten fürchtet. Unzählige Tatsachen bestätigen, daß durch frommen Gebrauch dieser Medaille den Gläubigen aller Zeiten außerordentliche Gnadenerweisungen an Leib und Seele zuteil geworden sind, zumal Schutz gegen Krankheiten, Gift, Gefahren. Um solcher Gnaden teilhaftig zu werden, genügt es, diese Medaille andächtig zu tragen, bestimmte Gebete sind nicht erforderlich. Papst Benedikt XIV. hat durch Breve vom 12. März 1742 die Medaille in der oben beschriebenen Form gutgeheißen. Der Papst bezeichnet die oben angegebenen Beschwörungsworte als von Gott selbst herrührend (‚Characteribus a Te, Deus, designatis'). Zur Gewinnung der Ablässe muß die Medaille von Gold, Silber, Bronze, Kupfer oder sonst einem festen Metall sein. Sind die Beschwörungsworte nicht deutlich ausgeprägt, so ist die Ablaßweihe zweifelhaft. Mit der Medaille sind verbunden mehrere vollkommene Abläße und Abläße aufsteigend von 40 Tagen bis zu 20 Jahren." (S. 350 ff.)

Über „die wunderbaren Wirkungen" der Medaille belehrt uns der Benediktinerabt Gueranger („Bedeutung, Ursprung und Privilegien der Medaille des hl. Benedikt", Münster 1876, S. 58 ff.): „In einer Gegend von Burgund herrschte eine sonderbare Krankheit unter dem Vieh. Das Übel wurde so heftig, daß die Kühe beim Melken anstatt Milch Blut gaben. Diese Tiere wurden wieder gesund, nachdem man ihnen Wasser zu trinken gegeben, in das man die Medaille des hl. Benedikt gelegt hatte." „Eine Frau in einem Spital war eine verstockte Sünderin und stieß die verwegensten Gotteslästerungen aus, so daß viele sie für vom Teufel besessen hielten. Die barmherzigen Schwestern legten unter ihre Matratze eine Medaille des hl. Benedikt. Plötzlich verlangte sie nach einem Priester." „Eine Frau berührte mit einer Medaille die Weinflasche ihres dem Trunke ergebenen Mannes; dieser fand den Wein abscheulich und ging in eine Schenke, kam aber nach einer Viertelstunde zurück und sagte, der Wein sei dort noch schlechter. In den nächsten Tagen trank er nur Wasser und die Frau benutzte dies, um die Zusage von ihm zu erlangen, daß er hinfort seine religiösen Pflichten erfüllen wolle." „Im Jahre 1863 zerbrachen täglich in einem Kloster mehrere Lampen und Trinkgläser auf ganz unerklärliche Weise. Mehrere Wochen hatte dies gedauert, da verfielen die Schwestern auf den Gedanken, die Benediktus-Medaille anzuwenden, und fortan blieb alles in bester Ordnung." „Eine mit einer Hautkrankheit befallene Katze wurde dadurch geheilt, daß täglich die Medaille in das Gefäß mit Wasser getaucht wurde, woraus das Tier trank." „Ein Herr G. wollte sein Haus einem Nachbarn nicht verkaufen, weil dieser sehr schlechte Bücher hatte und das Gerücht ging, er hätte sich und seine Frau dem Teufel verschrieben. Der Nachbar drohte, ihn zum Verkauf zu zwingen. Die Drohung ging schnell in Erfüllung. Unter dem Vieh des Herrn G. brach eine große Sterblichkeit aus. Die Milch der Kühe wollte sich nicht in Butter verwandeln lassen, obgleich man sie einige Male den ganzen Tag rührte; Scharen von Ratten verzehrten alles im Hause. Nach Verlauf von

Digitized by Google

10 Jahren verkaufte G. sein Haus und bezog ein anderes; aber sein Unglück schien sich noch verschlimmert zu haben. Zwar hatte die schreckliche Hausplage auf kurze Zeit nachgelassen; aber die Ruhe dauerte nur kurze Zeit... Nachdem er eine Benediktus-Medaille ins Wasser getaucht und zu Gott eifrigst gebetet hatte, wusch er mit diesem Wasser die Mauern seines Hauses und die Türschwellen und gab davon dem Vieh zu trinken. Er goß auch einige Tropfen in das Butterfaß und 20 Minuten später bekam er die schönste Butter. Als eine seiner Kühe dem Tode nahe war, hing er eine Medaille um ihren Hals, und nicht lange nachher war sie wieder hergestellt."

Und eine Medaille solchen Ursprunges und mit solchen „Wirkungen" am Halse des deutschen Kaisers! Das Aufsehen, was diese Tatsache in ganz Deutschland erregt hat, ist so peinlich und mit so eigenartigen Gefühlen gemischt, daß es nicht in die gebührenden Worte gefaßt werden kann. Selbst die ultramontane Presse ist darob in arger Verlegenheit, die eine Korrespondenz der „Köln. Volkszeitung" vom 9. April d. J. widerspiegelt. Dort wird das Tragen der Medaille durch den Kaiser dadurch gerechtfertigt, daß die „in Gold, in der Größe eines Fünfmarkstückes ausgeführte Medaille eine ganz einzigartige monumentale Kunstleistung ersten Ranges" sei. Als ob die Brust des deutschen Kaisers ein Schaukasten zur Ausstellung „monumentaler Kunstleistungen" aus dem Benediktinerorden sei. Solche Erklärungsversuche machen die Sache schlimmer, statt besser. Seine Majestät möge überzeugt sein, daß diese Art von Höflichkeit Rom gegenüber, die Gefühle von vielen Millionen patriotischer Deutscher — und nicht nur Protestanten — schwer verletzt.

Im päpstlichen Rom begibt sich jerade jetzt viel des Interessanten. Mit großem Apparat ist das 1300jährige Gedächtnis des Papstes Gregor I., des Großen gefeiert worden. Enzyklika, Kongreß, Deputationen, Pontifikalamt, Denkmalserrichtung usw. Gregor war in der Tat ein großer Papst, aber wenn das jetzige Rom ihn überschwenglich feiert und der jetzige Papst ihn sein Vorbild nennt, so ist das Geschichtsfälschung, denn Gregor I. war ein antiultramontaner Papst. Ich schlage vor, auf dem Sockel des zu errichtenden Denkmals als Inschrift anbringen zu lassen den Brief, den Gregor im Jahre 593 an den oströmischen Kaiser Mauritius richtete. Mauritius hatte ein Gesetz erlassen, wodurch er kaiserlichen Beamten verbot, Geistliche oder Mönche zu werden. Mit Recht hielt Gregor ein solches Gesetz für ungerecht, für einen Eingriff in die gottgewollte religiöse Freiheit des Menschen. Freimütig hielt er dem Kaiser sein Unrecht vor. Dann aber folgen die charakteristischen, scharf antiultramontanen Worte: „Was aber bin ich, der ich so zu meinem Herrn rede, als Staub und Asche. Weil ich dies Gesetz als gegen Gott verstoßend erachte, durfte ich meinem Herrn meine Ansicht nicht verschweigen. Da ich deiner Herrschaft unterworfen bin, habe ich dies (ungerechte) Gesetz in die verschiedenen Provinzen (zur Verkündigung) geschickt. Daß aber dies Gesetz nicht mit Gottes Gebot übereinstimmt, das habe ich durch dies Schreiben meinem erhabenen Herrn verkündet. So habe ich nach beiden Seiten meine Pflicht erfüllt. Dem Kaiser habe ich Gehorsam geleistet und für Gott habe ich meine Stimme erhoben" (Jaffé, Reg. R. Pont., p. 106; Migne, Patrolog. lat., 77, 662 ff.). Eine schärfere Verurteilung

Digitized by Google

der weltlich-politischen Anmaßungen der nachfolgenden Päpste bis zur Gegenwart, die das „Recht" beanspruchen, Könige absetzen und Staatsgesetze für null und nichtig erklären zu können, gibt es nicht.

Am Ostermontag wurden die Deutschen vom Papst empfangen. Ob man diese Abordnung eine Zentrumsdeputation nennt oder nicht ist für ihre politische Bedeutung gleichgültig. Überdies nahmen zahlreiche Zentrumsabgeordnete an ihr teil und billigten den Inhalt der Ansprache, die der Führer der Deputation, das Herrenhausmitglied Graf Droste zu Vischering, verlas. In dieser Ansprache heißt es: „Wir versprechen feierlich, daß die deutschen Katholiken die soziale Aktion gemäß den Weisungen von höchster kirchlicher Stelle zu betätigen entschlossen sind" („Germania" vom 6. April 1904). Unter diesen „Weisungen" sind diejenigen verstanden, die der Papst im Dezember v. J. erlassen hat und die ich im Februarheft dieser Zeitschrift (S. 667) besprochen habe. Wir haben also hier die feierliche Erklärung, daß die deutschen Katholiken, also doch wohl auch das Zentrum, sich in sozialpolitischer Beziehung nach den päpstlichen Befehlen richten wird. Ist es mit dem Charakter einer nationalen Partei vereinbar, daß sie sich in Dingen, die wesentlich vom national-volkswirtschaftlichen Standpunkte zu behandeln sind, an die „Befehle" eines ausländischen Machthabers bindet??

Neben dem Gregorianischen Kongreß und den deutschen Katholiken tagte in Rom noch „der Kongreß katholischer Ärzte". Über 300 Ärzte aus den verschiedensten Ländern nahmen an ihm teil. Man sieht, die Konfessionalisierung der Wissenschaft und der Berufe macht gewaltige Fortschritte. In seiner Antwort auf die Ergebenheitsadresse der Ärzte betonte Pius X., daß der Kongreß ein Beweis dafür sein soll, „daß die wahre Wissenschaft zum Glauben führt" („Köln. Volkszeitung" vom 12. April 1904). Der „Glaube" ist natürlich Roms vom Papste vorgeschriebener Glaube. Rom will auch die Medizin beherrschen, und wie weit diese Herrschaft tatsächlich geht, sehen wir aus zwei Dekreten der römischen Inquisitionskongregation, die sich mit der chirurgischen Gynäkologie beschäftigen. Am 21. Mai 1884 verbot die Inquisitionskongregation die unter dem Namen Kraniatomie bekannte Operation; am 24. Juli 1895 untersagte dieselbe Kongregation „die Amputation des graviden Uterus wegen Mrom". Der Wortlaut des Dekrets möge folgen, er löst eigentümliche Gedanken aus: „Mittwoch, den 24. Juli 1895. In der Generalkongregation der heiligen römischen und allgemeinen Inquisition entschieden, nach vorgelegter Anfrage, die erlauchten und hochwürdigsten Herren Kardinäle als Generalinquisitoren für Sachen des Glaubens und der Sitte, es sei mit „Nein" zu antworten. Am folgenden Tage, Donnerstag, den 25. Juli, genehmigte unser heiligster Herr (der Papst) diese, ihm vorgelegte Entscheidung der erlauchten Väter" (Analecta ecclesiastica III, 488). Ein deutscher Arzt, ein königlich preußischer Sanitätsrat, schreibt zu diesen „wissenschaftlichen" Entscheidungen Roms: „Alle Bedenken, Zweifel, Schwierigkeiten sind für den Katholiken durch diese Entscheidung gehoben . . . Für den Katholiken ist die Frage autoritativ als entschieden zu betrachten durch das Dekret des heiligen Offizium . . . Somit kann selbst in dem Falle, für welchen so ziemlich alle Geburtshelfer die Verkleinerung des lebenden Kindes für indiziert erachten, dem Arzte die Tötung des Kindes nicht erlaubt sein. Es bleibt ihm absolut

Digitized by Google

nichts anderes übrig, als den Tod des Kindes oder selbst den Tod der Mutter, den er mit erlaubten Mitteln ja nicht abzuwenden imstande ist, abzuwarten, und dann für das noch vorhandene Leben zu tun, was die Kunst vermag". (Capellmann, Pastoralmedizin, 12. Auflg., Aachen 1898, S. 21, 26; vgl. auch mein Werk: Das Papsttum in seiner sozial-kulturellen Wirksamkeit, Leipzig 1902, 4. Auflg., II, 410 ff.; 456 ff.) Auf diesem „wissenschaftlichen" und „kulturellen" Standpunkte stehen „die Kongresse katholischer Ärzte".

Gegenüber dieser „Kultur" ist als wahre Kulturtat zu begrüßen der in Darmstadt gehaltene „Erste deutsche Oberlehrertag" und Professor Paulsens Rede auf ihm. Tagung und Rede gipfelten in dem Satz: Der Staat solle und müsse fortan mehr als bisher ein Kulturstaat sein. Möge besonders der preußische Kultusminister dies Wort sich merken. Es ist nun einmal so: Der Ultramontanismus ist eine kulturfeindliche Macht und zwar die gefährlichste unter allen; das Nachgeben an seine Wünsche, wie die deutsche und preußische Regierung es tut, ist und bleibt eine Schädigung der Kultur.

Vieles andere über unsere innere und äußere Politik steckt mir noch in der Feder, aber Raummangels wegen muß ich es stecken lassen. Eine der Hauptaufgaben unserer Zeitschrift ist eben die Aufklärung über den Ultramontanismus; sie fördert wesentlich unsere Kultur.

19. IV. 1904. H.

Bücherbesprechungen.

Dr. E. Stumpfe. Polenfrage und Ansiedelungskommission. Darstellung der staatlichen Kolonisation in Posen und Westpreußen und kritische Betrachtungen über ihre Erfolge. Mit einer Übersichtskarte über das Nationalitätenverhältnis, sowie über die Verteilung der neuen Kolonien. Berlin 1902. Dietrich Reimer.

Hans Schlager. Die polnische Gefahr. Berlin. Verlag von Hugo Schildberger.

Dr. Stumpfe, der sich auf dem Gebiete der Kolonisation jahrelang praktisch betätigt hat, zeigt die Notwendigkeit viel umfangreicherer Maßnahmen zur Eindeutschung der national gefährdeten östlichen Landesteile. Die bisherigen Kolonien der Ansiedelungskommission werden zwar als glücklich bezeichnet, aber der Vorwurf eines allzu langsamen Vorwärtsbringens kann ihnen nicht erspart bleiben. Der Verfasser wünscht, daß die Ansiedelungskommission die Massen dem Osten zuführen soll und daß die mittel- und großbäuerlichen Betriebe nicht zum Nachteile der kleineren

Digitized by Google

Betriebe bevorzugt werden. Um minder bemittelten Kreisen die Ansiedelung zu ermöglichen, sollen nach dem Vorschlage des Verfassers Pachtkolonien eingeführt werden, welche später Eigentumskolonien werden können. Hinsichtlich der Organisation der Ansiedelungskommission werden viele Abänderungsvorschläge gemacht, insbesondere der häufige Wechsel der Dezernenten, vielfach jüngere Assessoren, und die Zurückdrängung des landwirtschaftlichen Elementes gerügt, das Tax- und Ankaufswesen als änderungsbedürftig bezeichnet. Auf dem Gebiete des Bauwesens wünscht der Verfasser eine größere Tätigkeit und möglichste Ausnutzung der Gefangenenarbeit.

Die Besiedelung der Provinzen muß sich viel mehr, als bisher, auch auf die schwachen polnischen Bezirke erstrecken, da sie hier viel schneller vor sich gehen wird.

Während das Werk von Dr. Stumpfe in erster Reihe die Berufspolitiker interessieren dürfte, behandelt die viel kleinere Schrift von Schlager die polnische Frage von Gesichtspunkten, die allgemeines Interesse verdienen. In großen Zügen wird hier eine Fülle von Tatsachen vorgeführt, die ein interessantes Licht auf die Polenfrage werfen.

Der Verfasser weist darauf hin, daß die von den Polen befolgte Taktik von Rousseau stammt, der ihnen am Vorabende ihres nationalen Unterganges den Rat erteilte: „Ihr werdet nicht verhindern, daß sie euch verschlingen, macht, daß sie euch nicht verdauen können!"

Auf Grund polnischer Quellen, die überall zitiert werden, entwirft der Verfasser ein Bild der polnischen Vergangenheit und aus der Vergleichung derselben mit der gegenwärtigen Lage der Polen in Deutschland, gelangt man zu dem Resultate, daß es in Wirklichkeit den Polen bei uns ganz gut geht, trotz der vielen Behauptungen von Unterdrückung und Zurücksetzung.

Besondere Beachtung verdient das Verhältnis Napoleons I. zu den Polen, auf dessen politischen Ehrgeiz der Verfasser die Wiederherstellungsbestrebungen des polnischen Reiches zurückführt. Kurz nach der letzten Teilung Polens kam General Dombrowski mit Bonaparte überein, daß polnische Legionen in nationaler Uniform zusammen mit den Franzosen in Italien kämpfen sollten. Die Polen haben für den Corsen ihr Blut in allen Weltgegenden verspritzt, 80000 sind mit ihm unter Führung Poniatowskis nach Rußland gegangen, einzig und allein in der Hoffnung, daß er ihnen ihr Reich wiederherstellen wird. Napoleon fiel, ohne daß er sein Versprechen den Polen gegenüber voll gehalten hätte. Die Polen hörten aber nicht auf, ihren Traum auf die Wiederherstellung des alten polnischen Reiches fortzusetzen. Ihre Dichter und Geschichtsschreiber sangen die schönsten Zukunftslieder und wiegten das Volk in eitle Hoffnung, die noch gegenwärtig von den meisten Polen nicht aufgegeben wird. Die polnische Literatur des XIX. Jahrhunderts ist im großen und ganzen von einem Gedanken beseelt, dem Gedanken der Wiederherstellung des polnischen Reiches. „Dem polnischen Volke erstanden in seinen Dichtern Tröster, die gleich den Propheten des Alten Testamentes dem Volke die Sünden seiner Väter vorhielten, den gegenwärtigen Zustand als Übergangsstadium hinstellten und die Zeit der Erlösung als nahe bevorstehend prophezeiten." Da aber diese Erlösung lange auf sich warten ließ, da die Hoffnungen, die man auf Napoleon I. setzte, fehlgingen, so sann man auf andere Mittel. Weil nun den Polen keine andere Macht übrig geblieben war, so wollten sie durch

Digitized by Google

Verrat sich helfen. „Wo die Kräfte fehlen, um im offenen Kampfe die Freiheit zu erringen, da soll der Grundsatz gelten, den Mickiewicz in seinem „Konrad Wallenrod“ . . . verherrlicht.“ Der Grundgedanke dieses epischen Gedichtes ist die Verherrlichung des Verrats, durch den ein ganzes Volk gerettet werden soll. Diese Verherrlichung des Verrats hat einen mächtigen Einfluß auf die polnische Volksseele geübt und auch praktische Resultate gezeitigt. Die Geschichte der polnischen Aufstände im XIX. Jahrhundert ist der beste Beweis dafür.

Man braucht nicht ein Polenfeind und ein Deutschnationaler zu sein, um einzusehen, daß die gegenwärtige materielle und politische Lage der Polen in Deutschland eine unbedingt bessere ist, als sie im seligen polnischen Reiche je gewesen war, oder je sein könnte. Und trotzdem ist die separatistische und deutschfeindliche Tendenz der Polen besonders in Deutschland gegenwärtig eine sehr starke. Eine große Anzahl von polnischen Blättern, sowohl im eigenen Lande, als auch in Rußland und Galizien, hetzt unaufhörlich gegen Deutschland, und da die Polen katholisch sind, so wird sogar dieses religiöse Moment gegen das protestantische Deutschland als geeignetes Kampfmittel gebraucht. Der Gegensatz ist nicht nur: deutsch—polnisch, sondern protestantisch—katholisch.

Der Kampf wird sogar auf das wirtschaftliche Gebiet übertragen, und in der letzten Zeit haben die Polen die Parole in allen polnischen Provinzen des In- und Auslandes ausgegeben: „Kauft bei keinem Deutschen!“

Deutsch fühlt der Pole, trotz der unleugbaren Wohltaten der deutschen Kultur, noch lange nicht, und die Empörungsversuche werden symptomatisch bei uns. In Rußland können derartige Erscheinungen gar nicht aufkommen, da gibt es ein Universalmittel dagegen — Sibirien. In Deutschland ist man nachsichtiger, aber diese Nachsicht darf nicht mißbraucht und auch nicht besonders weit getrieben zu werden. Das mögen sowohl die Polen, als die Deutschen sich merken.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.

Digitized by Google

Florentiniſches aus älteſter Zeit.

Von Moriz Broſch.

I.

Athen und Florenz, zwei ſtädtiſche Republiken von ausgeſprochen demokratiſchem Gepräge, waren die Wiege unſerer Kultur und haben eine Kunſtblüte hervorgetrieben, der ſpätere Zeiten nichts an Herrlichkeit Überragendes zur Seite ſtellen können. Doch in höherem Grade als das helleniſche Gemeinweſen am Illiſus kann das italieniſche am Arno unſeren Zeitgenoſſen und kommenden Geſchlechtern zur Belehrung dienen. Denn Athens wirtſchaftliche Entwickelung und materieller Wohlſtand, von denen die Geſtaltungen des ſtädtiſchen Lebens mittelbar oder unmittelbar bedingt waren, fußten ihrerſeits auf dem heutzutage überwundenen Produktionsverhältnis der antiken Sklaverei: erſt gegen Ende des vierten Jahrhunderts v. Chr., als Athen der makedoniſchen Militärmacht unterlegen war, hat der größte Teil ſeiner Bevölkerung von eigener, nicht der Sklaven Arbeit gelebt. Florenz dagegen hat ſich beinahe ausſchließlich zwiſchen den Wogen des Klaſſenkampfes bewegt, der noch immer die Welt erfüllt. Durch die Zwiſchenfälle und Ergebniſſe dieſes Kampfes bald geſtählt, bald verwirrt, hat es ſich zu einer Anſchauung des politiſchen und geſellſchaftlichen Lebens hindurchgerungen, die ein Spiegelbild der Vorgänge darbietet, welche vom 13. bis ins 16. Jahrhundert auf der Tagesordnung waren und ſeither von derſelben nicht völlig abgeſetzt wurden. So iſt die zu üppigem Wuchſe gediehene Pflanze der Realpolitik, zu deren Wurzeln Machiavelli vorgedrungen iſt und deren Verzweigungen er einer rückſichtsloſen Analyſe unterworfen hat, florentiniſchem Boden entſproſſen oder doch auf dieſem zuerſt nach ſtrengen Regeln der Kunſt gepflegt worden.

In vorchriſtlichen Zeiten wähnten ſich die Florentiner unter dem Schutze des Mars, in ſpäteren unter dem Johannes des

Digitized by Google

Täufers und der hl. Reparata. Doch während der ersten Jahrhunderte ihres Bestandes war es vielmehr der Handelsgott Merkur, dem die Stadt ihre Huldigung geschuldet hätte. Schon ihre Gründung, die noch in vorrömische, etruskische Zeit fällt, war erfolgt, um dem Drange von Bedürfnissen des Handels zu genügen. Das ältere Fäsulä (Fiesole) bot, am rechten Ufer des Arno auf einem Hügel gelegen, seinen Bewohnern Schutz vor räuberischen Überfällen. Aber es lag abseits der Verkehrslinie, die sich dicht am Ufer des Arno bis zur Hafenstadt Pisa hinzog. Die gesicherten Lagerräume mochten den Handel anziehen, der Bergaufstieg hielt ihn ab. Fahrende Händler und Kunden machten ihre Geschäfte lieber in der Niederung am Arno ab; ihnen folgten bleibende Siedler, die, um stets bei der Hand zu sein, der Wohnstätten zur Unterkunft bedurften und solche errichteten. Diese Anfänge von Florenz werden sich ähnlich gestaltet haben, wie die mancher amerikanischen Stadt im Bereiche der mächtigen Union. Auf Grund vorwiegend kommerzieller Zusammenhänge fand hier wie dort der Kern städtischen Lebens den Nährboden, der ihn wachsen und gedeihen machte.

Unter römischer Herrschaft, die schon im letzten Viertel des 3. Jahrhunderts v. Chr. ganz Italien umfaßte, kann Florenz an Bedeutung nur gewonnen haben. Die Römer, gewaltige Straßenbauer zu militärischen und Verkehrszwecken, führten die via Cassia ums Jahr 170 nach Florenz, von wo sie ihr eine Fortsetzung einerseits auf Pisa, andererseits nach Ligurien gaben. Die Arnostadt ward so zu einem Knotenpunkt des Warendurchzugs, und der Reichtum ihrer Bewohner muß sich vermehrt haben.

Allein der erste, zwischen Sulla und Marius entbrannte Bürgerkrieg brachte mit dem Siege der Sullaner die Katastrophe, die den Untergang dieses ursprünglich etruskischen Florenz herbeiführte. Die Stadt mußte dafür büßen, daß sie getreu zu den Demokraten des Marius gehalten hatte. Sie wurde zerstört, ihr Gebiet konfisziert und zu Landteilungen verwendet, die Sulla seinen Kampfgenossen verlieh. So hielten es die Sieger auch außerhalb Etruriens. Über 100 000 größere Landparzellen wurden den Sullanischen Kriegern aus der Habe von Proskribierten zugemessen. Die agrarische Frage, um die sich Roms Geschichte mit ihren inneren Kämpfen gedreht hat, schien unter Sullas Diktatur gleich dem gordischen Knoten zerhauen zu sein.

Wie wenig aber in wirtschaftlichen Dingen mit Anwendung von Gewalt auszurichten ist, zeigte sich auch in diesem Falle.

Digitized by Google

Die plötzlich zu Bodeneigentümern beförderten Veteranen ließen die ihnen ausgefolgten Besitztitel sich freudig gefallen, um sie noch freudiger den Meistbietenden zu verkaufen. Wer Land erwerben wollte, fand reichliches Angebot von solchem auf offenem Markte; wer Großgrundbesitz hatte, konnte ihn leicht vermehren, da Sullanische Veteranen die ihnen zugesprochenen Ländereien bereitwillig feilhielten. Die günstige Gelegenheit wurde von Spekulanten ausgiebig benützt: deren größter war der nachmalige Triumvir Crassus, dessen fabelhafter Reichtum zum guten Teil aus geschickter Verwertung dieser Konjunktur herstammte. Die Sullanische Reaktion bewirkte also das Anwachsen der Latifundien, von denen Plinius sagt, sie seien der Ruin Italiens; sie bewirkte ferner die immer weiter um sich greifende Konzentrierung des Reichtums in wenigen Händen und mit ihr die über alles Maß hinausschießende Zunahme des Luxus, begleitet von stetiger Verarmung der Massen des Volkes.

Schon als Triumvir versuchte es Julius Cäsar, der Opposition von Seite des Senats nicht achtend, den Großgrundbesitz wenigstens in Campanien durch Landverteilung an 20 000 ärmere Bürger einzuschränken; später traf er als Imperator legislative Maßregeln, die den Herren von Latifudien äußerst unbequem waren. Aber seine Nachfolger unterließen es, auf der von ihm in dieser Richtung gewiesenen Bahn weiterzuwandeln: die Großgrundbesitzer konnten wieder siegreich das Haupt erheben und, an Italiens Mark zehrend, den Rest unabhängiger Bauernschaft vom Boden vertreiben.

Auf die Zerstörung des etruskischen folgte der Neubau eines römischen Florenz durch Julius Cäsar. Dabei ist jedoch zu beachten, daß jüngsthin von einem deutschen Forscher, Rob. Davidsohn, nachgewiesen wurde, es sei dieser Neubau an einer Stelle erfolgt, die stromabwärts von dem Punkte liegt, wo das etruskische Florenz gestanden hatte. Die Gründung unter Cäsar fällt noch in die Zeit des ersten Triumvirats, und die Arnostadt, die auch als Militärkolonie benützt wurde, zählte fortan zu den italienischen Munizipien, in denen ein halbfreies Gemeinwesen sich entwickeln konnte: die Einwohner hatten volles römisches Bürgerrecht, mochten ihre eigene Gerichtsbarkeit üben, wenngleich sie dabei an die Oberaufsicht von seiten Roms und seiner Gewalthaber gebunden waren. Nach Begründung der Monarchie durch Augustus ist gleichzeitigen Quellen kaum nennenswertes über das Schicksal von Florenz zu entnehmen. Wenn aber die Geschichte schweigt,

Digitized by Google

so spricht die Legende. Als Kaiser Decius, so geht sie, dem hl. Minias im Jahre 270 den Kopf abschlagen ließ, setzte sich ihn der Märtyrer wieder auf und erklomm so den Hügel von S. Miniato, wo die ihm zu Ehren errichtete Kirche prangt — ein schöner romanischer Bau, der im 11. Jahrhundert begonnen wurde. Es ist, in wenig veränderter Fassung, dieselbe Geschichte, die man sich in Frankreich vom hl. Dionys erzählte, der mit seinem abgehauenen Kopfe unterm Arme von S. Denis nach Paris gelaufen sei.

Erst zu Beginn des 5. Jahrhunderts wird Florenz in Verbindung mit einem Ereignis genannt, durch welches das endgültige Schicksal des weströmischen Reiches um sieben Jahrzehnte hinausgeschoben wurde. Unter König Radagais hatten Ostgoten, Vandalen, Sueven und Burgunder die Alpengrenze überschritten und sich gegen Florenz gewälzt, das eine erste Belagerung zu bestehen hatte. Die Florentiner verteidigten sich tapfer; sie hofften auf Entsatz durch den römischen Feldherrn Stilicho, der aber eine längere Frist bei Pavia verweilte, um sein Heer in gehörigen Stand zu setzen. Florenz war schon aufs äußerste bedrängt, und Stilicho zögerte noch immer. Selbst als er seine Truppen bis nahe an die Stadt vorgeschoben hatte, wagte er nicht den Kampf mit dem an Zahl überlegenen Feind. Er ließ rings um das feindliche Lager Erdwerke aufwerfen und die dominierenden Hügelpunkte besetzen, so daß Radagais sich selbst belagert sah und die helle Not bei den Seinigen einriß. Versuche, gegen Stilichos Positionen anzustürmen, blieben ohne Erfolg; Radagais mußte sich mit seinen ausgehungerten Scharen ergeben. Wenn er dies, wie nach verläßlichen Aussagen angenommen werden kann, auf Grund einer förmlichen Kapitulation getan, so wurden ihm die zugesagten Bedingungen nicht eingehalten; wenn er bloß auf die Großmut des Siegers gerechnet hat, so erwies sich die Rechnung als eine falsche: Radagais wurde enthauptet, seine durch Hunger wehrlos gemachten Krieger verkaufte man als Sklaven.*)

Florenz war gerettet, Stilicho konnte als Befreier Italiens sich preisen und lobsingen lassen. Das glückliche Ergebnis seines Entsatzplans wurde vom hl. Augustin, der etwa ein Jahrzehnt nach dem Ereignisse schrieb, auf das Walten göttlicher Vorsehung zurückgeführt — was man dem frommen Gemüt dieses geist-

*) Über die Belagerung und den Entsatz findet man Ausführliches und kritisch Gesichtetes bei Gibbon, Decline and Fall, Ch. 30.

Digitized by Google

reichſten der Kirchenväter zugute halten muß. Allein die geiſtesarme Menge wollte ein ſichtbares Wunder vorgeſpiegelt haben. Es kam zur Bildung einer Legende, die den wirklichen Vorgang ins Träumeriſche überſetzte. Die hl. Reparata ſei leibhaftig dem Stilicho erſchienen und habe ihm den Sieg gebracht; die dankbaren Florentiner hätten ſie dafür zur Schutzpatronin der Stadt erhoben. An die Legende den Maßſtab der Kritik zu legen, wäre überflüſſig. Als Tatbeſtand ergibt ſich nur, daß der Kultus der hl. Reparata von griechiſchen Händlern aus Kleinaſien nach der Arnoſtadt getragen wurde, wo es für die legendariſche Ausſchmückung desſelben nicht an Stoff und gutem Willen fehlte.

II.

Unter den germaniſchen Eroberern des Römerreiches waren es die Langobarden, welche die tiefſten Spuren in Italiens Geſchichte zurückgelaſſen haben. Ihre Könige und Herzoge, die Rotaris, Grimoald und Liutprand, bewährten ſich als Geſetzgeber: ſie haben das lombardiſche Volksrecht in der Weiſe ausgeſtaltet, daß Beſtimmungen des römiſchen Rechts dabei nicht durchweg vermieden wurden.*) An die römiſche Städteverfaſſung dagegen haben ſie die Axt gelegt: nach Ablauf der Langobardenherrſchaft gab es auf der Halbinſel, ſoweit ſie von den Eroberern okkupiert worden, keine Munizipien mehr, an denen der urſprüngliche Typus, den Rom ihnen aufgedrückt hatte, nicht im Verſchwinden geweſen wäre.

Der König der Langobarden war der größte Grundherr im Lande, wie auch in der Umgebung von Florenz, wo ein Herzogsſitz aufgeſchlagen wurde. Es fand eine Regelung der Heeresverfaſſung ſtatt, und dies unverkennbar auf Grund des Prinzips der allgemeinen Wehrpflicht — ein Prinzip, das ſpäter die italieniſchen Kommunen durch geraume Zeit feſthielten, um es ſchließlich gegen das der Söldnerwerbung einzutauſchen. Geradeſo wurde in England ſchon im 12. Jahrhundert der perſönliche Kriegsdienſt durch Entrichtung des Schildgeldes ablösbar gemacht; nur daß die engliſchen Bogenſchützen ganz andere Leute waren, als die berüchtigten, italiſchem Lande Schmach und Verderben bringenden Condottieri.

---

*) Parallelſtellen römiſcher und langobardiſcher Prägung in dieſen Geſetzen verzeichnet P. Del Giudice, Studi di Storio e Diritto. Milano 1889, pp. 369 ff.

Digitized by Google

Im Langobardenvolke, das König Alboin aus der pannonischen Heimat über die Alpen geführt hatte, befanden sich Heiden mit Arianern gemischt, aber keine Katholiken. Erst um die Mitte des 7. Jahrhunderts nahm die Bekehrung zum Katholizismus überhand, und Anfang des 8. Jahrhunderts war die Katholizisierung der Langobarden so gut wie vollendet. Reichliche Schenkungen an Kirchen wurden fortan zur Regel; auch kam es zu Klostergründungen, bei denen aber die Frömmigkeit mit wirtschaftlichen Zwecken verkoppelt war. Man gründete Klöster, um in denselben einen Rückhalt für das materielle Wohlergehen von Nachkommen der Gründer zu gewinnen. In gleicher Absicht wurden auch später, nach Zertrümmerung des Langobardenreichs, Klöster oft hauptsächlich behufs sicherer Vermögensanlage der Gründerfamilien errichtet, und nebenbei zur Förderung christlicher Andacht. Wiederholt begegnet man in Stiftungsurkunden der Bestimmung, die einem Familienglied des Gründers die Leitung des neuen Klosters als Abt oder Äbtissin vorbehält oder den Reinertrag des gespendeten Stiftungsvermögens den Verwandten des Stifters zuweist.*)

Die Beziehungen, welche die Langobarden mit dem byzantinischen Hofe und dessen Exarchen von Ravenna unterhielten, waren gewöhnlich feindseliger, die mit den Päpsten durchaus nicht freundlicher Art. Schon Gregor II. klagte im Jahre 726, daß die „verruchten Langobarden" das byzantinische Kaisertum und den hl. Stuhl gleich sehr verletzen. Als vollends Ravenna durch König Aistulf erobert worden (746), bemächtigte sich Papst Stefans III. die Furcht, daß dem Schaukelsystem, das er und seine Vorgänger zwischen Byzantinern und Langobarden im Schwung gehalten hatten, ein Ende bevorstehe. Er rief deshalb den Franken Pipin um Hilfe gegen Aistulf an. Damit war der erste Schritt auf einer Bahn getan, längs der die Päpste Erfolge suchten und fanden. Mit Recht hat Macchiavelli zu Stefans Hilferuf an Pipin die Bemerkung gemacht: „Alle Kriege, die seit jener Zeit von den Barbaren in Italien geführt wurden, sind größtenteils durch die Päpste veranlaßt worden, und alle Barbaren, die sich über unser Land ergossen haben, wurden in den meisten Fällen von den Päpsten herbeigerufen. Dieses Verfahren dauert noch in unserer Zeit; es bewirkt und hat bewirkt, daß Italien zersplittert und hinfällig ist." Wenn die Wahrheit

*) Vgl. Rob. Davidsohn, Geschichte von Florenz, Berlin 1896, I, S. 70, 89.

Digitized by Google

dieses Ausspruchs damals (im 16. Jahrhundert) auch nur im geringsten bezweifelt worden wäre, so hätte ihn Machiavelli nicht in einem Buche niedergeschrieben, das dem Papste Clemens VII. gewidmet war.

Auf Pipin, der zwei Heerfahrten nach Italien unternommen hat, folgte Karl der Große, der an Stelle der von ihm niedergeworfenen langobardischen Herrschaft die vom Papste gesegnete fränkische setzte. Florenz ward zu einem Grafschaftssitz erklärt. Über die Stadt und andere Gebiete der einst römischen Provinz Tuskien wurde ein Markgraf gesetzt, der sich bleibend in Lukka niederließ, so daß Florenz durch Vizegrafen regiert werden mußte. Neben diesen kommen Schöffen als Gerichtsbeisitzer und als Zeugen in Urkunden vor. Die Schöffenwahl fand unter beschränkter, vielleicht bloß nomineller Mitwirkung des Volkes durch den Vizegrafen statt.

Die Karolingerzeit brachte den Italienern ein Geschenk von zweifelhaftem Wert: die Ausdehnung der kirchlichen Vorrechte, Immunitäten. Es hatte mit dieser so regen Fortgang, daß im 10. Jahrhundert die Gewalt der von Königen und Kaisern den Städten gesetzten Grafen vor der bischöflichen den kürzeren zog. Die Bischöfe erhielten nach und nach das Recht, innerhalb und außerhalb der Stadt Wege und Befestigungen anzulegen, Märkte einzurichten, erst die niedere Gerichtsbarkeit auszuüben, dann auch die höhere samt dem Blutbanne. So wurden sie zu Halb- ja Dreiviertel-Souveränen über die Städte. Allein als die materiellen und geistigen Interessen über solch ein Verhältnis hinausgewachsen waren, mußte es zu Kämpfen mit den Trägern der bischöflichen Gewalt führen — Kämpfe, aus denen im 12. Jahrhundert die Städtefreiheit als vollendete Tatsache hervorging.

Mit dieser Entwickelung hatte es übrigens seine volle Richtigkeit nur soweit, als die lombardischen Städte in Betracht kommen. Im Florentinischen gestalteten sich die Verhältnisse wesentlich anders. Unter den Karolingern zwar ging auch im Gebiete der Arnostadt die Vermehrung der Immunitäten so ausgiebig von statten, daß selbst Freigeborene, die auf Ländereien der Kirche seßhaft waren, aus dem Grafschaftsverband herausgerissen und kirchlicher Gerichtsbarkeit unterworfen wurden. Doch im 10. Jahrhundert hat hier der sächsische Kaiser Otto I. dem übermäßig angewachsenen Landbesitz der Bischöfe einigermaßen Schranken vorgezeichnet. Außerdem bildete die Stellung der in Lukka residierenden Markgrafen einen Stein des Anstoßes, der bischöflichen

Digitized by Google

Übergriffen im Wege stand. Diese Markgrafen geboten vom Po bis zur Grenze des Römischen, und dies willkürlich genug. Einer von ihnen nimmt sich heraus (1026), den Romzug Konrads II. verhindern zu wollen, wofür er freilich mit Amtsentsetzung bestraft und statt seiner Bonifaz von Kanossa zum Markgrafen ernannt wird. Seitdem behauptete sich das Haus Kanossa durch beinahe 90 Jahre in der Herrschaft über Toskana.

Wenn die Florentiner mit dem abgesetzten Markgrafen nicht zum besten ausgekommen waren, so erging es ihnen unter dem neuernannten Bonifaz um vieles schlimmer. Er gab ihnen die bittersten Auswüchse des Feudalismus zu kosten. Von ihm wurde es verboten, Ehen zu schließen ohne vorher angesuchte und erteilte markgräfliche Lizenz; er zwang auch Minder- wie Volljährige zum Eheschluß auf seinen Befehl. Bei den Bürgern quartierte er sein Gefolge ein, und wer sich ihm mißliebig machte, wurde eingekerkert ohne gerichtlichen Spruch. Selbst die städtische Almende (Gemeindeland) wurde von ihm konfisziert, trotzdem sie gemäß anerkannter Rechtsfiktion für Königsgut gegolten hat.*)

Markgraf Bonifaz ward im Mai 1052 ermordet; seine Witwe Beatrix schritt zwei Jahre darauf zur Ehe mit Gottfried von Lothringen, und dieses neue Ehepaar usurpierte die erledigte markgräfliche Gewalt. Es war die Zeit Heinrichs III., der die Kaisermacht auf einen Höhepunkt gehoben hat, den sie niemals wieder erreichen sollte. Heinrich brachte deutsche Reichsfürsten zum Gehorsam, setzte Päpste und Bischöfe ein und ab, duldete in seiner Heimat wie in Italien keine öffentlichen Gewalten, die nicht von ihm selbst verliehen worden und abhängig gewesen wären. Das war nicht der Mann, der die Usurpation des Ehepaares Lothringen-Kanossa ruhig hingenommen hätte. Er machte sich sofort (1055) zu einem Heereszug nach Italien auf, wo er dem Gottfried die markgräfliche Gewalt entriß und die Beatrix auf kurze Zeit gefangen setzte. Dieser Erfolg war zum guten Teil den Florentinern zu danken, die im Bunde mit anderen toskanischen Städten für die Vertreibung Gottfrieds Partei genommen hatten mit den Waffen in der Hand. Es war das erstemal, daß die Bürgerschaft von Florenz selbständig in eine größere Aktion getreten ist, um fortan auf der Bildfläche der florentinischen Geschichte einen immer breiteren Raum einzunehmen.

*) Es war unfraglich Gemeindeeigentum, was man in Florenz und anderen Orten pratum oder campum regis nannte; s. „Neues Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichte" III, 119 ff.

Digitized by Google

Die Haltung der Florentiner bei dem kriegerischen Gerichtsgang wider Gottfried von Lothringen ward von Heinrich III. so gnädig aufgenommen, daß er Florenz zur Reichsstadt erhob. Aber den nach Deutschland zurückgekehrten Kaiser ereilte (Oktober 1056) der Tod. Sein Sohn und Erbe war Heinrich IV., ein kaum siebenjähriger Knabe, dessen Mutter, Agnes von Poitiers, als Reichsverweserin eingesetzt wurde. Was ein kräftiger Kaiser in Italien aufgerichtet hatte, wurde unter der kraftlosen Regentschaft mit leichter Mühe von Italienern und Fremden zu Boden geworfen. Nach Florenz kehrten Gottfried, seine Frau Beatrix und seine Stieftochter Mathilde zurück. Sie nahmen ihren ständigen Aufenthalt in der Stadt, über die sie unumschränkt die Herrschaft führen konnten, zumal der Florentiner Bischof Gerhard, ein Burgunder von Geburt, ihnen ergeben war. Seine Ergebenheit wurde ihm gelohnt. Die Markgräfin Beatrix selbst gab ihm das Geleite zur Papstwahl, die, von dem berühmten Hildebrand mehr diktiert als beeinflußt, auf eben diesen Gerhard als Nikolaus II. fiel. Mit Besetzung des päpstlichen Stuhls durch einen seiner Anhänger und Gesinnungsgenossen hatte Hildebrand sich selbst erhöht und der Papstgewalt die Richtung vorgeschrieben, die er später als Gregor VII. mit unbeugsamer Hartnäckigkeit verfolgte.

Nikolaus II. schritt ohne längeres Zögern zu einem ersten Eingriffe in die ehedem von der Kirche stillschweigend anerkannten Rechte der kaiserlichen Gewalt. Er versammelte eine Synode, die dem Dekrete zustimmte, das die Papstwahl zur Sache der Kardinäle machte, unter bloß formeller Gutheißung durch das römische Volk und gleichfalls rein formeller Bestätigung durch den Kaiser. Einem Herrscher wie Heinrich III. gegenüber, wäre solch ein Dekret äußerst gewagt gewesen, angesichts der Regentschaft der Königinmutter schien es ohne Gefahr durchführbar zu sein. Der Schein war diesmal, wie so oft, ein trügerischer. Bei der ersten Probe, die mit dem Dekret gemacht wurde, bestand es nicht zum besten. Der nach Nikolaus Tode zum Papst gewählte Alexander II. wurde zwar mit Hilfe der Normannen unter Kampf und Blutvergießen in seine Würde eingesetzt; aber zu Basel ward ein Konzil versammelt, das in Anwesenheit des jungen Königs Heinrich einen Gegenpapst wählte, Honorius II. Das Schisma war da; wer der rechtmäßige Papst sei, mußten die Waffen entscheiden. Durch 5 Jahre zog sich um diese Frage der Kampf hin, dessen Entscheidung durch den Sieg herbeigeführt wurde,

Digitized by Google

welcher dem Erzbischof Hanno von Köln die Einsetzung in die Regentschaft über Deutschland brachte. Hanno war für Alexander gewonnen, dem jetzt Honorius weichen mußte. Das Schisma war beseitigt und Alexander II. regierte weiterhin die Kirche unter Hildebrands Leitung.

[Fortsetzung.]

Ruskin-Hall, die „Hochschule der Arbeit" in Oxford.

Von Marg. N. Zepler.

(Nachdruck nur mit Genehmigung der Verfasserin gestattet.)

England, das zwar heute noch keinen Kultus- alias Unterrichtsminister besitzt, war es zuerst, von dem die große Volksbildungsbewegung ausging. Die alten Universitäten Oxford und Cambridge faßten den Gedanken, den Universalgeist und seine Bildung weiter zu tragen; 1872 wurden dort die ersten „Volkshochschulkurse" mit den sogen. „University-Extension-Lectures" eingerichtet, die auch auf Deutschland ihren befruchtenden Einfluß nicht verfehlten. Noch 1870 war Deutschland im gewaltigen Vorsprung des organisierten Bildungswesens; von da ab gelang es den überaus energischen Anstrengungen Englands sowohl, wie Frankreichs, uns einzuholen und es wird jetzt des Einsetzens aller Kräfte bedürfen, um im Wettbewerb nicht zurückzubleiben.

Auch auf dem Gebiete des Bildungswesens dürfen wir, selbst angesichts eines unmittelbar bevorstehenden Sieges, nicht rasten. Unentwegt heißt es weiter arbeiten, dem Ziele zu, als stünde es noch in weiter Ferne.

Der Wert der Bildung ist allgemein anerkannt und vielerlei Bestrebungen gehen dahin, sie dem Volke zu vermitteln. Die Formen sind ebenso mannigfache wie die Bedürfnisse. Die einen werden aus reinem Forschungstrieb, die anderen der Brotfrage wegen zum Studium getrieben, und neben diesen beiden gibt es noch eine dritte Kategorie, und sie ist nicht die schlechteste, die das Wissen sucht, um einem inneren Bedürfnisse zu genügen, ohne Anwartschaft auf Titel, Zeugnisse oder Anstellung.

Digitized by Google

Vorlesungen und Vortragsreihen, Einzelvorträge, Kurse, Zyklen ohne Zahl haben diese Wünsche gezeitigt, und es bleibt dem Einzelnen überlassen, sich darin zurecht zu finden und das ihm passend dünkende auszuwählen. Die Für und Wider dieser „fliegenden“ Bildungsstätten, um welche wissenshungrige Geister (und auch andere) hin- und herflattern, würden stattliche und interessante Kapitel eines besonderen Aufsatzes liefern. Diese zu beleuchten, ist heute nicht meine Absicht, vielmehr möchte ich die geneigten Leser mit einer Institution bekannt machen, die es, meiner Meinung nach, besonders verdient, und die merkwürdigerweise noch viel zu wenig gewürdigt wird; ich meine Ruskin-Hall in Oxford, oder, wie sie sich selbst mit berechtigtem Stolz auch nennt: „The Labour's College“, die Hochschule der Arbeit. Sie bildet in gewissem Sinne die Überbrückung von Volks- zu Universitätsbildung, ist in erster Linie für die Arbeiterklasse gedacht und stellt sich u. a. die Aufgabe, der englischen Arbeiterschaft die für ihre Organisationsarbeiten nötigen, zweckmäßig vorgebildeten Führer heranzubilden.

Wenn ich oben von einer Art Überbrückung sprach, so möchte ich nicht unterlassen zu betonen, daß Ruskin-Hall in gar keiner Verbindung mit den Universitätskolleges von Oxford steht und nichts mit dem sogen. Studentenleben zu tun hat. Nur, daß einzelne der Universitätslehrer auch in Ruskin-Hall dozieren. Auch der Name Ruskin-Hall gilt nicht John Ruskin, dem Kunstkritiker und gewandten Schriftsteller, sondern John Ruskin, dem bitteren Gegner des alten Schlendrians und dem Propheten einer neuen Gesellschaftsordnung.

Seine Lebenslehren, seine Sozialphilosophie und seine Reformvorschläge geben Ruskin-Hall die Richtung und werden mit Eifer studiert.

Ruskin-Hall, das, im Gegensatz zu den üppigen, reich dotierten Palästen der Jahrhunderte alten „Colleges“, in einem schmalen, freundlich mit Klematis und Weinlaub überwucherten Häuschen seine „Studenten“ vereinigt, will auch den Universitätsstudien nichts weniger als Konkurrenz machen. Ihr Ziel ist, den Mann aus dem Volke für den Dienst der Gemeinschaft zweckmäßig geistig zu rüsten und hat in sein Lehr- und Erziehungsprogramm all das aufgenommen, was ihm voraussichtlich hierzu notwendig ist, und ihn befähigen kann, ein nützliches Glied der Gesellschaft zu werden.

Dadurch, daß Ruskin-Hall trotz seiner hohen Aufgabe, die es sich

Digitized by Google

gestellt, in weiser Erkenntnis nicht über das Ziel hinausschießt, hat das Institut, in anbetracht seines jungen Daseins, Erfolge aufzuweisen, die den mit Englands Schulpflichtwesen Vertrauten, fast möchte man sagen, verblüffen können.

Ruskin-Hall überladet seine Schüler nicht mit Kenntnissen, es beabsichtigt, nicht den Mann seiner Lebenssphäre und seiner Gesellschaftsklasse zu entfremden und damit die Halbbildung zu züchten oder die sogen. „höheren Berufe" weiter überfüllen zu helfen. Ruskin-Hall gibt sich der Hoffnung hin, daß derjenige, der sich durch gewissenhafte Pflichterfüllung und Arbeit an sich selbst erhöht, durch seinen Einfluß die Hinaufentwickelung seiner ganzen Klasse damit in Fluß bringt.

So versucht Ruskin-Hall Anleitung zu geben, den allgemeinen Gesichtskreis des Bildungsbeflissenen zu erweitern, sie selbständig urteilen zu lehren, eigene Meinung zu bilden, an den Problemen des Lebens tätigen Anteil zu nehmen, nicht Gelehrsamkeit, sondern Entwickelung und Schulung des gesunden Menschenverstandes anzustreben.

Sorgsam sind die Lehrgegenstände ausgewählt, das Material gesondert; auf allgemeinen Überblick der wesentlichsten Punkte in den Hauptfächern wird besonders Bedacht genommen. Beobachten, fragen, selbständig denken soll der Schüler lernen.

Die einzelnen Lehrgegenstände sind: (von Nebenfächern nach freier Wahl abgesehen) Geschichte, mit besonderer Berücksichtigung der bedeutendsten Volks- und religiösen Bewegungen, Sozialwissenschaften, Logik, die verschiedenen Zweige der Muttersprache, Industrielehre, Politiklehre.

Lebendig und praktisch ist der Unterricht, aus dem Leben für das Leben, nach dem Gesetz der Entwickelungslehre.

Dem Berufe nach rekrutierten sich die Schüler folgendermaßen: Tischler, Zimmerleute, Kaufleute, je ein Soldat, ein Matrose, ein Bleiarbeiter, Farmer, Gemüsehändler, Gärtner, Buchhalter, Ingenieur, Reporter, Telegraphenbeamter waren, neben anderen mehr, vertreten.

Daraus erhellt, daß Ruskin-Hall auch hierin von anderen „Erziehungsinstituten abweicht: seine „Studenten" die der Wissensdrang treibt, geben ihren eigentlichen Beruf auf längere oder kürzere Zeit auf (gewöhnlich wird ein Jahr vorgesehen), um sich in dieser Zeit eifrigen geistigen Studien hinzugeben. Mühsam, oft pfennigweise wurde das Geld dazu gespart und dement-

Digitized by Google

sprechend sind die Honorarforderungen wie überhaupt der ganze Zuschnitt der Lebensweise in Ruskin-Hall.|

Wie in den Universitätskolleges wohnen die „Studenten“ auch hier während der Dauer ihrer Studienzeit „im Hause“.

Ursprünglich war der Preis auf zwölfundeinhalb Schilling pro Woche und Kopf normiert, der indessen auf zehn Schilling herabgesetzt wurde. Hierfür erhalten die Insassen Wohnung, Essen, Beleuchtung und — den Unterricht. Kaum ist's zu glauben. Von den Lehrern und Lehrerinnen, auch Frauen sind dabei, warten viele freiwillig ihres Amtes, aus Liebe zum Werk.

Die häuslichen Arrangements liegen ausnahmslos in den Händen der Studenten. Allwöchentlich findet dieserhalb eine Sitzung statt, in der „Offiziere und Rekruten“ gewählt und bestimmt werden. Und da jeden Studenten jeder Posten und jede Arbeit abwechselnd trifft, so lernt man in Ruskin-Hall befehlen und gehorchen.

Dienstboten werden nicht gehalten, jede häusliche Arbeit, inklusive Kochen, Aufwaschen, Bödenscheuern wird von den Studenten selbst besorgt; so „lernen sie dankbar es einsehen“, wie Göthe es in „Hermann und Dorothea“ wünscht, was sogenannte Frauenarbeit bedeutet.

Manch köstliche Szene spielt sich bei diesen „Unterrichtszweigen“ ab, deren Lehrmeister die an Aufenthalt älteren Schüler abgeben; fröhliche Laune, gutmütiger Spott, Selbstkritik helfen dabei und bei besonders schwierigen Wirtschafts- und Küchenfragen holt man sich Rat bei einer der stets bereiten Gönnerinnen. Der Hall als Hausbewohner gehören nur Männer an, die Vorteile des Unterrichts sind auch den Frauen zugänglich. Davon später.

Bei den praktischen Beschäftigungen tragen die Studenten Schürzen, der Koch hat sogar die „vorschriftsmäßige“ Mütze, die seinen „Beruf“ auf den ersten Blick erkennen läßt.

Ist der Tag mit Klassenunterricht, Studieren und ungefähr $1^1/_2$ Stunden mit Hausarbeiten ausgefüllt (der Tag beginnt natürlich sehr früh und mit dem Ordnen der Schlafräume), so gehört der Abend der Geselligkeit, den Diskutierübungen, den freien Vorträgen aus dem Studentenkreise. Hier tritt besonders klar zutage, was die Schüler leisten, was ihnen fehlt, was sie profitierten, nach welcher Richtung ihr Denken geht. Beim Eintritt in Ruskin-Hall frägt man sie nicht nach ihrem politischen, auch nicht nach ihrem religiösen Glaubensbekenntnis. Man wünscht ja, sie sich frei entwickeln zu lassen und ihnen nur die

Digitized by Google

Anregung zu geben, mit Bewußtsein und Verständnis sich am staatlich-sozialen Leben zu beteiligen.

Unser Zeitalter mit seinen Entdeckungen, Erfindungen, wissenschaftlichen und industriellen Fortschritten brachte es mit sich, daß auch der Arbeitsmann, dem Umschwung gemäß, notwendig neue Gesetze, neue Ideale, neue Institutionen herbeiwünschen muß. Auch er will an den Problemen unserer Zeit geistig Anteil nehmen, auch er fühlt sich als Bürger des Staates, als vollwertiges Glied der menschlichen Gesellschaft und hat erkannt, daß er als solches Pflichten und Verpflichtungen hat.

Nicht länger ist er Einzelwesen, sondern Teil des sozialen Organismus, über dessen Forderungen und Funktionen er belehrt sein will. Neue Zustände erheischen neue Anschauungen, neue Gefühle, neue Menschen; ebenso aber erstehen auch aus neuen Menschen, neuen Gefühlen neue Zustände.

Die geselligen, die Diskutier- und die Vortragsabende sind in Ruskin-Hall auch auswärtigen Gästen zugänglich. Als ich das erstemal solchem Abend beiwohnte, an dem das Thema: „Wird die Eröffnung Chinas der englischen Industrie zum Vorteil gereichen?" diskutiert wurde, setzte es mich in Erstaunen, mit welcher gründlichen Berücksichtigung aller Umstände, in welcher Sachlichkeit, Ordnung und Präzision diese Diskussionen sich in Ruskin-Hall abwickeln.

Weitere Themata lauteten: „Demokratie führt nicht notwendig zum Sozialismus." „Gutes Einvernehmen zwischen England und Amerika ist dem Weltfrieden förderlich." „Moderne Erziehung erzieht nicht." „Wenn die Städte das Monopol für Alkoholverbrauch sich sichern würden, müßte die Trunksucht nicht zurückgehen?" U. a. m.

Um nun all denen die Vorteile solcher erziehlichen Hilfe zu ermöglichen, die sich nicht freimachen und nach Oxford kommen können, hat man, abgesehen von „Extension lectures", die von Wanderrednern abgehalten werden, eine „Correspondence School" eingerichtet. Auf diese Weise kann jeder, wenn er nur recht will, all die Studienfächer methodisch verarbeiten lernen, die in Ruskin-Hall gelehrt werden.

Das System der „Correspondence School", „Schule der schriftlichen Belehrung", ist in Großbritannien weit verbreitet und wird, wie statistische Zahlen beweisen, in ausgedehntestem Maße benutzt. Von den Zentren der großen Städte spannt sie ihre Fäden bis in die fernsten und abgelegensten Winkel des Insel-

Digitized by Google

reiches und seiner außereuropäischen Kolonien und macht es auf diese ihre Weise möglich, den Wissensdurst derer zu stillen, die sonst von aller Kultur abgeschnitten wären, ihnen die Segnungen der Geistesnahrung wenigstens als Surrogat zuzuführen.

Die „Schule der schriftlichen Belehrung" ist natürlich beiden Geschlechtern, überhaupt all denen zugänglich, die im Gefühl ihrer Unzulänglichkeit sich geistig fortbilden und ethisch vertiefen wollen. Ruskin-Hall allein hatte nach zweijährigem Bestehen bereits eintausendachthundert (1800) „Korrespondenz-Schüler".

Auf Anmeldung schickt man ihnen einen „Fragebogen" zu, der ausgefüllt zurückzusenden ist. Abgesehen von Eintragung des Namens, der Wohnung, von Alter und Beruf, bemüht sich die Unterrichtsleitung, soweit als möglich, den Bildungszustand und die Wünsche zu ergründen, durch Fragen wie: „Welches war (wenn überhaupt) Ihre Schulbildung?" „Haben Sie sich schon irgendwie mit den Fächern beschäftigt, die wir lehren?" „Wünschen Sie Ratschlag auch in der Reihenfolge Ihrer Studien, oder wollen Sie eigenem Ermessen folgen?" „Welchen Zweck verfolgen Sie mit Ihren Studien?" „Wieviel Zeit haben Sie dafür übrig?" usw. usw.

Der größte Teil der oben erwähnten Unterrichtsfächer ist auch in den schriftlichen Lehrplan aufgenommen und man schickt den Lernbeflissenen, ihren im Fragebogen präzisierten Wünschen entsprechend, die methodischen Anweisungen zu.

Ein Schilling im Monat sind die Gebühren; die sehr eingehende Korrektur des Aufsatzes, der (allmonatlich einer) von der Aufnahme und der Verarbeitung der pp. Studien des Schülers Kenntnis zu geben hat, ist inbegriffen. Man rechnet täglich auf eine Stunde ernsthaften Studierens, die dann in vier bis sechs Monaten dem Schüler einen Überblick über den einzelnen Gegenstand ermöglichen soll.

Die Bücher anzuschaffen ist Sache des Schülers, deren Ankauf ihm auf Wunsch indes vermittelt wird. Überhaupt wird allen besonderen Wünschen nach Möglichkeit mit freundlichstem Entgegenkommen Rechnung getragen.

Weiter regt die „Correspondence School" das Bilden von „Klassen" an. In kleinen Städtchen oder Dörfchen sollen Gleichgesinnte sich zusammentun und, im Austausch ihrer Gedanken und Meinungen mit Anschluß an die von Ruskin-Halls Correspondence School empfangenen Instruktionen, sich gegenseitig fördern helfen.

Digitized by Google

Jedem Organisator einer solchen „Klasse“, die nicht weniger als fünf Mitglieder zählen soll, sind alle Gebühren für seine eigene Fortbildung durch Ruskin-Hall erlassen. Auch er (resp. sie, gewöhnlich sind es ältere Schüler oder frühere Bewohner von Ruskin-Hall) bekommt genaue Anweisung zur möglichst fruchtbaren Entfaltung seiner besonderen Tätigkeit; er hat nur die engere Leitung seiner Klasse, während die einzelnen Mitglieder jedes für sich in direkter Verbindung mit Ruskin-Hall-Oxford steht.

Auch durch dieses System der „Schriftschule“ wird ein neues Kulturelement über die ganze Erde verbreitet, von dem man hoffen darf, daß es segensreiche Früchte zeitigt. Daß es die Bürger ihre Pflichten lehrt, daß es ihnen gründliche Kenntnis des Wesens der sozialen Aufgaben vermittelt und ihnen die Hoffnung gibt auf immer weitere Vervollkommnung des Menschen und der menschlichen Gesellschaft.

Nordische Reise.

Von Heinrich Pudor.

III. Moskau.

Sowohl in der Literatur, wie im Munde der Leute begegnet man der Ansicht, daß Moskau im Gegensatz zu Petersburg nicht internationales, sondern ausgesprochen russisches Gepräge trage. Diese Ansicht mag, was frühere Zeiten betrifft, zutreffend gewesen sein. Heute kann man nur soviel davon als zu recht bestehend anerkennen, als Petersburg weit mehr internationalen Charakter aufweist, als Moskau. Im übrigen ist auch die ältere russische Metropole in der letzteren Zeit mehr und mehr von Westeuropa überflutet worden und eigentlich nur, soweit die griechisch-katholische Kirche, und alles, was damit zusammenhängt, in Betracht kommt, ist der russische Charakter alleinherrschend. Es hängt dies in der Hauptsache damit zusammen, daß Rußland von sich aus keine Kultur hervorbringen konnte, und daß es, so-

Digitized by Google

weit die westeuropäische Kultur in Betracht kommt, sich unfähig erwies, dieselbe in sich aufzunehmen und auf eigenem Boden weiter zu entwickeln. In der Tat muß man, wenn man noch so vorurteilsfrei an die Betrachtung der russischen Verhältnisse geht, aufrecht erhalten, daß Rußland auf geistigem Gebiete bisher schöpferisch nicht tätig gewesen ist, und, wie es scheint, auch in der nächsten Zukunft nicht sein wird. Eine Ausnahme hiervon macht eigentlich nur die Musik und die schöngeistige Literatur. Dagegen kann sowohl im Kunstgewerbe wie in der bildenden Kunst von einer spezifisch russischen Produktion nicht die Rede sein. Bevor wir dies an Beispielen erhärten wollen, lohnt es sich wohl der Mühe, darnach zu fragen, worin die Ursache zu dieser Unproduktivität liegt. Der hauptsächlichste Grund scheint mir der zu sein, daß dieses Volk viel zu früh von der westeuropäischen Kultur berührt wurde. Peter der Große ist gewiß einer der bedeutendsten Herrscher gewesen und hat sich um Rußland Verdienste erworben, wie kein zweiter russischer Fürst, aber er gerade hemmte die natürliche, aus dem russischen Boden selbst erwachsende Kulturentwickelung, indem er diesem damals noch ausgesprochen Barbarencharakter tragenden Volke eine Kultur aufzwang, welche um Hunderte, um nicht zu sagen, Tausende von Jahren älter war. In rein äußerlicher Weise nahm darauf das russische Volk diese Kultur an und es ging nicht ohne Wunden, Eiterungen und auf der anderen Seite gelegentliches Rückfallen in das tiefste Barbarentum ab. Dazu kam, daß Rußland wiederholt, zuletzt in allerjüngster Zeit, politische und gesellschaftliche Allianzen mit demjenigen Volke einging, welches in eben derselben Weise kulturüberreif war, als Rußland kulturunreif ist, nämlich mit Frankreich. Ferner kam dazu, daß die Klassengegensätze gerade in Rußland ausgesprochen waren und daß die westeuropäische Kultur, gerade soweit die Überreife in Betracht kommt, von den obersten Klassen angenommen wurde, während die unteren Klassen auf der einen Seite von der Kirche und auf der anderen Seite vom Staate mit Absicht und Zielbewußtsein in Dummheit gehalten wurden. Sogar noch heute ist Aufklärung und Bildung in Rußland etwas Staatsgefährliches. Von einem Volksbildungswesen war nicht die Rede. Wie konnte auf einem solchen Boden eine um Jahrtausende ältere Kultur wachsen und Fuß fassen! Und nun gerade trat die obenerwähnte Erscheinung zutage, daß auf der einen Seite diese westeuropäische Kultur in rein äußerlicher Weise dem russischen Boden aufgeklebt wurde und daß auf der anderen

Digitized by Google

Seite alle Keime, die aus echtem slawischen Holze hervorbrechen wollten, erstickt wurden.

Wir wollen nunmehr zunächst einen Blick auf die russische Architektur werfen, wie sie uns Moskau zeigt. Und zwar wollen wir erst einmal den Kreml vollständig beiseite lassen. Dann aber haben wir ein Bild vor uns, wie es unerquicklicher nicht gedacht werden kann. Heimisch war in Rußland der Holzbau. Nun kamen die unverstandenen Anregungen von Westeuropa, und zwar gerade zu einer Zeit, als in diesem Westeuropa die Kulturreife auch in der Architektur, nämlich im Barockstil, ihren bezeichnenden Ausdruck gefunden hatte. Die Folge war, daß der heimische Holzbau nicht weiter entwickelt wurde, und daß man anfing, da Moskau an guten natürlichen Bausteinen arm ist, in Stuck die modernen Bauten in unverstandenem Barockstil, mit gelegentlicher Verwendung rein orientalischer Stilformen aufzuführen. Selbst in Backstein, der näher gelegen hätte, wurde nur ausnahmsweise gebaut. Das Bild, das sich uns nun bietet, zeigt auf der einen Seite Brutalitäten in Formen und Farben, und auf der anderen Seite kindische Architekturen, wie sie an Kinderbaukästen und an Jahrmarktsspielzeuge erinnern. Ausnahmen hiervon sind nur wenige anzuführen, und diese gehören einer älteren Zeit an, wie der im Jahre 1695 errichtete, sehr malerisch wirkende Sſucharew-Turm.

Richten wir dagegen nunmehr unseren Blick auf den Kreml, so bietet sich uns ein Bild, wie es in malerisch architektonischer Beziehung glänzender nicht gedacht werden kann und seinesgleichen nirgendwo findet. Wenn man sich an das jenseitige Ufer der Moskwa stellt, und von da auf den Kreml blickt, ist man versucht an die Wahrheit des Sprichwortes zu glauben, daß über Moskau nur der Kreml, und über den Kreml nur der Himmel geht. An diesem glänzenden architektonischen Bild sind vor allem die Tore beteiligt, welche die zinnengekrönte Mauer des Kreml schmücken. Die meisten dieser fünf Tore sind, künstlerisch und malerisch-architektonisch genommen, von einer Wirkung, wie sie nur entsprechende Bauten Italiens oder Norddeutschlands bieten. Teils sind es quadratische, terrassenförmig aufsteigende, teils Rundtürme, mit Burgwehr und Zinnen gekrönt, teils rein orientalische Formen in Verwendung zeigende Turmbauten. Und hinter dieser Mauer und diesen Türmen nun heben sich auf einer natürlichen Anhöhe die Zarenschlösser und Kathedralen, um ein Gesamtbild von imponierender Großartigkeit zu geben. Diese Wirkung war

Digitized by Google

möglich nur dadurch, daß das Terrain außerordentliche Vorteile bot. Ähnlich wie Rom ist Moskau eine Siebenhügelstadt, der Tiber in Rom ist die Moskwa in Moskau — — „Voilà Rome tatare“ rief die geistreiche Frau v. Stael aus, als sie vom Iwan welikij auf die Zarenstadt herniederschaute. Nur dadurch aber, daß das Terrain da, wo heute der Kreml steht, einen natürlichen Hügel bot, konnte die Monumentalität des Eindruckes, den diese dreifache architektonische Vereinigung von Zarenschloß, Festungsbauten und Kathedralen bot, erreicht werden.

Sieht man sich die Zarenschlösser, also das große Kremlpalais, die Granowitaja Palata und den Belvederepalast in der Nähe an, so darf man freilich nicht immer streng künstlerische Anforderungen stellen, im besonderen bietet der letztgenannte Palast das bezeichnende Moskauer barocke Äußere. Aber wenn man nur an das Gesamtbild denkt, so wird man nicht nur befriedigt, sondern erhoben. Was diese Paläste im Innern bieten, darauf einzugehen müssen wir uns hier versagen, nur mit wenigen Worten sei des Andreas-Thronsaal im großen Kremlpalais gedacht. Der Eindruck jener drei großen Säle, des Georgen-Saales, des Alexander-Saales und eben dieses Andreas-Thronsaales entspricht nämlich vollständig der äußeren Monumentalität des Kreml. Kommt man aus dem größten Saale des Kreml, dem in Weiß und Gold gehaltenen Georgen-Saal, schreitet durch den in Gold und Rosa dekorierten Alexander-Saal und betritt nun den in Gold prunkenden und von Gold gleichsam fließenden, von sechs mächtigen Pfeilern getragenen Andreas-Thronsaal, so glaubt man, sich nicht mehr in Europa und im Okzident, sondern im asiatischen Orient zu befinden. Und ähnlich geht es uns, wenn wir die von goldschimmernden Kuppeln gekrönten Kathedralen ansehen. Auch hier wieder muß man an das Klima erinnern. In den bleigrauen Moskauer Himmel konnte keine malerische Architektur mit größerer Wirkung eingefügt werden, als die Goldkuppel der russischen Kathedrale. Und man muß Moskau im Winter gesehen haben, um die volle Wirkung dieser malerischen Architektur verstehen zu können. Soll doch die eigentümliche Zwiebelform der Moskauer Kathedralenkuppel dadurch entstanden sein, daß für das Abrinnen des Schnees nach den günstigsten Bedingungen gesucht wurde. Wenn nun diese aus einem so eigentümlichen Gemisch von orientalischen und okzidentalen Formen bestehende alte russische Metropole unter einem bleigrauen Himmel in Schnee begraben liegt, und ein Sonnenstrahl auf die Goldkuppel fällt, dann entfaltet sich der

Digitized by Google

ganze Zauber dieses orientalisch pointierten architektonischen Gesamtbildes. Und man kann sich dieser Wirkung hingeben, entweder wenn man vom Sophienquai auf die Kathedralen des Kreml, oder vom Kreml selbst auf die Erlöserkirche, oder von den Sperlingsbergen auf Moskau blickt.

Streng künstlerisch und architektonisch genommen kann man freilich über die Bauformen dieser russischen Kathedralen nicht anders als abfällig urteilen. Will man sie aber in ihrer Eigenart verstehen und ihrem Reize willenlos sich hingeben, so muß man immer den malerischen Gesamteindruck sich vor Augen halten. Unter dem klaren italienischen Himmel mußten die Bauformen bis in die Details hinein gesetzmäßig gegliedert und geordnet sein. Unter dem Moskauer Himmel dagegen kam es, auch soweit die Architektur in Frage kommt, auf malerische Wirkungen an.

Die klimatische Frage bildet auch die Erklärung dafür, daß Rußland auf dem Gebiet der Plastik und der Malerei so gut wie nichts geleistet hat und kaum je leisten wird. Die Galerie der Akademie in Petersburg und das dortige neue Museum Alexanders III. hat man ebenso, wie das Moskauer Rumjanzow-Museum zum größten Teile mit vollständig wertlosen Bildern gefüllt, wobei man noch dazu die Verlegenheit merkt, wie schwer es hielt, diese Galerien überhaupt voll zu bekommen.*) Und daß es sich mit dem russischen Kunstgewerbe nicht anders verhält, darauf haben wir schon oben hingewiesen. Wenn man den Russen zur Hervorbringung einer künstlerischen, ebenso wie einer geistigen Kultur einen guten Rat geben wollte, so müßte es der sein, daß es mit allen Mitteln darnach streben soll, die russische Eigenart zu pflegen und zu entwickeln und mit der Annahme der westeuropäischen, im besonderen der französischen künstlerischen Kultur so vorsichtig als möglich zu sein, zum mindesten so lange, als nicht die Brücke zwischen russischem Barbarismus und westeuropäischer Kulturreife geschlagen ist.

*) Die Tretjakow-Galerie war leider zur Zeit meiner Anwesenheit in Moskau wegen Umbaues geschlossen.

Digitized by Google

Ibsens Hedda Gabler.

Studie zur Technik des modernen Dramas.

Von G. Herzberg.

[Teil II.]

Das Ergebnis aller vorstehenden Betrachtungen ist also wohl folgendes: Ibsen verfährt mit dem Leser ungefähr wie das Leben, das einen Menschen plötzlich in eine ganz fremde Umgebung versetzt, wo er keine Freunde, ja nicht einmal Bekannte hat, die ihn mit den Verhältnissen, der Vorgeschichte, den persönlichen Eigentümlichkeiten seiner Umgebung bekannt machen. Was der so Behandelte schließlich weiß, hat er auf Grund eigener Betrachtung erfahren; und Vorgänge aus der Vergangenheit kann er sich nur aus den Tatsachen der Gegenwart, deren Zeuge er ist, und die er als Folgen der Vergangenheit auffaßt, kombinieren, und aus flüchtigen Anspielungen, die dem Verständnis der Eingeweihten angepaßt sind. Um unter solchen Umständen ein richtiges Bild von den gesamten Verhältnissen zu bekommen, muß dieser Mensch mit klarem Verstand und Gefühl die richtigen Schlüsse ziehen, d. h. er muß objektive Schlüsse ziehen aus einer Fülle von subjektiven Äußerungen. Im praktischen Leben wissen wir, daß Mitteilungen und Betrachtungen über innere und äußere Vorgänge nie die Dinge an sich charakterisieren, sondern immer nur den Standpunkt des Redenden, und dieses Wissen anzuwenden auf alles, was Ibsen uns durch den Mund seiner Personen mitteilt, ist erste Vorbedingung zum Verständnis; und zwar anzuwenden auf fast jedes Wort, von Anfang bis zu Ende, denn das muß man im Auge behalten, während im Leben der Mensch in zahllosen immer wiederkehrenden Situationen Gelegenheit hat, die Richtigkeit seiner Schlüsse zu prüfen, zu regulieren, während da Jahre um Jahre vergehen, bis er in das innere Leben seiner Umgebung eingedrungen ist, gibt Ibsen so ein inneres Lebensbild in 3—4 Stunden; da hat er keine Zeit, Dinge, die er sagen will und muß, zu wiederholen oder zu unterstreichen; nein jedes, auch das anscheinend belangloseste Wort hat seinen Beruf in Ibsens Dramen, und jedes Wort, jede Redewendung, die an dem Ohr des Hörenden vorübergeht, ohne darin zu haften, hat ihren ganz bestimmten Beruf verfehlt: den Beruf, Schlüssel

Digitized by Google

oder Schloß zu sein für spätere Worte, die wenn sie richtig zusammengepaßt werden, eben das Tor öffnen, das in das Innere der Dichtung führt, d. h. zum Verständnis des Zusammenhangs der Charaktere und Handlungen unter sich; sie lassen uns hineinschauen in den Zusammenhang der Dinge unter sich dort auf der Bühne; sie erschließen *nicht* den Zusammenhang der Dinge dort mit uns. Die Menschen dort auf der Bühne leben das Leben für sich, in ihrem Kreis sind sie logisch, folgerichtig, ja von tiefem Verständnis für alle inneren und äußeren Vorgänge; sie geben ihre Antworten immer in Rücksicht auf den Partner, mit dem sie sprechen, aber nie in Rücksicht auf den Zuhörer da unten im Zuschauerraum, sie sind von weitgehendster Objektivität unter sich und von geradezu grandioser rücksichtsloser Subjektivität gegen den Zuhörer oder Leser.

Den Pfad zu weisen zu dem Schlüssel, der einführt in das, was die Dichtung *uns* sagt, davon handelt der zweite Teil meiner Untersuchung auf dem Wege der oben gekennzeichneten Betrachtungsart der Charaktere und des Aufbaues der Handlung. Das Drama besteht eigentlich aus einer Reihe von 21 Szenen, denn die Aktschlüsse sind nur notwendig, um es der Phantasie des Zuhörers glaubwürdig zu machen, daß *das*, was zur Fortsetzung der Handlung zwischen den Akten geschehen muß, wirklich vor sich gehen kann. Aus der Reihe dieser 21 Szenen enthalten nur 4 die eigentliche Haupthandlung; es sind dies 1. die Szene im 1. Akt zwischen Tesmann, Frau Elvsteadt und Hedda, als Hedda Tesmann veranlaßt an Eilert Lovborg zu schreiben. 2. Die Szene im 2. Akt, in welcher Hedda Lovborg bestimmt, das Junggesellenfest bei Brack mitzumachen. 3. Die Szene im 3. Akt zwischen Hedda und Lovborg, in welcher Hedda ihn schließlich in den Tod schickt. 4. Die Szene im 4. Akt zwischen Hedda und Brack, nach welcher sie sich selbst tötet. Alle übrigen Szenen dienen zur Charakterisierung und zwar 5 ausschließlich zur Erhellung der Charaktere, die übrigen zur Charakteristik der Situation. Es geht schon hierdurch rein äußerlich hervor, für wie notwendig der Dichter es gehalten hat, die Situation, aus der heraus die Personen seines Dramas so handeln, daß das Ganze eben ein Drama wird, diese Situationen zu motivieren. Und zwar mit vollem Recht, denn so klar und verständlich, so typisch die Charaktere sind, daß, wenn wir nach der im ersten Teil angegebenen Methode die 5 Szenen, die zur Charakterisierung dienen, verarbeitet haben, wir völlig im klaren sind, nicht nur über den

Digitized by Google

Charakter dieser speziellen Personen, sondern vollständig auch über die Typen, die der Dichter zeichnen wollte, so verständlich also diese Charaktere sind, so absolut willkürlich, untypisch sind die Situationen, aus denen heraus diese Charaktere ihre Handlungen vollbringen.

Zur Erläuterung dessen will ich einmal aus dem ganzen Werk das Typische von dem Speziellen sondern:

Ein Mädchen aus allererster Familie hat sich im kameradschaftlichen Verkehr mit einem leichtfertigen Manne die theoretischen Kenntnisse des wirklichen Lebens da draußen angeeignet, ungefähr so, wie die Mädchen unserer Generation diese Kenntnis aus der Lektüre von Zolas, Nietzsches, Ibsens, Strindbergs, Tolstois Werken schöpfen. Sie ist zu demselben Resultat gekommen, wie ein Teil unserer Altersgenossinnen auch, sie hat sich angewöhnt, *das*, was den anderen Menschen Endzweck ist, als Mittel zum Zweck anzusehen, d. h. dem wirklichen Leben, das die Menschen führen, die außerhalb der Grenze stehen, die das strengbehütete Mädchen aus guter Familie umschließt, diesem Leben *zuzusehen*, ist ihnen Mittel, sich das eigene amüsant zu gestalten; sie stehen dem wirklichen Leben also gegenüber, wie andere dem Theater, sie wissen genau, es geht ihre Persönlichkeit gar nichts an, die Vorgänge sind für sie nur da, ihnen Sensation zu erwecken. Sie hat, genau wie unsere Altersgenossinnen, nun die bewußte Empfindung, daß das Leben, das sie führt und in Zukunft an der Seite eines Gatten aus eben diesem Gesellschaftskreis führen wird, namenlos langweilig ist im Vergleich zu dem, in das sie heimlich hineingesehen hat, und wünscht, da sie nicht die Absicht hat, aus ihrer Gesellschaftskaste herauszutreten, wenigstens innerhalb dieser alles zu erhalten, was diese ihr an Genuß, Abwechselung, kurz an Befriedigung ihres Sensationsbedürfnisses bieten kann; also Reichtum, vornehme Lebensführung im großen Stil. Sie heiratet denjenigen, der ihr die sicherste Möglichkeit zur Erreichung dieses Zieles gibt, — ist natürlich mit dem Erreichten nicht zufrieden und wär's auch nicht, wenn der Gatte zehnmal reicher und zehnmal bedeutender wäre, denn der Durst nach Sensation ist und bleibt da; und im Augenblick, wo sie sich von diesem Drang verleiten läßt, handelnd einzugreifen in das Leben, bei dem sie bisher nur Zuschauer war, wo sie in tatsächliche Verbindung mit dieser Wirklichkeit kommt, in diesem Augenblick verliert sie jeden Halt, und geht an den Folgen zugrunde, die sie in Konflikt bringen mit der Gesell-

Digitized by Google

schaft; der Gesellschaft, die das Überschreiten ihrer Grenze straft mit einer Strafe, die dem, der außerhalb dieser Grenze steht, keine Strafe ist, dem der innerhalb steht, aber das Fürchterlichste, das ihm begegnen kann: Der Skandal!

Soweit ist Ibsens Werk typisch — d. h. typisch ist alles, was sich auf die Charaktere der Heldin, und wir können gleich hinzufügen, alles was sich überhaupt auf die Charaktere bezieht. Typisch ist Jörgen Tesmann, der Vertreter des kurzsichtigen Fachgelehrten, dessen logisch geschulter Scharfsinn nur arbeitet, wenn er in das wohl ausgefahrene Geleis seiner Berufstätigkeit kommt, dem an Betätigung des gesunden Menschenverstandes, an Verständnis der realen und auch der idealen Welt, der ungeschulte aber frei arbeitende Geist Lovborgs unendlich überlegen ist; Lovborg, der Typus all jener haltlosen Menschen, die einen anderen brauchen, der an ihre Fähigkeiten glaubt, damit diese Fähigkeiten sich regen. Typisch ist auch Thea Elvsteadt, die in ihrer absoluten Weiblichkeit vollständig befriedigt darin aufgeht, Gefäß für fremden Inhalt zu sein. Die dadurch, daß sie den Inhalt sammelt, der ihr, dem Gefäß Farbe und Glanz verleiht, dem anderen die Freude und den Mut erweckt, solchen Inhalt zu schaffen. Typisch ist vor allem auch Julie Tesmann als Symbol all jener Tanten im weitesten Sinne; im Sinne solcher Kreaturen, die wirklich nur für andere leben, ohne daß ihnen je die Vorstellung kommt, sie könnten Dank dafür ernten, denen das Schicksal Hände nur zum Geben, nicht zum Nehmen gab. Und typisch auch Brack, dieser intelligente illusionslose Vierziger, der nach einer standesgemäß verlebten Jugend sich Ruhe und Behaglichkeit ersehnt, in einem wohl geordneten Hausstand, aber nicht als Hausvater, — um Gotteswillen nicht! — da könnte er ja Pflichten bekommen, nein als Hausfreund, genießender aber sorgen- und pflichtenfreier Hausfreund. Typisch zum Schluß auch Berthe, das Faktotum aus dem Tantenmilieu, dessen Treue und Anhänglichkeit die mangelnde Geschicklichkeit aufwiegen muß.

Typisch verständlich also sind alle diese Personen, doch um an und mit ihnen zu zeigen, daß das Herausgeraten eines Menschen aus der gesellschaftlichen Schranke solange er innerlich von dieser Gesellschaft abhängt, zum Untergang führen muß, dazu hätte der Dichter sich auch einer völlig anderen Fabel bedienen können, ja vielleicht sogar mit besserem Erfolg, denn so, wie die Fabel jetzt ist, hat die Handlung die überzeugende Kraft absoluter Folgerichtigkeit nicht. Die Handlung ist nämlich folgende:

Digitized by Google

In Heddas von höchster Langweile gepeinigtes Leben fällt die Kunde von Lovborgs Wiederauftauchen, und in ihr erwacht die Vorstellung, die Sensation, die er ihr schon einmal verschafft hat, durch ihn in irgend einer Form wieder zu erlangen. Sie sucht und findet den Kontakt mit ihm, und nun beginnt das gefährliche Spiel des Macht über ihn gewinnen wollen. Als sie sieht, daß sie diese Macht nicht erlangt, also ihn zu einem Leben in Freiheit und Schönheit nicht begeistern kann, einem Leben, dem zuzusehen ihrem Sensationsbedürfnis genügt hätte, geht sie einen Schritt weiter und versucht, dies Bedürfnis zu befriedigen dadurch, daß sie ihn in einen Tod voll Schönheit und Freiheit treibt; da sie aber so unvorsichtig ist, dafür eine Form zu wählen, die ihr heimliches Tun einem Mitglied der Gesellschaft offenbart, so droht eben die Strafe der Gesellschaft, der Skandal, oder die Abhängigkeit von einem ihrer getreuesten Anhänger, der zu entgehen sie ihrem verfehlten Leben ein Ende macht. Weil das Motiv aber, das die Katastrophe herbeiführt, nicht absolut folgerichtig aus der eigentlichen Handlung herausspringt, — denn nicht die eigentliche Handlung, nämlich der geistige Einfluß, vermittels welchem Hedda Lovborg in den Tod schickt, sondern die Unvorsichtigkeit, daß sie ihm hierzu ihre Pistole gibt, führt ihren eigenen Tod herbei — weil dieses Motiv also weder folgerichtig und notwendig aus der Handlung, noch absolut klar aus dem Charakter der Heldin herzuleiten ist, empfinden wir die Endkatastrophe als unmotiviert. Ich sage, das Überreichen der Pistole entspringt nicht lückenlos dem Höhepunkt der Handlung, denn um dies Überreichen aus der inneren oder äußeren Situation als notwendig zu begründen, fehlt ein Mittelglied, nämlich irgend eine Antwort Lovborgs auf Heddas Bitte: „Könnten Sie nicht sorgen, daß es (sein Sterben nämlich) in Schönheit geschieht"; eine Antwort, aus der hervorginge, daß ihm die äußeren Mittel zum „in Schönheit sterben" fehlen, und Hedda so gewissermaßen dazu gezwungen wäre, ihm die Pistole zu geben. Das Überreichen der Pistole läßt sich aber — ohne dies Mittelglied — auch nicht aus dem Charakter der Heldin motivieren, denn ein Mensch, der so ängstlich darauf sieht, die Gesellschaft nicht vor den Kopf zu stoßen, wird wohl überlegen, daß es eventuell Folgen für ihn haben könnte, wenn ein Selbstmord mit seiner Pistole erfolgt, auch wenn diese Tat nicht, wie Hedda ja nicht wissen konnte, in Frl. Tesmanns Boudoir vor sich geht.

Abgesehen von dieser Lücke ist das Werk vollständig ge-

Digitized by Google

schlossen nach den Gesetzen vom dramatischen Aufbau. Der erste Akt mit der Szene zwischen Julie Tesmann und Berthe, der die Charakteristik Heddas und Jörgens gibt, mit der Szene zwischen Jörgen und Julie Tesmann, die die äußerlichen Grundlagen der Tesmannschen Ehe beleuchtet, mit der 3. Szene zwischen Hedda, Julie und Jörgen Tesmann, die helles Licht auf Heddas Charakter und die Stellung zu ihrem Manne wirft, bildet den Akkord, mit welchem nach Eröffnung der Bühne das Werk eingeleitet wird, und zwar einen Eröffnungsakkord von einer Charakterisierungskraft und Schärfe, wie er kaum treffender gefunden werden könnte. Frl. Tesmanns Worte zu Berthe: „Ja, ja, die Tochter des General Gablers, freilich wie die's gewohnt war, solange der General noch lebte, weißt du noch, wenn sie mit ihrem Vater ausgeritten ist, in dem langen, schwarzen Tuchrock und mit Federn auf dem Hut" — bringen uns ein Bild vor das geistige Auge, das genau mit dem späteren Auftreten Heddas übereinstimmt. Die Szene mit den Pantoffeln charakterisiert Tesmanns Altjüngferlichkeit in einer Weise, und Heddas perfides Reagieren darauf, als sie Julie Tesmanns Hut für den des Dienstmädchens hält, geben einen so wundervoll bildartigen Beweis von Heddas innerlicher Empörung über die Spießbürgerlichkeit und Altjüngferlichkeit, in die sie da hinein geraten ist, wie beides nicht meisterhafter gebracht werden kann. Vorzüglich ist auch die Vorbereitung für Frau Elvsteadt, des Hauptgegenspielers erstes Auftreten durch das Auffinden der Visitenkarte und das sich daran anschließende Gespräch über Thea Rusing, wie sie früher hieß, und flüchtig taucht auch hier schon der Name auf, der die eigentliche Handlung dann entstehen läßt, Eiler Lovborg. Mit dem Erscheinen der Thea Elvsteadt beginnt diese Handlung dann auch ins Rollen zu kommen, ganz langsam und vorsichtig! Heddas erste Tat, daß sie ihren Mann zum Schreiben veranlaßt, wird ausdrücklich hingestellt nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zur ungestörten Aussprache zwischen Thea und Hedda. Doch die Vollendung dieser ersten Tat, mit der der Stein ins Rollen kommt, das Fortschicken des Briefes geschieht ausdrücklich durch Heddas Hand, und zwar nachdem der Impuls zu weiterem Handeln in Heddas Seele durch das Gespräch mit Thea gegeben ist. — Assessor Bracks beide Gespräche am Schluß des 1. und Beginn des 2. Aktes dienen nur zur Erhellung der Charaktere und Situation, nämlich Heddas Stellung zu ihrem Manne, Lovborgs Stellung zu Tesmann, und zur Aufhellung

Digitized by Google

der Voraussetzungen des Stückes, nämlich die Art von Heddas Heirat. Die 3. Szene, mit Lovborgs Auftreten charakterisiert wiederum die Situation: Heddas innere Stellung zu Lovborg, bis zu dem Augenblick von Theas Auftreten, wo Hedda nun die Steigerung der Handlung herbeiführt, indem sie Lovborg reizt und zwingt, das Fest bei Brack mitzumachen. Diese Steigerung zerfällt in drei Teile, die in Form und Wirkung ein allmähliches Aufsteigen darstellen:

Erstens: Der fast spielende Versuch, Lovborg zum Trinken zu bewegen.

Zweitens: Die an Lovborg begangene noch fingiert unabsichtliche Zerstörung der Illusion, daß Thea mit Mut und Vertrauen an ihm hinge.

Drittens: Das bewußte und vollständig zugegebene Hintreiben Lovborgs zu dem Junggesellenfest.

Hiernach eine Szene, die mit packender Gewalt die Spannung veranschaulicht, die zwischen Steigerung und Höhepunkt liegen soll, die Szene zwischen Thea und Hedda. Und im 3. Akt dann der Höhepunkt der Handlung, wieder langsam vorbereitet durch Tesmanns Erzählung der anscheinend harmlosen Vorgänge der Nacht, dann aufwärts geführt durch Bracks bereits genaueres Mitteilen dieser Vorgänge, und schließlich den Höhepunkt herbeiführend durch Lovborgs Geständnis; den Höhepunkt, der gipfelt in Heddas Bitte, „könnten Sie nicht darauf bedacht sein, daß es in Schönheit geschieht“. Dieser Höhepunkt der Handlung ist eigentlich erreicht dadurch, daß Hedda *nicht* handelt in diesem Augenblick, dadurch, daß sie Lovborgs Vorsatz: „Nur sehen, wie ich der ganzen Geschichte ein Ende mache“ keine abwehrende Gegenrede entgegensetzt, sondern die Ausführung dieses Vorsatzes als selbstverständlich ansieht, und sich nur noch dafür interessiert, daß es in Schönheit geschieht. — Zur eigentlichen Handlung ist das Finden des Manuskriptes durch Tesmann und das sich in Heddas Besitzbefinden dieses Manuskriptes nicht notwendig; es soll nur nachweisen, daß Hedda vollständig bewußt, und nicht abhängig von äußeren Zufällen, Lovborg in den Tod treibt. Für die Schlußkatastrophe vorbauend, d. h. um zu zeigen, wie entsetzlich Hedda unter den ganzen Zuständen leidet, in denen sie sich befindet, sind die ersten Szenen des 4. Aktes, zwischen Julie, Hedda und Tesmann und zwischen Hedda und Tesmann; vorbeugend und motivierend. Vorbauend auch alle späteren Szenen, in denen Tesmann und Frau Elvsteadt das Manuskript nach Theas Zetteln

Digitized by Google

zusammenzustellen sich vornehmen, vorbauend, weil damit Heddas gänzliche Überflüssigkeit in diesem Kreis gezeigt wird. Und von höchster dramatischer Kraft, beängstigend geradezu durch die entsetzliche Geschwindigkeit, mit der die Katastrophe naht, das Gespräch zwischen Brack und Hedda; flüchtig aufgehalten noch einmal durch Heddas scheinbares Eingehen auf die Darstellung, Lovborg habe ihr die Pistole gestohlen, dann um so entschiedener voraneilend nach den Worten: „Lieber sterben", (als nämlich lügen, Lovborg habe sie gestohlen), und nun am Schluß noch gewissermaßen die vollständige Berechtigung der Perspektive zu betonen, um derentwillen Hedda schließlich in den Tod geht, das scenische Bild, Thea und Jörgen in glücklichster Gemeinschaft bei der Arbeit, und die naiven Worte ihres Mannes: Ach, der Herr Assessor ist dann wohl so liebenswürdig und leistet dir Gesellschaft.

So klar und verständlich auch der Aufbau der Handlung dem erscheint, der die Situationen als gegeben und notwendig ansieht, um das Problem zu veranschaulichen, so muß doch auch dieser Leser oder Hörer zugeben, daß Ibsen merkwürdige Situationen gebraucht hat, um typische Charaktere Handlungen ausführen zu lassen, die als Ganzes dann ein Drama ergeben, d. h. daß Ibsen einen komplizierten Weg eingeschlagen hat, wo ein anderer vielleicht einen geraderen, ebneren gegangen wäre. Das ist Recht des Dichters, den Weg, die Mittel zu wählen, mit denen er seine zu subjektiver Verdichtung gebrachte Vorstellungs- und Gedankenreihe zum Verständnis der Außenwelt bringt, und jeder Weg ist gut, der zum Ziel führt; aber, und damit komme ich zum Ausgangspunkt meiner Betrachtungen zurück, er führt eben nicht absolut sicher zum Ziel, keinesfalls sicher in dem Drama Hedda Gabler; dafür zeugt das allgemeine Urteil von der Schwerverständlichkeit, davon zeugt der Aufwand von Geistesarbeit, den wir hier bewältigt haben, um diesem Drama auf den Grund zu kommen, dafür wird vor allem auch die Tatsache zeugen, die ich als sicher voraussetze, daß zwei Drittel meiner Leser anderer Meinung sind über das Problem der Hedda Gabler. Und das liegt eben meiner Ansicht nach daran, daß Ibsens Fähigkeit zur objektiven Darstellung, also seine technische Begabung, nur ausgebildet ist in bezug auf die Tätigkeit, die ich im ersten Teil meiner Untersuchung darlegte, in bezug auf das Anschaulichmachen von Vorgängen und das Gestalten von Charakteren, also hinsichtlich alles dessen, was er durch genaue Beobachtung des realen Lebens gewissermaßen erlernen

Digitized by Google

kann; daß die Fähigkeit der objektiven Darstellung aber nicht ausgedehnt wird bis auf Fabel und Situation; d. h. bis auf das eben, was erfunden werden muß. Da ist und bleibt Ibsen noch subjektiv, es ist als ob bei seinem Produktionsvorgang ein Mittelglied fehlt, als ob er die subjektive Bilderreihe, in die seine ursprüngliche Vorstellungs- oder Gedankenreihe sich verdichtete, direkt benutzte, um an ihr uns diese Gedankenreihe verständlich zu machen, und als ob er mit einem Aufwand von naturgetreuester objektiver Kleinmalerei darüber hinwegtäuschen wollte, daß es eben subjektives, und nicht objektives Interesse und Verständnis weckende Bilder sind, die er vorführt. Daß ihm dies trotz der virtuosesten äußerlichen Technik nicht gelingt, das wird bewiesen erstens dadurch, daß der unbefangene Leser eben nicht rückwärts schreitet zu dem Urstoff, aus dem heraus der Dichter schuf, sondern verständnislos davorsteht, zweitens dadurch, daß zu einem direkten Verständnis dieses Urstoffes in einem bestimmten Werk nur solche kommen, die durch genaues Kennen vieler seiner Werke gewissermaßen sich die subjektive Anschauungswelt des Dichters zu eigen gemacht haben, also nicht rückwärts schreitend, sondern, wie der Dichter selbst vorausdenkend, seine Werke begreifen, und drittens, daß derjenige, der nicht Lust hat, in diesem Sinne Ibsenianer zu werden, einen Aufwand von geistiger Mitarbeit bewältigen muß, die doch kaum im Verhältnis steht zu dem Gewinn, den man schließlich aus seinen Werken zieht: die Kenntnis von oft doch sehr auf der Hand liegender, meistens den jeweiligen Zeitströmungen sich eng anschließender, also tendenziös gefärbter Lebensweisheit. Es kommt eben immer wieder auf das oft Gesagte heraus: Wenn das, was der Dichter zu sagen hat, so viel Wert hat, daß der Leser um der Kenntnis dessen die persönliche Sprache des Dichters lernt, dann hat der Dichter die Berechtigung zur Umdrehung des Verhältnisses von Pflicht und Recht; der Umdrehung, die vom Leser verlangt, daß er des Dichters Sprache versteht, anstatt daß der Dichter in der allgemein üblichen Sprache redet, und ob das, wie im II. Teil von Goethes Faust, bei Ibsens Werken der Fall ist, darüber müssen kommende Generationen richten; und sie werden richten dadurch, daß sie entweder die gleiche Arbeit bewältigen, wie wir, weil wir nicht viel Bedeutenderes an zeitgenössischer dramatischer Produktion haben, oder dadurch, daß sie ohne ihn zu verstehen, über ihn zur Tagesordnung übergehen.

Digitized by Google

Heimatschutz.

Von Max Osborn.

Kultur und Kultur — das sind zwei recht verschiedene Dinge. Der eine versteht darunter hauptsächlich die materiellen Verbesserungen des äußeren Lebens, Erfindungen, Entwicklung der Technik, Verkehrserleichterungen, Aufblühen der Industrie, Nutzbarmachung des Bodens und aller sonstigen Kräfte der Natur, Überwindung der Widerstände, welche die Elemente den Menschen entgegensetzen, steigenden Wohlstand, möglichst schnellen Austausch der Waren über die ganze Erde. Der andere unterschätzt die Fortschritte nicht, die in solchen Errungenschaften liegen; aber von einer durch sie hervorgerufenen Hebung der Kultur im höheren Sinne kann für ihn doch dann erst die Rede sein, wenn der Gewinn, der aus ihnen resultiert, von der Gesamtheit innerlich verarbeitet ist und die neuen Werte, die auf diese Weise entstanden sind, sich mit den lebensfähigen Resten und Keimen des früheren Zustandes organisch verschmelzen. Von Jahr zu Jahr hat sich nun den treuesten Freunden unseres Volkes, den feinsten Köpfen und besten Patrioten die Überzeugung immer mächtiger aufgedrängt, daß wir in Deutschland uns im letzten Menschenalter wohl eine Kultur der ersten Art angeeignet haben, wie wir sie nie zuvor besaßen, daß aber unser tatsächlicher Kulturstand, am Maßstabe der zweiten Definition gemessen, in derselben Zeit einen bedrohlichen Rückgang aufzuweisen hat. Der Grund für diese Erscheinung ist unschwer zu finden. Der gewaltige Erfolg unseres nationalen Strebens in den glorreichen Jahren der Reichsgründung hat dem deutschen Volke eine Stellung in der Welt gegeben, die es seit Jahrhunderten nicht genossen hat. Seine Kräfte, viele Jahrzehnte hindurch gebunden und gelähmt, konnten sich plötzlich, unter einem politischen Schutz von imponierender Stärke, entfalten und tummeln. In seine Arbeit kam ein froher, ins Große gewandter Zug, der früher undenkbar war. Alles das fiel zudem in eine Zeit, da die Entwicklung der zivilisierten Menschheit ohnehin ein lebhafteres Tempo angenommen hatte, als je zuvor. So kam es, daß sich die Umgestaltung der äußeren Lebensverhältnisse in Deutschland in einer rapiden Überstürzung vollzog, mit welcher der innere Prozeß nicht Schritt hielt. Und das Ergebnis war die schrille Dissonanz, unter der wir heute leiden.

Digitized by Google

Mit einem Male fiel es einer Reihe von Männern an allen Enden des Reiches wie Schuppen von den Augen. Man sah die unabweisbare Notwendigkeit ein, der langsamen Zerstörung unseres Landes durch das, was man oft wohlwollend den „Geist der Neuzeit“ nennt, Einhalt zu gebieten. Man erkannte, daß, ohne Übertreibung, schlechthin alles in Gefahr ist, was unsere Städte schön und traulich, unsere Dörfer ursprünglich und ländlich-reizvoll, unsere Landschaft herrlich und teuer macht. Daß das Zeitalter der Maschinen und der Industrie tatsächlich immer unersättlicher sich alles zu unterwerfen begonnen hat, was in unserem Vaterlande organisch geworden ist und uns die Verbindung mit der Vergangenheit gibt, ohne welche die gedeihliche Kulturentwicklung eines Volkes unmöglich ist. Und es begann die ungestüme Bewegung, die zur Begründung des Bundes „Heimatschutz“ führte. Mit der Konstituierung dieses über ganz Deutschland sich erstreckenden Bundes, die am 30. März in Dresden stattgefunden hat, sind die zahllosen dringenden und leidenschaftlichen Klagen und Wünsche, die hier und dort laut geworden, zusammengefaßt, und die Bemühungen zu ihrer Befriedigung in eine geregelte Bahn gelenkt worden, auf der sich die Kräfte aller zu gemeinsamer und darum größeren Erfolg versprechender Arbeit vereinen können.

Von vornherein, ehe wir unsere Betrachtungen weiter führen, sei dem Haupteinwand begegnet, der wider diese Bestrebungen zumeist erhoben wird. Für alle die, die jenen unerträglich gewordenen Zuständen entgegentreten wollen, handelt es sich nicht im mindesten etwa um eine einseitige und kurzsichtige Bekämpfung des lebendigen Fortschritts. Niemand will den Versuch machen, in rückschrittlicher Weise die Entfaltung unseres wirtschaftlichen Lebens, unserer Industrie und Technik zu hemmen. Niemandem fällt es ein, den Wert unserer Erfindungen und neuen Einrichtungen zu leugnen. Keiner will es aus romantisch-sentimentalen Rücksichten für ein Verbrechen erklären, daß die natürlichen Kräfte unseres Bodens auch zu materiellem Vorteil ausgenutzt werden. Was bekämpft werden soll und muß, ist lediglich die brutale Rücksichtslosigkeit, mit der die Gegenwart bei diesen Bemühungen gegen alles vorgeht, was den Freunden deutschen Volkstums heilig ist, der absolute Mangel an Pietät, mit der ohne dringenden Grund ein wertvolles und unersetzliches Denkmal der alten Zeit nach dem andern dem modernen Moloch geopfert, mit dem unserer Landschaft ein empfindlicher Schlag nach dem andern zugefügt

Digitized by Google

wird. Das Neue sei uns willkommen — wir wollen wahrlich nicht, daß die wirtschaftliche Entwicklung Deutschlands stille steht und uns dem Auslande gegenüber zu unfähigen Konkurrenten macht. Es ist interessant, festzustellen, daß gerade die jüngere Generation von Kunstgelehrten, -Kritikern und -Schriftstellern, die sich im ganzen mit Entschiedenheit auf die Seite der neuen Tendenzen gestellt und zuerst auch nachdrücklich auf die eigenartigen ästhetischen Werte gewisser moderner Dinge, wie der Eisenkonstruktion, der elektrischen Anlagen, der sauberen Präzision der Mechanik und der Maschinenarbeit, hingewiesen haben, — daß gerade sie ein bedeutendes Kontingent zu den Vorkämpfern der Heimatschutzbestrebungen gestellt hat. Denn jene Entwicklung, das fühlen sie alle, muß in Einklang gebracht werden mit den ideellen Rücksichten, die eine große Nation auf die Gestalt ihrer Heimat unter allen Umständen zu nehmen hat, die für das Gedeihen eines starken und gesunden Volkstums absolut notwendig sind und für sein eigentlichstes Leben eine solche Bedeutung besitzen, daß ihre dauernde Vernachlässigung sich an seinem ganzen Organismus schwer rächen, ja sehr bald sich auch materiell fühlbar machen würde.

In den programmatischen Ansprachen, die in der genannten konstituierenden Versammlung des neuen Bundes gehalten wurden und die jetzt auszugsweise in den durch den Vorstand (unter Redaktion des Schriftführers Robert Mielke, Charlottenburg, Rönnestr. 18) herausgegebenen „Mitteilungen" erscheinen, wurde die Gefahr, in der wir stecken, nach den verschiedenen Richtungen hin erörtert. Prof. Paul Schultze-Naumburg, der im Laufe der Verhandlungen zum Vorsitzenden gewählt wurde, behandelte sie vorwiegend vom ästhetischen, Prof. Conwentz, der Direktor des Provinzialmuseums in Danzig, vom naturwissenschaftlichen, Prof. C. J. Fuchs aus Freiburg i. B., vom nationalökonomischen Standpunkt aus. Von allen aber erscholl gemeinsam der warnende Ruf, daß man Besitztümer nicht aufgeben dürfe, die für eine harmonische Menschheitsentwicklung unentbehrlich sind. Prozentum, Gigerltum, Sinnenstumpfheit, Freude an der Zerstörung und Raubbau treiben heute ungestört in deutschen Landen ihr unheilvolles Werk. Wie lange noch, und alle unsere Dörfer sind zu wüsten Steinhaufen geworden, alle unsere kleinen freundlichen Städte, in denen eine harmlose Freude am Besitz heimisch war, sind entstellt. Mit Recht ward darauf hingewiesen, wie man es jetzt häufig beklagt, die Liebe zum Vaterlande, die Anhänglichkeit zur Heimat sei im

Digitized by Google

Schwinden begriffen, allzuviele verließen ohne Bedauern die Scholle ihrer Väter, und wie gerade die Kreise, die vornehmlich über solche Erscheinungen klagen, sie ahnungslos selbst befördern helfen. Es ist eine wahre Lust am Niederreißen und Vernichten des Schönen und Ehrwürdigen über uns gekommen. Unsere bürgerliche und bäuerliche Baukunst befindet sich im Stadium einer Verwilderung, die nicht mehr zu überbieten ist. Unsere neuen Städte- und Straßenanlagen leiden unter einer kaum faßlichen Reißbrettpedanterie. Liebe alte krumme Landstraßen, Wälder und Felder werden mit peinlicher Korrektheit „begradigt", Flüsse und Bäche stimmungslos „reguliert", die schönsten Landschaftsstriche durch Fabriketablissements und Elektrizitätswerke, denen man mit ein wenig Feingefühl sehr wohl einen anderen Platz anweisen könnte, ohne Not zerstört. Alle diese Neuerungen, die zum großen Teil sicherlich ihren guten Sinn haben (nicht alle!), könnten ebensogut mit ein wenig mehr Geschmack in die Wege geleitet werden. Wie oft wäre es mit etwas Liebe und Gefühl für das, was hier gefährdet ist, möglich, einen besseren Weg einzuschlagen! Wie oft könnte man z. B. einen Steinbruch, statt an der schönsten Stelle eines Bergzuges, ein wenig abseits anlegen! Desgleichen ist in manchen Gegenden geschehen (z. B. im Siebengebirge; dagegen ist etwa an die Zerstörung des Elbtals oberhalb Dresdens zu erinnern) und man hat eingesehen, daß es sich sehr wohl machen läßt. An anderen Punkten geschieht scheinbar etwas für die Erhaltung der Naturschönheiten. Aber wie oft ist das mit einer ebenso lärmenden wie widerlichen, reklamehaften Ausnutzung der heimatlichen Herrlichkeit verbunden! Wie oft gerät Unverstand dabei auf ganz schiefe Wege! Die „Verschönerungsvereine" namentlich haben mit dem besten Willen hier viel Schlimmes geleistet. Und wie auf dem Lande, so ist es in den größeren Städten, wo die Terrainspekulation, die unbezähmbare Bauluft und die blindwütende Neuerungssucht durch Rücksichten höherer Art fast überhaupt nicht mehr in Schranken gehalten werden.

Die junge, an unnormal schnellem Wachstum leidende Weltstadt Berlin bietet eine Reinkultur dieser Barbareien. Kaum an einer anderen Stelle hat die „Jetztzeit" so skrupellos gerafft wie hier. Die ganze Stadt ist bis auf wenige Reste verschwunden. Und auch diese Reste sind in dauernder Gefahr. Gerade die jüngste Zeit hat dafür bedrohliche Beweise geliefert. Da ist im Herzen Berlins, in der Spandauerstraße, ein uraltes kleines Gotteshaus: die Heiligegeistkirche. Kein Architekturwerk von

Digitized by Google

Weltbedeutung, aber für die Reichshauptstadt ein wichtiges Denkmal. Denn es ist eins der ältesten Gebäude der Stadt, ein Backsteinhaus in märkischer Gotik, das seine jetzige Gestalt wohl dem 15. Jahrhundert verdankt, dessen Hauptfassade und Sterngewölbe übrigens auch für Kenner und Kunsthistoriker sehr bemerkenswert sind. Dies Kirchlein hat Berlin werden und wachsen sehen. In den ältesten Urkunden aus dem 14. Jahrhundert spielt es bereits eine Rolle. Alte Sagen und historische Anekdoten sind mit ihm verknüpft. In seinem Innern befanden sich interessante Gemälde, Grabsteine, Schnitzereien, die man leider schon vor längerer Zeit ins Märkische Museum geschafft hat, wo sie, von jeder lebendigen Beziehung losgelöst, den tiefen Museumsschlaf schlafen. Mitten in der City Berlins mit ihrem lauten und hastigen Geschäftsleben steht diese Kapelle, die mit der Nikolai- und Marienkirche die Trias ihrer mittelalterlichen Gotteshäuser bildet, mit dem kleinen Gärtchen des benachbarten Hospitals zum heiligen Geist heute wie ein stilles Inselchen. Plötzlich kommt nun die Nachricht, das Kirchlein solle abgebrochen werden, um dem Neubau einer Handelshochschule zu weichen. Man kennt die kühlen Notizen, die in solchen Fällen in der Presse auftauchen: „Demnächst wird wiederum ein Stückchen Alt-Berlin verschwinden usw." Jahrzehntelang machten solche Nachrichten nicht den geringsten Eindruck. Man las sie und ging über sie zur Tagesordnung über. Das hat sich jedoch glücklicherweise geändert. Die Öffentlichkeit interessierte sich diesmal für die Sache. Man fragte, wie das alles möglich sei, und erfuhr nun mit Befremden, daß das Grundstück, auf dem die Kirche steht, im Jahre 1893 durch das Kuratorium des Hospitals zum heiligen Geist an die Korporation der Kaufmannschaft verkauft worden ist, daß das Kuratorium bei diesem Verkauf seltsamerweise bereits seine Zustimmung zum Abbruch vertraglich festgelegt hat, vermutlich um dadurch einen höheren Preis zu erzielen, und daß — ebenfalls seltsam genug! — damals die „zuständigen Zentralbehörden" dieser Abmachung ihre „endgültige Genehmigung" erteilt haben. Trotz dieser Abmachungen aber ward der Wunsch laut, das Kirchlein zu erhalten, und der Korporation der Kaufmannschaft die dringende Bitte vorgetragen, diesen Wunsch zu erfüllen. Der Korporation kann man aus ihrem Plane gewiß keinen Vorwurf machen. Wenn das Kuratorium das alte Kirchlein in dieser Weise veräußerte, so brauchte sie wahrlich nicht päpstlicher zu sein als der Papst. Und sie hat sich nun auch in entgegenkommender Weise bereit erklärt, den Bauplan der Handels-

Digitized by Google

hochschule, deren Errichtung gewiß ein Unternehmen von großer Bedeutung ist, noch einmal zu revidieren.

Ich führe diesen Fall hier ausführlicher an, weil er in mannigfacher Beziehung charakteristisch ist. Bei der Frage, die nun auftauchte: was soll jetzt geschehen? wurde von seiten der Kunstfreunde der sich eigentlich von selbst ergebende Vorschlag gemacht, das Gewölbe in den Neubau einzubeziehen oder vielmehr es an diesen anzuschließen und aus ihm etwa einen Saal, eine Aula, eine Bibliothek, ein Auditorium für die Hochschule zu machen. Gewiß, dann ist es keine Kirche mehr. Aber es gibt in allen diesen Bestrebungen der Denkmalspflege und des Heimatschutzes immer eine Grenze, die man nicht überschreiten kann. Verwertet man den Raum der alten Kapelle in der angegebenen Weise, so wäre sie für die Stadt gerettet und für den Architekten der Handelshochschule würde sich noch dazu ein überaus reizvolles Motiv ergeben. Die Furcht, daß sich das bescheidene Kirchlein neben einem stolzen modernen Neubau gar zu winzig ausnehmen würde, wäre völlig unbegründet. Denn die Erfahrung hat tausendfach gelehrt, daß zwei ehrliche Bauwerke aus ganz verschiedenen Zeiten sich recht gut miteinander vertragen, ja daß in solchen Gegensätzen eine besondere Wirkung ruht. Ganz abzulehnen aber ist der Vorschlag, der just von den „zuständigen Zentralbehörden" gemacht worden ist: das Kirchlein unter Umständen zu — verlegen! Das ist eins der schlimmsten Auskunftsmittel, wertvolle Denkmäler für die „Forderungen der Neuzeit" unschädlich zu machen. Die Hoffnung, daß es gelingen werde, daß „das ehrwürdige Bauwerk auf einem anderen Platze wieder aufgerichtet" werden könne, ist gar keine Hoffnung, sondern ein Selbstbetrug. Ganz neu ist die glückliche Idee dieser „Verlegungen" ja nicht. Auch die kostbare alte Berliner Gerichtslaube ist schon „auf einem anderen Platze wieder aufgerichtet" worden, nämlich im Parke des Schlosses Babelsberg bei Potsdam. Gerade an diesem Beispiel aber kann jedermann sehen, wie wenig mit solchen Verlegenheitsauskünften gewonnen ist. Die bei Potsdam wiederaufgebaute Gerichtslaube hat für Berlin gar keine Bedeutung mehr. Alle diese Denkmäler und Bauwerke haben einen wesentlichen Teil ihres Wertes und ihres Reizes durch den Platz, auf dem sie stehen; nur in der Verbindung mit ihm sind sie uns teuer. Das Geheimnis ihrer Würde ruht in der Stelle, die sie einnehmen. „Verlegt" man die Heiligegeistkirche, so verliert nicht nur dieser Platz, sondern auch das Kirchlein selbst

Digitized by Google

seinen Zauber, ganz abgesehen davon, daß es natürlich unmöglich ist, das alte Bauwerk auf eine andere Stelle zu transportieren, ohne daß seine jetzige Gestalt aufs empfindlichste angetastet wird. Wir haben aber in Berlin so wenig Denkmäler der Vergangenheit und vor allem der ältesten Zeit, daß wir auf ihre Pflege und Erhaltung besondere Sorgfalt verwenden müssen.

Ähnlich steht der Fall beim Berliner Opernhause, über den wir rascher hinweggehen wollen. Man will für die Reichshauptstadt ein neues großes Operntheater haben, weil das alte, nach dem übereinstimmenden Zeugnis der Fachleute, weder hinsichtlich der Bühnentechnik noch der Feuersicherheit den natürlich gewachsenen Ansprüchen der Gegenwart genügt. Schön! das ist zu verstehen; denn das Knobelsdorffsche Opernhaus ist im Jahre 1742 vollendet worden, und die Verhältnisse haben sich seitdem in der Tat erheblich geändert. Aber nicht zu verstehen ist, daß wir das friedericianische Bauwerk, das einen integrierenden Bestandteil der historischen Gestalt der Straße Unter den Linden darstellt, dabei opfern sollen. Das neue Opernhaus muß auf einem anderen Platze errichtet werden; das alte jedoch, das an sich, im Außern wie im Innern, ein herrliches Architekturwerk ist und, zumal in seinen Verhältnissen, in der Höhe, der Längen- und Breitenabmessung, so wunderbar mit der Universität, der Königlichen Bibliothek und dem Zeughaus harmoniert, muß unangetastet bleiben als Denkmal aus der Zeit Friedrichs des Großen, als Werk eines der hervorragendsten Baumeister, die Berlin je besessen, und als unentbehrliches Glied des berühmten Straßenbildes der preußischen Via triumphalis. Es berührt höchst seltsam, daß gerade vom Hofe her der Plan bekannt geworden ist, das Bauwerk Knobelsdorffs dem Neubau zu opfern. Und es ist kaum glaublich, daß das Gesuch der Berliner Architektenvereinigungen und des Vereins Berliner Künstler, das alte Haus zu erhalten, namentlich auch die Stellungnahme Adolf Menzels zu der Frage an entscheidender Stelle ihren Eindruck absolut verfehlt hat. Die letzte schwache Hoffnung ruht jetzt beim preußischen Landtage, der es in der Hand hat, im nächsten Jahre die Bewilligung des Staatsanteils an den Kosten eines Opernneubaus an die Bedingung zu knüpfen, daß das alte Haus stehen bleibt.

Auch die Angelegenheit des Grabes Heinrich von Kleists am Wannsee, die ja inzwischen, allerdings nur unter dem Druck der öffentlichen Meinung, aufs beste gelöst worden ist, gehört hierher. Hier wollte die Bauspekulation nichts Geringeres, als einen unserer

Digitized by Google

größten Dichter aus seiner hundertjährigen Grabesruhe aufscheuchen. Und auch hier tauchte der wunderliche Gedanke auf, durch eine „Verlegung“ des Grabhügels die Pietätlosigkeit wieder gut zu machen. In Weimar, wo Wochen hindurch ein heißer Kampf um die Mauer des Goethe-Gartens tobte, war es wieder die zügellose Neuerungssucht, die den eigentümlichen Wert eines schlichten Stückchens Vergangenheit nicht zu begreifen vermochte.

In allen Fällen, die hier eben aufgezählt wurden, ist der Verlauf insofern ein immerhin verhältnismäßig günstiger gewesen, als teils der Angriff auf ehrwürdige und teure Dinge glücklich abgeschlagen wurde, teils das lebhafte Interesse der Allgemeinheit wenigstens gezeigt hat, daß die Zeiten vorüber sind, wo dergleichen Vorkommnisse gleichmütig hingenommen wurden. Aber es ist klar, daß noch viel zu tun bleibt, um solche Frevel für die Zukunft überhaupt unmöglich zu machen. Für Berlin liegen die Dinge besonders schlimm. Die Hauptstadt des Reiches hat nicht einmal einen Konservator, der über unnötige Veränderungen des Stadtbildes scharfen Auges zu wachen hätte. Als ein besonderer Verwaltungsbezirk untersteht die Millionenstadt auch nicht dem Provinzialkonservator der Provinz Brandenburg. Und die Berliner Stadtbehörden haben noch unlängst abgelehnt, einen Beitrag zum Gehalt eines eigenen Beamten für diese Stellung zu bewilligen. In der weiteren preußischen Monarchie aber besitzen wir nicht einmal die erste Voraussetzung einer rationellen Denkmalspflege: eine gesetzliche Klassierung der Denkmäler, wie Frankreich sie besitzt, und wie sie bei uns schon wiederholt erfolglos beantragt worden ist. Hätten wir diese, so würde z. B. das Berliner Opernhaus zweifellos in der ersten Reihe rangieren, es stände unter dem Schutze eines besonderen Gesetzes und könnte nur mit Zustimmung der Volksvertretung niedergerissen werden.

Von den Städten richtet sich der Blick aufs Land; von den ästhetischen Besorgnissen auf die wissenschaftlichen. Denn auch nach dieser Richtung hin ist Gefahr im Verzuge. Es schwinden unter der von keiner Rücksicht gehemmten Ausnutzung des Bodens zahlreiche eigenartige und charakteristische Erscheinungen unserer heimatlichen Natur nach und nach völlig aus der Welt. Es wäre von größter Wichtigkeit, manche Gesteinarten, oder wenigstens Teile davon, manche Moore, die seltene Tiere und Pflanzen beherbergen, der Forschung ebenso zu retten, wie man etwa in der Schweiz Terrains mit den Resten von Gletscherformationen nicht dem Verkauf oder der Bebauung preisgibt. Vor allem

Digitized by Google

gefährdet aber ist der deutsche Wald, der so vieles aus unserer Kultur einschließt. Einzelne Länder, so führte Conwentz in Dresden aus, wie u. a. das Königreich Sachsen, besitzen überhaupt keinen einzigen natürlichen Wald mehr, der vielmehr zugunsten des rationellen Kahlschlags vollständig zur Forst geworden ist. Mit dem Schwinden des Unterholzes ist auch die Welt von Kleintieren verschwunden, welche das Laubgebiet bevölkerten. Die Tierwelt, wie die Singvögel, aber auch andere Gattungen, wird überhaupt in beängstigender Weise dezimiert. Es müssen Schutzgebiete ausgesondert werden, auf denen wir die Zeugen des natürlichen Werdens unseres Heimatlandes für die Zukunft retten. Es war höchst interessant, auf der Bundesversammlung von Conwentz, dem sachverständigen Berater des preußischen Kultusministeriums, eine Schilderung der Gefahren zu vernehmen, welche dies große und durch die einzelnen Landesinteressen stark auseinanderstrebende Gebiet bedrohen.

Den größten Eindruck jedoch machte in Dresden die Ansprache des Nationalökonomen Professor Fuchs. Es war ein sehr guter Gedanke, die Verhandlungen dieses ersten Kongresses nicht lediglich auf die künstlerisch-ästhetischen Gesichtspunkte zu stellen, sondern einen Vertreter gerade derjenigen Interessen als Redner zu gewinnen, denen gegenüber bei oberflächlicher Betrachtung die Heimatschutz-Bestrebungen fälschlich als feindlich und reaktionär erscheinen mögen, — was sie jedoch, wie immer wieder betont werden muß, tatsächlich nicht im entferntesten sind. Nicht gegen den Gebrauch des Landes und der Denkmäler zu materiellen Zwecken richtet sich dies Streben, sondern nur gegen ihren Mißbrauch. Und es gibt ja auch heute schon vielfache gesetzliche Bestimmungen und private Bemühungen gegen solchen Mißbrauch. Die sächsische Regierung hat schon lange auf das Vorbildliche der heimatlichen Bauweise hingewiesen; selbst das sächsische Finanzministerium, also doch auf alle Fälle eine Behörde, der niemand eine Vernachlässigung der materiellen Interessen des Staates vorwerfen wird, ist lebhaft dafür eingetreten, weil es tatsächlich nicht nur schöner, sondern zugleich praktischer und billiger ist, so zu bauen, als nach dem nüchternen „modernen" Allerweltsschema, — ein Beweis, daß ideelle und wirtschaftliche Vorteile sich durchaus nicht immer gegenseitig ausschließen. Und warum soll es nicht möglich sein, durch Bestimmungen hier weiter einzugreifen? Wir haben längst Einschränkungen der Bautätigkeit aus hygienischen und humanitären Gründen, warum sollen nicht auch ästhetische und kulturelle Gesichtspunkte berücksichtigt werden? Freilich, in

Digitized by Google

manchen Städten, wie in Nürnberg, Augsburg, Rotenburg o. T., Hildesheim, gibt es lokale Verordnungen, die scheinbar auf dies Ziel hinstreben, in Wahrheit aber bisher mehr bedenklichen „stilvollen“ Bauten im Renaissancegeschmack und anderen Stilen zum Leben verholfen, als wirklich genutzt haben.

Zum Schutz der landschaftlichen Schönheiten gibt es in Preußen einzelne Bestimmungen gegen roheste Verunstaltungen, die aber lange nicht ausreichen. Viel weiter geht das hessische Denkmalsschutzgesetz von 1902, in dem auch ein umfassender Schutz der Naturdenkmäler, auf Grund einer sorgfältigen Inventarisierung, vorgesehen ist. In Österreich hat man sich diese Dinge in jüngster Zeit ebenfalls angelegen sein lassen; man hat Gutachten eingefordert, auch von der philosophischen Fakultät der Universität Wien, und daneben zugleich begonnen, für würdige bildliche Publikationen dessen Sorge zu tragen, was nicht mehr erhalten werden kann. Freilich handelt es sich hier oft um Mittel, die der Staat nicht zur Verfügung hat; in manchen Bundesstaaten, wie in Baden, wird darauf ausdrücklich Bezug genommen und entweder auf den Schutz der Naturdenkmäler seufzend verzichtet oder den Bestimmungen die resignierte Klausel angefügt: „soweit Mittel vorhanden sind,“ wodurch natürlich alle guten Absichten illusorisch werden. Es ist daher unabweisbar, daß sich die Allgemeinheit in Deutschland mehr als bisher um diese Dinge kümmert. In der Aufwendung von Geldsummen zu derartigen Zwecken stehen wir in Deutschland heute hinter anderen Ländern erheblich zurück. Nicht so sehr, weil wir keinen Reichtum besitzen, sondern weil unser Reichtum noch nicht alt und kultiviert und unsere Bildung nicht hoch genug ist. Es ist lehrreich, hier das Ausland zum Vergleich heranzuziehen, auf den „National Trust“ hinzuweisen, der in England aus Ruskins Geist hervorgegangen ist, oder auf die „Société pour la protection du paysage de France“, an deren Spitze die ersten Männer Frankreichs stehen. In Deutschland gibt es bisher nur eine Stelle, die den Vergleich mit solchen Gesellschaften des Auslandes aufnehmen kann: ein Münchner Verein, der das herrliche Isartal vor skrupelloser Zerstörung ein für allemal bewahrt hat, ein vorbildlicher Verein insofern, als jedes Mitglied beim Eintritt zunächst die Summe von 5000 Mk. entrichten mußte.

Ein besonders krasses Beispiel für den Verlauf eines Falles, wo solche Mittel fehlen, bietet aus der jüngsten Zeit der jetzt beschlossene „Verkauf“ der Rheinschnellen bei Lauffenburg unterhalb

Digitized by Google

Schaffhausens, die nun, gegen eine hohe Ablösung an die Lachsfischereien der Gemeinden zu beiden Seiten des Stromes, von einem großen Elektrizitätswerk in Beschlag genommen werden sollen. Es hat sich hierbei ein großer „Kuhhandel" um die Stromschnellen erhoben. Die Stadt Lauffenburg in der Schweiz, auf dem linken Ufer des Rheins, hat als Ablösung 150 000 Franks erhalten. Das gegenüber liegende badische Klein-Lauffenburg verlangte 230 000 Franks, dagegen wurden ihm ebenfalls 150 000 geboten, und man einigte sich schließlich auf 160 000, nachdem die Elektrizitätsgesellschaft noch die unentgeltliche Beleuchtung der Stadt und der Rheinbrücke übernommen hatte! Man hat also hier einer großen Anzahl selbständiger Gewerbetreibender die Möglichkeit genommen, ihr Handwerk weiter zu führen, und drängt sie dadurch mittelbar dem Fabrikarbeiterstande zu. Daß das vom volkswirtschaftlichen Standpunkte aus freudig zu begrüßen ist, wird niemand behaupten. Es hätte sich sicherlich auch in dieser Angelegenheit ein Ausweg finden lassen. Beispiele aus der französischen Schweiz beweisen, daß so etwas möglich ist. Und wenn in einem Falle, wie dem Lauffenburger, bei der Lösung, die er nun gefunden hat, eine Reihe von Personen wirtschaftlichen Vorteil haben, so wird der Allgemeinheit dadurch ein Schaden zugefügt, der unberechenbar ist, der aber ohne Zweifel auch materiell und volkswirtschaftlich einen Nachteil bedeutet. Professor Fuchs wies es in Dresden geistvoll und klar nach, daß es sich beim Heimatschutz überall nur scheinbar lediglich um ideelle und ästhetische Rücksichten handle, daß alles Gute, was hier geschaffen wird, sich letzten Endes auch materiell verzinse, — allerdings mit Zinsen nicht für Einzelne, sondern für die Allgemeinheit des Volkes!

Dem Bund „Heimatschutz" stehen große und lohnende Aufgaben bevor. Er findet insofern den Boden schon ein wenig bereitet, als er sich auf die bestehenden älteren Vereine stützt, die ähnlichen Zielen schon seit längerer Zeit zustreben und darum auf ihrem speziellen Gebiete die Verhältnisse längst sachkundig übersehen. Diese Vereine, wie etwa die „Gesellschaft für Heimatkunde in der Provinz Brandenburg," das „Komitee zum Schutze der thüringischen Flora" in Weimar, der „Ausschuß für Denkmalpflege" in Berlin, der „Bayerische Verein für Volkskunst" usw., sind Mitglieder des Bundes geworden. Allerdings wird es Sache der Bundesleitung sein, innerhalb dieser lokalen Verbände ihre führenden Gedanken eindringlich zu predigen. Denn man kann allen diesen zahlreichen Vereinen mit ihrem großen Mit-

Digitized by Google

gliederkreise die Sache des Heimatschutzes nicht ohne weiteres anvertrauen. „Ein Volk kann sich nicht selbst vor seinem eigenen Ungeschmack schützen", meinte Cornelius Gurlitt sehr richtig an der gemeinschaftlichen Tafel, die der Dresdener Beratung folgte. Es soll damit beileibe nicht gesagt sein, daß die Mitarbeit der Vereine nicht außerordentlich wertvoll ist; im Gegenteil, sie sind unentbehrlich. Es sollte vielmehr nur betont werden, daß der Bund hier unablässig stützen und fördern muß. Daneben muß er versuchen, das Interesse weitester Kreise des Publikums für diese eminent nationalen Aufgaben zu erwecken, um vor allen Dingen Mittel flüssig zu machen, mit denen er in ganz verzweifelten Fällen selbst eingreifen kann. Besondere Schwierigkeiten wird es für den Bund mit sich bringen, daß er einen Kampf gegen zwei Fronten führen muß: gegen falsche Altertümelei nach rechts und gegen die „Modernitis" nach links, gegen den kunstlosen Restaurierwahn, der heute in Deutschland grassiert, ebenso wie gegen die rücksichtslose Zerstörungswut.

Zu diesem Zwecke bedarf es eingehender Belehrung der Allgemeinheit durch Vorträge, durch die Presse, durch Publikationen, es bedarf dauernder Beziehungen zu den staatlichen und kommunalen Behörden, es bedarf der Verbreitung der grundlegenden Gedanken auf den Universitäten, in den Schulen. Der Bund hat sein Arbeitsfeld in folgende Gruppen geteilt: Denkmalspflege; Pflege der überlieferten ländlichen und bürgerlichen Bauweise, Erhaltung des vorhandenen Bestandes; Schutz der Landwirtschaft einschließlich der Ruinen; Rettung der einheimischen Tier- und Pflanzenwelt sowie der geologischen Eigentümlichkeiten; Volkskunst auf dem Gebiete der beweglichen Gegenstände; Sitten, Gebräuche, Feste und Trachten. Eine neue Versammlung im Herbst soll den Feldzugsplan für diesen Krieg gegen Unkultur und Ungeschmack zum Besten der deutschen Heimat im einzelnen beraten. Der Sieg wird sich nicht in einer großen Hauptschlacht erringen lassen; nur tausend kleine Gefechte und Scharmützel können hier im Laufe vieler Jahre zu Erfolgen von Wert und Bedeutung führen, darum ist zähe Energie und unablässige Umsicht von nöten. Aber selten ist einer Sache soviel Liebe und Begeisterung entgegengebracht worden, wie den Ideen des „Heimatschutzes". Man fühlt sich fast versucht, optimistisch zu werden und Hoffnungen zu schöpfen!

Digitized by Google

Zur Jahrhundertfeier von Schillers „Wilhelm Tell“.*)

Von Berthold Litzmann.

Im Publikum, d. h. bei Durchschnittslesern und Durchschnittskritikern, hört man nicht selten die Behauptung, der beste Beweis für die innere Unselbständigkeit unserer modernen Literaturentwickelung sei die merkwürdige Unsicherheit ihrer Tonangeber in der Herausbildung und Wahrung eines eigenen Stils, dieses Auf- und Abschwingen zwischen Naturalismus und symbolisierender Romantik, das beständige Sichversuchen in neuen Formen.

Wie weit dieser Vorwurf für die Gegenwart und ihre Erscheinungen begründet ist, habe ich hier nicht zu untersuchen. Aber wohl muß der Historiker dieser communis opinio gegenüber doch darauf hinweisen, daß dieses Verwandlungsbedürfnis und diese Verwandlungsfähigkeit an sich allein nicht als ein Zeichen von Defekten der künstlerischen Begabung oder des künstlerischen Charakters angesehen werden darf. Diese Protheusnatur ist vielmehr eine Eigenschaft, die das nach neuen Gestalten und Formen ringende Genie gemein hat mit dem sich den Stimmen und Stimmungen des Tages ängstlich anpassenden Kunsthandwerker. Nur die Beweggründe sind verschieden.

Wer z. B. sich unter diesem Gesichtspunkt einmal die Kurven von Schillers dramatischem Schaffen — und zwar nicht in der Jugendepoche, sondern vom Wallenstein an — betrachtet, der wird mit Staunen gewahr, wie er unablässig mit den dramatischen Ausdrucksmitteln und Stilarten experimentiert, und an diesem Wechsel seine Lust hat. Es ist eine Verwandlungsfähigkeit ohne gleichen, die uns auch da, wo wir das Experiment nicht als gelungen ansehen können, tiefsten Respekt vor dem Schöpfer, der die Poesie kommandiert, abzwingt. Denn es gemahnt uns an die Natur selbst, die unzählige Formen und Farben aus der Fülle der Kraft spielend hervorbringt. Aber genau so, wie wir nicht alles gleich genießen können, was sie uns bietet, sondern uns unsere Lieblinge auswählen, so unterscheiden wir auch bei dem Poeten und seinem Werk genau zwischen dem, was uns bei der ersten Berührung grüßt, wie der Klang einer geliebten Stimme,

*) Vortrag, gehalten in der Festsitzung der Gesellschaft für Theatergeschichte am 8. Mai 1904 in Berlin.

Digitized by Google

und dem, was wir uns erst erwerben müssen durch verstandesmäßiges Begreifen und Kennenlernen seiner guten inneren Eigenschaften.

Ich glaube, in diesem Respektverhältnis stehen wir wohl alle mehr oder minder zur „Braut von Messina“ mit ihren wundervollen Chören, deren von Schiller so ungemein fein und geistvoll verteidigtes Ideenkostüm uns doch nicht darüber hinwegtäuschen kann, daß die willkürliche Vermischung christlicher, muhamedanischer und antiker Elemente auf einer fingierten Kulturstufe, die nach Schillers Absicht, anstatt den Charakter aufzuheben, selbst ein Charakter werden sollte, ein künstlerisches Experiment ist, das, so interessant es an sich ist und so geschickt es durchgeführt ist, weder in seinen Voraussetzungen noch in seinen Wirkungen eine auch nur annähernd so überzeugende Kraft hat, wie ein auch noch so idealisiertes Spiegelbild einer bestimmten, zeitlich und örtlich sicher begrenzten, Reihe von historischen Vorgängen. Und den meisten, die Schillers Entwickelung als Dramatiker verfolgen, wird es auch heute noch so gehen, wie der Mehrzahl seiner Zeitgenossen: sie werden aufatmen, wenn sie, aus der dünnen Ätheratmosphäre der Gestalten der „Braut von Messina“ heraustretend, im „Tell“ wieder festeren Boden unter den Füßen fühlen. Zwar nicht den festen Boden der Geschichte, denn vor der historischen Forschung verflüchtigt sich ja auch Tell und seine Tat, und löst sich in ein Nichts auf, aber Gestalt und Problem und mehr noch seine Umgebung haben echtes Fleisch und Blut.

Der mythenbildenden Kraft eines auf seine Geschichte stolzen Volkes, einer Tradition, an der die Liebe unzähliger Generationen des Volkes gearbeitet hat, dankt Tells Gestalt und seine Tat Leben. Nie und nimmer hat es sich begeben, aber auf dem Boden war die Tat möglich, der ungeheure Freiheitsdrang eines ganzen Volkes, die Quintessenz heißer Kämpfe um die Unabhängigkeit hat sich verdichtet und verkörpert in der Gestalt und in der Tat des Tell, hat sich verkörpert in den Männern vom Rütli; und wenn keine einzige Person und kein einziges Faktum sich historisch beglaubigen ließe, die sittlichen Kräfte, die ein Volk in einem derartigen Kampfe regieren und zum Siege führen, die konnten nicht treffender verkörpert werden, als in den mythischen Gestalten der schweizerischen Sage. Und gerade weil es das letzte Werk war, das Schiller für sein Volk vollenden durfte, preisen wir diese Wahl glücklich vor allen, freuen wir uns besonders, daß nach langem Zagen und Schwanken schließlich der Tell allen anderen Plänen den Rang ablief.

Digitized by Google

Die erste Bekanntschaft mit dem Stoff hatte ihm schon vor Jahren Goethe vermittelt. Es war im Oktober 1797, daß Goethe ihm aus Stäfa in der Schweiz von einem ihm eben aufgegangenen Plan, die Fabel vom Tell episch zu behandeln, Mitteilung machte.

Schiller, damals in die Arbeit des Ringens mit dem spröden Wallensteinstoff vertieft, nahm mit gebührender freundschaftlicher Teilnahme von diesem Plane des Freundes Notiz. Es ist unverkennbar, mit welchem Interesse er den Stoff erfaßt und ihn poetisch organisiert, aber ebenso auch, daß er diese Organisation lediglich vom Standpunkt des Freundes aus unternimmt. Weiter erfahren wir aus den Briefen nichts. Aber in den Tages- und Jahresheften erzählt Goethe zum Jahr 1804 einiges über die weiteren Schicksale. Er gibt da einige Andeutungen über seinen Plan, wie er den Tell „als einen großen kräftigen Lastträger" bildete, „die rohen Tierfelle und sonstige Waren durchs Gebirg herüber und hinüber zu tragen sein Leben lang beschäftigt und, ohne sich weiter um Herrschaft und Knechtschaft zu bekümmern, sein Gewerbe treibend und nur die unmittelbarsten persönlichen Übel abzuwehren fähig und entschlossen. In diesem Sinne war er den reicheren und höheren Landsleuten bekannt und harmlos übrigens auch unter den fremden Bedrängern."

Ist Goethe hier das Gedächtnis treu und er in dieser Skizze nicht etwa, ohne es zu wissen, beeinflußt durch die Schillersche Tellgestalt, so würde hieraus hervorgehen, daß die Grundzüge des Schillerschen Helden auf Goethe zurückzuführen sind, was sicher nicht für den Landvogt Geßler gilt, den Goethe als „einen von den behaglichen Tyrannen" nicht ohne eine Beimischung von Humor sich gedacht hatte. Goethe erzählt weiter, „die alten Schweizer und deren treue Repräsentanten, an Besitzung, Ehre, Leib und Ansehen verletzt, sollten das sittlich Leidenschaftliche zur inneren Gärung, Bewegung und endlichen Ausbruch treiben, indes jene beiden Figuren persönlich gegeneinander zu stehen und unmittelbar aufeinander zu wirken hatten." Also auch hier im wesentlichen die nachmalige Disposition Schillers vorgezeichnet! Goethe berichtet dann aber, daß vor allem ein äußerer Umstand, die Zänkereien über deutsche Prosodie, ihm die Lust an dem Gedicht, das er in Hexametern auszuführen gedacht, verleidet hätten. So sei das neue Jahrhundert herangekommen. „Ich hatte mit Schiller diese Angelegenheit oft besprochen und ihn mit meiner lebhaften Schilderung jener Felswände und gedrängten Zustände oft genug unterhalten dergestalt,

Digitized by Google

daß sich bei ihm dieses Thema nach seiner Weise zurechtstellen und formen mußte. Auch er machte mich mit seinen Ansichten bekannt und ich entbehrte nichts an einem Stoff, der bei mir den Reiz der Neuheit und des unmittelbaren Anschauens verloren hatte und überließ ihm daher denselben gerne und förmlich, wie ich schon früher mit den „Kranichen des Ibicus“ und manchem anderen Thema getan hatte.“

Diese Darstellung wird in allen wesentlichen Punkten den Tatsachen entsprechen, wenn sie auch in Einzelheiten vielleicht der Ergänzung und Berichtigung bedarf. Sicher ist, daß Schiller sich im März 1802 ernstlich mit dem Gedanken trug, Tell dramatisch zu behandeln, nachdem er die Überzeugung gewonnen oder auch von Goethe direkt die Bestätigung erhalten hatte, daß dieser seinen Plan eines Epos endgültig aufgegeben habe.

Dann aber hat mit allen übrigen Plänen auch die Arbeit am Tell geruht aus äußeren Gründen, und als der dramatische Schaffensdrang im Sommer 1802 wieder belebt wurde, entschloß sich Schiller, zunächst den Plan auszuführen, der am weitesten vorgerückt und seinen inneren Qualitäten und seiner äußeren Ausdehnung nach am leichtesten zu bewältigen schien: die „Braut von Messina“.

Aber nie hat er unter dieser Arbeit den Tell aus den Augen verloren, wiederholt versichert er, Tell soll „eine meiner nächsten Arbeiten werden“; nur der Warbeck hat, als der ältere Plan, einstweilen vor dem Tell den Vorrang. Doch als er dann nach Überwindung der durch die erste Aufführung der „Jungfrau von Orleans“ im Mai 1803 verursachten Unruhe in einem langen Aufenthalte in Lauchstedt sich auf die große dramatische Arbeit zu konzentrieren beginnt, hat Tell schon den Sieg davongetragen. Am 12. Juli schreibt er an Iffland: Noch vor Ablauf dieses Winters verspreche ich Ihnen den Wilhelm Tell, zu dem mich jetzt eine überwiegende Neigung zieht, dieses Werk soll, hoff' ich, Ihren Wünschen gemäß ausfallen, und als ein Volksstück Herz und Sinne interessieren.

Bei keinem seiner früheren Dramen hatte ihm die Lokalität irgend welche Schwierigkeiten bereitet. Alles, was er außer Phantasie brauchte, um den Stoff individuell zu beleben, vermittelten ihm die Bücher. Nirgendwo spielte das landschaftliche Kolorit eine Rolle. Hier im Tell war es die Hauptsache. Und was mehr ist, eine Landschaft, die er nie mit Augen gesehen. Eigentümlich wehmütig berührt es, wie in diesen Wochen, wo er sich mehr und mehr in den Stoff hineinzuleben begann, der durch

Digitized by Google

Krankheit an die Scholle Gebundene, durch „Prospekte der schweizerischen Gegenden“ und allerlei Land- und Reisebeschreibungen, die er sich von Cotta, der soeben von einer Schweizer Reise heimgekehrt war, erbittet, seine Phantasie mit der Vorstellung der Alpenwelt zu erfüllen sucht. Aus diesen Schwierigkeiten erklärt sich wohl auch, daß er fast den ganzen August noch gewissermaßen in den Vorhöfen sich umherbewegt hat. Erst am 25. August trägt er in den Kalender ein: „Heut an den Tell gegangen.“ Und trotzdem in den folgenden Monaten die Arbeit stetig vorrückte, empfand er doch die Bewältigung des Landschaftlichen immer noch als so schwierig, daß er im Dezember 1803 Iffland schreibt, ehe er das Stück drucken lasse, werde er jedenfalls noch in die Schweiz reisen.

Die Korrespondenz, die Schiller mit Iffland über das werdende Drama geführt hat, ist für uns von besonderem Interesse, denn sie erschließt uns die Arbeitsweise, zu der Schiller bei diesem Stück genötigt wurde, die dann auf die künstlerische Gesamtgestaltung nicht ohne Einfluß geblieben ist. Auf die Bitte Ifflands, ihm das Stück aktweise zu schicken, erwidert er, das sei unmöglich, denn „es entsteht nicht aktweise, sondern die Sache erforderte, daß ich gewisse Handlungen, die zusammengehören, durch alle fünf Akte durchführe und dann erst zu den anderen übergehe. So z. B. steht der Tell selbst ziemlich für sich in dem Stück, seine Sache ist eine Privatsache und bleibt es, bis sie zum Schluß mit der öffentlichen Sache zusammentrifft.“

In demselben Brief, in dem er die Eigentümlichkeit seines Stoffes — eine Reihe von parallelen statt auseinander hervorgehender Handlungen — berührt, hat er aber auch schon Iffland ein Verzeichnis der nötigen Dekorationen gegeben, damit sie vorher schon hergestellt werden könnten. Und diese Dekorationen sind schon als Actus I usw. bezeichnet, so daß wir uns danach ein ziemlich deutliches Bild von der Disposition des Stoffes in diesem Stadium der Arbeit machen können. Aus diesen Andeutungen scheint mir vor allem klar hervorzugehen: daß in diesem Stadium den Volksszenen noch ein breiterer Raum eingeräumt war, ferner daß Berta Bruneck und damit das Motiv für Rudenz' Sinnesänderung noch fehlte, daß dagegen einige Szenen in der Ausführung vorgesehen waren, die wir später nur aus der Erzählung erfahren. Daß Schiller selbst damals noch Erweiterungen für möglich hielt, sagt er auch in dem Brief in dem er ausdrücklich betont, das Verzeichnis der Dekorationen sei nur vorläufig, und eine oder die andere könne noch hinzukommen. Nach einer späteren gelegentlichen Äußerung an Iffland

Digitized by Google

(23. Januar 1804), war z. B. für die Aufpflanzung des Hutes noch eine Szene vorgesehen, in der Geßler zuerst auftreten sollte, die aber nicht zur Ausführung kam. Trotz der früher gegen Iffland geäußerten Bedenken hat Schiller schließlich übrigens doch das Drama aktweise nach Berlin zu schicken begonnen.

Schiller hat zwar gelegentlich über das Drängen der Berliner geseufzt, „wodurch er ewig an den Drachen erinnert werde, der das Werk so wie es warm es aus der Feder kommt, fressen und verschlingen wird“. Gleichwohl hatte er es wohl nur dieser Hartnäckigkeit zu danken, daß er in sechs Monaten das große Werk vollendete. Sofort ward in Weimar mit der Einstudierung begonnen, in zwei Leseproben, vier Theaterproben, einer Hauptprobe war die schwierige Aufgabe bezwungen, bei der u. a. dreißig männliche Rollen mit siebenzehn Schauspielern zu besetzen waren. Am 17. März fand die erste Aufführung statt „mit dem größten Succeß wie noch keines meiner Stücke,“ schrieb Schiller an Wolzogen.

Nicht ganz so schnell und ohne Schwierigkeiten, wie man hätte erwarten sollen, wickelte sich dagegen die Angelegenheit in Berlin ab.

Iffland stiegen plötzlich Bedenken auf, die sich teils auf die Vorstellungsart bezogen, teils politischer Natur waren. Sie schienen ihm so wichtig, daß er im April den Theatersekretär Pauli eigens deswegen nach Weimar schickte, um mit Schiller darüber zu verhandeln. Es ist nicht uninteressant, die Stellen kennen zu lernen, die Iffland beanstandete, wir können sie erschließen aus Schillers Antwort darauf.

Iffland nahm Anstoß an dem großen Monolog vor der Tat, der Parrizida-Szene, und an dem Eingang der Sterbeszene Attinghausens, und zwar aus ästhetischen Gründen. Politische Bedenken erregten Stauffachers Worte in der Rütliszene:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht:
Wenn der Bedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last — greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel,
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hangen unveräußerlich,
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst —
Der alte Urstand der Natur kehrt wieder,
Wo Mensch dem Menschen gegenübersteht —
Zum letzten Mittel, wenn kein and'res mehr
Verfangen will, ist ihm das Schwert gegeben —
Der Güter höchstes dürfen wir verteid'gen
Gegen Gewalt — Wir stehn vor unser Land
usw.

Digitized by Google

Dann das Zwiegespräch zwischen Tell und Walter vor dem Apfelschuß:

Das Land ist schön und gütig wie der Himmel,
Doch die 's bebauen, sie genießen nicht
Den Segen, den sie pflanzen. —
Wohnen sie
Nicht frei wie du, auf ihrem eig'nen Erbe? —
Das Feld gehört dem Bischof und dem König —
So dürfen sie doch frei in Wäldern jagen? —
Dem Herrn gehört das Wild und das Gefieder —
So dürfen sie doch fischen in dem Strom? —
Der Strom, das Meer, das Salz gehört dem König. —
Wer ist der König, den sie alle fürchten? —
Es ist der Eine, der sie schützt und nährt. —
Sie können sich nicht mutig selbst beschützen? —
Dort darf der Nachbar usw.

Und schließlich die Worte des sterbenden Attinghausen:

Der Adel steigt von seinen alten Burgen
Und schwört den Städten seinen Bürgereid; ....
Es bricht die Macht
Der Kön'ge sich an ihren ew'gen Wällen —
Die Fürsten seh ich und die edlen Herrn
In Harnischen herangezogen kommen — —
Er (der Landmann) bricht sie (die Schar der Lanzen),
Und des Adels Blüthe fällt,
Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne".

Noch interessanter als die Bedenken ist das Verhalten Schillers demgegenüber. Die drei politischen beanstandeten Stellen hat er ohne jeden Widerspruch, teils durch Kürzung, teils durch Einschaltung weniger prägnanter Ausdrücke, abgeschwächt. Stauffacher sagt nun:

Nein, eine Grenze hat Tyrannenmacht,
Wenn es zum Letzten, Äußersten gekommen,
Wenn rohe Willkür alles Recht zertritt,
Wenn kein Gesetz mehr hilft, dann hilft Natur.
Das Altererbte dürfen wir beschützen
Gegen Gewalt, wir stehen usw.

Im Dialog Tells ist die Frageluft des kleinen Walter beschränkt und der Vater ist infolgedessen nicht genötigt, ihm die Entstehung der Monarchie zu erklären. Attinghausen läßt den Adel nicht den „Bürgereid" schwören, sondern „in der Städte Gottesfrieden einziehen". Nicht Fürsten und edle Herren ziehen wider das harmlose Volk von Hirten, sondern nur „die Ritter". Der Ausdruck „des Adels Blüte fällt" ist vermieden

Digitized by Google

und statt „Es hebt die Freiheit siegend ihre Fahne“ heißt es jetzt „Hochtriumphierend schwebt die Landesfahne“.

Für unser Gefühl ist Schiller hier den Beängstigungen Ifflands sehr weit entgegengekommen, zu weit. Er hatte vollkommen recht, wenn er dabei betonte, „wenn man einmal ein solches Sujet gewählt hat, so muß man notwendig gewisse Saiten berühren, welche nicht jedem gut ins Ohr klingen. Können die Stellen so wie sie jetzt lauten, auf einem Theater nicht gesprochen werden, so kann auf diesem Theater der Tell überhaupt nicht gespielt werden.“

Um so hartnäckiger verweigerte er aber jede Konzession gegen die ästhetisch beanstandeten Stellen mit Ausnahme der Einleitung der Sterbeszene Attinghausens. Die kleine Szene, die er deswegen noch vorher eingeschaltet, ist denn auch eine entschiedene Verbesserung, die sich aber, soviel mir bekannt, unsere Theater nicht zunutze machen. Dagegen lehnte er kategorisch jede Änderung oder Streichung des Monologs und der Parrizidaszene ab. „Der Casus gehört vor das poetische Forum und darüber kann ich keine höheren Richter als mein Gefühl erkennen. Auch Goethe ist mit mir überzeugt, daß ohne jenen Monolog und ohne die persönliche Erscheinung des Parrizida der Tell sich gar nicht hätte denken lassen.“

Man kann Schiller vollkommen begreifen, daß er sich nicht den Lebensnerv seines Dramas wollte antasten oder gar zerfasern lassen. Trotzdem wird man die Bedenken, die Iffland gegen diese beiden Szenen vorbrachte, als nicht unbegründet anerkennen müssen. Iffland übersah nur dabei, daß so, wie Schiller einmal sein Werk gestaltet, der Monolog unter keinen Umständen, die Parrizidaszene nur durch einen Vergewaltigungsakt ausgeschieden werden konnte, weil sie in Dialogform nur das Thema weiterführt, das im Monolog angesponnen war.

Unser deutsches Reichsstrafgesetzbuch bestimmt im § 211: „Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird, wenn er die Tötung mit Überlegung ausgeführt hat, wegen Mordes mit dem Tode bestraft. § 212: Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird wenn er die Tötung nicht mit Überlegung ausgeführt hat, wegen Totschlages mit Zuchthaus nicht unter fünf Jahren bestraft. § 213: War der Totschläger ohne eigene Schuld durch eine ihm oder einem Angehörigen zugefügte Mißhandlung oder schwere Beleidigung von dem Getöteten zum Zorn gereizt und dadurch auf der Stelle zur Tat hingerissen worden, oder sind andere

Digitized by Google

mildernde Umstände vorhanden, so tritt Gefängnisstrafe nicht unter sechs Monaten ein."

In diesen Paragraphen des D.Str.G. ist eine eigentümliche Kritik des Wilhelm Tell enthalten. Sie unterscheiden vorsätzliche Tötung mit Überlegung, vorsätzliche Tötung ohne Überlegung, vorsätzliche Tötung ohne Überlegung unter dem unmittelbaren Eindruck einer Mißhandlung oder schweren Beleidigung auf der Stelle. Es ist kein Zweifel, Schillers Tell und seine Tat fällt unter § 211, es ist Mord, Vorsatz und Überlegung sind vorhanden. Hätte er den Monolog nicht gehalten, würde er sich der gelinderen Beurteilung des § 212 erfreuen; hätte er aber Geßler unmittelbar nach dem Apfelschuß zu Boden gestreckt, würde ihm der Vorteil des § 213 zuteil werden.

Dieser letzte Ausweg verbot sich dem Dichter wohl aus Rücksicht auf die Überlieferung des Stoffes: Tell ohne den Sprung auf die Tellsplatte, ohne die hohle Gasse wäre nicht Tell mehr gewesen.

In dem Augenblick aber, wo der Dichter dieses erklärende Motiv, das er bei einer anderen Gestalt, bei Baumgarten, in Anwendung gebracht hatte, aus Tells Tat und Charakter strich, befand er sich seinem historischen Helden gegenüber in der eigentümlichen Lage eines Verteidigers, der für einen geständigen Mörder auf mildernde Umstände plädiert, die das Gesetz für diesen nicht anerkennt. Der Schuß des gepeinigten und verfolgten Tell aus dem Hinterhalt hatte in einer Zeit, wo die Selbsthilfe des Einzelnen gegen Gewalt von der allgemeinen Meinung als ein unverbrüchliches Recht angesehen wurde, weder dem Täter noch seinen Volksgenossen die geringsten Gewissensskrupel bereiten können. Tell ist aufs grenzenloseste beleidigt und verfolgt, er hat nur die Wahl zwischen Hammer- oder Ambossein, er wählt selbstverständlich das erstere, ohne irgendwie zu überlegen; er sucht sich die beste Gelegenheit, wo er den Hallunken am sichersten treffen kann und schießt den Kerl aus dem Busch nieder.

Wenn Schiller den Mut gehabt hätte, seinen Tell so resolut vorgehen zu lassen, aus dem Geist seiner Zeit heraus zu handeln, es wäre wohl nicht nur vom künstlerischen und sittlichen Standpunkt aus das Richtigere, sondern auch das Wirksamere gewesen. So wie er selbst den Tell als Mann der Tat, der Überlegung nicht kennt, geschildert hat, würde ohne viel Erläuterung und Erklärung seine Tat verstanden und gewürdigt sein. Aber Schiller konnte eben nicht aus seiner Haut heraus, es widerstrebte ihm, die nackte Mordtat aus dem Hinterhalt auch nur der Möglichkeit einer

Digitized by Google

falschen Beurteilung auszusetzen, es drängte ihn, dem Helden und seiner Tat eine Reihe von sichtbaren moralischen Stützen unterzuschieben, und den Täter vor sich selbst und vor anderen seine Tat mit Gründen verteidigen zu lassen, die einem geschickten Advokaten, aber nicht einem Naturkind wie Tell, angemessen und natürlich sind.

Vor allem gilt das vom Monolog, er ist aus Tells Natur heraus innerlich unwahr, und deshalb ist es noch nie einem Schauspieler gelungen und wird auch nie gelingen, ihn aus der Seele des Helden heraus wie einen spontanen Erguß uns begreiflich zu machen. Gerade je mehr neuerdings die Schauspieler bestrebt gewesen sind, die Rhetorik durch realistische Darstellungsmittel zu verdecken, desto unangenehmer macht sie sich bemerkbar; und es wird immer noch das geratenste sein, den Monolog mit einem idealisierenden würdevollen Pathos zu sprechen, das den Ausdruck der Gefühle mehr im Stil des Chores wiedergibt, denn als die wilden Gedanken eines zur Rache aufgepeitschten, auf Mord aus dem Hinterhalte sinnenden Verfolgten.

Ähnliche Bedenken lassen sich gegen die Parrizidaszene vorbringen, nur mit dem Unterschied, daß wenn einmal der Monolog vorangegangen, diese an sich ja wirksame Szene, die noch einmal dem Helden Gelegenheit gibt, das dort abgebrochene Thema in anderer Umgebung, in anderer Stimmung weiter zu führen, in der Darstellung nicht entfernt so große Schwierigkeiten bereitet, trotzdem Schiller hier gegen eine von den meisten Dramatikern mit Recht beobachtete Regel verstößt, nämlich nicht ohne dringende Not in den letzten Akten eine neue Figur, die ein gewisses besonderes Interesse für sich beansprucht, auftreten zu lassen. Hier ist der Fall sogar dadurch noch kompliziert, daß die neu auftretende Figur in gar keinem inneren logischen Zusammenhang mit der vorangegangenen Haupthandlung steht, daß sie nur durch eine allerdings bühnenwirksame Willkür des Dichters lediglich zum Zweck der Kontrastwirkung in das Stück hineingezogen wird.

Überhaupt erweist sich, wenn wir einmal den Rohstoff der Tellsage vergleichen mit dem, was der Dichter poetisch daraus gestaltet hat, daß dieser scheinbar so dankbare Stoff doch in Wirklichkeit an gewissen Mängeln leidet, die ihn gerade für dramatische Bearbeitung wenig geeignet machen.

Der Titelheld ist allerdings ein Mann der Tat, und als solcher scheinbar zu einem dramatischen Helden geboren. Aber die Tat, die uns hier interessiert, die ihn zum Mittelpunkt eines Dramas machen soll, erhält doch erst durch ein Zusammen-

Digitized by Google

treffen verschiedener Umstände nachträglich den Charakter einer großen befreienden Tat. Der Held ist eigentlich wider seinen Willen das Werkzeug in der Hand des Schicksals, um ein bedrängtes Volk zu befreien. Es ist ein persönlicher Racheakt, jedenfalls ein Akt persönlicher Notwehr, der ihn den Pfeil schnellen läßt, und er entbehrt so in dem höchsten dramatischen Moment vollkommen das Bewußtsein, daß er nicht nur für sich kämpft. Es ist mithin von vornherein dem Helden ein gewisser Stempel der Beschränktheit aufgedrückt, die ihm gerade in der ihm aufgezwungenen Situation etwas unendlich Rührendes verleiht, eine Beschränktheit, die im Augenblick des Affekts wegen der Naturlaute, die ihr eigen sind, unser Mitgefühl aufs lebhafteste erregt, die aber im Zustande der Ruhe nur ein höchst bescheidenes Interesse zu erwecken imstande ist. Gerade vom Standpunkt des Freiheitshelden gibt Tell ein schlechtes Beispiel, es fehlt ihm vollkommen der Gemeinsinn, das Bewußtsein: So geht es nicht weiter, also ist es meine Pflicht, mit den anderen Hand anzulegen für die gemeinsame Sache. Nur die persönliche Vergewaltigung ist vermögend, ihn zur rächenden Tat zu reizen. Aber man hat durchaus nicht das Gefühl, daß dieser Tell, wenn er nicht ganz zufällig so persönlich ins Spiel gezogen wäre, in dem Befreiungskampf eine bedeutende Rolle gespielt haben würde.

Der eigentlich handelnde Held ist nicht der einzelne Tell, sondern das ganze Schweizervolk oder richtiger der Kreis der Männer, die auf dem Rütli sich zur Wahrung gemeinsamer Freiheit zusammentun. Aber da ist es nun eben eine Ironie des Schicksals, daß nicht diese mit dem vollsten Gefühl persönlicher Verantwortung für das Gemeinwohl Verbündeten und zur Tat mit Einsetzung von Leib und Leben entschlossenen Männer das große Werk vollführen, sondern daß das Schwert, das dieser vielköpfige Held schon gezückt hat, ihr im letzten Augenblick von einem durch persönliche Unbill Gereizten aus der Hand gerissen, und daß der entscheidende Schlag geführt wird von einem, der sich der Tragweite seines Tuns gar nicht bewußt ist.

Dieses Doppelheldentum und die daraus erwachsende Doppelhandlung war, wie der Stoff einmal überliefert war, gar nicht mehr zu beseitigen, so große Unzuträglichkeiten sich daraus für den Dramatiker ergeben mußten. Ganz hat auch Schiller sie nicht zu überwinden vermocht, wenn er auch gerade hier wieder seine außerordentliche organisatorische Kraft bewiesen hat.

Durch den Stoff war ihm, wie wir schon hörten, eine andere

Digitized by Google

Arbeitsweise vorgezeichnet. Nicht eine Handlung, die gebildet wird aus einer Anzahl, wie die Ringe einer Kette ineinandergreifender einzelner Handlungen, sondern eine Reihe von anfangs parallel verlaufenden Handlungen, die erst ganz gegen den Schluß einem gemeinsamen Zielpunkt zustrebend zu einem einzigen zusammenwachsen.

Es ist nicht genug zu bewundern, wie Schiller es verstanden hat, gerade durch die Art der Führung der beiden parallelen Handlungen die Schwächen der dramatischen Fabel zu verdecken, wie er in der schweizerischen Volksgemeinde sich den Resonanzboden geschaffen hat, durch den Wort und Tat Tells erst den heldenhaften Klang erhalten.

Daß er durch die ebenfalls ein geschlossenes Ganzes für sich bildende Attinghausenszene diese Resonanz noch zu verstärken und durch die Gegenüberstellung der beiden Vertreter landsässigen Adels die Gefahren, welche die Freiheit bedrohen, noch in eine schärfere Beleuchtung zu rücken bemüht war, ist dagegen vielleicht etwas zu viel des Guten. Tatsächlich könnten die Attinghausenszenen, ohne daß dadurch in der Struktur des Dramas eine fühlbare Lücke entstände, völlig ausgeschieden werden. Und darin ist gewiß auch der leidenschaftlichste Bewunderer Schillers mit uns einig, daß die Gestalt der reichen Erbin Berta von Bruneck kein glücklicher Griff war.

Aber gerade in den Attinghausenszenen sind gewisse Töne angeschlagen, die zu denen gehören, die bis auf den heutigen Tag dem Wilhelm Tell vor allen anderen Dramen Schillers eine bevorzugte Sonderstellung geben.

Im siebenten Buch von Dichtung und Warheit sagt Goethe: „Betrachtet man genau, was der deutschen Literatur fehlte, so war es ein Gehalt, und zwar ein nationeller, an Talenten war niemals Mangel.“ „Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt“ sei durch Friedrich den Großen und die Taten des siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie gekommen. Gewiß ist das richtig, und das Beispiel, das Goethe zunächst anführt, Lessings „Minna von Barnhelm“, ist sicher ein schlagender Beweis dafür. Aber wenn wir vereinzelte Stimmen aus Preußen abrechnen: Gleim, Ramler, Kleist, so war doch damit von einer Erweckung oder Wiedererweckung des nationalen Gedankens noch nicht die Rede, nicht einmal vom preußischen Standpunkt aus. Der große König, der mit seiner kleinen Schar einer Welt von Feinden Trotz bot, riß zur Bewunderung fort, es war ein persönlicher Kultus des Genies. Der Gedanke aber

Digitized by Google

von einer allgemeinen nationalen Verantwortung, einer allgemeinen Pflicht jedes Volksgenossen, die politischen und nationalen Güter zu wahren, wenn es sein muß, mit Einsetzung des Lebens, der Gedanke taucht wohl gelegentlich in einem poetischen Bilde der preußischen Dichter auf — auch da mehr als Reminiszenz antiker Dichter, denn als eigener Lebensinhalt — aber zu einer die ganze Lebensauffassung und Führung beherrschenden Kraft war er noch lange nicht geworden.

Neue Gestalt erhielt der nationale Gedanke unter Klopstocks Händen. Er, der in Kleinlichkeit und Verständnislosigkeit Friedrich dem Großen gegenüber verharrte, setzte dem persönlichen Heldenideal der preußischen Dichter ein allgemeines deutsches Heldenideal entgegen, das jedoch, an erstarrte und verblaßte mythische Namen und Vorstellungen anknüpfend und in nebelhaften Abstraktionen sich verlierend, erst recht nicht geeignet war, in den Herzen praktischer, tatkräftiger, in ihrer Zeit wurzelnder Männer lebendige Kraft zu werden. Ein flüchtiger Begeisterungsrausch, der die Herzen der Jugend wohl einen Augenblick höher schlagen ließ, aber im Ernst des Lebens auch schnell wieder verflog.

Ein Nationalgefühl, das so wenig in Klopstocks eigenem Herzen Wurzel gefaßt hatte, daß es vor dem Gluthauch der französischen Revolutionsideen sofort verdorrte. Rausch ward von Rausch abgelöst, und die kaum mit Enthusiasmus gehißte nationale Flagge mit demselben Enthusiasmus gestrichen und an ihrer Stelle der Freiheitsbaum mit der Jakobinermütze errichtet.

Vergebens sieht man sich in dieser Zeit um nach festen Stützen, während ganz Europa sich zum Kampf rüstet und rings am Horizont die Ungewitter sich zusammenziehen. Immer gigantischer wächst die Gestalt des Korsen, und wirft tiefe Schatten auf Europa, die tiefsten auf Deutschland! Uneinigkeit, Beschränktheit, Verrat in den Kabinetten, Unfähigkeit, Prahlerei, Schlendrian in den Armeen, Gleichgültigkeit, Gesinnungslosigkeit, Zerfahrenheit in der bürgerlichen Gesellschaft. Wird diese in allen Fugen krachende Nation nicht in der gewaltigen Katastrophe rettungslos untergehen, ist sie nicht dazu bestimmt, aufzugehen in dem großen Weltreich, ist es nicht klein und kleinlich, sich aufzulehnen gegen die Übermacht eines Herrschergenies, das der ganzen Welt neue Gesetze gibt, und ist es nicht besser, bei Zeiten die Zeichen der Zeit erkennen und freiwillig fahren lassen, was man zu verteidigen nicht mehr die Kraft hat? Diese Fragen und diese Gesinnungen gehen in diesen Jahren um, wirrend und zersetzend und die Katastrophe beschleunigend. Aber in

Digitized by Google

eben diesen Jahren gestaltet Schiller für sein Volk die Tragödie der gottbegeisterten Jungfrau, die im festen Glauben an Gott, in heiliger Liebe zu dem Boden, auf dem sie geboren, und zu dem Volke, dessen Sprache sie spricht, einem übermächtigen Bedränger Trotz und Halt gebietet und das verlorene Volk vom sicheren Untergang rettet; und der verweichlichten, gesinnungslosen Zeit ruft er zürnend das Wort zu: „Nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr alles setzt an ihre Ehre!“ Und im Tell schildert er den Befreiungskampf eines kleinen, von übermütigen Bedrängern geknechteten Volkes, das auf Gott, sein gutes Recht vertrauend, sich zusammenschließt einmütig, und in der Einmütigkeit zur Wahrung der heiligsten Güter siegreich den Kampf besteht. Und in die Worte der Ermunterung, der Begeisterung, der Furcht, der Sorge, der Warnung, die Worte des Zweifels und des Leichtsinns, und in die Worte glaubensfester Zuversicht, da fließen ihm, ohne daß er es will, die Bilder der eignen Zeit: die Zweifel, die Sünden, aber auch der Glaube und die Hoffnung auf endlichen Sieg; wie eines Propheten Stimme schallt das Wort des scheidenden Dichters über sein in der Wirren der Zeit wie ein Rohr schwankendes Volk dahin. Hört man nicht die Stimme der Rheinlandsfürsten aus Rubenz' Worten: „Wird uns das Reich beschützen? Kann es selbst sich schützen gegen Österreichs wachsende Gewalt? .... Wohltat ist's und weise Vorsicht, in diesen schweren Zeiten der Parteiung, sich anzuschließen an ein mächtig Haupt.“ Und ist es nicht Warnung an die Fürsten der Zeit:

O lerne fühlen, welches Stammes du bist!
Wirf nicht für eitlen Glanz und Flitterschein
Die echte Perle deines Wertes hin,
Das Haupt zu heißen eines freien Volks,
Das dir aus Liebe nur sich herzlich weiht,
Das treulich zu dir steht in Kampf und Tod. —
Die angebornen Bande knüpfe fest,
Ans Vaterland, ans teure, schließ dich an.
Das halte fest, mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft.

Das war in nie bisher gehörten Tönen Mahnung an das ganze Volk zu neuer Pflicht in neuer Zeit. Und wenn er selber sie nicht mehr sah, nicht mehr die Tiefe grausamer Erniedrigung und nicht mehr den Sieg, wenn er selbst, wie Attinghausen, nur sterbenden Auges die Zukunft ahnend schaute, und seinem Volke das Vermächtnis hinterließ: „Seid einig!“ so verhallten diese Worte zwar einst-

Digitized by Google

weilen im aufkommenden Sturme, und von all den dem Untergang geweihten vernahm und verstand sie keiner. Aber in den Herzen der Jugend da entfachte dieses neue Vaterlandsideal, das der sterbende Dichter seinem Volk aufgestellt, eine gewaltige Glut, die, durch keine Gewalt der Bedränger und keinen Zweifel und Ängste der Regierer zu ersticken, zu einer Flamme auflohderte, die die Zwingburg zerstörte.

Ein Jahr nach Schillers Tod brach die Katastrophe von Jena herein, und es folgte eine Leidenszeit und eine Prüfungszeit nationaler Tugenden, wie sie selten einem Volke auferlegt wird.

In diesen Jahren stiller Einkehr ist Schiller seinem Volke so ins Herz gewachsen, weil es bei ihm das rechte Wort des Trostes und der Erhebung fand, weil die Gestalten seiner Phantasie ihm die Lebensvorbilder wurden, und weil sie von ihnen erfüllt die Kraft gewannen, obzusiegen. Die ganze ideale Kraft der Begeisterung der Freiheitskriege wurzelt in dem Ideale vaterländischer Liebe und Treue bis zum Tode, das Schiller zuerst der Nation vor Augen gestellt. Und es ist daher nur natürlich, daß auch nachdem, so oft unser Volk sich vor die Lösung großer vaterländischer Aufgaben gestellt sieht, die freudige Hingebung an das Allgemeine fordert, immer dabei die Gestalt Schillers uns näher ist als irgend ein anderer. Das Wort: „Wir wollen sein ein einig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen und Gefahr" ist der gemeinsame Schlachtenruf gewesen im Frühling 1813, wie er es war im Juli 1870.

Am Vorabend der Reform in China.*)

Von P. S. Popow.

Deutsch von M. Beßmertny.

Seit dem Tode von Lihungtschang stehen Tschan-tschi-dun, Generalgouverneur der Provinzen Chu-bey und Chu-nan und ferner der Generalgouverneur Lju-Kiu-y als leitende Staatsmänner am Ruder der chinesischen Regierung. Als Antwort auf

*) Erschienen im April 1902 im „Westnik Jewropy".

Digitized by Google

den Befehl des Bogdichans, eine Regierungsreform für alle Zweige des chinesischen Staatslebens in die Wege zu leiten, arbeiteten sie gemeinsam ein Exposé aus, in dem sie ihre reiflich durchdachten Pläne als unumgängliche Reformmaßnahmen darlegen. In elf Punkten findet sich all das, was ihrer Überzeugung nach geeignet sein könnte, China aus dem chaotischen und kläglichen Zustande zu befreien, in den es durch die Politik roher Obskuranten geführt wurde.

Der Übersichtlichkeit wegen nennen wir zunächst diese Punkte und gehen dann auf den wesentlichen Inhalt ihrer Begründung ein. Sie gruppieren sich wie folgt: Anregung der Reiselust nach dem Auslande zu Bildungszwecken, Instruktion des Heeres nach ausländischem Muster, Maßnahmen zur ausgedehnteren Herstellung von Waffen, Hebung der Landwirtschaft, Förderung von Kunst und Gewerbe und der technischen Produktion, neue Gesetze für das Kriminalwesen, ferner für das Berg-, Eisenbahn- und Handelswesen im Verkehre mit den Ausländern, Anwendung der Silbermünze im Verkehr, Einführung der Stempelsteuer, Entwickelung des Postwesens, Einführung eines Staatsmonopols für den Opiumhandel, und endlich die umfangreiche Übersetzung ausländischer Werke.

1. Die Anregung zu Auslandsreisen.

Seit hundert Jahren richten sich die Blicke Europas und Amerikas auf China. Seit mehr als fünfzig Jahren existiert ein chinesischer Außenhandel und dennoch hat China die Forderungen der Zeit mißachtend, sich feindlich gegen das Ausland verschlossen und seinen eigenen Ruin beinahe herbeigeführt. Die Unkenntnis des Auslandes geht so weit, daß noch im Jahre 1900 höhere Beamte in der Hauptstadt und in der Provinz die Auffassung vertraten, daß die Fremden nicht auf der Erde gehen könnten und daß sie von China verschwinden müßten, sobald ihre Gesandtschaften und Tempel verbrannt sein würden. Das wichtigste Mittel zur Verbreitung von Bildung ist die genaue Kenntnis des Auslandes, die den eigenen Gesichtskreis erweitern wird. Ein Aufenthalt im Auslande soll daher fortan als wesentlichste Grundbedingung für die Zulassung zu den höheren und höchsten Staatsämtern gelten.

Wünschenswert sind natürlich Reisen durch Europa, Amerika und Japan, doch zunächst scheint die Bekanntschaft mit Japan eine dringende Aufgabe zu sein, die insofern von größerem Er-

Digitized by Google

folge begleitet sein wird, als Sprache, Sitten und Gewohnheiten den Chinesen dort leichter verständlich sind, während zu dem nutzbringenden Aufenthalte in Europa und Amerika durchaus Dolmetscher gehören, deren es nur sehr wenige gibt. Jedenfalls ist das Reisen und der Einblick in die ausländischen Verhältnisse des Staats- und Volkslebens der erste Schritt, um China von seiner chronischen Ohnmacht zu befreien und seinen Geist und Willen zu erwecken.

2. Die Instruktion des Heeres nach ausländischem Muster.

In dem Reskripte des Vogdichans, betreffend die durchzuführende Militär-Reform heißt es, China solle von den Fremden das nehmen, worin sie sich auszeichnen. In der Kriegskunst zeichnen sie sich aber vor allem aus. Schon Chan-Si und Tian-Lun haben ausländische Waffen und Strategik im Kampfe mit den mongolischen und tangutischen Stämmen angewandt. Seit zwanzig Jahren sind zwar ausländische Instruktoren im chinesischen Heere, aber gerade in den letzten Jahren fiel es gewissen Leuten ein, die Meinung zu verbreiten, daß wir dem Seitengewehr und den Lanzen den Vorzug vor dem ausländischen Feuergeschütz geben sollen. Welch einen Sinn kann es haben, wenn China, einer der kriegsschwächsten Staaten ein besonderes Heeressystem behaupten will, das im Gegensatz steht zu dem von allen Weltmächten gleichmäßig angewandten System!

Das Festhalten an der alten Kriegsordnung ist auf den Umstand zurückzuführen, daß unsere alten Generale mit den neuen Waffen, mit der westlichen Strategik, mit dem Fortifikationswesen nicht vertraut sind und sich dem ausländischen System widersetzen, weil es die üblichen Mißbräuche und Täuschungen nicht zuläßt. Mit der Kriegstechnik muß das Ehrgefühl unserer Offiziere geweckt werden und die Militärreformen in Japan können uns als Muster dienen.

3. Maßnahmen zur Beschaffung von Waffen.

Der Friede ist zwar unterzeichnet, er läßt sich aber nur sichern durch einen entsprechenden Waffenvorrat, dessen Bezug vom Auslande für zwei Jahre verboten ist. Unsere gegenwärtigen Arsenale vermögen den ganzen Bedarf nicht zu decken, daher muß der Ausgestaltung neuer Arsenale und Waffenwerkstätten in Kanton, Tientsin, Schantung usw. die größte Aufmerksamkeit

Digitized by Google

zugewandt werden. Jede der nördlichen und südlichen Provinzen muß auch eine Stahl-, Patronen- und Gewehrfabrik haben, in der die Offiziere sich gleich mit dem Mechanismus der neuen Waffen vertraut machen, die höchstens 1—2 % unseres höheren Militärs jetzt kennen.

4. Die Hebung der Landwirtschaft.

Dank dem Ackerbau ist China ein großer Staat geworden. In den letzten Jahren blieb die Landwirtschaft aber hinter dem Handel und der Industrie zurück. Der Grund ist in dem geistigen Tiefstand der Bevölkerung zu suchen, und die 1898 schon angebahnte Agrarreform muß jetzt energisch durchgeführt werden. Vor allem ist die Einsetzung eines besonderen Ackerbauministeriums erforderlich. Dasselbe wird landwirtschaftliche Schulen, landwirtschaftliche Komitees zu gründen, ferner ausgebildete Zöglinge ins Ausland zu schicken und notwendige Geräte zu beschaffen und kostenlos zu verteilen haben. Als erste Ziele der Agronomie sind die Verbesserungen auf dem Gebiete der Tee-, Seiden- und Baumwollkultur hinzustellen, ferner die Entfaltung des Weinbaues, der Öl- und Kampferproduktion und die Bearbeitung der Brachfelder. Auch wird die Erteilung von Prämien und die Steuererlassung für neu zu bebauende Feldflächen empfohlen.

5. Die Förderung von Kunst und Gewerbe.

In einem der alten chinesischen Bücher heißt es: „das Handwerk ist von den Weisen geschaffen worden und die Förderung des Handwerks bringt eine Fülle von Nutzen". China kann nicht mit Europa und Amerika konkurrieren, wenn es nicht eifrigst auf die Entwickelung der künstlerischen und gewerblichen Bildung hinarbeitet. Dazu ist die Inslebenrufung technischer Fachschulen, gewerblicher Museen und die Anstellung fachkundiger Lehrer erforderlich.

Sobald die Vorbedingungen für eine vollkommene und mannigfachere Industrieproduktion erst geschaffen sein werden, wird der chinesische Werkführer nicht 5—10 Dollar monatlich, wie jetzt, sondern wesentlich mehr verdienen, und der gesteigerte Export wird seinerseits die Zolleinnahme erhöhen.

6. Die neue Gesetzgebung für die Montan- und Eisenbahnindustrie, für Handel usw.

Die ungeheuren Gebirgsschätze Chinas, sowie sein Eisenbahnverkehr verlocken die Ausländer, Syndikate zu bilden und mit

Digitized by Google

großen Vorteilen den chinesischen Staat zu überlisten, der auf diesem Gebiete noch gar keine Erfahrungen hat. In wenigen Jahren haben Frankreich für Jun-Noni und Guitschou, Deutschland für Schantung, England und Italien für Sanst und Chenan Kontrakte abgeschlossen. Nach dem Frieden ist sicherlich ein neuer Strom ausländischer Unternehmer zu erwarten, die alle begehrenswerten Privilegien beschlagnahmen und die Eingeborenen beeinträchtigen werden. Der chinesischen Regierung bleibt dann schließlich nichts mehr zu tun übrig, als für die Fremden die Ordnung aufrecht zu erhalten. Und wenn die Bevölkerung dann wiederum müde wird, das Joch der Fremden zu ertragen, so entstehen neue Wirren, die unzählige Opfer und kolossale Kriegsentschädigungen nach sich ziehen. Die chinesische Regierung muß daher berühmte ausländische Rechtsgelehrte berufen, um unparteiische, einheitliche Gesetze für das Montan- und Eisenbahnwesen aufzustellen, die die Territorialgrenzen, die Kapitalsicherheit, die Termine der Exploitation fixieren und die Rechte der Fremden ein wenig einschränken, damit die Bevölkerung sich mehr beruhige und nicht beeinträchtigt fühle.

In bezug auf den Handel ist den Chinesen nur der Kleinhandel geblieben, während der Großhandel in fremden Händen liegt, und zwar in denen kapitalkräftiger Gesellschaften, die von ihren Regierungen noch geschützt und gestützt werden. Die chinesische Regierung steht dem Handel passiv gegenüber, und daher ist dem Betruge Tür und Tor geöffnet und jedes Aktienunternehmen scheint gefährlich zu sein. Diese Lage des Handels führt schließlich dazu, daß die Chinesen als Teilhaber in fremde Geschäfte eintreten, oder Ausländer an die Spitze ihrer Geschäfte stellen. Erst wenn Handelsgesetze dem chinesischen Kaufmann ein Bollwerk bieten werden, wird er selbst für chinesische Transportgesellschaften, für Syndikate, für Fabriken u. dgl. m. sorgen.

In Kriminalsachen tritt meistenteils eine Ungerechtigkeit in die Erscheinung, indem die Fremden stets begünstigt werden. Daher ist auch nach dieser Richtung hin eine Gesetzreform notwendig.

Das Komitee der ausländischen Rechtsgelehrten sollte sich aus den verschiedenen Kulturländern zusammensetzen, und diese Juristen von Ruf und Namen könnten als Professoren der Jurisprudenz in China bleiben, um eine pädagogische Tätigkeit zu entfalten.

Digitized by Google

7. Die Einführung der Silbermünze

würde dem Mißbrauche des niederen Beamtentums Einhalt tun, einen berechtigten und unberechtigten Zuschlag zur Ausgleichung des Silberwertes zu fordern. Ferner wird die Silbermünze das Vertrauen des Volkes und die Achtung des Auslandes zu den chinesischen Finanzen zu stärken vermögen.

8. Die Einführung der Stempelsteuer,

die das Prinzip begünstigt, das Kapital zu belasten, scheint für China zweckmäßiger zu sein, als die geplante Zollerhöhung für ausländische Waren, die zweifellos die Ausländer veranlassen würde, auf die Abschaffung der inneren Steuer, der sogen. „Littin" zu dringen. 7—9 Millionen Rubel könnte China allmählich von der Stempelsteuer jährlich erwarten.

9. Die Entwickelung des Postwesens

wird nicht nur die Staatseinnahmen vermehren, sondern den Bildungsgrad und den Briefverkehr steigern. Die Herabsetzung des Portos, die Einführung neuer und billiger Marken bis zu 1 Fil (etwa $1^1/_2$ Kopeken) und die bessere Beförderung der Postsachen zu Wasser und zu Lande sind die Hauptbedingungen hierfür.

10. Die Monopolisierung des Opiums

erscheint als das sicherste Mittel zur Vermehrung der Staatseinnahmen.

Laut der Hafenstatistik sind 1899 59 166 Pikul Opium aus China exportiert worden, die einen Wert von mehr als 50 000 000 Lan darstellen. Wenn der Staat nun den ganzen Opiumvorrat ankauft und ihn mit einem Zuschlag von 20 % gegen den Marktpreis an die Großhändler verkauft, so fließen in die Staatskasse 10 000 000 Lan und nach allen Spesen bleiben immer noch 7 Millionen Lan. Nach ein, zwei Jahren könnte ein neuer Preiszuschlag erfolgen, der die Bevölkerung keineswegs drücken wird. Die Hauptsache wäre jedoch ein Übereinkommen mit England auf Grund einer festgestellten Norm, für die Einführung des Opiums und den chinesischen Vertrieb desselben, der in zwei Jahren etwa nicht die Höhe von 60 000 Pikul überschreiten sollte.

Digitized by Google

11. Die Übersetzung ausländischer Werke

ist das unentbehrliche Mittel, um in den Geist der fremden Kultur einzudringen. Durch die Gesandten und Attachés, durch Studenten und Gelehrte können die Übersetzungen am besten hergestellt werden und die maßgebenden chinesischen Staatsmänner weisen auch hierin auf Japan hin. Dort, meinen sie, findet sich sowohl das erforderliche ausländische Büchermaterial, als auch das Gelehrtenpersonal, das die chinesischen Übersetzer zu fördern und zu unterstützen vermöchte.

Auf der Basis all der dargelegten Reformen hoffen die maßgebenden Antragsteller China einer neuen gedeihlichen Kulturphase zuführen zu können.

Friedrich der Große als Kunstmäcen und Gönner der Jesuiten.

Von E. Gagliardi.

Alessandro D'Ancona, einer der hervorragendsten Pfleger der Kunstgeschichte in Italien und Professor der Literatur an der Pisaner Universität, hat einen außerordentlich glücklichen Griff zu verzeichnen. Durch die Bereitwilligkeit der Gräfin Virginia Masini-Ghini, die ihm das Familienarchiv ihres Geschlechtes in Cesena zur unbeschränkten Verfügung gestellt hat, ist es ihm vergönnt gewesen, Auszüge aus dem ungewöhnlich interessanten Briefwechsel zu veröffentlichen, den kein Geringerer als Friedrich der Große mit einem ihrer Ahnherren gepflogen hat.

Der Briefwechsel erstreckt sich von 1763—1786, dem Todesjahr des Königs, und enthält 38 Briefe von der Hand des Königs und an 150 von derjenigen seines Sekretärs De Catt, bezw. seines Privatbankiers Michelet. Er wird von einem Brief De Catts — 4. Dezember 1763 — an den Grafen Vincenzo Masini eingeleitet. Er bedankt sich darin im Namen des Königs

Digitized by Google

für die Zusendung eines Buches — man weiß nicht, ob von ihm selbst, ob von anderen. Da in der Zwischenzeit Graf Vincenzo das Zeitliche gesegnet hat, beauftragt De Catt am 12. April 1764 dessen Schwiegersohn, der den etwas langatmigen Namen Julius Cäsar Bernardini von den Grafen Masini della Massa führt, im Namen des Königs einen Coreggio und einen Giulio Romano ausfindig zu machen. Dies geschieht auch — der Coreggio soll dem König auf 800 Dukaten, der Giulio Romano nur auf 300 zu stehen kommen. Am 29. läßt der sparsame Einsiedler von Sanssouci dem Grafen Masini mitteilen, die geforderten Preise seien ihm zu hoch, was ihn aber nicht hindert, ihn bitten zu lassen, wegen eines anderen Giulio Romano — Jupiter und Leda — mit dem Senator Bovio in Bologna Verhandlungen anzuknüpfen. Für dieses allen Besuchern der Berliner Galerie bekannte Bild will der König sogar 2000 Taler hergeben. Die Freude des königlichen Auftraggebers an Werken berühmter Italiener nimmt mit dem Erfolg sichtlich zu. Am 6. April 65 wünscht er außer den beiden genannten Gemälden auch solche von Tizian, Andrea, Procaccino und Pier da Cortona.

Der Coreggio und der Giulio Romano gelangten schon am 23. Mai in den Besitz des Königs. Er war darob so entzückt, daß er dem Grafen eine Tabakdose mit seinem in Brillanten gefaßten Bild zustellen ließ. In dem Begleitschreiben gibt De Catt der Zuversicht Ausdruck, der Empfänger werde gewiß von dem Geschenk entzückt sein, denn „le portrait est ressemblant; ainsi vous pouvez bien éxaminer ce grand homme". Am 22. September erwirbt der König für 286 Zechinen einen Pier da Cortona, die Verhandlungen behufs Erwerbs weiterer Gemälde werden eifrig weitergepflogen, der ihm zugeschickte Tizian hat jedoch nicht das Glück der Zustimmung des Königs zu begegnen, er findet ihn „von sehr zweifelhaftem Geschmack".

In dem folgenden Jahr kann König Friedrich seine Ungeduld, in Besitz eines „großen Coreggio" zu gelangen, kaum zähmen, er dringt verschiedentlich in seinen aristokratischen Agenten, stellt ihm für den Fall, daß es ihm gelingen sollte, diesen brennenden Wunsch von ihm zu erfüllen — seine Ernennung zu seinem Kammerherrn in Aussicht! Am 20. Oktober 1766 langt ein neuer Giulio Romano „Die Zigeunerin", wahrscheinlich eine gute Kopie des vorzüglichen Gemäldes des Neapolitanischen Museums in Berlin an, der König setzt den Preis auf 800 Zechinen.

Von Berlin aus wird die Aufmerksamkeit des Herrn Grafen

Digitized by Google

auf einen schönen Coreggio gelenkt, der in einem bestimmten Kloster zu Parma zu suchen sei. Der Eifer des Vermittlers scheint die Begierde des Königs nicht ganz zu befriedigen, wenigstens läßt er ihn noch eindringlicher an den „großen Coreggio" ermahnen. Als Entschuldigung für dessen Ausbleiben schickt der italienische Patrizier, dem scheinbar die kaufmännischen Anlagen, denen seine Genuesischen und Florentiner Standesgenossen Macht und Reichtum verdankten, noch im Blute steckten, eine bescheidene Kiste vorzüglichster Trauben. Der König bedankt sich eigenhändig bei ihm — 21. Juli — drückt ihm unumwunden seine Befriedigung aus und setzt hinzu: „je souhaite avoir des occasions de vous en marquer ma reconoissance".

„Die Gelegenheit" war selbstverständlich die Anschaffung irgend eines prächtigen Gemäldes des Lieblingsmeisters des Königs, wie der goldene Schlüssel eines Kammerherrn seiner siegreichen Majestät der Köder war, dem der eitle Italiener, wie so viele seines Schlages unmöglich widerstehen konnte. In Erwartung des heißbegehrten Coreggios bestellt De Catt am 2. Mai resp. 2. August 1767 „zum Schmuck meiner Bibliothek" alte Münzen und alte Bildsäulen, sowie Büsten und Vasen, gleichviel, ob alt oder modern. In einem eigenhändigen Zettel vom 13. September stattet der König seinen schönsten Dank für den ihm dargebrachten Weißwein ab, besonders gut habe ihm der „Levantino" geschmeckt, leider habe der größte Teil der Sendung unterwegs arg gelitten. Am 17. Oktober trifft die fröhliche Botschaft ein, der heiß ersehnte Coreggio sei endlich ausfindig gemacht, der Sieger von Roßbach lehnt ihn jedoch ab — weil zu teuer! Seine Neujahrswünsche versüßt der Graf durch eine Sendung Apfelsinen, dafür heimst er einen neuen Autographen Sr. Preußischen Majestät ein; Se. Majestät bedankt sich, versichert, daß er fortfahren wird „à prendre part à votre conservation, tout aussi qu'à votre contentement"; kommt aber über diese platonischen Redensarten nicht hinaus — über die Ernennung zum Kammerherrn, die ihn tatsächlich beglückt hätte, nicht die leiseste Andeutung.

Januar 1768 trifft wiederum ein Giulio Romano ein, mißfällt aber dem König, dem man auch in dieser Hinsicht es nicht leicht recht machen konnte — die Verleihung irgend eines Dutzendordens setzt jedoch den Grafen über diese neue Enttäuschung hinweg.

Das ganze Jahr 1768 hindurch werden die Verhandlungen

Digitized by Google

über den Parmenser Coreggio weitergeführt, der Mannigfaltigkeit wegen kommen viele Aufträge an Chokolade mit oder ohne Vanille, Essenzen, feinen Seifen und sonstigen Toilettemitteln hinzu, alles, wie es scheint, für Madame De Catt bestimmt — wenigstens bedankt sich diese „chère petite femme“ im August 1769 bei Masini für seine große Liebenswürdigkeit und bittet ihn, sie wegen ihres mangelhaften Italienisch zu entschuldigen.

Für ihren Gemahl waren zweifellos die Doppelflintenläufe aus den damals so beliebten Fabriken von Brescia und Pistoia bestimmt. Dagegen erhält Graf Masini die von ihm für seinen bei dem Kurfürsten von Baiern im Dienst stehenden Bruder gewünschten Empfehlungen umgehend und ebensolche für seinen Sohn, der am päpstlichen Hofe diente. Im Mai 1773 tritt endlich der Parmensische Coreggio gegen 2000 Dukaten die Reise nach Berlin an. Der König ist darüber beglückt. Sein Privatbankier teilt dem Grafen — 1. Januar 1774 — seine Ernennung zum Kammerherrn mit, aber die Sache geht nicht ganz glatt von statten. Man gewährt dem Grafen zwar einen ansehnlichen Rabatt, für Auslagen und sonstige Gebühren muß er sich jedoch gefallen lassen, 200 Dukaten an die königliche Kasse zu entrichten! Ende April gelangt sowohl das betreffende Diplom wie die Insignien des hohen Ehrenamtes — der goldene Schlüssel! — durch den Grafen Algarotti nach Venedig.

Während der übrigen acht Monate des Jahres hat der neugebackene Kammerherr alle Hände voll zu tun, um die zahlreichen Aufträge zu erledigen, die ihm von Berlin und Potsdam aus erteilt werden: der bedeutendste ist wohl derjenige, „einen tüchtigen Konditor für den König zu engagieren“. Dieser findet sich auch in der Person eines gewissen Tamanti, dem man 500 Taler Gehalt gewährt und die Reisekosten ersetzt. Auf das Jahr 1775 fallen nur Bestellungen von Parmesankäse, Trauben und Granatäpfeln. Plötzlich, wie eine Theaterverwandlung, treten die .... Jesuiten an Stelle aller Delikatessen und Schönheitsmittel. Wie gerade der freisinnige Philosoph auf dem preußischen Thron Partei für die Jünger des Lojola ergreifen konnte, ist noch ein Rätsel. In seinen „Voyages en différens pays de l'Europe“ berichtet Pilati vom Hörensagen, der König entschloß sich dazu, aus Verstimmung darüber, daß die Kurie es unterlassen hatte, auch mit ihm über die Aufhebung des Ordens zu verhandeln. Er behauptet, selbst die ablehnende Antwort, die der Jesuitenpater Ricci auf die dringende Aufforderung, sich nach Preußen zu be-

Digitized by Google

geben, die der König an ihn noch vor dem Erlaß der Aufhebungsbulle gerichtet hat, gelesen zu haben. Pilati neigt zu der Ansicht, daß der König aus dem geistigen und materiellen Vermögen des mächtigen Ordens Nutzen für seine Staaten zu ziehen hoffte. Jedenfalls ist der Brief von Belang, mit welchem Friedrich den Grafen Masini wegen der Jesuiten beehrte:

„C'est avec bien de plaisir que J'ai appris par vôtre lettre du 16 d'octobre, vôtre parfait rétablissement, et Je vous sais un gré infini des soins que vous prenés pour exécuter, à Ma satisfaction, la commission, dont Je vous ai chargé. Je ne doute point du succés, puisque vous êtes associé un homme d'un mérite reconnu, et J'attens avec impatience le compte, que vous Me rendrés, des progrés qu'il aura faits, pour obtenir a Mes vues le suffrage du Pape. Sa Sainteté paroit déjà assés disposée a Me l'accorder, et vous M'obligerés de lui faire comprendre que Je lui aurai une obligation éternelle, s'il veut bien seconder par là l'éducation que Je voudrois faire donner à Ma jeunesse de l'Eglise romaine. Sur ce Je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde."

Potsdam, ce 13 de Novembre 1775.

Frédéric.

„Vôtre lettre du 10 de Décembre dernier correspond parfaitement avec les nouvelles, que J'ai reçues immédiatement de Rome, sur la conservation des Jésuites dans Mes états. Je l'ai obtenue sous de certaines modifications, et le cardinal Rezzonico a déjà adressé, par ordre du Pape, les instructions nécessaires, au Suffragant de Breslau. Je ne méconnois point tout ce que Je dois a vos soins, dans cette affaire.

Je vous en conserverai plustôt, un souvenir réconnoissant: et sur ce Je prie Dieu qu'Il vous ait, M le comte Masini de la Massa, en sa sainte et digne garde."

Potsdam, ce 3 de Janvier 1776.

Frédéric.

Viel Licht auf das Verhältnis Friedrichs des Großen zu den Jesuiten wirft folgendes Memorandum, das entweder den Grafen selbst zum Verfasser hatte, oder, was noch wahrscheinlicher ist, ihm von Preußen her zugestellt wurde:

„Es ist dem Heiligen Vater zu eröffnen und zu versichern, daß durch die Erhaltung der Jesuiten in seinen Staaten, wie

Digitized by Google

unten angegeben, Se. Majestät nicht die Erhaltung der Gesellschaft Jesu, sondern die Erreichung bestimmter Zwecke, auf die er unmöglich verzichten kann, im Auge hat. Diese Zwecke sind folgende: Die vornehmste und bedeutendste Aufgabe eines Herrschers war immer und wird es stets bleiben, die Fürsorge für den öffentlichen Unterricht, denn er allein hält die Untertanen zu der Beobachtung der Gesetze an, welche ohne den Unterricht eitel Schall und Rauch sind, in einem Staat, der wie Preußen unter verschiedene Konfessionen geteilt ist, muß der öffentliche Unterricht unbedingt darauf Rücksicht nehmen. Anderthalb Millionen katholischer Untertanen und darüber, die in den alten und neuen Provinzen Preußens leben, zweckgemäß zu lenken, bietet nicht zu übersehende Schwierigkeiten. Dies vorangeschickt, obschon die Gesellschaft Jesu aufgehoben worden ist, darf Se. Majestät keinenfalls zugeben, daß ihre öffentliche Tätigkeit in seinen Staaten aufhört. Letztere bestand vornehmlich darin, die Jugend in der Frömmigkeit und in den Wissenschaften zu unterweisen und das Studium der katholischen Theologie in Ehren zu halten. Dies und nichts anderes bezweckt Se. Majestät und Höchstderselbe will, daß die Genannten darin fortfahren — denn dies ist sein Ziel.

Dies ist so unbestritten der einzige und vornehmste Zweck des gedachten Herrschers, daß er seine absolute Gleichgültigkeit für die Jesuiten und Alles was drum und dran hängt, schon erklärt hat und von neuem erklärt. Möge demgemäß der Namen, die Tracht, ihre Gelöbnisse, ihre Satzungen, geändert werden, wenn nur ihre öffentliche Tätigkeit bestehen bleibt. Die Mittel dazu sind die oben angegebenen. In dieser Weise wird der einzige nennenswerte vorgebrachte Einwand, das heißt, daß „die Jesuiten als ein fester Verband nicht geduldet werden dürfen", beseitigt."

Der Verfasser dieses Memorandum führt auch andere Argumente ins Treffen, so die Notwendigkeit, eine vielverheißende Baumschule, „die Grundlage zu einem sich von selbst immer erneuernden Stamm von Lehrern zu legen. Was könnte man denn an Stelle der Jesuiten setzen? — etwa einzelne Individuen? aber so einen festzusammengefügten Verband durch einzelne Leute zu ersetzen, würde dem Staat eine drückende Bürde auferlegen. Vielleicht durch andere religiöse Orden? aber Se. Majestät kennt keinen anderen Orden, der zu diesem Zweck so geeignet, wie die Gesellschaft Jesu, welche im Verlauf von dritthalb Jahrhunderten

Digitized by Google

in diesem Fach die wertvollsten Erfahrungen gesammelt hat, wäre."

Zum Schluß sei also festgestellt, daß Se. Majestät keinen anderen Zweck als das Wohlergehen seiner katholischen Untertanen und die Befestigung erprobter Einrichtungen in seinen Staaten hat: „daß bei den günstigen Ergebnissen, die das Unterrichtsprogramm der Jesuiten stets aufzuweisen gehabt hat und bei der Schwierigkeit, einen ebenbürtigen Ersatz ausfindig zu machen, Höchstderselbe zu dem Entschluß gekommen ist, die äußere Tätigkeit des Einzelnen, nicht jedoch die Gesellschaft selbst aufrecht zu erhalten; daß das Interesse der Allgemeinheit und auch Sparsamkeitsrücksichten Se. Majestät nötigen, sie als einen sich von selbst ergänzenden Verband, mit den geeignetsten, von dem Heiligen Vater selbst zu bestimmenden Satzungen, und bei der dem heiligen Vater gebührenden Unterwürfigkeit, seinen Staaten zu erhalten.

So wird alles in einer dem Ansehen, den Interessen und der Würde der Kurie entsprechenden Weise geregelt. Sollten endlich in dem gegenwärtigen Augenblick die Umstände so liegen, daß der Heilige Vater diesen, obschon so berechtigten Wünschen nicht gerecht werden könnte, dann (dies sei in aller Diskretion hinzugefügt) wäre Se. Majestät auch damit einverstanden, wenn den Bischöfen im Bereiche seiner Staaten im geheimen die Weisung erteilt würde, den Obliegenheiten der Jesuiten kein Hindernis in den Weg zu stellen, sondern wohlweislich dieselben wie vorher zuzulassen."

Dies so außerordentlich interessante Dokument hat als Anmerkung folgenden Zusatz:

„Der Papst erteilte darauf dem König eine äußerst freundliche Antwort, er sagte darin, das Gesuch entspreche ganz seinen eigenen Wünschen, leider vermöge man nicht immer all das durchzusetzen, was man wünsche und wolle. Se. Majestät werde wohl selbst einsehen, welche Gründe dagegen sprechen. Indessen sei die feste Absicht Sr. Heiligkeit, daß in den betreffenden Staaten die Gesellschaft Jesu auf demselben Fuß, auf welchem sie vor der Aufhebung stand, erhalten bleibe, und daß dieser sein Wille, obschon in einem Privatbrief kund gegeben, ebenso bindend sein solle, als wenn er in einem Breve enthalten wäre. Der König hat diesen Brief den Bischöfen zu ihrer Richtschnur und den Jesuiten zur Beruhigung und zum Trost mitteilen lassen."

Im Mai 1776 zeigt De Catt in dieser Angelegenheit einen Brief des Königs an, in dem Briefwechsel befindet sich leider

Digitized by Google

ein solcher nicht. In einem Zettel vom 15. Dezember bedankt sich der König persönlich „de vos pêches confites et vôtre pommade de Florence". Dann erschlafft der Briefwechsel; schon 1771 teilt De Catt dem Grafen mit, daß die Galerie als fast vollständig anzusehen ist; trotzdem werden immer wieder Verhandlungen für die Erwerbung neuer Kunstschätze gepflogen, am 21. März 1777 gibt der König seine Sanktion für den Ankauf einer „Galatea" von Giulio Romano. Der Gesundheitszustand des Privatsekretärs des Königs, De Catt, hatte sich mit den Jahren immer mehr verschlimmert, er kann nur sehr mühsam schreiben, daher werden die Briefe von Berlin resp. Potsdam immer seltener, jedoch bietet der Graf unbeirrt weitere Erwerbungen an und selbst die immer häufiger werdenden Ablehnungen — „der König ist nunmehr weiteren Ausgaben abgeneigt" (5. Mai 1880) — vermögen seinem Eifer nicht Einhalt zu tun.

Dies trübt die Beziehungen so wenig, daß, als der Herr Kammerherr um die Anstellung seines Stammhalters im preußischen Militärdienst bittet, der König fast umgehend ihm eigenhändig eine bejahende Antwort (24. Mai 1780) zukommen ließ.

Zerwürfnisse, diese unvermeidliche Würze des Lebens, scheinen sich erst später eingestellt zu haben. Graf Mastni schmollt mit De Catt, weil dieser ihm statt des gewünschten Orden pour le mérite das minderwertige Ehrenkreuz verschafft hat. Beteuerungen von ergebener Anhänglichkeit und unveränderlicher Hochachtung spinnen sich trotzdem ruhig weiter, als ob nichts geschehen wäre. Graf Mastni muß jedoch zu dem König Andeutungen gemacht haben, denn sonst wäre folgender Brief unbegreiflich:

„Toute votre lettre du 24 d'avril est une énigme pour moi. Jamais Je ne vous ai supposé la moindre indifférence aux marques de Mon estime. Bien au contraire, Je vous ai toujours consideré comme un homme de mérite, incapable de toute ingratitude, et sensible a Mes attentions. Il ne vous reste donc aucun sujet d'inquiétude légitime: et Je suis bien aise de vous assurer de nouveau, que Mes sentimens pour vous ne souffriront aucune altération: et que je prierai toujours Dieu, avec la même ardeur, qu'Il vous ait en sa sainte et digne garde".

Potsdam, ce 24 de mai 1781.

Frédéric.

Der Graf faßt neuen Mut, neue Anerbietungen, darunter von einem Coreggio, treffen wieder von ihm ein, aber De Catt

Digitized by Google

antwortet (3. Auguſt 1782), „daß der König bei den Manövern in Schleſien den ganzen Tag alle Hände voll zu tun hat, daß er wie ein junger Mann von dreißig Jahren zu Pferde ſitzt und vorläufig an Gemälde gar nicht denkt".

Das Jahr darauf neue Anerbietungen, neue Ablehnungen, dieſes Mal von der Hand des greiſen Monarchen ſelbſt:

„Ce n'est pas maintenant le temps ou je puisse faire l'emplette du tableau, que vous M'offrés dans vôtre lettre du 17 de mai, qui ne fait que M'entrer. Des inondations et d'autres malheurs imprevus, absorbent une grande partie de Mes fonds extraordinaires: et Je ne veux pas différer de vous en prevenir, pour vous épargner la peine de Me l'adresser. En attendant, Je vous remercie de vôtre offre, et prie sur ce Dieu, qu'Il vous ait en sa sainte et digne garde".

Potsdam, ce 18 de juin 1783.

Frédéric.

Mittlerweile iſt der junge Graf Vincenzo Maſini in Berlin angelangt. De Catt verſichert dem Freund, daß er ihn wie ſeinen eigenen Sohn halten werde. An den neuen Ankömmling ſchreibt der König ſelbſt — 29. November —:

„Vôtre lettre de hier, accompagnée de celle de vôtre Père, m'apprend vôtre arrivée ici. J'en suis bien aise, et Je vous attens demain, vers onze heures, pour vous voir et vous parler, priant sur ce Dieu etc.

An den Vater ſelbſt ſchreibt der König nach Ceſena:

„Si vôtre fils marche sur les traces de son Père, et qu'il joigne à une conduite sage, une application infatigable et un zèle non interrompû pour mon service, alors il peut compter sur Ma protection et sur Mes bontés".

Der junge Italiener muß große Beſorgnis für ſein Weiterkommen in Preußen geäußert haben, wenigſtens nach dem untenſtehenden — echt Friedrichſchen — Brief:

„Vous n'avés absolument rien à appréhender des imaginations de vos prétendus ennemis. Je n'en connois point, et je n'écoute jamais la voix de la calomnie et du mensonge. Soyés plustôt entiérement tranquille à ce sujet. Continués vos soins pour bien apprendre l'allemand, et attendés avec patience le moment où je pourrai vous placer dans l'Armée. Sur ce etc.

Potsdam, ce 7 de mai 1784.

Digitized by Google

Der günstige Augenblick ließ nicht lange auf sich warten. Der König benachrichtigt davon mit wirklich königlicher Courtoisie eigenhändig die Mutter seines Protégé — nur die Schulden des exotischen Durchgängers will er nicht bezahlen.

Mad. la comtesse de la Massa Masini. „C'est avec autant de plaisir que d'empressement, que J'ai saisi l'occasion de vous obliger par l'avancement de vôtre fils au régiment de Czetteritz. Ses succès ulterieurs dépendent de son application et de sa conduite. De Ma part il se ressentira toujours du cas, que Je fais de votre famille. Mais l'assistance que vous Me demandés dans vôtre lettre du 28 de septembre dernier, pour payer le 320 sequins, que les negociants Girard et Michelet à Berlin lui ont avancés, ne auroit avoir lieu. Chaque pais a ses us et ses coutumes, et les nôtres sont opposés à de pareils remboursements. Sur ce etc."

Potsdam, ce 19 d'octobre 1784.

Frédéric.

Auch dem Anerbieten des Grafen, der preußischen Militärverwaltung Schwefel zu liefern, ist keine günstigere Auskunft beschieden:

„Vôtre lettre du I. qui vient de M'entrer fournit une nouvelle preuve de vôtre zèle pour mon service, dont Je vous tiens compte. J'ignore cependant encore si j'en puis faire usage. J'ai soumis vôtre proposition à l'examen de ceux à qui elle appartient. Mais Je ne veux pas vous dissimuler, que dans ces sortes de cas, c'est le meilleur marché, qui décide à l'ordinaire de pareilles affaires. Sur ce etc."

Berlin, ce 20 de mai 1784.

Frédéric.

Tags darauf finden wir einen zweiten Brief, der uns zeigt, wie umgehend der König sich persönlich selbst mit Verwaltungsfragen befaßte, und mit welchem praktischen Sinn er ans Werk ging:

„Vous M'avez offert dernièrement de fournir le souffre que nous employons ici. Mais comme il y a du souffre de différentes qualités, tant par la pureté que par la dureté, et qu'on ne peut en juger que par une épreuve de quelques quintaux au moins, vous voudrez bien M'en faire expédier une pareille épreuve. Présentement nous tirons

Digitized by Google

nôtre souffre de la France, au même prix que nous coutoit jadis celui de Venise, qui est très pur et très propre a faire de la poudre à canon. Sur ce etc.

A Berlin, le 21 may 1784.

Frédéric.

Der Graf fand wahrſcheinlich, daß bei dem haushälteriſchen Sinne Sr. Majeſtät der Schwefelhandel nicht viel für ihn abwerfen würde, denn er greift wieder zu den Gemälden zurück, erntet aber von dem König — 4. Januar 1785 — wieder eine Ablehnung.

„Je vous remercie de l'offre des deux tableaux du Corrège et de Jules Romain, dont vous m'avés adressé les desseins à la suite de vôtre lettre du 7 de decembre dernier. Mais vous M'avés oublié de M'informer de leur prix, qu'il faut avoir pour Me décider sur leur emplette".

Zwiſchen den Zeilen dieſes königlichen Schreibens ſchimmert ſchon ein Anflug von Unwillen, es iſt daher nicht zu verwundern, daß, als er von der bevorſtehenden Ankunft des abgelehnten Bildes benachrichtigt wurde, ihm die Geduld riß.

„Le propriétaire des tableaux de Coreggio, de Jules Romain et de Guido n'auroit pas dû précipiter leur expedition. Je ne vous ai demandé dans Ma lettre, que le prix des deux premiers, sans ajouter un mot sur leur envoi, ou que J'avais dessein de les garder. Aussi n'ai-Je encore, dans le moment présent, aucune envie d'en faire emplette au prix, que vous M'annoncés dans vôtre lettre du 19 de fevrier dernier, vû que ma Gallerie en est suffisament pourvue: de sorte que le proprietaire auroit dû attendre Mes ordres, avant de Me les adresser, et s'épargner la peine et les frais de leur transport. Sur ce etc.

Potsdam, de 10 de mars 1785.

Frédéric.

Auf die Beteuerungen des Grafen, die Sendung ſei ohne ſein Verſchulden erfolgt, erwidert der König:

„C'est bien la propre faute du propriétaire des tableaux, que vous M'avés offerts, s'il les a expédié, sans attendre Mes ordres ultérieures: et il n'a qu'a s'enprendre à cette précipitation, des frais de leur retour, au cas qu'ils arrivent effectivement ici. Bien loin donc de mettre cette expedition inattendue à votre charge, J'ai été sensible à l'atten-

Digitized by Google

tion, que vous M'avés eue, de M'en offrir l'emplette, et sur ce je prie Dieu etc."

Potsdam, ce 21 avril 1785.

Frédéric.

Glücklicherweise zerfällt das Ganze in nichts, wie eine Seifenblase. — Die Anzeige der Ankunft des Gemäldes beruhte auf einem Versehen.

„Je suis bien aise d'apprendre, par vôtre lettre du 16 d'avril dernier, que les tableaux en question n'ont pas été expédiés, mais se trouvent encore entre les mains du propriétaire. Il peut aussi en disposer à son gré, n'ayant aucune envie de les voir, et encore moins d'en faire l'emplette. Sur ce etc."

Potsdam, ce 5 de mai 1785.

„Vous n'avés nul sujet de vous inquiéter sur l'expédition supposée des tableaux, dont vous faites mention dans vôtre lettre du I. de ce mois. Je vous ai déjà prévenu, dans ma précédente, qu'il ne restait absolument rien à vôtre charge à cette égard. D'ailleurs elle n'a pas eû lieu: et vous pouvés être très persuadé que cet incident n'apportera aucune altération à Mes sentiments pour vous. Sur ce etc."

Potsdam, ce 23 de juin 1785.

Für die Unwandelbarkeit seiner Huld hier noch ein Beleg:

„J'ai été fort sensible aux témoignages de vôtre reconnaissance au sujet de la permission qu'a obtenue votre fils. Je me félicite de la lui avoir accordée, puisqu'elle vous a rendu si heureux, et qu'elle deviendra sans doute pour lui un sujet d'émulation et d'encouragement. Sur ce etc."

Potsdam, le 25 mars 1786.

Die Erscheinung dieses welschen Edelmannes, halb Vermittler, halb Handelsmann, Diplomat in seinen Mußestunden, wirkt selbst in solcher zeitlichen Entfernung höchst eigentümlich. Schade, daß wir zu besserer Orientierung, zu genauerer Schätzung seines inneren Kernes, keine Auskunft darüber besitzen, ob er dem König alle diese Liebesdienste erwies, ob der König es ihm lohnte, oder ob er, wie es nach seinem Eifer fast den Anschein hatte, seine Rechnung bei den Provisionen fand, die er wahrscheinlich sowohl den Besitzern der Bilder, wie dem König anrechnete. Wie es auch sei, ist Graf Mastini della Massa um die königliche Galerie

Digitized by Google

Berlins ebenso verdient, wie sein Landsmann und Friedrichs Vertrauter Algarotti um die Dresdener. Darüber, daß sie ihre Heimat um so viele Meisterwerke brachten, machten sich beide keine Bedenken.

Unvergleichlich wichtiger wären diese matter of fact Auskünfte, um Einblick in das Innere des größten aller Hohenzollern zu tun, um zu erwägen, ob er das Verhältnis zwischen ihm und dem Grafen als ein rein geschäftliches auffaßte, oder die Bewunderung, die letzterer seiner Person zollte, sich stillschweigend zugute kommen ließ.

Wie dem auch sei, auch aus diesen verblichenen, unter fremden Himmel verwehten Blättern leuchten uns die Hauptzüge des alten Fritz — Geradheit, Sachmäßigkeit, Knappheit — wie sie sich uns von jeher eingeprägt haben, entgegen. Selbst der unstreitbare Hang zu allzugroßer Sparsamkeit, der bei diesen Verhandlungen an den Tag tritt, gereicht ihm zur Ehre, denn er kam ausschließlich seinen Untertanen zugute.

Welche ruchlosen Mittel zur Fortschaffung von Kunstwerken zu allen Zeiten gang und gebe gewesen sind, war ihm gewiß nicht unbekannt, aber an dieser Auffassung, die mit den in Italien heutzutage herrschenden Begriffen schwer in Einklang zu bringen ist, fand damals niemand etwas auszusetzen.

Auch das Eintreten des Königs für die Gesellschaft Jesu mag nach den heut überwiegenden Ansichten nicht ganz am Platz gewesen sein. Es zeugt jedoch von einer religiösen Unabhängigkeit, wie sie in der jetzigen Zeit kaum zu denken ist, und bringt uns den Philosoph von Sanssouci nur noch näher.

Digitized by Google

Zur sittlichen und künstlerischen Würdigung Italiens.

Von Georg Biermann, Florenz.

In feuriger Glut erglühte die Marmorstadt Firenze. Es war die Zeit der untergehenden Sonne. Ich stand hoch oben auf einem der Berghügel; mein Blick folgte voll inbrünstiger Sehnsucht den Silberwellen des Arno; geräuschlos glitten sie dem Meere zu, vorüber an Bauten und Palästen, die das schaurig-schöne Märchen einer Vergangenheit künden. Der Florentiner Löwe an der Wetterstange hoch oben auf dem Quaderturme des Signorienpalastes, der gespenstisch dem blauen Abendhimmel entgegenkletterte, erschien mir wie eine große und bittere Ironie auf den vergänglichen Glanz alles Irdischen, alles Großen und Schönen, jener wilden, stürmenden Prometheuskraft, die in freien Menschenseelen zittert und das Schicksal der Zeiten bestimmt. Armer Marzocco! Einst hatte er Grund, als Symbol höchster irdischer Größe auf Löwentatzen dem Himmel zuzustreben; einst war er Leben spendend, einst gab er verlangenden Herzen, in Schönheit entflammten irdischen Göttern Kraft und Nahrung — einst adelte er schwächliche Kreaturen, um inne zu werden der heiligsten Kraft einer Kultur, die in Schönheit webte und träumte, die ein starkes und herrliches Volk umklammerte in eisernen Banden und ihm das Edelste entlockte, das je fühlende Menschenherzen in frommer Begeisterung geschaffen. — Frühling war wieder, und wie seit vielen hundert Jahren enthüllte Florenz auch an diesem Abend den ganzen Zauber der Natur, an dem sich bis zur letzten Lebensstunde der alte Meister sattgetrunken, der dort drüben von seiner Villa in San Domenico wohl oftmals, erschauernd im großen Künstlerherzen, hinabgeschaut auf diese Märchenstadt, die der Schein der untergehenden Sonne in rotes Blut gebadet, bis es langsam, langsam verblaßte und der weiße Mond am Nachthimmel Silber ausgoß über träumende, dunkle Pinien, über Bergeshänge und Triften, und die eben noch in glühenden Farben nach Leben verlangende Stadt in das gespenstische Weiß der Entsagung kleidete. Wie sie so einschlief die müde Natur, müde vom berauschenden Dufte üppiger Frühlingsblüten, da tauchten Nix und Neck empor, der Waldschrat hüpfte heran, Kentauren und Nymphen begannen zu tanzen —

Digitized by Google

da war ein Leben wieder wach, das seit vielen, vielen Jahrhunderten unter der kalten, berechnenden Formel des Verstandes dort unten eingeschlafen, ein Leben, das wieder Märchen träumte, die im nackten Getriebe des Tages keinen Platz, keine Stätte mehr fanden. In der Dämmerung, wenn es dort in der Großstadt stiller zu werden begann, da wagten sich Kentaur und Nymphen wieder hervor, im nächtlichen Schweigen des Waldes und der Haine, in die man schon seit lange mit roher Axt eingedrungen. Märchen erzählen dem Künstlerherzen die vierschrötigen Gesellen, Märchen, die einstmals nicht Märchen, sondern liebliche Wahrheit waren — und als der plumpe Huf mit Geisterdröhnen die grünen Halme schlägt, da klingt es wie eine bittere Satire auf die traurige Wandlung der Zeit.

In dieser heiligen Frühlingsstimmung erscheint mir die Marmorstadt wie das Symbol des ganzen Landes — wie das Symbol jenes Italien, das mit magischer Kraft die Geschichte von mehr als zwei Jahrtausenden gemacht. Blonde Teutonenrecken, kraftstrotzend, aber unempfänglich den zarten Reizen einer lieblichen Gottesschöpfung, kletterten vor vielen Jahren über die steile Scheidewand der Alpen — ihr nackter unkünstlerischer Sinn war der Schlüssel zu ihrem Verderben. Barbarische Slavenstämme auf niedrigen, sehnigen Rossen sprengten hinunter in das saftige Tiefland des Po und mühten sich, mit Blut und Feuer schaurig arbeitend, die rote Feuersäule des alten Vesuvio zu schauen, eine traurige Ironie auf die nie zu überwältigende Kraft der Kultur. Blut hat dies Land geschaut wie keines der ganzen Welt. Alles ging zugrunde und verdorrte, was den Götterthron ewiger Schönheit mit dem nackten Schwerte des verödeten Verstandes umzustürzen versuchte. Deutsche Kaiser kämpften hier unten und opferten den besten Lebenssaft einer Nation, einem grausen Phantasma gehorchend; denn sie waren unfähig, zu begreifen, daß, um Schönheit und Kultur zu zwingen, man selber schön im Herzen sein und eine weite Seele haben muß, die mitfühlend begreifen und verstehen kann, was unserem kalten, nordischen Geschlecht nicht natürlich, sondern hin und wieder nur unnatürlich anerzogen, zuteil geworden ist. Friedrich II., jene glänzende Herrschergestalt von Palermo beweist es; das war eine Seele, die mitklang mit der italischen, nach ihm kam deutsches Temperament wieder ans Ruder.

Wie die Geschichte der Völker sich weiter entwickelt, wie immer wieder grausig und dämonisch das Zauberwort „Italien“

Digitized by Google

hineinklingt in die traurigen Geschicke ganzer Völker, die Geschichte bleibt eine unerbittliche Prophetin der Wahrheit und sie hat bewiesen, daß Italien im Grunde nur durch Italiener groß und herrlich werden konnte. Jene zarte, feine Kultur, die dennoch nirgends der Kraft entbehrt, für die es bis auf den heutigen Tag außerhalb der Halbinsel leider nur wenig wahres Verständnis gegeben, ist dem teutonischen Mittelverstand, jener platten bäuerlichen Sinnesweise solange verschlossen und unverstanden geblieben, daß es mir scheinen will, als sei der wahre Krankheitskern des spießbürgerlichen deutschen Konservativismus an keinem Beispiele besser zu erkennen als an dem Verhältnis, das ihn von jeher zu dem kulturellen Italien in Beziehung gebracht und das klar und deutlich gerade hier seine Assimilationsunfähigkeit mit großen fremden Kulturen schlagend beweist.

Aber Italien lebt; neben der wundervollsten ehrfurchterregenden Vergangenheit, die überall machtvoll zwingend in die Gegenwart hereinragt, lebt es gleich allen anderen ein modernes Leben, langsam sich erholend von den tiefen Wunden, die ihm sein Schicksal als güldener Parisapfel in der um Glanz und Herrlichkeit geizenden Geschichte der Völker geschlagen. Wenn man an seine ganze alte Vergangenheit zurückdenkt, wird einem klar, welch ungeheuere Lebenskraft trotz und alledem in diesem Lande, in dieser romanischen Rasse verkörpert ist. Kein Achselzucken, kein traurig-stolzes Herunterschauen ist am Platze bei der Beurteilung eines Volkes, das intellektuell schon mehr als einmal der Bezwinger der gesamten westeuropäischen Kultur gewesen ist. Bei der Beurteilung eines Landes, das nach tiefem inneren Zerfall, nach furchtbarer innerer Zerrissenheit durch viele Jahrzehnte hindurch, sich erst seit kaum mehr als dreißig Jahren als geschlossene staatliche Gemeinschaft wieder darstellt, scheint dummdreiste Verachtung von seiten derer, die das Glück haben, einem Volke anzugehören, das in diesen Tagen unzweifelhaft auf der Höhe seiner Entwickelung angelangt ist, am wenigsten angebracht und berechtigt. Die Zahl derer, die heute Italien das volle Verständnis entgegenbringen, das auch seiner modernen Entwickelung gebührt, ist erstaunlich klein im Vergleich zu der Legion deutscher Reisender, die alljährlich in die italischen Gauen herabsteigen, die Vergangenheit suchend; als ob ein Volk, das eine derartige Kultur mit Flammenzeichen in die Welt hinausgetragen, plötzlich tot sein könnte. Meine geringe Erfahrung hat mich mit Bedauern konstatieren lassen, — und ein wahres Wort darf ich an dieser Stelle wohl verkünden

Digitized by Google

— daß vielleicht mehr noch unter den ortseingesessenen und zugewanderten Deutschen jene bäurisch-dumme Erhabenheit dem italischen Lande und den Italienern gegenüber sich breit macht, als unter den Auserwählten, denen es Vermögensverhältnisse und eine tiefe innere Sehnsucht nach dem „gelobten" Lande ermöglichen, für kurze Zeit den heiligen Zauber italischen Himmels und italischer Erde zu schauen. Mit Genugtuung dagegen konstatiere ich anderseits, daß gerade unter den Intelligenten — und ich schöpfe auch hier aus derselben Erfahrung, — eine großzügige objektive Würdigung auch des modernen Italiens, das sich erst langsam, aber doch zusehends entwickelt, seines Volkes und dessen Charakters, seiner Vorbedingungen für eine glückliche Weiterentwickelung seiner modernen Kultur, fast durchweg zutage tritt. Und das freut mich aufrichtig; der anderen Hälfte aber —, Hälfte ist vielleicht viel zu optimistisch geurteilt — die stets das plumpe Schlagwort auf den Lippen führt „ma io sono tedesco!" wollen wir ihren jungenhaften Patriotismus zugute halten, der im eigenen Lande, wie schon der alte Shakespeare trefflich schilderte, mit Radau und Trompeten manchmal Gutes, mehr aber noch Umsturz und Verwirrung wirkt.

Ein Frühlingsabend lagerte über Florenz, als ich von dort oben hinunterschaute auf die leuchtende Marmorstadt. Es war ein Frühlingsabend, der Menschenherzen im Innersten bewegt und in sie den ganzen heiligen Schauer übernatürlicher Schöpfungskraft ausgießt. Ein Land sonnigen Frühlings ist auch heute noch Italien; die goldige Sonne am zitternden Firmament täuscht hinweg über die blutgetränkten Furchen, die eine traurige geschichtliche Vergangenheit in Italiens Erde grub. Wenn das Schlagwort von der künstlerischen Erziehung eines Volkes nicht zur platten Persiflage geworden wäre, ich möchte behaupten, daß das, was die heilige Offenbarung großer Geister in andächtigen und empfänglichen Menschenseelen wirkt, Italien wirkt: Menschsein! Alten Theorien nachfolgend sind im Menschenherzen Böses und Gutes geeint; die Erziehung aber hat zum ureigensten Zweck, daß das Gute endlich das Böse überrage. Ich bin versucht, auf Nietzsche einzugehen, der mit dem Satze „Jenseits von Gut und Böse" plötzlich eine neue, leider oft mißverstandene Ethik in die sittliche Doktrin einführte. Ich will aber bei der Kunst bleiben und ihren erzieherischen Wert in kurzen Strichen beleuchten. Um für Nietzsches Ethik empfänglich zu werden, bedarf es großer, ausgereifter Seelen; die sind aber heute so selten, daß es mir fast

Digitized by Google

scheinen will, als hätte der große Philosoph eine Sysiphosarbeit verrichtet, wenn nicht die Weltentwickelung darauf hinwiese, daß er doch eines Tages Recht behalten würde.

Italien ist das Land der Kunst; nicht nur einer Kunst, die aus gottbegnadeten Menschenhänden hervorging, sondern auch jener übergroßen natürlichen Schöpfungskraft, in der Himmel und Erde sich zu einem einzigen großen Akkorde, zu einer wonnereichen Harmonie verbinden. Kräfte lösen sich aus von diesem Lande, die tief hineingreifen in die menschliche Seele und dort in zarte feingestimmte Saiten schlagen, die im rohen Getriebe des Alltaglebens niemals ertönen. Wie die Sonne sich in blauen Seen widerspiegelt, wie sie die kräuselnden Wellen des Meergestades küßt, wie sie mit unsagbarer Wehmut hinstreift über die Haidefluren der Campagna, wie sie selbst trauernde Pinien zu frohem Leben erweckt und auf Marmorquadern ihre Gluten sammelt, so dringt sie mit ihrem Zauber auch hinein in die verstockteste Menschenseele. Leise erzittern Leidenschaften und Begierden, langsam steigt ein tiefes Sehnen nach lebendiger Schönheit empor und wehmutseufzend steigt die schwache Seele der wirkenden Gottheit entgegen. Darum der Zauber, daß sich sein niemand erwehren kann, daß im güldenen Schein dieser milden Sonne auch das roheste Gemüt zur fühlenden Sanftmut sich wendet. Ja, diese Natur löst die Kräfte aus, die wohl in jedem Menschen schlummern, die aber nur unter dieser Sonne der wahren Befreiung teilhaftig werden. Die echte Poesie gießt der Himmel aus; jene Poesie, die Kunst bedeutet, die innerlich frei macht. Wer mich nicht begreifen mag, der muß die Offenbarung an sich selbst erfahren, um zu glauben. Diese Stimmungswandlung, die der allerheiligste Zauber der Natur in der Menschenbrust bewirkt, hat wohl kein Philosoph in seine Ethik, in seine Theorien hineingezwängt; denn was ich hier verkünden will, ist weiter nichts als die große Religion der Schönheit, jener lebendigen Schönheit, die Charaktere adelt, bei deren Anblick jedes Kleine und Häßliche dahinsinkt wie vom Donnerkeil des erwachten Gewissens getroffen. Nicht was anderen schön erscheint, sei dein ethischer Maßstab, sondern was du selbst in deinem Inneren als schön empfindest, was dich eine im Großen geoffenbarte Natur lehrt. Es ist die Ethik, die dem schon gereiften Goethe das Wunderland Italien enthüllt, eine Ethik, die zugleich in harmonischer Wechselbeziehung zur Ästhetik der Kunst tritt. Darin steckt Italiens Bedeutung zur freien Erziehung des Menschengeschlechtes,

Digitized by Google

daß es, wie kein anderes Land, geöffneten freien Seelen diese unendliche Harmonie zu offenbaren imstande ist. Der große Akkord, der Schöpfung und Kunst verbindet, der innerste Gleichklang zwischen Natur und Ästhetik, er klingt sich hier in nie gehörten wundervollen Tönen aus. Aber um das zu empfinden, muß man keine kleine verstockte Seele haben, man muß sich ganz einwiegen und einlullen lassen vom Zauber der Natur, und wenn von dem ein Hauch ins Herz hineingeströmt ist, dann betrachte man mit dem Auge kindlichster Naivität das, was diese übernatürliche, feine übersinnliche Kraft in adeligen Künstlergenies lieblich offenbart. Beileibe kein Kritizismus! Was Italien uns heute als das Erbe einer großen Vergangenheit in Kirchen, in Straßen und Galerien gibt, ist viel zu erhaben, als daß wir kleine Menschen wagen dürften, ihm mit dem schweißigen Schuleifer, der durch Brillengläser guckt, zu nahen. Zwischen Gelehrsamkeit, Katheder-weisheit und freiem künstlerischen Genießen ist ein so himmelweiter Unterschied, daß nur wenige von denen, die die Kunst zu ihrer Gelehrsamkeit gemacht, heute wirklich noch den befreienden künstlerischen Zug finden, der unbedingt notwendig ist, um ein Kunstwerk wirklich künstlerisch nachempfinden zu können. Es gibt meiner Meinung nach eigentlich nur einen einzigen unter allen modernen Kunstgelehrten, der vollauf diesen großen poetischen Zug besitzt, der das tiefe geistige Augenlicht hat, in dem sich Vergangenes und Erstorbenes lebendig greifbar widerspiegelt, der mit Zauberkraft Totes wieder lebend macht und in seinem gewaltigen eigenen poetischen Genius wundervoll die Geister jener Großen erfaßt hat; der darum so vielfach von zünftigen, zwar tüchtigen, aber doch mehr oder wenig prosaischen Kathedergelehrten angefeindet und verketzert wurde. Das ist Richard Muther, der Bahnbrecher einer neuen und glücklichen Art, fühlend zu schauen. Nur wem das eigene Herz weit geöffnet ist für alle Poesie des sonst so nackten unkünstlerischen Lebens wird dem großen Meister in seiner genialen Art zu folgen imstande sein.

Aber das führt mich ein wenig abseits von meinem eigentlichen Thema. Es gibt auf der weiten Erde kein künstlerischeres Volk, als die Italiener, und kein Volk, das mehr freien Adel im Herzen trüge. Man wird mir schlimme Beispiele entgegenhalten; ich bin darauf gefaßt; denn ich habe sie schon hier zulande aller Orten von deutschen Lippen gehört. Gerade diese wenigen schlimmen Beispiele, die man bei uns nicht müde wird, immer und immer wieder zum Schaden dieser Nation auszubeuten, sind

Digitized by Google

der beste Beweis für meine Behauptung. Denn mir will scheinen, daß gerade daraus jene Empfindung unwillkürlich spricht, die die wenigsten den freien Mut haben, sich offen einzugestehen: Wie kann es nur kommen, daß in einem so herrlichen Lande auch Laster und Verbrechen florieren, die bei uns gang und gebe sind? Noch immer hört man hier den platten Spruch, den irgend ein noch platterer Geist erdichtet: „Italien ist ein Paradies, das von Teufeln bewohnt ist." Gegen solche Banalitäten an dieser Stelle anzukämpfen, würde zu traurig erscheinen.

Da es nirgends Vollkommenheit auf der Welt gibt, gibt es auch hier nichts Vollkommenes. Selbst die glänzende Zeit der „Renaissance" war mehr idealistisch eine Vollkommenheit, als tatsächlich. — Eine heilige Pflicht aber haben Völker und Nationen, kulturell nicht auf dem Alten stehen zu bleiben, sondern weiterzuschreiten in der ideellen Bildung, und das, was das Vergangene an Früchten gezeitigt, zur modernen Fortentwickelung sich zu nutze zu machen; das bedeutet für Italien: die ästhetische Bildung des Menschenherzens. Zum Schönen aufsteigen und sich in seinen Bann nehmen lassen; wer künstlerisch groß und frei zu empfinden gelernt, — und dazu verhelfen einem die aus den Zeiten überkommenen Kunstprodukte, — wird kein beschränkter Geist mehr bleiben; er wird auch an die Dinge des Tages und des Lebens mehr Ästhetik als kalte Verstandesweisheit anlegen. Das wird ein Weg sein, um wirklich brauchbaren Idealismus in das reale Leben einzuführen. An Sonntagen, wenn Museen und Galerien unentgeltlich geöffnet sind, durchschlendere ich gerne die Stätten der Kunst; denn das „popolo grasso" bewegt sich dann dort. Ich beobachte das einfache Mädchen aus dem Volke, wie sein Auge inbrünstig auf den Bildern der quattrozentistischen Künstler haften bleibt, und ich höre, wie der ganze Eindruck, den Tizians Venus in der Tribuna auf den toskanischen Bauern ausübt, sich äußert in den Worten „come bello!" Das Wort „schön" wird wohl nirgends so oft gehört wie hier — es ist der Maßstab, nach dem der Italiener alles beurteilt; daß es keine bloße Phrase ist, beweist am besten der Volkscharakter. Gastfreundschaft, Freundlichkeit, Liebenswürdigkeit, ein bescheidenes, aber sonniges Temperament, das sind die Hauptmerkmale seines Charakters und von diesen dürften wir Deutschen allesamt lernen. Der höchste Maßstab aber der „bellezza" ist gewiß ein Produkt nur der künstlerischen Offenbarung des Landes. Man muß in der Campagna am einfachen Bauerntisch beim leichten Chianti

Digitized by Google

und der unvermeidlichen „Pasta“ gesessen haben, um das zu verstehen. Wie man da über Boticelli oder Michelangelo reden hört, als sei er noch einer von den ihrigen oder eben erst gestorben! Dann glüht es in den Augen und stolz reckt sich die Gestalt empor — „Come bella questa madonna!“ . . . . .

Wie es nur eine Kunstdoktrin, nämlich die der Schönheit gibt, so sollte es nur eine Moral geben und zwar die von der absoluten Schönheit. Was du tuest, sei schön, sei rein, sei wie der Abglanz von dem lieblichen tränenfeuchten Gesichte jener Madonna, die reizende Engel umkosen, sei wie der Strahl der ewigen Sonne, der über klare Bergseen und über die melancholischen Kräuter der Heide hingleitet. Auch die helle Sonne verbirgt ihr Licht an naßkalten Regentagen, auch Sturmeswolken jagen am Firmament und hüllen in tiefes Dunkel die Erde. Aber immer und immer wieder bricht die unvergängliche, nahrunggebende Sonne durch. Wenn du den Zauber reiner Kunst in dich aufgenommen, wenn von ihm ein Fünkchen nur in deiner Seele haften geblieben, wenn du begriffen, daß auch in der Natur schwere Kämpfe vor sich gehen, Gewitter und Sturm am finsteren, unheimlichen Nachthimmel drohen und dennoch beim lieblichen Morgenrot die Sonne wieder durchdringt, dann hast du vielleicht den Maßstab einer höchsten, einer edlen, wahrhaft göttlichen Moral! Lebe in Schönheit! Mittel und Wege aber, um diese Ethik zu verstehen, findet man durch reinen künstlerischen Genuß. Wie die alten Meister auf uns wirken — wie das versunkene Hellas es uns in seiner künstlerischen Hinterlassenschaft zeigt, wie von all diesem unsere lechzende Seele sich gefangen nehmen läßt, so werden wir langsam inne werden einer neuen Religion, die Kunst und Leben miteinander verbindet, der Religion der absoluten Schönheit.

Die Sonne spiegelt sich in den gleitenden Wellen des Arno, die fast unhörbar vorüberfluten an der Märchenstadt Florenz, in der Himmel und Erde sich in bräutlichem Kusse begegnen. Italien ist das gelobte Land, da Natur und Kunst in lieblicher Harmonie ineinander klingen, da Menschsein und Leben nichts anderes bedeutet als Träumen in Kunst und Weben in Schönheit, wo Menschen ausreifen in innerer eigener Erziehung, wo zwei märchenhafte Gestalten uns hinaufführen durchs Purgatorio geläutert zu den seelischen Freuden eines irdischen Paradieses.

Digitized by Google

Hoch!

Sie hausen im Tale, sie bangen und ducken
Sich graulich, und traulich ums Lämpchen sie rucken,
Und schwatzend und schmatzend ihr Bierchen sie schlucken.

Der Windsbraut Krachen,
Sie hören's .... und lachen —
Sind ja so sicher!
Im flachen Gekicher
Die Stunden verwehn,
Bis das Gähnen zu weit ist,
Und endlich es Zeit ist —
Zum Schlafengehn.

Ich steh auf dem Berg, vom Sturmwind umtost:
Mit ehernen Schwingen, was mich bedrückt,
Peitscht er ins Tal, wo gebückt ihr erstickt.

Ich steh auf dem Berg, von der Windsbraut gekost,
Geküßt von peitschenden Fichtenzweigen,
Umtanzt von der Wolken dampfendem Reigen.

Und ich jauchze zum Sturm, der mich jauchzend umgellt,
Und wild ins Tal bricht, ein donnernder Held —
Da schwindet mir weit Eure kleinliche Welt!

Oswald Meyer.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Stand der Assyriologie.

Von Carl Bezold.

Wer vor etwa drei Jahrzehnten sich in Gesellschaftskreisen bewegte, in denen brennende Tagesfragen über die Entwickelung der Philologie und Altertumskunde oder über die wissenschaftliche Auslegung des Alten Testaments zum Gegenstand gelehrter Unterhaltung gemacht wurden, der konnte wohl da und dort auch über Keilinschriften etwas hören. Dem Wissensdurstigen wurde dann etwa auf seine dringenden Fragen berichtet, solcher Inschriften gäbe es eine Menge; sie seien am Anfang des 19. Jahrhunderts von einem Deutschen, namens G. F. Grotefend, entziffert worden; die merkwürdige, aus über 300 keilförmigen Zeichen bestehende Schrift sei eine Kombination von Silben- und Wortschrift, ähnlich der japanischen oder der altägyptischen Hieroglyphenschrift; die Sprache der meisten dieser Inschriften sei das Babylonisch-Assyrische, kurzweg auch Assyrische genannt, eine Schwestersprache des Hebräischen, Syrischen, Arabischen und Äthiopischen, also eine sogenannte semitische Sprache. Freilich sei sehr vieles an der Entzifferung noch unsicher; aber ein ernster Gelehrter, der Kirchenrat und Theologieprofessor Eberhard Schrader in Gießen, habe die Basis dieser Entzifferung geprüft und als durchaus haltbar befunden; die vorderasiatische alte Geschichte und Geographie, Kunst und Kultur werde durch die enträtselten Denkmäler aus Mesopotamien gewaltig bereichert; insbesondere der biblischen Geschichte kämen diese Funde zugute.

Wie anders heutzutage! Systematische Ausgrabungen von vier Kulturvölkern, von Engländern, Franzosen, Amerikanern und in jüngster Zeit auch von uns Deutschen haben die dem ergiebigen Boden des alten Babyloniens und Assyriens im Zweistromgebiet des Euphrat und Tigris enthobenen Sprach- und Kunstdenkmäler — mit der oben geschilderten Zeit verglichen — nahezu verhundertfacht. Die authentische Geschichte der semitischen Babylonier und Assyrer und ihrer Vorgänger, der nichtsemitischen Sumerer, ist bis in Einzelheiten hinein erforscht und beschrieben; die Geographie des alten Westasiens ist zu einem guten Teil wiedererkannt; die Sprache jener Völker wird fast an allen unseren

Digitized by Google

Hochschulen gelehrt und ihre Kultur aufs eifrigste durchforscht und studiert.

Ein Vergleich dieser vorderasiatischen Kultur, die sich weiter zurückverfolgen läßt als irgend eine andere der historischen Menschheit, mit unserer eigenen, mit anderen Worten, eine Untersuchung darüber, inwiefern die durch die Assyriologie vermittelten Erkenntnisse geeignet sind, unser historisches, religiöses und philosophisches Denken, kurz unsere allgemeine Bildung zu beeinflussen, gehört zu den lohnendsten Aufgaben der modernen Altertumskunde.

Am augenfälligsten ist der ungeheure Zeitraum, den die Inschriften eröffnet haben. Schier unendlich weit hinaus über den Zeitbegriff, den wir ehedem mit der Nennung des Trojanischen Krieges oder der Vorstellung von der Gesetzgebung Moses am Sinai verbanden, dehnt eine sichere Kette historischer Überlieferung unser Wissen aus bis ins fernste Altertum. Nicht nur schriftliche Aufzeichnungen der ältesten Priesterfürsten sind noch mit Sicherheit aus der Wende des vierten und fünften vorchristlichen Jahrtausends bezeugt, sondern die mit diesen zusammen gefundenen, gleichfalls mit umfänglichen Inschriften bedeckten Statuen derselben Fürsten, insbesondere eines Gudea aus Tello, lassen eine Vollendung der plastischen Kunst zur Zeit dieser Herrscher erkennen, wie sie nachmals, bis zum Aufblühen der griechischen Kunst, nie mehr wiederzufinden ist. Welch hohe Entwickelungsstufe von Kultur setzt beides, der Gebrauch einer äußerst komplizierten Schrift — deren Entstehung aus einer Bilderschrift noch deutlich erkennbar ist — und die Entwickelung einer in trefflichen statuarischen Arbeiten gipfelnden Plastik voraus! Welche ungeheure Spanne Zeit muß der Menschheit vor dem fünften Jahrtausend zugestanden werden, bis sie jene Literatur und Kunst zu schaffen befähigt war!

Haben auf diese Weise die neuentdeckten Denkmäler unseren geschichtlichen Horizont ungeahnt erweitert, so erregt der Besitz an Wissenschaften und Kenntnissen, die den Babyloniern-Assyrern jetzt mit Sicherheit zugeschrieben werden können, und die Entwickelung ihrer religiösen Ideen samt Mythologie und Kultus nicht minder das berechtigte Staunen einer spätgeborenen Nachwelt. Als Gesetzgeber können die Babylonier im Altertum nur mit den Römern verglichen werden. Ihr Rechtswesen, das auf einer sorgfältig gepflegten Urkundlichkeit der Verträge beruht und aus Tausenden von Kontrakten und kommerziellen Inschriften er-

Digitized by Google

kenntlich ist, läßt sich bis tief ins dritte vorchristliche Jahrtausend hinein verfolgen. Besonderen Nutzen wird die heutige vergleichende Rechtswissenschaft aus der als ein einheitliches Ganze überlieferten Gesetzesammlung von 282 Paragraphen ziehen, die vor zweieinhalb Jahren auf einem Dioritblock entdeckt wurde und das zur Zeit des ersten Königs von Gesamtbabylonien, des berühmt gewordenen Chammurabi (ca. 2200 v. Chr.), geltende Recht enthält. Nicht nur die Untersuchungen darüber, wie weit sich dieses Gesetz, das noch anderthalb Jahrtausende später auf Bruchstücken assyrischer Tontafeln wiederkehrt, in einzelnen Teilen mit der Mosaischen Legislatur berührt, sind für die alttestamentliche Exegese von hervorragendem Wert, sondern die Lehre von der Entwickelung des Rechtsbewußtseins im allgemeinen empfängt hier neues, kostbares Material.

Vielleicht das staunenerregendste, was die neuentdeckten und entzifferten Denkmäler der modernen Kulturwelt gebracht haben, sind die astronomischen Aufzeichnungen, die in umfangreichen spätbabylonischen Inschriften enthalten sind. Jedes Zifferblatt unserer Uhren ist im letzten Grunde babylonisches Erbgut. Die moderne Tageseinteilung in zweimal 12 Stunden, die Teilung der Stunde in 60 Minuten und des Kreisbogens in 360 Grade gehen mit Bestimmtheit auf Mesopotamien zurück. Aber auch zahlreiche Berechnungen von Finsternissen und Sternkonstellationen, die Tierkreissternbilder, die Bestimmung der Mond- und Sonnengeschwindigkeit und die Festsetzung der Jahreszeiten durch die Äquinoktien und Solstitien sind über Griechenland auf Babylon zurückzuführen.

Die Anfänge aller dieser wissenschaftlichen Bestrebungen sind in einer Pseudo-Wissenschaft, der Astrologie, zu erblicken, und Chaldäa, d. h. Südbabylonien, ist mit Recht als die Wiege aller Sterndeutekunst bezeichnet worden. Eine mehr als 20000 Tontafeln umfassende förmliche Bibliothek, die der letzte bedeutende assyrische Großkönig, Aschschurbanipal, der Sardanapal der Griechen, 668—626 v. Chr.) dadurch schuf, daß er von seinen Gelehrten Abschriften aller irgendwie in den verschiedenen Städten seines weiten Reiches auffindbaren Urkunden anfertigen und zu einem großen Ganzen sammeln ließ, — die älteste Bibliothek der Welt*) —

*) Die fünf Quartbände füllende Katalogisierung dieser Bibliothek ist von der englischen Regierung dem Schreiber dieser Zeilen übertragen worden. — Für eine gemeinfaßliche Darstellung ihres Inhalts sei der Leser auf meine Schrift über „Ninive und Babylon" (Bielefeld 1903) verwiesen.

Digitized by Google

enthält die reichen Schätze, auf denen unsere heutige Kenntnis von der babylonischen Astrologie und allen ihr verwandten oder parallel laufenden wissenschaftlichen Errungenschaften der alten Assyrer beruht.

Besonders einer im alten Orient äußerst wichtigen und bis auf unsere Tage währenden Doppelgängerin der Astrologie ist hier zu gedenken — der Omendeutung. Sie nimmt in jener alten Bücherei einen unverhältnismäßig großen Raum in Anspruch. Fast jede Erscheinung am Himmel und auf Erden wurde von den Assyrern als Omen, als gutes oder böses Vorzeichen aufgefaßt, und wenn heutzutage Abergläubige — und wieviele sind deren! — sich scheuen, beim ersten Morgenausgang einer alten Frau zu begegnen, oder einer schwarzen Katze, die über den Weg läuft; wenn sie bestimmte Tage des Monats als Unglückstage fürchten, aus Träumen Schlimmes ahnen und gar zu einem Traumbuch greifen, — dann folgen sie einem Zug der menschlichen Natur, der, geschichtlich betrachtet, in letzter Instanz auf babylonische Afterweisheit zurückzuführen ist, wie sie in Sardanapals Bibliothek in Hunderten, ja in Tausenden von Bruchstücken von sorgfältig angeordneten, zu Einheiten, also zu „Büchern" zusammengefaßten Tontafeln die Bemühungen der alten babylonischen Priester, der Zeichen- und Traumdeuter, erkennen läßt. Man wird schwerlich fehlgehen, wenn man nun auch alle astrologischen Aufzeichnungen derselben Priester als analoge „Vorherdeutungen" erklärt, nur mit dem Unterschiede, daß in diesem letzteren Falle das Beobachtungsmaterial nicht auf Erden, in der nächsten Umgebung des Menschen, gesucht ward, sondern in der Luft, bei Wind und Wolken, im Gewitter und am gestirnten Himmel.

Mit diesen Beobachtungen hängen aber — und deshalb müssen wir ihnen auch heute noch so große Bedeutung zuschreiben und in so reichem Maße unsere Beachtung schenken — alle chaldäischen Wissenszweige und hängt vor allem auch die gesamte babylonisch-assyrische Religion zusammen. Von Baum-, Quell- oder Steinkult, also von Fetischismus oder Totemismus im engeren Sinne, und von Ahnenkult haben sich aus Babylonien keine nennbaren Spuren erhalten; alles religiöse Denken, jede Konzeption übernatürlicher Wesen geht vielmehr dort im letzten Grunde auf Wind-, Wetter- und Gestirnbeobachtung zurück; die babylonische Religion ist, soweit bis jetzt bekannt geworden, die eminenteste Astralreligion des asiatischen Altertums.

Digitized by Google

Unter diesem Gesichtswinkel darf ein Überblick über den Inhalt von Sardanapals Bücherei, die alle Literaturzweige mit Ausnahme des Dramas und einer musikalischen Literatur umfaßt, mit der größten Aussicht auf verständnisvolles Eindringen in den Gehalt dieser Schätze versucht werden. Vor allem die babylonische Medizin erweist sich bei einer solchen Betrachtungsart als völlig von religiösen Vorstellungen abhängig. Schon die Horoskope bei der Geburt eines Fürsten, Würdenträgers oder eines gewöhnlichen Sterblichen sind aufs innigste mit der Beobachtung von Gestirnkonstellationen verquickt. Die Heilmittel vegetabilischer oder animaler Natur stehen nach babylonischer Anschauung, wenn die bisherigen Forschungen nicht trügen, unter dem direkten Einfluß gewisser Sterne und der sie beherrschenden astralen Gottheiten, und „Kopf"- und Geisteskrankheiten werden bösen Dämonen, Hexen und Spukgeistern zugeschrieben (wie z. B. der noch in Goethes Walpurgisnacht wiederkehrenden biblischen Lilith mit „ihren schönen Haaren"), die ihrerseits wiederum eng mit den Licht- und Nachtgottheiten zusammenhängen. Hunderte von Beschwörungs- und Zauberformeln sind zur Abwehr solcher böser Geister, zur Entzauberung Besessener, vom Fieber oder von der Abzehrung Ergriffener aufgezeichnet; Gebete und Hymnen, Psalmen und Liturgien lassen auf ein ausgeprägtes Sündenbewußtsein und auf die Auffassung der Krankheiten als göttliche Strafen schließen; umfangreiche Sammlungen von Opfer-Ritualien und religiösen Zeremonien vervollständigen das Bild, das die assyriologische Forschung in den letzten Jahrzehnten von der um die Mitte des 7. Jahrhunderts v. Chr. in Mesopotamien betätigten Religion gewonnen hat. In eine besonders bedeutungsvolle Beleuchtung wird dieses Bild aber erst dadurch gerückt, daß nachweislich die meisten dieser Gebete und Beschwörungen, dieser Riten und Kultformen unmittelbar auf jenes oben genannte, uralte nichtsemitische Kulturvolk, die Sumerer, zurückzuführen sind. Die babylonischen Semiten müssen sie bei ihrer Einwanderung nach Mesopotamien, die bis jetzt historisch noch nicht näher festzusetzen ist, dort vorgefunden und übernommen haben. Die religiösen Gesänge und sonstigen Aufzeichnungen der Sumerer wurden als heilige Schriften von den Babyloniern-Assyrern rezipiert und die im Aussterben begriffene sumerische Sprache schulmäßig überliefert, etwa so, wie in den ersten christlichen Jahrhunderten das Hebräische, und noch im Mittelalter das Lateinische. Während aber in diesen zum Vergleich herangezogenen Fällen eine kontinuier-

Digitized by Google

liche Tradition die Kenntnis ausgestorbener Sprachen der heutigen wissenschaftlichen Forschung vermittelte, war seit dem völligen Untergang auch der babylonisch-assyrischen Sprache eine Jahrhunderte breite Kluft zwischen altsumerischer und moderner Kultur vorhanden.

Diese zu überbrücken hätte unsere Entzifferungskunst allein vielleicht niemals vermocht. Gerade hier aber kamen den Entzifferern des 19. nachchristlichen Jahrhunderts die assyrischen Philologen zu Hilfe, die sich dritthalbtausend Jahre früher um die Erhaltung des Verständnisses der sumerischen Sprache verdient machten: denn eben die Assyrer schufen zu jenen sumerischen heiligen Texten interlineare assyrische Übersetzungen, legten Zeichen- und Wortlisten an, kommentierten astrologische Werke und religiöse Aufzeichnungen, und überlieferten auf diese wunderbare Weise der heutigen orientalischen Philologie als kostbares Vermächtnis den Schlüssel, der die Pforten zu dem Schatzhaus sumerischer Weisheit wieder öffnete. Das Studium dieser philologischen Überreste der babylonisch-assyrischen Literatur, die durch viele Hunderte von Tafeln und Tafelfragmenten in Sardanapals Bibliothek vertreten sind, nimmt schon heute in der Assyriologie einen breiten Raum ein; aber ungleich mehr bleibt hier noch zu tun, um immer tiefer in die Rätsel der ungemein schwierigen, mit Wortideogrammen durchsetzten Keilschrift einzudringen. Es ist ein Zeichen weiser Umsicht, daß es sich seit den letzten Jahren die Verwaltung der ägyptisch-assyrischen Abteilung des britischen Museums zu London angelegen sein läßt, gerade die philologischen Teile der dort verwahrten alten Bibliothek in ihrem ganzen Umfang allgemein zugänglich zu machen.

Wie wichtig die Wiedererstehung dieser vorderasiatischen Kultur für den Historiker und Geographen, für den Erforscher der Geschichte der vorhippokratischen Medizin, den Astronomen und den Religions- und Kulturhistoriker im allgemeinen schon jetzt geworden ist, und daß wir von den eifrig fortgesetzten Grabungen auf mesopotamischem Boden auch in der Zukunft noch kostbare Funde erhoffen können, dürfte aus den vorstehenden Andeutungen zur Genüge erhellen. Die assyriologische Wissenschaft wäre trotz alledem aber wohl niemals derartig in den Vordergrund des höchsten Interesses gerückt worden, wo sie heute steht, wäre nicht ihre innige Beziehung zur Geschichte und Religion des Alten Testaments mehr und mehr erkannt worden, hätten nicht eine Reihe von assyriologischen Entdeckungen mit unabweis-

Digitized by Google

barer, folgerichtiger Notwendigkeit die Erkenntnis gezeitigt, daß die alttestamentliche Exegese ohne Berücksichtigung der Resultate der Keilschriftforschung nicht mehr auskommen, nicht mehr leben kann.

Dem engeren Kreise der alttestamentlichen Gelehrten ist diese Erkenntnis längst nichts Neues mehr: hatten doch schon die ersten Entzifferer der Keilschrift die Geschichte der Könige Sanherib und Asarhaddon, eines Sargon und Merodachbaladan auf den assyrischen Denkmälern wiedergefunden und mit den entsprechenden Nachrichten der Bibel verglichen; hatte doch gerade der eingangs dieser Zeilen genannte Theologe Eb. Schrader schon im Jahre 1872 ein grundlegendes Werk über „Die Keilinschriften und das Alte Testament" veröffentlicht, das vor Jahresfrist in dritter Auflage erschien, und auch in dieser — wenigstens in seinem zweiten Teil — als zuverlässiger Führer durch das Chaos der Entzifferungsversuche gelten darf.

Welches sind nun die religionsgeschichtlich bedeutungsvollsten Zusammenhänge zwischen Keilinschriften und Bibel? Haben wir ernste Gründe, unsere bisherigen Anschauungen von der letzteren wesentlich oder doch in Einzelheiten zu ändern? Bestätigen die Inschriften längstgewonnene Wahrheiten oder erschüttern sie dieselben?

Eine Beantwortung dieser Fragen muß zunächst davon ausgehen, daß die biblische und die keilinschriftliche Literatur von Grund aus verschiedener Natur sind. Im alttestamentlichen Kanon eine bewußt zu einer Einheit zusammengefaßte Anzahl mehrfach aneinander gereihter und überarbeiteter Quellen, deren Ganzes den Anhängern zweier Glaubensbekenntnisse als das Buch der Bücher, als Thora und Bibel, gilt. In den Inschriften auf königliches Geheiß verfaßte, den Stempel allgemeiner Glaubwürdigkeit tragende Geschichtsurkunden, die noch während der Regierungszeit der in ihnen genannten Könige abgefaßt sind, — und daneben eine zeitlich und räumlich in buntem Durcheinander abgefaßte, zu einem großen Teil im 7. vorchristlichen Jahrhundert vereinigte, vielleicht teilweise auch redigierte, Sammlung dessen, was hochgebildete Priester jener Zeit an altererbten religiösen Gedanken, Riten und Kultgebräuchen, an astrologischem, medizinischem und philologischem Wissen niederzuschreiben gezwungen wären oder der Mühe wert fanden. Daß der Inhalt der beiderseitigen Quellen sich nur gelegentlich berühre oder decke, war zu erwarten und hat sich vollauf bestätigt. Es muß aber als

Digitized by Google

eine durchaus einseitige Betrachtung der babylonisch-assyrischen Denkmäler bezeichnet werden, wenn man für unsere heutige Formierung der Kulturgeschichte nur an die Bibel Erinnerndes aus ihnen lernen wollte. In dieser Beziehung kann ein gründliches Studium gerade von Sardanapals Bibliothek am ehesten die wahre Wertschätzung der keilinschriftlichen Nachrichten erzielen: wir werden kaum fehlgehen, wenn wir behaupten, daß nur etwa der zehnte Teil dieser Bibliothek sich mit dem Inhalt des Alten Testaments auch nur einigermaßen berührt.

Ist aber einmal dieses ungemein wichtige Moment für eine sachgemäße Beurteilung des heutigen Standes der Assyriologie richtig erfaßt, so wird man allerdings bekennen müssen: in dem wenigen, worin in der Tat Bibel- und Keilschriftforschung Hand in Hand gehen, hat sich schon jetzt die letztere als eine ganz hervorragende Hilfswissenschaft der ersteren erwiesen.

Besonders die babylonisch-assyrischen Mythen und Epen sind es, die in den letzten Jahrzehnten durch immer neue Funde die Aufmerksamkeit der Exegeten in Anspruch genommen haben. Seit 1872 ein englischer Beamter am britischen Museum, George Smith, das erste Fragment der babylonischen Sintflutsage scharfsinnig erkannte, ist diese und sind ähnliche Legenden in einer Reihe von Tontafeln entdeckt, und heute durch wörtliche, zumeist deutsche Übersetzungen allgemein zugänglich gemacht worden. Gerade der genannte Flutbericht aber, der als Episode eines zwölf Gesänge umfassenden Epos erscheint, sowie der auf sieben Tafeln niedergeschriebene babylonische Schöpfungsbericht enthalten eine solche Menge von Einzelzügen, die unter allen Flut- und Schöpfungssagen der Erde nur in den betreffenden biblischen Berichten wiederkehren, daß es nicht länger zu bezweifeln ist, daß entweder die beiderseitigen Berichte auf eine gemeinsame Quelle zurückzuführen seien, oder daß der eine von dem anderen abhängig sei. Nun ist aber aus dem Lokalkolorit des babylonischen Berichtes, das sich in Israel kaum erklären würde, sowie aus einigen anderen Umständen der geradezu zwingende Beweis erbracht worden, daß sich nur bei der Annahme einer Entlehnung der biblischen Erzählung aus der babylonischen die beiderseitigen Berichte befriedigend erklären lassen; die biblische Sintflutgeschichte ist demnach sicher als ursprünglich babylonische Sage anzusprechen, mag letztere auf ein wirkliches Ereignis eines gewaltigen Zyklons zurückgehen oder astralen Ursprungs sein. Und in ähnlicher Weise, wenn auch noch nicht über alle Zweifel erhaben, wird eine

Digitized by Google

babylonische Mythenwanderung für die Entstehung des alttestamentlichen Schöpfungsberichts angenommen werden müssen. Es ist sogar nach dem Gesagten durchaus nicht unwahrscheinlich, zurzeit aber freilich noch nicht durch Beweise zu erhärten, daß auch noch andere babylonische Mythen, wie z. B. die über den Verlust der Unsterblichkeit eines Menschen, im Alten Testament einen Widerhall gefunden haben; daß aber etwa auch der biblische „Sündenfall" — und zwar in einer bildlichen Darstellung auf einem Siegelzylinder — Erbgut einer babylonischen Legende sei, ist zunächst am besten selbst noch in das Bereich der Legende zu versetzen.

Jedenfalls weisen die obigen Ausführungen auf eine geschichtliche Berührung der Babylonier mit den Israeliten hin, und zwar in einer Zeit hohen Altertums, an die die historisch kontrollierbaren Aufzeichnungen des alttestamentlichen Kanons auch nicht im entferntesten heranreichen. Auch in dieser Beziehung haben neuere und neueste Keilschriftfunde ein Licht über Israel und seine Einwanderung nach Kanaan ausgegossen, dessen Kunde uns wie die von der Entdeckung einer neuen Leuchtkraft anmutet. Aus der verschollenen Residenz des ägyptischen Königs Amenophis IV., dem heutigen Fellahendorf Tell-el-Amarna, halbwegs zwischen Memphis und Theben, wurden vor sechzehn Jahren dritthalbhundert mit Keilschrift bedeckte Tafeln nach Berlin, Kairo und London verbracht, die die Korrespondenz vorderasiatischer Würdenträger mit dem genannten Pharao und seinem Vorgänger Amenophis III. enthalten: Briefe aus den aus der Bibel bekannten altkanaanäischen Städten, darunter fünf aus Jerusalem, aber auch solche von babylonischen Fürsten, aus denen unzweifelhaft hervorgeht, daß im 15. vorchristlichen Jahrhundert ganz Westasien unter der Oberhoheit Ägyptens stand. Zweierlei Umstände verleihen dieser einzigartigen Korrespondenz besonderen Wert für die biblische Geschichte: die Angabe auf einigen dieser Tafeln, daß räuberische Nomadenhorden, die den kanaanäischen Städtebewohnern feindlich gegenüberstanden, den Namen „Chabiri" führten, ein Name, der sich zwanglos — wenn auch nicht zweifellos — mit den „Hebräern" des Alten Testaments in Verbindung bringen läßt; und ferner die Tatsache, daß die babylonische Sprache, in der fast alle diese Briefe verfaßt sind, damals internationale, diplomatische Verkehrssprache zwischen dem ägyptischen Hofe und den Fürsten der verschiedenen Völkerschaften Westasiens war. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß damit auch der Lauf der Kanäle

Digitized by Google

wieder entdeckt ist, durch die gewisse Kulturelemente, vielleicht auch jene Sintflutmythe und andere, von Babylonien nach Kanaan und weiterhin zu den Israeliten geleitet wurden.

Mit diesen Mutmaßungen stehen wir aber zur Stunde an den Grenzen unserer Erkenntnis. Abrahams Zeit, die in diesen jüngsten Tagen wiederholt auf Grund einiger unbewiesener Namensgleichungen mit der des ersten Babylonierkönigs, Chammurabi, in Verbindung gebracht wurde, ist noch keineswegs zu bestimmen; der Schleier über der israelitischen Königsgeschichte ist durch die Inschriften noch nicht gelüftet, die Geschichte und Kultur der vorhebräischen Kanaanäer durch die babylonischen Quellen trotz mancher gegenteiligen Behauptungen noch nicht weiter erhellt. Verheißungsvoll aber und lockend zur Erweiterung jener Erkenntnisgrenzen ist das schon jetzt in der ernsten Arbeit eines halben Jahrhunderts Erworbene. Wenn auch die Assyriologie wieder zurücktreten sollte vom Geräusch öffentlichen Meinungsaustausches, vom Kampfplatz der Eintagsdebatte mit dem Feldgeschrei „Babel-Bibel", — und gewiß soll sie dies! — so wird sie doch genug Luft und Licht zu ihrem Gedeihen finden: die Luft der Hörsäle, das Licht der Museen und des Studierzimmers. Dort möge sie auch fernerhin wachsen und blühen zum Ruhme deutscher Wissenschaft!

Ein Prozeß als Wendepunkt in der Medizin.

Von E. Sokal.

Vor ungefähr vierzig Jahren fand in einer größeren Stadt Italiens ein Prozeß statt, der unerwarteterweise eine sensationelle Wendung nahm. Ein Bedienter war angeklagt, seinen Herrn vergiftet zu haben, und das Gift, welches, wenn auch in ganz geringfügiger Menge, in der Leiche nachgewiesen werden konnte, entsprach in seinen Wirkungen, wie es schien, vollständig der Gruppe der Alkaloide. Das gerichtsärztliche Gutachten wurde jedoch, da der sonstige Indizienbeweis zu schwach war, an die Fakultät geleitet, und zum größten Erstaunen der ärztlichen Welt

Digitized by Google

entschied der Chemiker Selmi, daß das vorliegende Alkaloid kein künstlich in den Körper gebrachtes Gift, sondern ein Zersetzungsprodukt der Leiche sei. Der Angeklagte wurde daraufhin freigesprochen.

Dieser Prozeß war berufen, eine denkwürdige Rolle in der Geschichte der Medizin zu spielen. Durch Selmi war hiermit zum ersten Male festgestellt worden, daß Alkaloide nicht bloß als Produkte des pflanzlichen, sondern auch des tierischen und des menschlichen Organismus auftreten können. Unter besonderen, wenn auch allerdings höchst seltenen Umständen, so z. B. bei tiefgreifenden Ernährungsstörungen, können sogar, wie Selmi zeigte, ohne das Eindringen von Bakterien die von ihm so genannten Ptomaine im lebenden Organismus sich bilden und auf diese Weise Vergiftung durch Erzeugnisse des eigenen Stoffwechsels veranlassen. Diese Tatsache wirft ein überraschendes Licht auf den Stoffwechsel des Lebens. Ptomaine sind nämlich Stoffe, welche aus dem Eiweiß nur durch tiefgreifende Sauerstoffentziehung hervorgehen können, während der physiologische Stoffwechsel der Tiere hauptsächlich eine Sauerstoffaufnahme ist. Liegt da nicht die Vermutung nahe, daß jene erschöpfenden Ernährungskrankheiten dadurch ihre vernichtende Wirkung ausüben, daß sie den Organismus sauerstoffarm machen, etwa die Zellen der Fähigkeit berauben, die nötige Menge Sauerstoff an sich zu reißen?

In der Regel erfolgt jedoch die Bildung von Ptomainen unter der Einwirkung von Bakterien. Brieger gelang es in einer ganzen Reihe von Fällen, aus den Kulturen der Bazillen die Ptomaine in chemisch reinem, kristallisiertem Zustande darzustellen. Die Giftigkeit mancher von diesen Körpern ist eine geradezu phantastische; in tausendfacher Verdünnung ist eine ganz geringfügige Menge davon imstande, ein Tier zu töten. Bei gewissen Infektionskrankheiten, wie z. B. dem Starrkrampf, kann es wohl auch keinem Zweifel unterliegen, daß durch die Ptomainvergiftung der Charakter der Krankheit bestimmt wird. Durch ihre Stoffwechselprodukte greifen die Bakterien den Organismus an, der sich nun mit größerem oder geringerem Erfolg zur Wehre setzen kann. Aber soviel steht jedenfalls als Ergebnis dieser Forschung fest: dieser Kampf ist ein Kampf mit chemischen Waffen.

Haben wir es nun wirklich mit einem Kampfe zu tun? Oder ist dieser Ausdruck nur eine (in wissenschaftlichen Dingen fast immer unglücklich gewählte) Metapher, welche uns den in seinem Wesen rätselhaften Vorgang versinnbildlichen soll? Was ist jene

Digitized by Google

„Naturheilkraft", die so lange Zeit allmächtig unsere medizinischen Systeme beherrschte und später ebenso allgemein als ein mystischer und inhaltsleerer Begriff verschrieen und geächtet wurde? Ist sie nichts anderes als in jedem Fall gleichsam das zufällige Ergebnis aller der Erhaltung des Organismus günstigen Momente? Aber worauf beruht dann die Beständigkeit, mit der sie jedesmal in Wirkung tritt? Wenn eine Bakterieninvasion einmal stattgefunden hat — und wir wissen, daß sie tatsächlich fast jederzeit bei jedermann stattfindet — wodurch wird dann in vielen Fällen ihre Ausbreitung gehindert, ihre verderblichen Folgen im Keime erstickt oder ihnen doch frühzeitig ein Ziel gesetzt?

Auf diese Frage, gewissermaßen die Grundfrage der Medizin, lautete die Antwort zu verschiedenen Zeiten höchst verschieden. Man suchte lange Zeit (es war dies das letzte Opfer, das den Manen der „Humoralpathologie" gebracht wurde) die Ursache für dieses Verhalten in der chemischen Beschaffenheit des Blutes und der Gewebesäfte. Der eingedrungene Bazillus nährt sich ja als Parasit vom Organismus; trifft er auf einen chemisch günstigen Nährboden, so sollte seine Entwickelung eine üppige, also für den Wirt verderbliche sein. Ist dem nicht so, so wird er aus dem Organismus wie jeder andere Fremdkörper entfernt. Er verursacht dann nur etwa eine Entzündung, aber nicht eine eigentliche Infektion. Die Sache schien höchst einfach zu sein, und in der Tat läßt sich eine Menge bekannter Tatsachen unter diese Hypothese einreihen. Es ließ sich in einer ganzen Reihe von Fällen der Nachweis führen, daß das Blut von Tieren, die gegen eine bestimmte Krankheit immun sind, Stoffe enthält, die den betreffenden Krankheitserregern verderblich sind. Diese Beobachtung wurde zum Ausgangspunkt der Arbeiten über künstliche Immunisation; und die moderne Serumtherapie, unter deren Zeichen jetzt die Medizin steht, ist die Frucht dieser Forschungen.

Nichtsdestoweniger unterliegt es keinem Zweifel mehr, daß diese Theorie nicht der Wahrheit entspricht, d. h. daß sie jedenfalls nicht die ganze Wahrheit ist. Analoge Erscheinungen aus dem Gebiete der normalen Physiologie haben zuerst die Aufmerksamkeit darauf gelenkt, daß das Rätsel viel tiefer zu suchen ist.

Untersuchungen von Haidenhain zeigten, daß die Ausscheidungen weder aus physikalischen noch aus chemischen Momenten genügend erklärt werden können, daß sie eine Lebensfunktion der betreffenden Zellen seien. Runeberg wies durch seine Experimente nach, daß selbst die Durchseihung von Eiweiß durch die Blutwandungen

Digitized by Google

nicht einem gewöhnlichen physikalischen Filtrationsprozeß vergleichbar sei, während ähnliche Tatsachen für die Auffaugung der Nährstoffe schon früher durch Neumeister bekannt geworden waren. All dies deutete darauf hin, daß auch bei den pathologischen Prozessen die Dinge wohl nicht so einfach liegen dürften, zumal zahlreiche Ausnahmen sehr bald in die ursprünglich gefundenen „Gesetze" eine Bresche legten.

Da trat der russische Forscher E. Metschnikoff mit einer neuen Theorie auf. Jeder infektiöse Krankheitsprozeß soll nach ihm ein wirklicher Kampf des Organismus mit seinen unsichtbaren Feinden sein. Eine bestimmte Gruppe von Körperzellen, die von ihm so genannten „Phagocyten", zu welchen besonders die weißen Blutkörperchen und gewisse Bindegewebszellen gehören, soll nach Metschnikoff bestimmt sein, diesen Kampf zu führen. Die Phagocyten greifen die Bakterien an, verschlingen und töten sie. An mikroskopischen Präparaten aus frisch erkrankten Geweben sieht man zahlreiche solche Zellen mit halb oder ganz verschlungenen Bakterienleibern und die verschiedene Färbbarkeit der letzteren mit Anilinfarbstoffen beweist uns, daß sie nicht mehr in lebendem Zustande sind. Auf den charakteristischen Anblick solcher Präparate hin konnte Metschnikoff sogar Prognosen begründen. Es gelang ihm fernerhin zu zeigen, daß alle Umstände, welche die Tätigkeit und Beweglichkeit der weißen Blutkörperchen herabsetzen, auch die Widerstandskraft des Organismus infektionären Einflüssen gegenüber vermindern.

Der Kampf ist also, wie bereits oben angedeutet wurde, ein Kampf mit chemischen Waffen. Diese Waffen selbst sind in neuester Zeit allem Anscheine nach gefunden worden. Sowohl die weißen Blutkörperchen wie auch die anderen Phagocyten sind äußerst zellkernreiche Gebilde, und in dem Zellkern hat A. Kossel eine Substanz, die Nucleinsäure, gefunden, die eminent bakterientötende Eigenschaften besitzt. Nucleinsäure und Bakteriengifte — an der Erforschung des Aufbaues und der Eigenschaften dieser Körper hängt die Zukunft der pathologischen Chemie!

Aber schon durch die gegenwärtigen Errungenschaften der Forschung sind unsere pathologischen Kenntnisse und Anschauungen gewaltig revolutioniert worden. Die von Cohnheim entdeckte Tatsache, daß bei der Entzündung massenhafter Austritt der weißen Blutkörperchen aus den Gefäßen stattfindet, gewinnt durch die Metschnikoffsche Theorie eine neue Beleuchtung. Und abermals sind es scheinbar fernabliegende Beobachtungen, durch welche

Digitized by Google

unsere Einsicht auf diesem Gebiete am meisten gefördert wurde. Dem Botaniker Pfeffer fiel zuerst die Tatsache auf, daß manche chemische Stoffe, wie z. B. Äpfelsäure auf pflanzliche oder tierische Zellen direkt als Bewegungsreiz wirken, dieselben anziehen oder abstoßen können. Wir nehmen gegenwärtig nach den grundlegenden Forschungen von Leber über die Entzündung an, daß ähnliche Reize auch bei dieser wirken und daß eben die Bakterienprodukte es sind, welche die Leucocyten zum Austritt aus den Blutgefäßen und zum Kampfe rufen. Zwischen der Fülle von biologischen, chemischen und anderen Problemen, die das Wort „Entzündung" bei uns wachruft und dem klassischen Schema des römischen Arztes: „Calor, dolor, rubor, tumor" liegt eben eine Welt naturwissenschaftlicher Erkenntnis und Gedankenarbeit.

Systematische Volksverdummung.

Von Paul Zschorlich.

Der kulturelle Fortschritt ist von jeher durch eine Zunahme an Wissen bedingt gewesen. Dieses Wissen kann mehr äußerlicher Art sein, dann wird auch der Fortschritt ein mehr äußerliches Gepräge tragen. Elektrizität und Dampfmaschine allein genügen durchaus, eine höhere Kultur hervorzurufen. Aber bisher ist es mehr noch das geistige Fortschreiten gewesen, was man als Kultur zu bezeichnen sich gewöhnt hat. Eine Kultur ist an Elektrizität und Dampfmaschine nicht gebunden. Wer sich in der Geschichte der alten Völker umgesehen hat, weiß das.

Woraus schöpft das Volk, um kulturell vorwärts zu kommen? Man fühlt sich mehr und mehr versucht zu sagen: aus Zeitungen. Für viele ist leider Gottes die Zeitung an die Stelle der Dichter und Philosophen getreten. Das trifft nicht zu für den

Digitized by Google

akademisch Gebildeten, auch nicht für den kleinen Mann, dem Nietzsches Worte „Du sollst dich nicht fort-, sondern hinaufpflanzen" Evangelium sind. Aber für die große Zahl all derer, die gerne mitreden möchten über die Welt und ihre Erscheinungen, und die teils nicht die Muße, teils nicht die Mittel, teils nicht die Energie besitzen, sich ein wahrhaft tüchtiges Wissen anzueignen, für alle diese Menschen mit bestem Willen, aber wenig Können, bildet die Zeitung eine teure Rüstkammer des Geistes. So kann man es erleben, daß gewisse Autoren, die in der literarischen Welt eine minimale oder gar keine Bedeutung haben, gleichwohl Popularität genießen. Welche Verantwortlichkeit ein Zeitungsredakteur zu tragen hat, der einer kritiklosen Menge tagtäglich geistiges Futter streuen muß, ist ebenso leicht zu erkennen, wie die traurige Tatsache, daß mit dieser Verantwortlichkeit oft ein frivoles Spiel getrieben wird, längst erkannt ist.

Das Volk, das geistig nicht stehen bleiben will, — und ein Volk, das diesen Stillstand wünschte, sollte man vom Erdboden vertilgen, — orientiert sich an seinen führenden Geistern. Und so viel Parteien sich auch im allgemeinen Drang nach der Wahrheit bilden mögen, immer wird es doch gewisse Sammelpunkte geben, weil es im Grunde nur ein Ziel gibt: Wahrheit. Wahrheit als Erkenntnis, Wahrheit als Freiheit, Wahrheit als Kunst in tieferem Sinne, stets bedeutet der Fortschritt ein Ablegen von Vorurteilen und eine Verbesserung und Vertiefung des Wissens.

Aber das Wissen an sich ist nicht das Endziel. Es ist schön und heilsam, mit den Lehren eines Kant, eines Goethe, eines Schopenhauer, eines Marx vertraut zu sein. Das Wissen an sich gewährt dem Einzelnen Befriedigung. Aber ein gescheites Volk ist ein Unding. Die praktischen Folgerungen sind und bleiben die Hauptsache. Nicht darauf kommt es an, daß alle von Goethes Lebensweisheit durchdrungen sind, sondern darauf, daß, sobald nur eine Minderheit davon durchdrungen ist, die Tat das Wissen kröne.

* * *

Wenn heutzutage ein Gymnasiast oder ein Lehrling über Goethe ulkt, so bedauert man den Unwissenden oder schlägt ihm hinter die Ohren. Je nach Temperament und Umständen. Wer einmal etwas, und sei es nur wenig, von der Größe eines derer begriffen, die wir Klassiker nennen oder die der Weihe der Be-

Digitized by Google

rühmtheit teilhaftig geworden, der duldet nicht, daß man seine Heiligen mit Kot bewerfe.

So unbedeutend an Geist und Einfluß der Herr Kaplan sein mag, der kürzlich im Verlag von Butzow und Bercker in Kevelaar (die Firma nennt sich „Verleger des Heiligen Apostolischen Stuhles"), ein trauriges Elaborat unter dem Titel „Katholische Selbstvergiftung" veröffentlicht hat, uns Journalisten, die wir jahraus, jahrein für die Aufklärung im Volke arbeiten, fällt es schwer, ja es ist uns unmöglich, diesen Versuch zur Knebelung der Geister nicht dem Urteil vorurteilsfreier Menschen zu unterbreiten, wenngleich er das Totschweigen verdiente. Einen gebildeten Menschen schaudert es, wenn er in dieser Schrift blättert. Will man sich einen Begriff machen, was nach Ansicht des Kaplans Heinrich Falkenberg in Mehlem a. Rh. für katholische Leser Gift ist, so genügt es, nur die Namen unserer besten Schriftsteller zu nennen. Je bedeutender an Geist einer unter ihnen ist, um so wüster poltert Falkenberg gegen ihn. Man ist in Verlegenheit, ob man sich ärgern oder ob man lachen soll über die Ratschläge eines Mannes, der all das Gift, vor dem er seine Lämmer warnt, in sich eingesogen, und dessen geistiger Horizont bei allem Fleiß nicht um eines Haares Breite sich erweitert hat. Auf dem Privatindex dieses falschen Propheten stehen folgende Namen: Zola, Maupassant, Viebig, Sienkiewicz, Rosegger, Frenssen, Anzengruber, Börne, Bürger, Byron, Schiller, Goethe, Dahn, Ebers, Wieland, Voß, Otto Ernst, Ebner-Eschenbach, Pichler, von Polenz, Kleist, Fontane, Freytag, Spielhagen, Storm, Grillparzer, Ibsen, Hebbel, Jensen, Keller, Julius Wolff, Kretzer, Isolde Kurz, Lenau, Marriot, K. F. Meyer, Scheffel, Sudermann, Telmann, Tschechoff.

Eine bunte Reihenfolge, eine Galerie erlauchter Geister, denen die Stiefel zu putzen, für manchen eine zu hohe Ehre wäre. Diese Schriftsteller, die „der Welt etwas von ihrem Schauen offenbarten", verdammt der Herr Kaplan Falkenberg in Mehlem a. Rh. durch die Bank. Er stellt sie als gefährliche, nichtswürdige, aufrührerische Seelenvergifter hin, die den Herzen tiefe Wunden schlagen. Und der Herr Kaplan kommt mit seinem Balsam und heilt all diese Wunden mit frommen Sprüchlein.

In seiner Kaste wird den Herrn Kaplan gerade das, was ihn in den Augen gebildeter Menschen lächerlich macht, heben. Es ist ein Zeichen unglaublicher Toleranz oder Schwachheit des Staates, daß er diese Beschimpfung der ersten Geister der Nation

Digitized by Google

nicht bestrafen kann, Denn indem er die Besten im Volke lästert, beschimpft dieser Kaplan auch die Nation, die auf sie schwört.

Man kann es verstehen, daß katholische Beschränktheit von Nietzsche nichts und von Goethe nicht viel wissen will. Aber daß eine große Zahl völlig „harmloser" Schriftsteller als unmoralisch und verderblich hingestellt werden, ist eine Sucht, das Volk zu bevormunden und zu verdummen, in der System liegt.

Auch der „Jörn Uhl" von Frenssen ist für den Herrn Kaplan Falkenberg in Mehlen a. Rh. ein gar gefährlich Buch. Daß Frenssen Pastor war, kümmert diesen fanatischen Kritiker nicht weiter. Er war ja ein protestantischer Pastor und hat also alle Anwartschaft auf die Hölle. Es verdient Bewunderung, mit welchem Spürsinn der Herr Kaplan in den harmlosesten Stellen Schmutz zu finden weiß. Wo ein normaler Mensch nicht das mindeste Ärgernis nehmen wird, da gerät der Herr Kaplan in Aufregung.

Eine Stelle wie die: „Du weißt ja, wie es auf dem Hofe hergeht, wenn es nahe am Maitag ist: der ganze Stall ist in Unruhe", empfindet er als wollusterregend. „Soll man sich mehr wundern über das Geschick des Verfassers, Unkeuschheit ohne zwingenden Grund zu potenzieren oder über seine Massivität". Nicht nur sprachlich ist dieses Urteil eine Stümperei, sondern auch inhaltlich stellt es sich dar als eine widerliche Art, Schlüpfrigkeiten aufzustöbern. Es werden von Falkenberg völlig unwahre Behauptungen aufgestellt, wie die, daß das Geschlechtsleben im „Jörn Uhl" eine große Rolle spiele, daß die Unkeuschheit, wo sie sich zeige, sorgsam gebucht sei.

Selbstverständlich hat Frenssen seinen „Jörn Uhl" für reife Leser geschrieben. Es scheint, daß die katholischen Kapläne zu diesen Lesern nicht gehören.

Man braucht nicht das Urteil eines Sachverständigen anzurufen. Jeder Gebildete, der „Jörn Uhl" gelesen und begriffen, weiß, daß des Herrn Kaplans Falkenberg Darstellungsweise eine grobe, hetzerische Verdächtigung des Dichters bedeutet.

Der Kritiker, für den „Jörn Uhl" nichts weiter ist als „ein Ausschnitt aus der Natur, der viel Unkeuschheit umfaßt, gesehen durch ein höchst sinnliches (!!) und ein zartes (!) Temperament", ein solcher Kritiker verdient, daß man ihm die Feder aus der Hand schlüge, denn mit seinen albernen Vorwürfen und Ver-

Digitized by Google

dächtigungen bestiehlt er das deutsche Volk geradezu um ein gutes und ehrliches Werk.

„Katholische Kritik" ist in sich ein Widerspruch, aber um der Gerechtigkeit willen muß es gesagt werden, daß die katholische Presse vielfach Frenssen gebührend gewürdigt hat und daß der Standpunkt, von dem aus sie die literarischen Erscheinungen beurteilt, nicht ganz so tief ist wie der des Herrn Kaplans in Mehlem a. Rh. Das „Allgemeine Literaturblatt" der Leo-Gesellschaft bezeichnete Frenssens Roman als keusch, ja fromm. Ein Urteil, über das der Herr Kaplan in Mehlem a. Rh. natürlich Purzelbäume schlägt.

Was soll denn nun aber der Katholik lesen? der Herr Kaplan hat eine ganze Zahl Autoren an der Hand. Da tauchen Namen auf wie Neidegg, Handel-Mazzetti, Pütz, Schott, Grau, Albing, Domanig, P. Keller, Herbert, Brockel, Füngst, Lingen und Goldegg. Kurzum, lauter Namen, nach denen kein Hahn kräht. Alles wahrhaft Wertvolle wird geflissentlich verschwiegen. Nur nach Weihrauch duftende Bücher, sie mögen literarisch ganz wertlos sein, werden angepriesen.

Wenn angesichts dieser Tatsachen Falkenberg emphatisch versichert, daß er auf „Hebung der literarisch-ästhetischen Bildung, auf Erhebung der Katholiken aus der künstlerischen Rückständigkeit" bedacht sei, so ist das nichts als ein guter Scherz, über den sich der Urheber selbst vielleicht ins Fäustchen lacht. Charakteristisch ist übrigens, daß diese „Rückständigkeit" zugegeben wird.

Woher kommt sie denn? Daher, Herr Kaplan, weil leider Gottes Kritiker Ihres Schlages immer noch ein willig Ohr bei katholischen Lesern finden. Ich meine, das ist so leicht zu verstehen, daß es auch ein katholischer Kaplan einsehen sollte. Wenn dem Volke die besten literarischen Werke vorenthalten werden, so ist es nicht verwunderlich, wenn es in manchen Schichten rückständig bleibt. Denn die Mehrzahl schreitet eben fort.

Eine ernsthafte Widerlegung des Herrn Kaplans aus Mehlen a. Rh. wird man einem wissenschaftlich gebildeten Kritiker nicht zumuten. Darauf kam es in diesen Zeilen auch gar nicht an. Wie sich die zeitgenössische Literatur aber im Kopfe eines Kaplans spiegelt, der äußerlich zu den Akademikern zählt, das zu zeigen, lohnte sich schon einmal.

Gebildete Katholiken werden über diese Stimme aus Mehlem

Digitized by Google

a. Rh. ebenso geringschätzig lächeln, wie gebildete Protestanten. Nur wer in den Sklavenketten des katholischen Kirchenregiments schmachtet, der wird sie gläubig-einfältig vernehmen. Auch im 20. Jahrhundert ist der Fall nicht ganz ausgeschlossen, daß man Kaplans Stimme für Gottes Stimme hält. Hoffentlich wird Herrn Kaplan Falkenberg in Mehlem a. Rh. bei seiner Gottähnlichkeit nicht bange!

Überwunden.

Von Laura Frost.

V.

Die Nacht war vergangen, ohne Lena viel Schlaf gebracht zu haben. Müde ging sie des Morgens zur Schule und war froh, als die Unterrichtsstunden ihr Ende erreicht hatten.

Nun saß sie wieder und sann.

Dort auf dem Sessel am Tisch hatte er immer gesessen, sie ihm gegenüber unter der Mutter Bild. Sie sah sein geistvolles Gesicht, wie er es fragend so oft zu ihr erhob; sie sah seine frei und groß blickenden Augen. O, über die Kleinlichkeit der Welt! Was würde er dazu sagen! — Wenn Frau Wehner einen solchen Verkehr nicht für passend hielt, warum hatte sie es nicht ihr allein gesagt, ihr, Lena allein? Sie hätte ihr wohl dadurch jede Freude genommen, sie hätte sie tief betrübt durch das verlangte Verzichtenmüssen auf diesen geistigen Verkehr; aber sie hätte ihr doch die tiefe Beschämung erspart, die sie jetzt empfand. Daß diese mit Steinhoff gesprochen hatte, in solcher Art, daß er vor die direkte Frage gestellt wurde, ob er seine Besuche gemacht habe, weil er sie heiraten wolle — der Gedanke überwältigte sie immer wieder, er war ihr furchtbar.

Digitized by Google

Ihr erhitztes Gehirn übertrieb die Folgen des unzarten Benehmens von Frau Wehner. Es zeigte ihr das Befremden in Steinhoffs Zügen und die Frage, ob wohl Lena von dieser Unterredung vorher gewußt habe. In ihrer Leidenschaftlichkeit verstand sie nicht, Maß zu halten mit ihrem gekränkten Gefühl. Verbergen hätte sie sich mögen und verschwinden und nie, nie mehr den Mann sehen, der nicht wissen konnte, daß sie so fern dieser kleinlichen Auffassung stand, ihn, der jetzt im tiefsten Innern nur über sie spotten konnte.

Wie groß hatte er sich immer in seinem Denken gezeigt! In ihr einfaches, kleines Stübchen, in ihr bescheidenes Leben war er getreten mit seiner Fülle von geistiger Kraft, um ihr, die er danach verschmachten sah, davon mitzuteilen. So groß hatte er von ihr gedacht, daß sie seine Güte verstehen würde, daß sie sein Kommen auffassen würde als das, was es war, als ein Zeichen echt menschlicher Teilnahme. Sie hatte sich seiner guten Meinung wert gezeigt. An die zahllosen Stunden dachte sie, die sie gerungen hatte mit ihrer heißen Liebe für den Mann, in denen sie ihr Herz gezwungen hatte, von dem Unerreichbaren abzusehen und mit Dank die Himmelsgabe der Freundschaft dagegen anzunehmen, die ihr so ehrlich geboten wurde. Denn ehrlich war er gewesen vom ersten Augenblick an, jede Minute, die er ihr gewidmet hatte.

Niemals hatte er sie glauben lassen, daß er sie liebe, niemals hatte sein Blick die geringste Zärtlichkeit, seine Sprache den leisesten, warmen Ton der Liebe gehabt. Kühl und geistvoll wie seine Rede, so war seine Art zu ihr gewesen. Sie konnte es sich mit Stolz sagen — sie hatte sein Vertrauen nicht getäuscht; sie hatte ihn verstanden. Er konnte ihr nicht Liebe geben, denn er fühlte sie nicht für sie. Aber aus dem reichen Schatze seines menschenfreundlichen Gemütes spendete er ihr, der Einsamen, aufrichtige Freundschaft.

Nun war alles vorbei! Vorbei der Lichtblick, der ihr Leben erhellt hatte; in dunklem Grau lag der Tage eintönige Arbeit vor ihr.

Noch saß sie, unfähig, etwas anderes zu denken, als immer nur dasselbe; da klopfte es, Doktor Steinhoff trat ein. Sein Gesicht war ernst. Als er auf Lena blickte, auf die tiefen Ränder unter ihren Augen und den kummervollen Ausdruck ihrer ganzen Erscheinung, ging ein tiefes Erbarmen durch seine Seele. Wie

Digitized by Google

mußte sie gelitten haben! Was hatte man dieser geistig so starken Seele getan, um sie so zusammenbrechen zu lassen!

„Verzeihen Sie," sagte er, nachdem er sie begrüßt hatte, „daß ich heute wiedergekommen bin. Verzeihen Sie meine Besuche alle, die ich Ihnen abgestattet. Sie wissen, ich bin darauf aufmerksam gemacht, daß dies ein Unrecht war; ich gebe es ohne weiteres tatsächlich zu. Aber ich sage zu meiner Entschuldigung, daß ich die Formen der Welt vergaß über der Ungewöhnlichkeit unseres Verkehrs. Ihre groß denkende Seele schien mir geborgen zu sein vor den Anfechtungen der Menschen."

Sie wollte ihm sagen, daß er recht habe, daß ihre Seele immer gewußt hätte, wie er es mit ihr meinte — sie vermochte es nicht. Seine freundliche Rede, kühl wie immer, und ihr wundes, heißes Herz — aufschreien hätte sie mögen vor Weh, daß ihr der Reiz ihres armen Lebens genommen wurde; aber in ruhigen Worten ihren Verzicht darauf auszusprechen — das vermochte sie nicht.

„Ich weiß jetzt," fuhr er nach kleiner Pause fort, „daß ich mich irrte, daß die Steine des Vorurteils, des Neides und kleinlicher Lebensauffassung schon lange für Sie bereit lagen. Nun sind Sie davon getroffen. Wollen Sie mir erlauben, Fräulein Lena, die Wunden zu heilen? Wollen Sie mir erlauben, für Sie einzutreten? Wollen Sie Ihre Hand und Ihr Leben meinem Schutze anvertrauen?"

Da war es, das Furchtbare, vor dem sie gezittert hatte diese ganzen vierundzwanzig Stunden. Da stand der Ehrenmann vor ihr, der nicht korrekt gehandelt hatte und nun kam, um seinen Fehler wieder gut zu machen. In seiner kühlen Art gestand er seinen Irrtum, in derselben kühlen Art bat er um ihre Hand. War es nicht bitterste Demütigung, die sie empfand? Schien es ihr nicht, als füllte ihr Herz plötzlich ein eisiger Strom? Galt denn dem Manne ein so geringes Übertreten dessen, was man von seiner Ehrenhaftigkeit verlangte, soviel, daß er es mit dem Einsatz seines ganzen Lebens zahlen mußte? — Wie sonderbar, daß die Liebe dabei so wenig zu Wort kam! Und diese kühle Werbung trat an sie heran, deren Seele es in überschwenglichstem Idealismus geträumt hatte, in einer anderen Seele mit ihrem Wünschen und Sehnen aufzugehen, eins zu sein in allem Denken und Empfinden mit derselben! — Galt denn der Wunsch ihrer Seele nichts? Hatte er keine Berechtigung auf Beachtung und Erhörung? Um dem Phantom der Ehrenhaftigkeit zu genügen, um

Digitized by Google

den Wunsch des Mannes zu erfüllen, der für die Ehre seiner Freundin eintrat, — da sollte in ihrer Seele jeder Anspruch auf die Verwirklichung ihres Ideals vernichtet werden; da sollte ihr heißes, stürmisch begehrendes Herz immer und immer nur einen Stein statt des Brotes bekommen; da sollte sie immer nur das Bewußtsein haben, nicht aus Liebe, sondern dem Zwange folgend, gewählt zu sein — nimmermehr! Sie wußte es genau, das führte in ihrem Gefühlsleben zu einem Kampfe, dem sie nicht gewachsen war, dem sie erliegen mußte.

Pfeilschnell hatten diese Erwägungen ihr Gehirn durchkreuzt. Nun sah sie auf. Sie sah den Blick Steinhoffs mit Verwunderung auf sich gerichtet und der bittere Gedanke, er staune wohl, daß sie noch nicht gleich bereit sei, durchzuckte sie.

„Sie sind sehr gütig," sagte sie, und ihre Stimme, die das Weh des Herzens nicht zutage treten lassen wollte, klang härter, denn je zuvor, „ich bin stets sehr glücklich über Ihre Freundschaft gewesen. Aber Ihnen mehr zu sein, das steht nicht in meiner Macht."

Totenstill wurde es. Lena glaubte das Schlagen ihres Herzens zu hören. Steinhoff stand unbeweglich. Dann sagte er langsam:

„Sie weisen mich ab?"

In seinem Blick lag eine solche Starrheit, ein so intensiver Ausdruck des Befremdens, daß sich das junge Mädchen ganz erschreckt dadurch fühlte.

„Ich kann nicht anders," sagte sie leise; „so leid es mir tut, ich kann nicht anders."

Sie wagte nicht, ihn dabei anzusehen, nicht, sich von ihrem Platze zu rühren. Erst, als sich Steinhoff umwandte und die Tür hinter ihm ins Schloß fiel, sank sie mit einem Wehlaut auf den Sessel nieder und schlug die Hände vor ihr tränenüberströmtes Gesicht.

VI.

Schwer war die Zeit, die für Lena nun folgte. Fast übermenschliche Kraft wandte sie an, um das Leid ihres Herzens vor der Welt zu verbergen. Sie sprach zu niemand von dem, was geschehen war. Ihr ganzes Denken war von tiefster Bitterkeit erfüllt gegen die Gesetze einer Welt, die berechtigt ist, einem Menschen seine reinsten Freuden zu nehmen, ohne daß sie ihm

Digitized by Google

dafür einen Ersatz zu schaffen vermag. Vielleicht, wenn sie noch länger hätten zusammen sein dürfen, vielleicht hätte Steinhoff doch noch gelernt, sie zu lieben mit jener Liebe, die ihre Seele verlangte, die ihr Lebensnotwendigkeit war. Und wenn er dann gekommen wäre mit der letzten Frage — mit welcher Seligkeit hätte sie sich dann ihm zu eigen gegeben mit jeder leisesten Regung ihres Wesens. Vorbei! — Fremde Hände hatten das ideale Band jäh zerrissen und hatten unbarmherzig sie in tiefste Nacht gestürzt, — nun erhob sich ihr Stolz. Sie sollten nicht ihren Jammer sehen, sie sollten sie nicht bedauern.

Aber während sie so kühl und still ihren Weg dahinschritt, einsam, wie sie von jeher unter den anderen gewesen war, ein wenig ernster noch vielleicht als vorher, ließen die Kämpfe in ihrem Innern nicht nach und oft brach sie nach Stunden vollen Beherrschens in ihrem Zimmer, allein vor sich selbst, zusammen. Nach dem Gefühl der Beschämung und Demütigung, das sie bei Steinhoffs Werbung empfunden und das sie unwiderstehlich zu dem Handeln getrieben hatte, das allein ihre Eigenart verlangte, waren Augenblicke gekommen, in denen ganz andere Gedanken, erst zaghaft und schnell verschwindend, dann immer anhaltender und gebieterisch Beachtung fordernd, ihr Empfinden durchkreuzten. Hätte das große Glück ihres Lebens ihr denn nicht in der Zukunft beschert sein können, wenn sie sich jetzt einen Teil desselben gesichert hätte? Würde die Tiefe ihrer Empfindung, die schrankenlose Hingebung ihrer Seele nicht doch vielleicht den Weg zu seinem Herzen gefunden und dort gleichtönende, jetzt noch unter starrer Decke ruhende Saiten berührt und durchzittert haben? Und hatte sie nicht selbst ihr Schicksal zu diesem unseligen Abschluß gebracht dadurch, daß sie gar zuviel verlangte? Nun war ihr nichts geworden. —

Steinhoff war verreist. Er hatte schon lange den Plan gehabt, eine Studienreise nach Italien zu unternehmen. Noch vor Beginn der Osterferien hatte er Urlaub genommen, der ihm bewilligt und nach kurzer Zeit für ein ganzes Jahr verlängert wurde. Lena hörte es durch Frau Wehner, die von Zeit zu Zeit zu ihr kam und sich alle erdenkliche Mühe gab, sie in ihren Kreis zu ziehen. Es gelang ihr scheinbar; um so eher, als Lisbeths herzlich freundliches Wesen ihr dabei half und Lena selbst die Notwendigkeit empfand, sich diesem fortwährenden Grübeln zu entziehen. Denn sie fühlte in besonders qualvollen Stunden die dunkeln Schwingen der Schwermut über ihrem Haupte und sie

Digitized by Google

zitterte bei dem Gedanken, daß sie sich auf sie senken und sie mit ewiger Macht bedecken könnten.

An die Familie Wehner kamen von Zeit zu Zeit Nachrichten von Doktor Steinhoff. Sie gaben davon Kunde, wo er sich aufhielt, und brachten kleine Notizen über die Schönheit der Natur über die Interessen, die ihn dort fesselten. Lenas Name wurde dabei nicht genannt. Es war dies auch natürlich. Und trotzdem schmachtete ihre Seele nach dem kleinsten Zeichen von ihm, das ihr sagen sollte, er gedenke ihrer noch.

Der Sommer war vergangen. Als der Winter sich anmeldete mit Schnee und Eis, aber auch mit den üblichen Festlichkeiten, da war Lena der Gesellschaft wiedergegeben. Da hatte sie das wilde Stürmen ihres Innern zur Ruhe gezwungen. Ein leichter Hauch von Schwermut lag über ihrer ernsten Erscheinung; aber er gestattete ihr auch wieder fröhliches Empfinden, denn in der Tiefe ihres Herzens regte sich leise, langsam wachsend, die Hoffnung auf spätere Zeiten, und der Glaube an die unendliche Macht ihrer Liebe vergoldete ihr die Träume der Zukunft.

Amtsrichter Hellbart hatte sich ihr wieder genähert und ihr in einer Weise, deren Absicht keinen Zweifel zuließ, seine Beachtung geschenkt. Trotz Lenas Zurückhaltung kam die Stunde, in der er sie bat, sein Weib zu werden. Sie stellte ihn zu hoch, um ihm nicht die Wahrheit zu sagen. Ihr Herz sei nicht mehr frei, war ihre Antwort. Er möchte nicht weiter fragen. Dunkel läge die Zukunft vor ihr. Nur daß sie hier so und nicht anders handeln dürfe, nur dieses eine sei ihr ganz klar.

So waren sie von einander geschieden.

Frau Wehner war mit ihrer Tochter nach der Schweiz gereist und Lena war viel allein. Sie widmete sich wieder mit aller Kraft ihrer Arbeit und es war ihr dieselbe eine Freude. Denn die Stunden vergingen so schnell dabei, und jeder entschwindende Tag brachte sie dem Augenblicke näher, in dem sie ihn wiedersehen würde, ihn, dem sie gehörte mit allen Fiebern ihres so heftig pulsierenden Lebens. Schon war das Weihnachtsfest vorüber, noch drei Monate, dann kehrte er zurück, und dann — Er hatte sie wohl nach seiner Art auch geliebt, sonst wäre ihm doch das Opfer seines Lebens zu groß gewesen; und so schnell konnte Liebe nicht entschwinden. Wenn sie ihm dann entgegentreten würde,— es sollte ihr nichts zu schwer werden. Kein Stolz, keine Schranken, die die Welt gezogen, sollten sie hindern, ihm zu zeigen, ja ihm klar zu sagen: Ich liebe dich!

Digitized by Google

Frau Wehner und Lisbeth hatten zuerst beabsichtigt, das Weihnachtsfest noch in Zürich zu verleben und dann nach der Heimat zurückzukehren. Eine heftige Erkältung hielt Frau Wehner aber dort länger fest, und als dieselbe gehoben war, machte der Arzt den Vorschlag, die Nähe Italiens zu benutzen und zur Erlangung völliger Genesung nach der Riviera zu gehen. Lena erhielt von beiden Damen häufiger Briefe. Auch Blumen sandten sie ihr aus der sonnigen Luft Italiens; jeder Tag, der ihr Nachricht von diesen Freunden brachte, war ihr ein Freudentag.

Ein naßkalter Nebel lag noch des Mittags über der Stadt, als Lena aus der Schule nach Hause zurückkehrte. Schmutzig waren die Straßen, schwer zu passieren wegen des halbzerschmolzenen Schnees, der bei jedem Schritt auseinanderglitt. Den Schirm geschlossen in der Hand, mit den Heften daneben, die sie zum Korrigieren nach Hause brachte, mit der anderen Hand die Kleider vor dem Straßenschmutze schützend, kam Lena nach Hause. In dem Briefkasten an ihrer Tür schimmerte es weiß. Ob es ein Brief aus Italien war? Und bei dem Gedanken — Italien — schloß sich die zweite Frage daran: Ob sie ihn wohl dort getroffen hatten?

Schnell legte sie Mantel und Hut ab und nahm den Brief in die Hand — er war von den fernen Freunden. Sie öffnete ihn und las. Der frohe Ausdruck ihres Gesichts wurde starr und schwer. Kraftlos sank die Hand, die das Blatt hielt, hernieder, und ihr Kopf senkte sich müde auf die Seite. Dann, nachdem sie eine kleine Weile so gesessen hatte, schlossen sich ihre Augen, ihr Haupt sank auf den Tisch, an dem sie saß und blieb dort unbeweglich liegen. Ein Bild tiefster Gebrochenheit in ihrer äußeren Erscheinung, tiefster, seelischer Schmerzerstarrung, unfähig, ihr Leid zu denken und zu empfinden, saß Lena da. — Der Brief enthielt die Verlobungsanzeige Lisbeth Wehners mit Doktor Steinhoff.

VII.

Fünfzehn Jahre waren vergangen.

Es war an einem sonnigen Maimorgen, als die Glocken zum dritten Male läuteten. Das Begräbnis war vorüber. Ein Teil der Leidtragenden hatte sich entfernt, andere folgten, und auch das nie fehlende neugierige Publikum begann, sich zu zerstreuen.

An dem frischen Grabe, dessen Hügel die Totengräber noch formten, stand eine große, kräftige Männergestalt, Doktor Stein-

Digitized by Google

hoff, älter geworden nicht nur an Jahren, wie der schon ergrauende Bart und das Haar es zeigten; in viel größerem Maße noch sprach davon der tiefe Ernst, der auf seinen Zügen lag, die die Verinnerlichung seines Wesens ausdrückten. Er stand allein. Schon vor mehreren Jahren war Frau Wehner gestorben. Sie hatte ihm in ihrer letzten Stunde noch gedankt für das Glück, das er ihrem Kinde gebracht hatte; sie war mit einem Blick der Liebe geschieden, der mit ihren eigenen Angehörigen auch Lena umfaßt hatte, die zu ihnen gehörte, unzertrennlich für immer. Lena hatte für die Kranke gesorgt wie eine Tochter. Wie eine solche hatte Frau Wehner sie geliebt. Wenn ihr auch nicht die näheren Umstände klar zur Erkenntnis gekommen waren, — das hatte sie doch empfunden, daß durch Steinhoff ein großes Leid in Lenas Leben gekommen war. Und ohne ihr Tun zu bereuen, das damals zur Trennung Lenas und Steinhoffs führte, drückte es sie doch manchmal wie eine Schuld, wenn sie das blasse Antlitz Lenas sah, dessen sehnsüchtig in die Ferne gerichtete Augen so wenig dem ruhigen Ausdruck entsprachen, den sie zur Schau trug. Sie hatte es als eine Pflicht erachtet, von Liebe und Sonnenschein der Einsamen zu geben, was sie vermochte.

Nach der Verheiratung ihrer Lisbeth hatte sie Lena zu sich ins Haus genommen und sie wie ihr Kind behandelt. Lisbeth, die das warme Herz ihrer Mutter besaß, hatte nach deren Tode Lena zu sich geholt, und Lena war ihr gern gefolgt. Denn die reiche Liebe ihres Herzens forderte Betätigung, und ein zwingendes Verlangen im tiefsten Innern ließ sie sich anklammern an die Menschen, die ihre Welt ausfüllten, an Doktor Steinhoff und alles, was zu ihm gehörte.

Die Gefährtinnen ihrer Jugendjahre waren verheiratet oder fortgezogen — nun war auch Lisbeth gestorben. Einer heftig auftretenden Erkältung war ihre zarte Konstitution nicht gewachsen; eine Lungenentzündung kam hinzu und riß sie hinweg aus dem Kreise, dem sie durch ihre fröhliche Güte Wohlbehagen und Freude geschaffen hatte.

Die Totengräber waren mit ihrer Arbeit fertig. Sie hatten den Hügel geformt und die dicken Tannenkränze um ihn herumgelegt, obenauf die vielen kostbaren Blumen und Palmen. Dicht hinter Steinhoff stand Lena. An sie schmiegten sich die beiden Töchter der Verstorbenen, liebliche Mädchen im Alter von elf und dreizehn Jahren.

Digitized by Google

Auf dem farblosen Gesicht Lenas trat schärfer als je der Zug des Überwundenen hervor, jene Errungenschaft ihrer schweren Seelenkämpfe, die sie wie vom hohen Berge herabsehen ließ auf alles Leid der Menschen. In der Natur hatte sie einst Heilung für ihr eigenes Weh gesucht; im Anschauen ihrer ewigen Gesetze, die Millionen von Sternen, Millionen von Lebewesen ihren Weg weisen, einen Maßstab gefunden, der sie lehrte, sich selbst und ihr Leid unterzuordnen und zu betrachten nur als ein Atom des großen gewaltigen Prozesses, den man Leben nennt. Da hatte sie gelernt, sich zu beschränken und zu fügen, und wieviel sie auch gelitten hatte, immer wieder mit Dank anzunehmen, was ihr das Schicksal noch bot. Hatte es ihr auch ein großes Glück versagt, so ließ es doch auch an ihrem einsamen Wege Blumen erblühen. Und waren es nicht gerade strahlende Sonnenblumen, so wuchsen doch auch im Schatten Blumen voll Schönheit und Duft, geschaffen die Menschen zu erfreuen.

Sie sprach leise zu den beiden Kindern, und sie traten mit ihr zusammen an das frische Grab. Sie ordneten die Kränze und legten als letzten Gruß die Blumen aus ihrem Garten herauf, deren Erblühen die Mutter noch mit Freude gesehen hatte, die Primelchen, Tausendschön und Narzissen und die letzten Hyazinthen und Tulpen. Jede Blume hatte etwas zu sagen von der Hand, die sie gepflanzt, von der Hand, die sie gepflückt. Nun war auch das geschehen, das letzte. Lena wandte sich zu Steinhoff, der noch immer unbeweglich dastand. Als er ihre Blicke auf sich gerichtet sah, sagte er:

„Wir wollen gehen."

Einsam, wie er gestanden, wandte er sich zurück und ging den von Linden begrenzten Weg hinab, der von der Höhe des Friedhofs nach seinem Ausgang führte. Als sich die Tür des Wagens hinter ihnen schloß, sah er Lena an:

„Werden Sie bei uns bleiben, Lena?"

Sie erwiderte feierlich:

„Ich verlasse Sie nicht."

„Ich danke Ihnen," sagte er einfach.

Dann versank er wieder in seine frühere starre Ruhe. —

So war denn das Leben in Doktor Steinhoffs rosenumkränzten Hause ein anderes geworden, weil die Seele desselben entrissen war. Aber konnte der Verlust auch nicht ersetzt werden, so mühte sich doch Lena, im Sinne der Verstorbenen alles weiter zu leiten, die Erziehung der Kinder sowohl, wie den Haushalt,

Digitized by Google

wie auch für die Ruhe und Bedürfnisse Steinhoffs zu sorgen. Es fiel ihr dies nicht schwer, da Lisbeth ihr ebenso gern einen großen Teil der häuslichen Pflichten übertragen, wie sie ihn gern angenommen hatte.

Wohl sprachen nach einiger Zeit auch jetzt die Menschen darüber, ob es für Lena passend sei, bei einem Witwer zu wohnen; aber Lena hörte es nicht; und hätte sie es gehört, so wäre es spurlos an ihr vorübergegangen. Ihr Herz war still. Unter der schützenden Decke der Resignation schlief ruhig all das Stürmen und Toben ihrer Jugend, alle die Sehnsucht, die Hoffnungen und Wünsche. Und jedes neue Jahr legte einen neuen Ring des Schutzes herum durch die stetige Gewohnheit des Entsagens, die zu der Kunst freudiger Selbstbeschränkung geführt hatte. Ihre ganze Liebeskraft gehörte den Kindern. Das war eine andere Liebe, als die Liebe ihrer Jugend, nicht fordernd, nicht Gleiches mit Gleichem messend, nicht nach eigenem Glücke strebend. Selbstlos, nur für den andern denkend und lebend, das war es, was ihr allein Befriedigung verschaffte, treue Pflichterfüllung ihr stetes Bemühen. Ruhig und gemessen ging sie ihren Weg; aber der warme Atem ihrer aufopfernden Liebe drang dennoch in die Herzen der andern und hieß sie, mit Liebe wieder zu vergelten. Innig und zärtlich umfaßten sie die beiden Kinder und schlossen sich nach der Mutter Tod nur noch fester an Lena an.

VIII.

Wieder war es Sommer. Wieder begannen die Rosen durch die braunrötlichen Blätter ihre Knospen in die Welt hinauszuschicken. Da trat eines Tages Steinhoff zu Lena.

„Ich möchte Sie sprechen. Haben Sie Zeit für mich?“

Sie saß auf der Veranda mit beiden Kindern, eine Handarbeit in den fleißigen Händen. Bei seinen Worten erhob sie sich.

„Gewiß habe ich Zeit. Wollen wir hineingehen?“

So traten sie in das Wohnzimmer, in dem Lisbeths Bild das ihren ganzen Liebreiz festgehalten hatte, von der Wand zu ihnen herabgrüßte.

„Lassen Sie mich ohne Umschweife das sagen, Lena, was ich beabsichtige. Mir wird es schwer, da Formelwesen zu benutzen, wo tiefer Ernst meine Worte bestimmt.“

Er schwieg eine kleine Weile, als wüßte er nun doch nicht, wie er beginnen solle. Dann hob er entschlossen den Kopf und Lena fest anblickend, sagte er:

Digitized by Google

„Ich habe viel darüber nachgedacht, warum Sie vor Jahren meine Werbung zurückwiesen — ich habe bis heute keine Antwort auf meine Frage gefunden. Als Sie mir damals das ‚Nein' sagten, wo ich ein unbedingtes ‚Ja' erwartet hatte, da war's, als treffe mich der Blitz. Ich war so überzeugt davon, daß Sie mich liebten, ich hatte geglaubt, in Ihrem Innern jedes Wort lesen zu können. Ich liebte den klaren Ausdruck ihres Gesichtes, die ehrliche Unbefangenheit Ihrer Augen. Mit dem vollen Vertrauen, daß nur Liebe sich so äußern könne, kam ich zu Ihnen. Als Sie meine Hoffnung zu Boden schlugen, war ich fassungslos. Was ich bisher auch über Wahrheit und ihre Macht gedacht hatte, — es schien mir alles verkehrt und alles falsch, wenn Sie, wenn Ihre Augen, wenn Ihr Wesen lügen konnten. Bitte, unterbrechen Sie mich nicht! Ich konnte es nur lügen nennen, wenn Sie mir plötzlich die Wahrheit, an die ich geglaubt hatte, als einen Trug zeigten. — Wie dem auch sei — es mußte überwunden werden. Die Welt fragt nicht nach unserm Weh; sie stellt ihre Anforderungen und verlangt unsere Kraft. Aber meine Kraft lag schwer verwundet darnieder. Da kam Lisbeth und ihre Mutter. Ihre Güte hob mich wieder empor zu den Menschen, die ich zu verachten begann, da der mir teuerste Mensch mir getrogen hatte — das weitere wissen Sie."

Eine kleine Pause trat ein. Mit groß geöffneten Augen, lauschte Lena aufmerksam den Worten des Mannes. Er ging einige Mal auf und ab, dann blieb er vor ihr stehen.

„Ich habe in diesen Jahren gesehen, daß mein Glaube an Sie der rechte war; Sie hatten mich geliebt. So viele Augenblicke in unserm gemeinsamen Leben belehrten mich, trotz meines bitteren Vorurteils, daß eine solche Masse von entsagender, alles opfernder Liebe nur da möglich ist, wo ein tiefstes, heiligstes Empfinden den Anstoß dazu gibt; daß Ihr ganzes Leben in unserm Hause in seiner unendlichen Selbstlosigkeit nur ein Beweis dafür war, daß nichts in der Welt sonst Wert für Sie hatte. Alle Ihre Kraft — Sie opferten sie edelmütig mir und den Meinigen, denn — Sie hatten mich geliebt! Daß Sie damals Ihr Herz nicht erkannten, schuf ein unglückseliges Mißverständnis."

Wieder holte er tief Atem.

„Die Zeiten sind vorüber," sagte er dann. „Die Jugend ist entflohen, Gräber liegen zur Seite meines Weges. Aber Sie sind mit mir durch die Zeit gegangen und was ich in diesen Gräbern liebte, gehörte auch Ihnen. Als ein ernster, tiefernster

Digitized by Google

Mann trete ich heute nochmals vor Sie hin und frage Sie nochmals: Wollen Sie mir eine Gefährtin sein auf der Strecke Weges, die noch vor mir liegt?"

Seine Erregung war trotz der scheinbaren Ruhe so groß, daß er sich einen Stuhl neben Lena hinzog und sich zu ihr setzte. Sie hatte immer mit demselben klaren Ausdruck in ihren ernsten Augen ihm zugehört. Nun ergriff sie seine Hand und begann leise:

„Was es damals war — lassen Sie uns darüber schweigen. Sie haben recht, wenn Sie von mir glauben und immer geglaubt haben, daß ich auf der Erde nichts hatte, was mir teurer war, als Sie, daß mir auch heute noch nichts anderes meines Lebens Inhalt gibt. Aber verstehen Sie mich recht und gehen Sie nicht im Groll von mir, wenn ich auch heute sage: Ich kann es nicht, was Sie von mir wollen, ich kann es wirklich nicht."

„Und warum nicht," fragte er hastig und zog seine Hand aus der Lenas. „Soll ich auch weiter vor einem Rätsel stehen, das mir die geglaubte Klarheit Ihrer Seele wie mit häßlichen, schwarzen Schlacken bedeckt? Wenn ich nur einen kleinen Teil der Zuneigung von Ihnen besitze, auf deren Fülle ich hoffte, so antworten Sie mir: Was ist es, das sich auch jetzt wieder hindernd zwischen uns stellt?"

„Ja," sagte sie nach kurzem Überlegen, und ihre schönen, tiefen Augen hoben sich langsam und blieben auf dem Antlitz Lisbeths haften, „ja, ich will Ihnen alles sagen. Ich habe Sie so heiß, so innig geliebt, daß ich tropfenweise mein Herzblut für Sie gegeben hätte, wenn es zu Ihrem Glück erforderlich gewesen wäre. Aber nun wartete ich auf die Erwiderung meines starken Gefühls, und wenn Sie mir gegenüber saßen und von allem Edlen und Schönen zu mir sprachen, wenn Sie meinen Geist den hohen Flug ihrer Gedanken verstehen ließen, dann habe ich oft in Ihrer Rede auf ein warmes Wort gewartet, in Ihren Augen nach einem Strahl warmer Zärtlichkeit gesucht. Worauf ich wartete, was ich suchte mit aller Sehnsucht meiner Seele — es ward mir nicht. Da zwang ich mein Herz zur Ruhe und zur Entsagung und wollte mir genügen lassen an dem Besitz ihrer Freundschaft, um Sie nicht ganz zu verlieren. Ihre kühle, rein geistige Art half mir dabei. Ich verlebte schöne Stunden mit Ihnen, in denen ich über der Anspannung meiner geistigen Kraft nicht empfand, wie sehr mein Herz darbte. Wohl wurde mitunter die große Sehnsucht meines Lebens, für meine tiefe, heiße Liebe die gleiche

Digitized by Google

wieder zu empfangen, übermächtig in mir; aber mit ganzer Energie wurde ich darüber Herr. Ich fand mich zufrieden in dem, was das Schicksal mir gab. Da kam Ihr Antrag um meine Hand. Ich wußte, daß er infolge der Warnung von Frau Wehner kam und hatte ihn deshalb schon gefürchtet. Hätten Sie mir da noch gezeigt, hätten Sie mir da noch mit warmen Worten gesagt, daß Sie mich liebten, es wäre anders gekommen. So hörte ich nur aus Ihrer kühlen Rede, daß die Überlegungen ihres Verstandes Sie zu Ihrer Handlungsweise veranlaßten. Und ich empfand es als tiefe Demütigung, daß mir für meine große Liebe eine kühle Freundschaft geboten wurde. Unter dem Eindruck dieses niederdrückenden, bitteren Gefühls lehnte ich Ihre Werbung ab."

Sie schwieg und hielt einen Augenblick die Hand vor die Augen, als wollte sie vor ihnen das Bild ihrer Seele aus jenen Tagen verdecken, das sie so klar vor sich sah, jenes Hoffen und Zagen, jenes Bangen von Tag zu Tage, von einem seiner Besuche bis zum andern, jenes Kämpfen und dann endlich den Sieg ihres starken Willens über ihre Natur. Aber als er ihre Hand faßte, da schüttelte sie langsam den Kopf.

„Ich habe noch mehr zu sagen. Trotz allem hoffte ich noch. Ich hoffte, daß ich mich damals getäuscht haben möchte, daß Sie wiederkommen würden und daß dann alles noch anders werden könnte. Sie kamen zurück — mit Lisbeth! — Was ich in den drei Monaten vorher, von der Mitteilung Ihrer Verlobung an, gelitten habe, vermag ich nicht zu beschreiben. Als ich die Anzeige in meinen Händen hielt, da fühlte ich, daß etwas unter diesem harten Schlage zusammenbrach. In meinem Innern starb etwas. Wie ein schwerer Stein lag es in mir; war es mein Herz, war es meine Liebe? — Ich war unfähig, zu weinen oder zu klagen, eine völlige Unempfindlichkeit hatte mich ergriffen. Das hielt monatelang an. Wie im Traum ging ich einher, ganz mechanisch verrichtete ich meine Arbeit. Was mir von Kraft noch geblieben war, das gebrauchte ich, um vor den Menschen mein Geschick zu verbergen. Denn nun hatte sich der Stolz erhoben als das mächtigste Gefühl; und das Bewußtsein des Wertes dessen, was ich hätte geben können, des unendlichen Reichtums meiner Liebe, die nicht gewürdigt worden war und nicht vermocht hatte, ein gleiches Gefühl zu erwecken, half mir mich zu behaupten. Niemand hat je erfahren, was ich erlebt hatte, niemand hatte je ein Recht dazu oder eine Veranlassung, mich zu bemitleiden. Ich hätte das auch nimmermehr ertragen."

Digitized by Google

Stolz aufgerichtet saß sie da. Und der Mann, der ihr zuhörte, und der sie auch jetzt verstanden hatte, wie in den Zeiten ihrer Jugend, die ganze Ehrlichkeit, die ganze Tiefe und die ganze Leidenschaftlichkeit ihrer Natur, er blickte zurück in ihr einsames Leben, das nach außen so ruhig, nach innen ein dauernder Kampf gewesen war. Ein warmes Mitleid durchbebte sein Herz. Er neigte sich zu ihr und sagte leise:

„Aber jetzt Lena, nicht wahr, jetzt wissen Sie, wie alles kam, daß ich Ihr Gefühl erwiderte mit der ganzen Tiefe meines Empfindens; Sie werden mich nicht mehr zurückweisen wie damals, denn jedes Mißverständnis ist gelöst."

„Die Zeit ist vorüber, sie geht nicht zurück," antwortete sie fest. „Auch ich kann nicht mehr empfinden, wie in meiner Jugend. Eingesargt sind seit Jahren alle jene Gefühle, die so dringend sich sehnten, ans Tageslicht treten zu dürfen, eingesargt alle jene Wünsche, deren Befriedigung mir einst des Lebens höchstes Ziel schien. Ich habe gelernt, die höchste Befriedigung in der höchsten Selbstlosigkeit zu suchen, und es ist mir gelungen, sie darin zu finden. Fest ließ ich alle eigenen Wünsche in mir schlafen und lebte nur für andere. Lassen Sie mich dabei! Ein Leben, wie Sie es mir bieten, würde mich aus meinem Frieden reißen und ein neues Leben von mir verlangen. Ich habe nicht die Kraft mehr dazu und nicht den Mut; mein Leben war zu schwer. Ich ziehe die tiefe Stille wunschlosen Friedens dem neuen Kampf des Lebens vor. Gern will ich auch weiter Ihren Hausstand leiten, Ihre Kinder erziehen. Aber verlangen Sie nicht mehr, ich bitte Sie darum."

Steinhoff war aufgestanden und an das Fenster getreten. Draußen lachte der helle Sonnenschein. Zwei sommerlich gekleidete Mädchengestalten gingen fröhlich scherzend auf der Straße vorüber. Er sah ihnen seufzend nach. Warum war Lena, warum er selbst nicht so leichten Gemüts, wie jene Beiden? Wie schwer empfanden sie die Last des Lebens und die Wucht jeder seelischen Empfindung, wieviel glücklicher waren die zu nennen, denen die Natur Oberflächlichkeit mit auf den Weg gegeben hatte! Wie sollte das jetzt werden? Sollte alles Streben nach dem Guten keinen anderen Erfolg haben, als den, zu entsagen? — So endete es wohl.

Er trat zu Lena heran.

„Wie Sie gelitten, und wie Sie gekämpft haben, ich habe es mit tiefem Mitgefühl vernommen. Sie haben das höchste erreicht

Digitized by Google

von Selbstlosigkeit, was man durch Ertöten der eigenen Wünsche nur erreichen kann. Eines aber haben Sie bei diesem Streben vergessen — mich! Sie lernten die schwere Kunst der Selbstbeschränkung; aber in dem Mühen um höchste Selbstlosigkeit übten Sie höchsten Egoismus. Sie selbst wollten tadellos dastehen, vorwurfsfrei, vollkommen — ob ich darunter litt, danach fragten Sie nicht. Oder, sagen Sie mir, haben Sie einmal bei all Ihrem Nachsinnen über Ihre Natur auch über die meine nachgedacht? Die zwar tief empfinden, aber so schwer aus den schon in frühester Kindheit ihr angelernten Schranken der Förmlichkeit heraustreten konnte? — Sie empfanden eine Demütigung in meiner Bewerbung; Sie wissen jetzt, es war ein Irrtum; aber haben Sie damals auch nur einmal daran gedacht, welche Kränkung Sie mir durch Ihre Zurückweisung zufügten? Und jetzt — Sie wollen den schwer errungenen Frieden sich nicht nehmen lassen, mich aber stoßen Sie hinaus in die Einsamkeit, die meine Seele nicht erträgt! — Haben Sie nur einmal in den vielen Jahren daran gedacht, Lena, was Sie meinem Leben getan haben?"

Eine Pause trat ein. Rastlos ging der Mann in dem Zimmer hin und her, düster den Blick zu Boden geheftet oder von Zeit zu Zeit Lena streifend, die regungslos, den Kopf in die Hand gestützt, dasaß.

„Die Aufgabe eines Menschen ist es nicht, sich für sich selbst zu vervollkommnen," fuhr Steinhoff fort, „erst im Verkehr mit andern Menschen, in dem Verständnis auch für deren Bestrebungen zeigt sich die wahre Selbstlosigkeit. Daran hat es Ihnen doch gefehlt, Lena, trotz all Ihrer heißen, stürmischen Liebe. Ihre Liebe, sie galt immer nur Ihnen! denn sie wollte für sich etwas erhalten; sie wollte sich nur dann dem andern geben, wenn er mit gleichem Maße zahlte! Und trotzdem der andere ein Apostel der Wahrheit war, was Sie wohl wußten, trotzdem er Ihnen sein Leben für Ihre Liebe bot, glaubten Sie doch seinem einfachen Worte nicht. — Unsere Unterredung ist zu Ende, Lena. — Möge Ihr Frieden und Ihr Streben nach Veredelung Ihres Innern, nach Selbstlosigkeit, niemals durch die Frage gestört werden, ob Sie dadurch das Glück eines Mannes vernichtet haben, der das nicht um Sie verdient hatte, der vielleicht auch wert gewesen wäre, ein großes Glück sein eigen zu nennen."

Er ging nach der Tür und öffnete sie. Aber ehe er hinaustrat, hielt ein Ruf Lenas ihn zurück.

Digitized by Google

Sie kam ihm entgegen. In ihren großen Augen funkelte es von aufsteigenden Tränen.

„Nimm mich hin," sagte sie leise und lehnte sich an seine Schulter. „Du hast recht. Führe mich, die ich den rechten Weg verlor. Zerbrich die starren Ketten, die mein Herz umschließen, daß ich wieder leben kann, daß ich für dich leben kann. Und habe Geduld mit mir, das Leben war mir zu schwer."

Unter dem Bilde Lisbeths standen sie und sahen zu der Verklärten hinauf.

„Könnte ich sein wie sie," seufzte Lena, „hätte ich ihre herzige Fröhlichkeit! Wie ernst, wie schwer empfinde ich!"

„Kein Ernst ist so schwer und so groß, daß er nicht dem Glück des Herzens nachgeben würde," sagte Steinhoff. „Möchte es mir vergönnt sein, dir dasselbe zu geben! — Und wenn vielleicht deine Natur dadurch auch niemals den Frohsinn des Kindes annehmen wird, so hoffe ich doch, daß die Zeit uns einen stillen und freundlichen Frieden der Seele bescheren wird."

Altes und Neues aus Paris.

Von Wolfgang Kirchbach.

Wir erlebten jüngst einen reizenden kleinen Vorfall in Paris. Wir spazierten in irgend einem öffentlichen Garten, in dem sich auch ein interessantes Museum befindet. Im Begriff, dasselbe besichtigen zu wollen, sagte uns der Türhüter, daß wir einen Erlaubnisschein des Direktors dazu nötig hätten. Ich wendete mich und sagte, ich würde sogleich gehen, mir einen solchen zu besorgen. Da rief mich der Türhüter mit einem freundlich-diskreten Gesicht zurück und frug: „Sind Sie Deutsche, mein Herr?!" Ich sagte: „Jawohl, wir sind Deutsche." „Bitte, treten Sie ein, mein Herr!" Ich war sehr angenehm überrascht und er setzte hinzu: „Kommen Sie aber auch wieder zu dieser Türe zurück, damit ich Sie herauslassen kann." Wir folgten diesem Rate und sahen ohne Erlaubnisschein des Direktors das kleine Museum lediglich auf die Sympathie hin, die der brave Türhüter für unsere deutsche Eigenschaft empfand. Nicht einmal ein Trinkgeld war nötig, ja, im Begriff ein solches geben zu wollen, sah ich dem Manne an, daß ein solches in diesem Falle verletzt haben würde.

Digitized by Google

„Deutsch ist jetzt Mode bei uns!“ sagte uns wenige Tage darauf eine französische junge Dame, die Tochter eines höheren Offiziers, der den Feldzug von 1870 mitgemacht hat. In der Tat begegnet man zurzeit, wenn man einigermaßen natürliches Taktgefühl hat, als Deutscher überall in Paris einem besonders freundlichen Entgegenkommen. Im Volke, in den Arbeitervierteln beruht diese Sympathie auf der Gemeinsamkeit der Anschauungen, welche man bei den Landsleuten Bebels voraussetzt. Der deutsche Sozialismus und seine Beziehungen zu den französischen Parteigenossen haben im Laufe der Jahrzehnte starke, gute Vorurteile ergeben. Für die bürgerlichen Kreise ist es aber niemand anders, als die Persönlichkeit Wilhelms II., welche fortgesetzt die teilnahmsvolle Neugier, das lebendige Unterhaltungsbedürfnis der Pariser beschäftigt, und damit dem Deutschtum selbst eine Art unbewußter Massensympathie verschafft. Wohin man kommt, erkundigt sich der Franzose vor allem nach dem Befinden Wilhelms II. Die republikanisch Gesinnten, die ja bei alledem auch die Schwächen ihres Regierungssystems sehr wohl kennen, interessieren sich für den deutschen Kaiser in einer Art von Kontrastempfindung. Sie wollen selbst durchaus keinen Kaiser, sie sind ängstlich auf der Wacht, vor irgend welchen cäsaristischen Gefahren, aber das Phänomen eines solchen Monarchen, der der Welt das Schauspiel eines guten Hausvaters gibt, — sehr zum Unterschied von den Monarchen, welche das französische Volk in die Revolution hineinzwangen, — gefällt gerade dem bürgerlichen Empfinden des häuslich gesinnten Republikaners und der Reiz des Kontrastes kommt dazu. Die Monarchisten — und es gibt deren sehr viele und sehr leidenschaftliche — verfolgen die Äußerungen und Unternehmungen des deutschen Kaisers aber mit dem ausgesprochenen Wunsche, in ihm den Monarchismus seine Existenzberechtigung erwiesen zu sehen, weil sie in letzterem die Regeneration Frankreichs erhoffen. Diese Empfindungen spielen überall in der Seele von Paris, der Deutsche aber ist um eines so interessanten Kaisers willen willkommen. Seit dem Burenkrieg ist ein weiteres verbindendes Moment dazu gekommen. Hunderttausend Menschen haben sich in Paris vor der Wohnung der Burengeneräle zusammengefunden und „Nieder mit England!“ gerufen. Man weiß, daß in Deutschland gleiche Massenempfindungen gespielt haben. Es ist etwas Wunderbares um die Psychologie der Volksstimmungen. Das Bewußtsein der Gemeinsamkeit gleicher ethischer Empfindungen überträgt sich auf den einfachsten Mann; der Franzose mag den Deutschen gern leiden, weil er auch „für die Buren“ ist; wir könnten manche hübsche kleine Geschichte darüber aus Volksmund erzählen.

Als verbindendes Moment hat aber seit einer längeren Anzahl von Jahren zweifellos die Musik, die deutsche Musik gewirkt. In allen Musikalienhandlungen von Paris sieht man Schumann, Wagner, Beethoven ausliegen, auf den Flügeln und Pianinos der jungen Damen von Paris wird man überall die Noten dieser Meister finden. Besonders viel Sympathien sieht man Schumann genießen. Ich werde auf Schritt und Tritt auf Schumann angeredet, sowie man nach einer Vorstellung erfahren hat, daß ich ein deutscher Schriftsteller bin. „Bach, Beethoven, das sind Riesen,“ sagte mir einer der bekanntesten Journalisten, der Herausgeber eines weltbekannten illustrierten Blattes, um mir darauf über Schumann einen anmutigen kleinen Vortrag zu halten als über seinen Liebling. Er hatte eine öffentliche „con-

Digitized by Google

férence" über Schumann gelesen und er sagte mir viel Geistreiches über „Paradies und Peri", über Genoveva und den Charakter der Schumannschen Musik. Junge Damen in Paris haben mir Schumanns „Karneval" so glänzend und mit einem so ganz deutschen Empfinden vorgespielt, daß ich wohl sagen darf, die Seele der deutschen Musik hat sich tief in die Seele der Gebildeten in Frankreich eingesenkt und ihre Wirkung ist Völkerverbindung. Man beobachtet in der gebildeten Welt von Paris, daß im Verkehr mit Deutschen in einer Art von besonderer Zuvorkommenheit diejenigen Erscheinungen betont werden, welche eine geistige Verbindung ermöglichen: die Musik ergibt ein solches Gebiet, auf dem man dem Gaste im Lande Verbindliches sagen kann. Auch die bildende Kunst ermöglicht dem Franzosen, sich für Deutschland zu interessieren. Er kennt deutsche Kunst aus eigener Anschauung zwar nur durch den „Salon" und die sonstigen gelegentlichen Kunstausstellungen, denn wie wenige unter den Franzosen reisen, — insbesondere nach Deutschland, — aber sie gibt doch auch so Anlaß, von den Deutschen gutes zu denken. Und gutes denken möchte der Pariser zurzeit von Deutschland, das ist heimlicher Herzenswunsch, woneben natürlich auch die Interessen, wie es eigentlich in dem Lande Bismarcks aussieht, mitspielen. Zurzeit liest man in Paris überall z. B. eine Übersetzung von des Leutnant Bilses Roman „Aus einer kleinen Garnison". Man hat in Deutschland das Buch unterdrückt. Der Erfolg ist, daß die französische Übersetzung in Paris in jedem Hause gelesen wird und von einem zum andern wandert. Ich selbst habe das Buch bisher nur in der französischen Übersetzung lesen können. Ebenso sieht man auf den Boulevards zurzeit Beyerleyns „Jena und Sedan" überall ausliegen. Das ist zweifellos seit dreißig Jahren eine völlig neue Situation, daß man deutsche Literatur zu Paris in französischen Übersetzungen kennen lernen kann, ja, muß als deutscher Mann. Das erste, was ich sah, als ich vor einigen Monaten von Brüssel aus auf französischen Boden kam, war eine Übersetzung von Goethes „Werther", die ein französischer Mitreisender las. Das ist an sich nichts Neues; der große Napoleon hatte um 1806, als er Jena schlug, auch schon den Werther auf französisch gelesen. Aber im Zusammenhang mit dem, was wir sonst hier zu erzählen die angenehme Gelegenheit haben, wirkt auch diese Episode zur Vervollständigung des Bildes.

Und nun wissen wir in der Tat, daß in stillen Gelehrtenstuben zu Paris französische Wissenschaft mit deutscher sich mehr wie je auf dem laufenden hält, daß mancher Schriftsteller und Gelehrte auch deutsch liest, daß die Aufführungen von Dramen Sudermanns und Hauptmanns am ehemaligen „Théâtre libre", im jetzigen „Antoine" einen lebhaften Eindruck bei vielen Parisern hinterlassen haben. Wir wissen aus Gesprächen mit Studenten des „Quartier latin", daß man von unsern großen Denkern, von Nietzsche und Schopenhauer, von Kant und Goethe wohl unterrichtet ist, wir unterhalten uns mit Medizinern über Darwin nicht nur, sondern auch über Häckel. Dabei bemerken wir, daß in diesen Kreisen die sonst noch überall starke Unkenntnis geographischer Verhältnisse einer recht guten Kenntnis Platz gemacht hat. Besonders wohl unterrichtet sehen wir einen großen Teil derer, die wir kennen lernten, über geschichtliche Verhältnisse, auch über deutsche Geschichte. Sehr zum Unterschiede von Berlin und Deutschland überhaupt ist das Lieblingsgespräch in Paris das Historisch-

Digitized by Google

politische. Männer und Frauen aus allen Ständen reden Geschichte, nicht nur die Professoren verschiedener Fakultäten, auch die Studenten, die Beamten, sogar Telephonbeamte, Agenten auf den großen Pferderennen, die Hausfrauen, die jungen Damen. Über die Geschichte der Monarchen Europas, über deren Liebesgeschichten, kurz, in alledem, was wir Memoiren-Literatur nennen, zeigt sich Männlein und Weiblein wohl beschlagen, und wer beim Diner und Dejeuner mit seiner Nachbarin gut plaudern will, muß vor allem seine Geschichtskenntnisse wieder auffrischen, denn die witzige, historische Anekdote gehört zum Nachtisch wie die Butter zum Brote. Wer die französischen Zeitungen mit Aufmerksamkeit verfolgt, wird bemerken, daß die großen Blätter dieser historischen Literatur tägliche Aufmerksamkeit schenken. Aber auch der bessere, der vornehme Leitartikel des Zeitungspolitikers wird mit geschichtlichen Ausführungen und Beziehungen gespickt. Das geschichtliche Familiengespräch des Parisers ist die natürliche Bedingung dafür. Wir verstehen, daß die Vorliebe Wilhelms II. für geschichtliche Anspielungen ganz dem Geschmack der Pariser entspricht. Der deutsche Kaiser steht zurzeit in seinem eigenen Volke mit dieser Neigung ziemlich verlassen da. Wir wissen noch genau die Zeit, als vor zwanzig Jahren in der deutschen jungen Literatur, in Kunst und Leben die Manie aufkam, vor allem alles geschichtliche Denken, alles geschichtliche Dichten zu verpönen. Die Aufforderung Wilhelms II. nach seinem Regierungsantritt an die Schulen, dem Geschichtsunterricht erhöhte Aufmerksamkeit zuzuwenden, kam in eine Zeit, wo die literarische öffentliche Redekunst in Deutschland im Gegenteil den sogenannten „geschichtlichen Sinn" überall auszutreiben suchte, um für jeden Preis vor allem „modern" zu sein. Wir verdanken diesem Triebe zweifellos, daß Deutschland in allen Künsten des Geistes zurzeit ein weit originelleres Land ist als Frankreich. Wir haben — und das war sehr nötig — überall freie Bahn geschaffen, um den Geist möglichst unabhängig zu machen von derjenigen Tradition, die bloße Tradition ist. Aber wir sind in eine verhängnisvolle Einseitigkeit verfallen. Wir kennen die literarische Stimmung in Berlin, welche einen Mann wie Wildenbruch regelmäßig mit kritischen Steinwürfen empfängt, nur, weil er Geschichte dichtet. Könnte er den Staub Berlins von den Füßen schütteln und für Franzosen schaffen, er würde in Paris eine Geistesstimmung vorfinden, welche seiner Eigenart jedenfalls von innen heraus entgegen kommen würde. Wie interessant ist es, daß der alte Sardou seit fünfzehn Jahren sich veranlaßt gesehen hat, fast nur historische Anekdotendramen zu schreiben. Er gibt dem Pariser nur, was dieser verlangt.

Es ist gleichermaßen die jesuitische Erziehungsmethode, wie die republikanisch-liberale, welche diesen Geschichtssinn fördern, denn für beide Teile ist die französische Geschichte die politische Waffe, mit der sie sich bekämpfen. Die eigene Geschichte umgibt den Pariser auf Schritt und Tritt und er ist sich dessen weit mehr bewußt, als der Berliner. An diesem Hause prangt die Büste Molières, die Damen der Halle und alle, die im „Bauch von Paris" zu tun haben, kommen täglich am Geburtshause des Dichters vorüber. In jenem Hause ist noch das Zimmer Marats, wo die Charlotte Corday ihn umbrachte, auf diesem Platze stand die Guillotine, und hier reitet die Jungfrau von Orleans, hocherhoben im Steigbügel heran. Da steht Voltaire, nahe bei seinem Sterbehause, nahe beim „Institut de

Digitized by Google

France", wo die Unsterblichen gemacht werden, und hier im großen Hofe des Louvre ist das prachtvolle Kolossalmonument Gambettas, das die in den Tuileriengärten spielende Kinderwelt und die Jugend von Paris moralisch zur Vaterlandsliebe aufruft. Paris ist die Stadt der sittlichen Achtung vor der Geschichte, und hundert Inschriften und hunderte von künstlerisch lebendigen Denkmälern predigen sie pathetisch in das Millionengedränge der vorübereilenden Menschheit hinein. Und so lebhaft ist dieser geschichtliche Sinn, daß auch der Deutsche und seine Geschichte darin Platz hat. Daß die Figur der Stadt Straßburg auf dem Konkordienplatz noch immer mit schwarzen Trauerkränzen geschmückt steht, ist weit weniger dem „Chauvinismus" zuzuschreiben, als diesem lebendigen Geschichtssinn, der als solcher nicht vergessen will und darf. Es ist nicht mehr die Idee der politischen Rache, welche sich darin ausspricht, es ist die alte, mit sich selbst in Zwiespalt geratene Liebe Frankreichs für Deutschland, welche hier trauert. Ich als Deutscher möchte diese Kränze nie vermissen, ich stehe andachtsvoll davor. Wenn ich Franzosen von unserem alten Deutschenliede „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt" erzähle, und alles, was für uns damit zusammenhängt, so erlebe ich, daß Rührung sich im Gallierantlitz zeigt. Es ist die heimliche Liebe für Ergänzung durch deutsches Wesen, welche das Elsaß einst zum Schoßkind Frankreichs gemacht hat und ich will im folgenden zeigen, wie tief dieses Bedürfnis seit einem Jahrtausend sitzt und sitzen muß.

Zuvor aber noch ein Wort über den Stand der Bildung bei denen, die für Deutschland ein besonderer Gegenstand des Interesses sind, besonders in einer Zeit, wo Paris allgemein über die „kleine Garnison" in Deutschland liest. Wenn jemand glauben sollte, daß die merkwürdige Unkenntnis geographischer Verhältnisse, welche wir um 1870 an den Franzosen bestaunten, zurzeit im französischen Offiziersstande noch herrsche, der dürfte in einem verhängnisvollen Irrtum leben. Die Geographie Deutschlands kennen sie jedenfalls sehr gut. Die persönlichen Berührungen, die wir mit französischen Offizieren hatten, haben uns das Bild von außerordentlich wohl unterrichteten, ruhigen und sicheren Männern hinterlassen. Ich bin überzeugt, daß französische Kanonen in irgend einem neuen europäischen Kriegsfalle vortrefflich zielen werden, denn diese Offiziere sind technisch geschulte Männer, ein Stand von Ingenieuren, der eine neue Belagerung von Paris wahrscheinlich von vornherein unmöglich machen wird. Wer in Deutschland, in Sachsen, Baiern Gelegenheit freundschaftlichen Umganges mit Offizieren gehabt hat, die etwa ins Alter des älteren Premierleutnants vorgerückt sind, weiß, daß der deutsche Offizier ein ganz anderer Mann ist, als jene Kategorie junger preußischer Leutnants, welche die Unreife ihres Lebensalters unter einem steifen Wesen zu verbergen suchen und sich durch eine gewisse gesellschaftliche Ungezogenheit unangenehm machen, eine Ungezogenheit, welche in der Unnahbarkeit des Auftretens sich breit macht, als wären sie mindestens Päpste, Inkas oder Sonnenkönige vom Rang eines Ludwig XIV. Von all dem hat der französische Offizier nichts, er ist ein ruhig-gewandter Gesellschafter, diskret zuvorkommend, verbindlich ohne Aufdringlichkeit. Am meisten fühlte ich mich erinnert an unseren bairischen Offiziersstand mit seiner gehaltenen, sicheren Männlichkeit oder an diejenigen deutschen Offiziere, die man zum Generalstab kommandiert hat, diese ernsten,

Digitized by Google

geistigen Arbeiter mit der ruhigen Würde ihres Auftretens. Ein solcher ernster Arbeiter ist auch der französische Offizier, ein Mann, der schweigsam zu sein versteht, der nicht nach außen hin renommiert, aber sich im stillen tüchtig in seinem Fache unterrichtet. Ich hatte die Ehre, in einem sehr exklusiven Kreise zu einem intimen kleinen Ball eingeladen zu werden, auf dem zum größten Teile Offiziere höheren Ranges tanzten. Ich begleitete eine deutsche Dame. Wir waren die einzigen Deutschen, auch die einzigen Fremden in der Gesellschaft. Es war kaum in diesem Kreise bekannt geworden, daß wir Deutsche seien, als auch die Herren Offiziere, einer nach dem andern sich der deutschen Dame vorstellten und sie zum Tanze führten. Eine französische Dame in Berlin würde in dortigen Offizierskreisen selbstverständlich die gleiche Ritterlichkeit erfahren, aber es ist zu bemerken, daß hier in Paris diese Ritterlichkeit sich besonders betonte, denn man hatte die beiden Deutschen mit der ausgesprochenen Absicht eingeladen, sie in solche Kreise der französischen Gesellschaft einzuführen, welche die deutschen Besucher und Berichterstatter der letzten „Weltausstellung" nicht kennen lernten. In diesem Kreise sagte man uns, daß in Paris keine anständige Familie Zola liest oder auflegt — wir dachten hinzu: „aus euren Kreisen". Sicher ist, daß man das Bild, welches Zola von Paris entworfen hat, bei eigener Anschauung Schritt für Schritt korrigieren muß, selbst in den Hallen, wo ein ganz anderer Menschenschlag mit Gemüse und Eiern handelt, als Zola ihn hineinphantasiert hat. Wer ältere Schriftsteller, wie den großen Balzac oder selbst einen Paul de Kock liest, wird weit mehr das wahre Paris darin wieder erkennen mit der köstlichen Welt seiner Menschenoriginale und originellen Menschen. Eine kleine Episode ergab sich. Man spielte in unserer Gesellschaft einen Einakter, der am Schlusse eine Wendung nahm, die wir in Berlin „pikant" nennen würden. Wir nahmen das höchst harmlos auf, denn ach! was für einen ganz anderen „starken Tabak" sind wir seit Jahren daheim gewöhnt! Man erzählte uns, daß man es hinterdrein für sich selbst wie insbesondere für die deutschen Gäste den Schauspielern sehr verdacht hat, daß sie gerade dies Stück wählten, weil man sagte: welch eine Vorstellung müssen diese Deutschen von uns bekommen!

Und das eben ist das Erfreuliche, das Verbindende, das Wertvolle, daß man angefangen hat, dem deutschen Urteil einigen Wert beizumessen, daß man die falsche Spiegelung der französischen Gesellschaft, welche der Dreifusprozeß in Frankreich selbst und in Deutschland durch die Interessen der Parteien und die Interessen der Zeitungen hervorgebracht hat, durch richtigere Eindrücke ersetzen möchte. Alles in allem: das Wort unserer Französin ist richtig: „Deutsch ist jetzt Mode bei uns!" Der Takt der deutschen Regierung wird zweifellos verstehen, diese „Mode" zu vertiefen und den Wunsch der Gebildeten unter beiden Nationen zu gemeinsamer Kulturarbeit immer mehr zu fördern. Der gute Wille dazu ist zurzeit in Paris allgemein bei sehr verschiedenen Parteien.

Dieser Wille ruht mit seinem innersten Geheimnis auf dem allmählich wieder erwachenden Bewußtsein, daß Frankreich denn doch auch seit den Zeiten Chlodwigs und Karls des Großen starke verwandtschaftliche Beziehungen zu Deutschland hat. Die Bücher des Grafen Gobineau, die jetzt überall in Deutschland zur Diskussion stehen, sind in Paris nur wenig bekannt, aber das, sehe ich doch auch, ist unter gebildeten Franzosen und

Digitized by Google

Studenten eine wohlbekannte Tatsache, daß sie eine Nation aus drei Nationen sind, daß sie germanische Franken, gallische Kelten und romanisches Kolonistenvolk sind, das eines schönen Tages sich auf die „Langue mêlée" verständigt hat, jene „gemischte Sprache" oder Mischsprache, welche man „Französisch" nennt. Es ist zum Unterschiede von den rein italienischen Dialekten, vom Spanischen, vom Rumänischen der altrömische Provinzdialekt wie er sich im gallischen Gaumen umwandelt. Der Wortschatz ist ja in der Hauptsache der Wortschatz von Alt-Rom, aber diese Sprache auszusprechen war den Galliern, den Verwandten der Iren und Gälen in England, ebenso unmöglich wie ihnen heutzutage die Aussprache des Deutschen die fatalsten Gaumenschwierigkeiten bereitet. Ebenso unglaublich sprechen sie seit den Zeiten Cäsars das Italienische (oder Römische) aus. Ihr gallischer Mund mußte aus dem spiritus und spiritu der Romanen einen esprit machen, aus dem „tractare" der Römer ein „traiter", (träte-r), das Sprachding, welches sie „Asch" nennen, wurde bei den meisten aus Rom importierten Worten, die noch die volle Aspirata hatten, wie sie in hundert Fällen auch im heutigen Italienisch beibehalten ist, an Stelle der erweichten italienischen Aspirata gesetzt, jener Kehllaut, den man auch hat beim Brechreiz, der auch in anderen keltischen Sprachen bekannt ist. Er wurde das Surrogat dessen, was der Italiener macht und ist es bis zum heutigen Tage geblieben. Wo sie altkeltische Wortwurzeln oder fränkische übernahmen, haben sie dagegen den H-Laut konserviert in vielen Fällen. Aus der römischen Hasta machten sie ein „Ast" den deutschen „Hasen" (Hasenweibchen), die „Hacke" („hasch"), die „Hallen" der Franken aber haben sie wenigstens versucht und versuchen sie noch immer hart zu aspirieren. Man weiß, daß manche deutsch-fränkische, bezüglich althochdeutsche und mittelhochdeutsche Wortstämme, daneben auch ein verhältnismäßig kleiner Bestandteil gallischer Wortstämme in den römischen Wortschatz mit aufgenommen worden sind, wobei denn alles, was die Aussprache, die Rhythmisierung der Sprache, d. h. das sogenannte „Singen" anlangt, gallisiert worden ist, ein Prozeß, der noch andauert. Der eigentliche Pariser „Slang" ist noch immer eine keltische Abkürzung der französischen Schriftsprache, er elidiert die Silben keltisch, er verwäscht die Konsonanten und Vokale nach den Bequemlichkeiten des gallischen Gaumens. Die Bühnensprache, die öffentliche Rednersprache dagegen, das „klassisch" ausgesprochene Französisch romanisiert auch den Rhythmus des Vortrags, versucht, sich als eine italienisch empfundene Sprache zu geben, obwohl es niemals die vornehm gegliederte Vokalschönheit der reinen toskanischen Kunstsprache erreichen kann.

Wenn nun schon in der Sprache der Pariser nicht seine eigentliche Nationalität aufgeben kann, so wird es sehr wahrscheinlich sein, daß er als körperliches Wesen auch in seinem Körperbau, seinem Gang, in den Zügen seines Antlitzes nicht seine uralte Abstammung verleugnen wird. Nun, in Paris ist die Mehrzahl der Bevölkerung, besonders im Bürgerstande, im Arbeiterstande, unter den „kleinen" Leuten ganz und gar gallisch. Wenn ich im Kaffeehaus auf den Boulevards sitze und den Strom der Menschen an mir vorüberziehen lasse, im Laufe der Monate hunderttausende von Gesichtern beobachte, so fixiert sich in mir allmählich auch das Urbild der Rasse so, daß ich es beschreiben kann, daß ich nicht auf vage Geschichtsnotizen, über welche sich die Stubengelehrten streiten, angewiesen bin,

Digitized by Google

sondern die lebendige Wissenschaft der organischen Menschenbildung und meiner vergleichenden Beobachtungen aus Italien, Rumänien, aus Deutschland, England uud Irland besitze.

Ich will zunächst den Gallier, den Kelten beschreiben, wie er in männlicher und weiblicher Gestalt, als kleine dürftige Kokotte oder als geistvoller Gelehrter, als Gärtnerbursche aus der Umgegend von Paris, als Gemüseverkäuferin oder Bücherantiquar, in jeder anderen Metamorphose einhergegangen kommt. Jedermann kennt diesen Gallier; auf allen Bildern der Maler, welche Szenen aus der großen Revolution schildern, ist er zu erkennen mit seinem Sansculottengesicht. Und was ist das Charakteristische? Die Augen dieses Gesichtes sind mit leicht eckig gezogenen Augenlidern ausgestattet, und diese Augen sind von der Nasenwurzel um einen ganz bestimmten Grad weiter entfernt, als bei denjenigen Typen, die ich als die romanischen und germanischen beschreiben werde. Der Augenwinkel ist spitz ausgeschnitten, das Auge sitzt tiefer gegen den Jochbogen als bei uns Germanen. Die Nasenflügel dieses Menschenschlages sind so gebaut, daß sie wie offen aussehen, d. h. die Nasenwand nicht vollständig decken. Sie ähneln darin gewissen czechischen Typen in Böhmen, aber während der Czeche diese offenen Nasenflügel mit einer stumpfen Nasenspitze verbindet, hat der Kelte von Paris eine feine, scharfe Nasenendung. Scharfknochig treten bei Mageren die Jochbögen hervor, auch der Mund ist mehr eckig geschnitten. Betrachtet nun das Antlitz Voltaires und es wird euch zum Bewußtsein kommen, daß, wenn ihr diesen Mann euch als Jüngling denkt, ihr ihn in Kokottengestalt, verweiblicht als die „echte Pariserin" erkennt. Ihr Körperbau ist schlank und eckig. Die Füße setzt dieses keltische Weib nicht auswärts, wie die römische Frau, die soeben breithüftig und rundhufig mit schwerem Lendengange an ihr vorbeikommt, sondern sie setzt sie gradfüßig, ja, massenhaft sogar etwas nach einwärts vor sich hin. In den Theatern und öffentlichen Schaustellungen seht ihr, daß dieses magere, mindestens schlanke Weibergeschlecht sehr starke, aber länglich ovale, fast spitze Brüste zeigt zum Unterschiede von den Rundformen anderer Rassen. Die Haare dieses Geschlechts sind durchweg dunkel brünett oder schmutzig schwarz, stumpfbraun, die Pupillen der Augen mit allerlei Varianten ins dunklere und hellere. Die Stirnform ist auch schmal und nicht sehr hoch, im Profil etwas vorgerundet, doch meist intelligent durchgebaut. Wenn Männer dieses Schlages breitere Schläfen und rundere Köpfe haben, so wird man doch zumeist an den offenen Nüstern die Abart derjenigen Menschenrasse erkennen, die uns die griechischen Künstler Kleinasiens zu Pergamon und in anderen Städten im zweiten Jahrhundert und früher vor Christus als „sterbende Gallier", als jenen messerschleifenden Gallier, den man kurzweg den „Schleifer" nennt und in anderen plastischen Gestalten charakterisiert haben. Und wollt ihr neuere französische Künstler kennen, welche, sei's, weil der Kunstgeschmack sich auf die eigene Rasse besonnen hatte, sei's unwillkürlich durch eine neue Vermehrung dieser Rasse, gezwungen waren, sie gesteigert abzuspiegeln, so betrachtet im Louvre zu Paris oder im Sanssoucischlosse Friedrichs zu Potsdam die Gesichter und die Körperformen auf den Bildern Watteaus, Lancrets, Bouchers, Largillières. Seht die Damen mit ihren Spitznasen, seht die Männer in den Spitzenhosen und beobachtet die eigentümlich eckige Form, welche bei Rückenstellungen

Digitized by Google

dieser Männer die Hose über dem Sitzteil schlägt. Dieselbe eckige Form ergibt sich jeden Tag in Paris, wenn die heutige Gallierin ihr Kleid über der Rückseite rafft; es ist das aber nicht die Schuld des Kleides, sondern dessen, was darunter ist. Man nennt es der Abkürzung halber „dreieckig". Das ist zuviel gesagt, aber es wird damit ein Formencharakter bezeichnet, der welterfahrenen Männern recht gut bekannt ist. Wir zweifeln nicht, daß die Beobachter der Pariser Bevölkerung unser Porträt wieder erkennen werden. Die Karrikatur desselben kennt man von allen französischen Witzblättern und Plakaten. Es ist nicht nur das Antlitz Voltaires, welches gewissermaßen den extremsten Repräsentanten dieser Rasse darstellt, es ist ebensogut das Gesicht La Mettries, Diderots, Molières, Rabelais', welches in den verschiedensten Varianten die beschriebenen Grundzüge zeigt. Und wir brauchen diese Namen nur nebeneinander zu nennen, so haben wir auch ein weltbekanntes geistiges Bild, das Bild einer geistigen Rasse, die mit ganz neuen geistigen Mitteln in die Kulturgeschichte eingreift jedesmal, wenn sie im Laufe der Geschichte zur Entwickelung kommt.

In Paris selbst ist dieser Menschenschlag nur von mittlerer Größe, unter ihm giebt es aber Varianten, welche bis zur Zwerghaftigkeit einschwinden. In keiner europäischen Stadt sieht man so viele kleine Menschen, so extrem kleine Frauen und Männlein wie in Paris. Das ist zum Teil vielleicht die Folge millionenstädtischer Entartung aus schlechter Ernährung zum Teil ist es aber auch die Eigenschaft einer keltischen Urrasse, welche schon in der alten „Lutetia", im Paris Cäsars und Julians gesessen haben muß, deren Spuren wir auch in Deutschland und in manchen Alpenländern noch verfolgen können. Zu dieser kleinen Urrasse sind später höher gewachsene Keltenstämme gekommen wie wir sie in Kleinasien gegen Attalus kämpfen sehen. Daß sie trotzdem nahe Verwandte sind, erkennt man am Gesichtsschnitt und anderen anthropologischen Eigenschaften. Als alte Männer, seien es alte Antiquare oder alte Gelehrte, deren festes, strammes Haar dann sich in ganz eigentümlicher Weise zu ringeln beginnt, wandeln sie als leibhaftige Druiden durch die Gassen von Paris, Köpfe wie man sie in der ganzen Welt nicht sieht, weder in Italien, noch Deutschland, geschweige in slavischen Ländern. Eben in dieser Ausschließlichkeit, mit der sie gegenüber dem übrigen Europa auftreten, sind wir auch in der Lage sie als die eigentlichen, wohlerhaltenen Gallier zu identifizieren. Manchmal erscheinen sie als die wahren Wurzelmännchen mit ihren originellen, gelehrten Köpfen; wenn sie größer sind, wandeln sie mit der feierlichen Würde druidenhafter Geheimwissenschaft über die Gassen und etwa ins „Institut de France", wo die Unsterblichen ja auch wie eine alte Druidenkaste zusammenhängen. Ein „Ausländer" wie Zola, ein solcher Halbspanier und Italo-Spanier, wird nicht in den alten Götterhain des wahren keltischen „Esprits" hineingelassen. Indessen, ohne Scherz, diese Druidenköpfe sind keine anthropologische Phantasie, wir begegnen ihnen auf allen Gassen.

Aber wir dürfen sie nicht verwechseln mit einem anderen Schlage alter Herren, die mehr die „schönen" alten Charakterköpfe ergeben, während unsere Druiden durch die eigentümliche keltische Unregelmäßigkeit der Züge so originell wirken. Diese anderen alten Herren von Paris, welche weichere Bärte, überhaupt Bärte von feinerem Haarstoff tragen, wie ihre Töchter durch die Regelmäßigkeit ihrer feingekrümmten Nasen auffallen, einen

Digitized by Google

weicheren Augenschnitt, weichere Hauptlocken zeigen im Silberhaar, kennen wir schon lange alle persönlich. Ihre nach unseren Begriffen „aristokratischere" Haltung, der sinnige Ausdruck ihrer Gesichter, die Blondheit ihres Haares in der Jugend, die zart rötliche Beimischung im Haar, der gänzlich verschiedene Körperbau mit seinem zwar auch schlanken, aber weniger spitzen und eckigen Formprinzip, die Stellung der Augen zur Nasenwurzel, das mehr vorgebaute Auge, das dann sehr oft sogar blau ist, die vollen Lippen — kein Zweifel diese Männer und Frauen sind uns vertraulich bekannt. Wir kennen sie mit ihrem schmalstirnigen Kopfe aus Niederösterreich und aus Wien, wir kennen sie und ihre Töchter aus den fränkischen Provinzen Bayerns, aus Würzburgs Umgebung, wir sahen sie weiter noch nördlich von Heilbronn auf dem Lande sitzen; sie sind es wirklich: die Franken. Und zwar wesentlich diese Franken! —

Man hegt die Meinung, die Revolution habe den fränkischen Adel Frankreichs wegguillotiniert. Sicher wird etwas Wahres daran sein, daß dieses fränkische Element, welches höchst wahrscheinlich das Milieu ist, aus welchem der gotische Stil geboren wurde in Frankreich, in der französischen Revolution, weil es noch einen beträchtlichen Teil des Großgrundbesitzes im mittleren und nördlicheren Frankreich besaß, mächtig dezimiert worden ist. Aber lebendige Rassen fragen nicht nach solchen Verlusten, in hundert Jahren ersetzt sich durch wenige Überlebende ein Typus immer wieder und so finde ich, daß im westlichen Paris das wohlbekannte brünette oder blonde fränkische Element mit seinen großen Augen, den Goetheaugen, die besonders an vielen Pariserinnen so bezaubernd wirken, denn doch noch immer sehr stark und auch auffällig herrscht. Man dürfte diese schönen Augen aber nicht verwechseln mit den nicht minder schönen Augen, welche das römisch-italische Element nach Frankreich und Paris gebracht hat. Die schönsten italischen Frauenaugen aus Perugia und Orvieto, den Mandelschnitt schwarzäugiger Römerinnen und wiederum das schärfer geschnittene Auge der Toskanerin finde ich in Paris wieder. Denn die römischen Kolonisten, welche sich mit ihrer reiferen Kultur mitten in das Land der Gallier setzten, kamen ja aus den verschiedensten Gegenden Italiens und zwar in Zeiten, wo Italien noch keine germanischen Elemente aufgenommen hatte. In Südfrankreich und bis mitten in Paris hinein finden wir daher hunderttausende, eine Million in Paris allein vielleicht, von schwarzhaarigen Italikern reiner Altrasse, ähnlich wie in Rumänien, wo man ja heute alte Bekannte aus Toskana, aus Etrurien, aus der Romagna, aus den Volskerbergen wiederfindet, besonders auch im ungarischen Teil von Rumänien. Dieses Volk, welches den Galliern seinen bereits hochkultivierten Wortschatz aufgenötigt hat und den Franken im Lande dazu, macht auch einen sehr großen Teil der Pariser Bevölkerung aus. Seine Frauen sind rundformig, rundbusig, die volleren Lippen sind ihnen eigen, das Schwarzhaar ist nicht schmutzig wie bei den Galliern, sondern hat bereits den Metallglanz und ich sehe manche breithüftige Frau dieses Schlages mit der Majestät der Römerin als Wäscherin oder Bäckersfrau einherwandeln.

Im Louvre an den Bildnissen der alten Könige, an den mittelalterlichen Königsbildern, ja, bis noch zu Heinrich IV., an den Figuren und Grabmälern einer früheren gothischen Epoche, an Madonnenbildern, an den Zierfiguren der Dome und Domthore, an Porträtgestalten berühmter Frauen

Digitized by Google

mit sehr romantischen französischen Namen erkennen wir außerordentlich viel „deutsche" Gesichter, nicht nur von süddeutschem Schlage, — Paris liegt ziemlich unter einem Breitengrade mit Stuttgart — sondern auch von nördlicherem Gepräge. In der Nähe von Lille, durchaus noch nicht im äußersten Norden Frankreichs, sitzt heutzutage noch ein Bauernstand, der flämisch spricht, flämische Predigt hat und zwar in dem Verhältnis, daß zwei französischen Predigten vier flämische entsprechen. Pol de Mont, der Führer und Dichter der flämischen Bewegung in Belgien, erzählte mir jüngst in Antwerpen, daß er aus der Nähe von Brüssel stamme, wo überall noch auf Dörfern die Flamländer ihre niederdeutsche Muttersprache sprechen. Wenn man aber denkt, daß sogar innerhalb der französischen Republik, bei Lille, dieses niederdeutsche Wesen und ripuarische Frankentum noch nicht hat romanisiert werden können, so wird man begreifen, daß die Bilder der älteren französischen Könige noch so ausgeprägt fränkische Züge zeigen, den weichgewellten fränkischen Lockenbart, die wallenden fränkischen Locken, daß es tatsächlich richtig ist, wenn wir noch heute für einen Teil des französischen Volkes von einer alten, guten Verwandtschaft sprechen können, welche stille Sympathieen auf französischer Seite für Deutschland bedingt hat.

Seit vier Monaten aber hat die französische Republik zum Beispiel im Norden auch die flämische Predigt verboten und sucht diese letzten Reste des germanischen Teils ihrer Bevölkerung sich vollständig zu assimilieren. Der Prozeß ist als solcher unaufhaltsam, die fränkischen Bestandteile, die wir im „vornehmen" Paris noch deutlich unterscheiden, werden sich schwerlich besonders vermehren, trotzdem zurzeit sehr viele Deutsche als Kaufleute, Kellner und Handwerker in Paris ihr Brot finden. Durchwandert man die alten Stadtteile von Paris, bis hinauf zur „Place de la Nation", so findet man so gut wie gar kein fränkisches Gesicht mehr, Alles zeigt den geschilderten gallischen Typus mit seiner manchmal erschreckenden Häßlichkeit und Originalität zugleich, jene Häßlichkeit, welche der Welt an Voltaires Antlitz auffiel, die doch nur der Typus von hunderttausenden ist, die um den Boulevard Voltaire sich drängen.

Diese Rasse aber hat sich allmählich selbst erkannt und unter den anderen herausgefunden und sie mußte das mit ihrer Vermehrung, die seit einigen Jahrhunderten eingetreten ist um so mehr, als sie von allen Völkern Europas sich aufs Augenfälligste unterscheidet. In der ganzen Welt — außer etwa in Irland — sieht man nicht diesen Menschenschlag wieder, den man bei einem Spaziergang durch Fanboury St. Antoine zu studieren Gelegenheit hat. Es ist der Typus Molières, Beaumarchais! Eine anthropologische Vergleichung von Molières berühmter Büste von Houdon, ergiebt, daß es unzweifelhaft dieselbe Rasse ist, welche wir an dem „sterbenden Gallier" der Attalusperiode in Kleinasien erkennen. In Irland ist dieser Gallier noch der sterbende; in Frankreich hat er seit Rabelais seine Renaissance erlebt und er lebt als ebenbürtige Rasse mit den anderen Intelligenzstämmen Europas seinen berechtigten Anteil am Leben der anderen Völker und der einstig kommenden „Vereinigte Staaten von Europa". Den Größenwahn Viktor Hugos, daß diese „vereinigten Staaten" sozusagen das Werk Frankreichs unter französischer Vorhut sein müßten, hat diese witzige und nach Bedarf sehr selbstkritische Rasse allmählich abgelegt, ebenso wie

Digitized by Google

kein wirklich Gebildeter unter ihnen glaubt, daß sie noch an der „Spitze der Zivilisation“ marschieren.

Dafür sind sie gründlicher geworden und haben den alten Fleiß, der sie einst zu den trefflichsten Gobelinwirkern machte, auch in das Gebiet der Wissenschaften und Künste übertragen. Wer in Paris in Kreisen von wissenschaftlicher Bildung verkehrt, wer hiesige Studenten beobachtet, sieht, daß ihre wissenschaftliche „Akribie“ nichts zu wünschen übrig läßt.

Die europäischen Naturforscher wissen es schon lange, daß ihre französischen Kollegen in Hinsicht ihrer Methoden und Schlüsse an Ernst und Vorsicht ebenbürtig sind, ja, diese sind eher noch etwas genauer und gewissenhafter. Wir müssen die Schlagworte, die bei uns über französisches Wesen noch immer umgehen in dieser Hinsicht ernstlich bekämpfen, wenn wir nicht in den Fall kommen wollen, durch Unterschätzung des Nachbars selbst bedeutende Gefahr zu laufen.

Ich habe dieses merkwürdige ethnologische Gemälde entworfen, um bei der augenblicklichen zarten Hinneigung gerade dieser gallischen Männer nach deutscher Ergänzung, die wir im Eingang geschildert, davor zu warnen, daß wir etwa unsere sich anbahnenden Beziehungen zum gebildeten Frankreich in irgend einem germanistischen Sinne mißverstehen. Ich warne vor den Schriften des Grafen Gobineau mit seiner einseitigen Betonung des Einflusses, den das germanische Wesen nicht nur in Frankreich, sondern auch in Italien gehabt haben soll. Ich habe schnell gezeigt, daß etwas Richtiges daran ist, daß er aber die produktiven Kräfte, sowohl der romanischen d. h. der italischen, wie der keltischen Rassen ganz unterschätzt hat. Ich habe mit der Schilderung unserer angenehmen deutschen Erlebnisse in Paris die Schilderung der Volksstämme in dieser Stadt verbunden, um die Folgerung, die wir daraus ziehen können, auf einer richtigen logischen Basis zu halten. Nur die volle Achtung vor unseren westlichen Nachbarn, die unbefangene Kenntnis ihrer gegenwärtigen Volksart kann uns den Takt verleihen, die gute Stimmung des Augenblicks so zu erhalten, daß auch die Zukunft der europäischen Staaten in ein gemeinsames Schaffen und freundschaftliches Vorwärtsstreben sich ausbaut zur Sicherung des kontinentalen Friedens. Diejenigen unter uns, welche vom „keltischen Geist“ unserer Nachbarn reden, haben tatsächlich Recht; aber in der Einschätzung, die man nach alten „geflügelten“ Worten noch aus Cäsars Zeit über diesen merkwürdigsten Menschenstamm unter den europäischen Einwanderern — er ist gleich uns von indogermanisch-arischem Geblüt, so gut wie Czechen und Polen — vollzieht, lebt man in Deutschland noch in tausend Irrtümern. Der Kampf, den dieses helle Volk zurzeit gegen gewisse finstere Mächte ficht, die es seit anderthalb Jahrhunderten mit unglaublicher Energie im Zaume hält, ist unserer vollen Anteilnahme wert; je mehr wir die innere Selbständigkeit und das Eigenrecht dieser Volksart verstehen, desto dauernder werden sich unsere verbesserten Nachbarbeziehungen ausgestalten. Da Deutschland, wie es jetzt ist, auch nicht die geringste Gefahr mehr läuft, seine eigene Kultur durch die Nachbarkultur gehemmt zu sehen, so können wir mehr wie je das gastliche Verhalten der Gebildeten dieses Landes dankbar genießen. —

Digitized by Google

Streiflichter.

Auf der südlichen Halbkugel unseres Erdballes hat sich ein Vorgang abgespielt, der größte Beachtung verdient. Der sozialistische Arbeiterführer Watson wurde vom Generalgouverneur der australischen Kolonie nach dem Sturz des konservativen mit der Bildung eines neuen Ministeriums betraut. Watson nahm den Auftrag an und ist gegenwärtig Ministerpräsident und Finanzminister des „Commonwealth of Australia", d. h. des unter der Krone Großbritanniens zusammengeschlossenen „Australischen Bundesstaates." Daß so jetzt die Regierungsverantwortlichkeit auf irgend einem Punkt der Erde einmal in ihrer ganzen Wucht auf der sozialistischen Partei lastet, ist gut, weil die Sozialdemokratie jetzt der Welt zeigen muß, ob und was sie für die Kultur Heilsames und praktisch Durchführbares zu leisten imstande ist. Statt Reden, gilt es jetzt Taten.

Wäre es nicht nützlich, das gleiche Experiment auch bei uns zu versuchen, zwar nicht mit der sozialistischen, sondern mit der ultramontanen Partei? Mache man eine Reihe von Zentrumsführern zu Ministern. Ganz ernsthaft: gebe man dem Zentrum alle Ministerposten, einschließlich des Reichskanzleramtes. Schon vor Jahren habe ich diesen Gedanken ausgesprochen. Damals wurde er verlacht; heute vertreten ihn große Zeitungen, wie z. B. die „Hamburger Nachrichten". Das Zentrum ist die größte politische Partei im Reiche, es übt als solche auf Politik, Gesetzgebung und Volkswirtschaft tatsächlich den größten Einfluß aus, aber dieser starke Einfluß ist bisher unverantwortlich. Mache man ihn durch Ministersessel zu einem verantwortlichen. Beelzebub muß mit Beelzebub ausgetrieben werden. Denn daß der Ultramontanismus, in leitende Stellen berufen, seine kulturelle und nationale Unmöglichkeit in kürzester Frist beweisen würde, ist zweifellos. Sozialismus im Regiment scheitert vielleicht an der stürmischen Maßlosigkeit seiner Forderungen; Ultramontanismus im Regiment scheitert sicher und rasch an seiner absoluten Unfruchtbarkeit und Kulturfeindlichkeit.

Welche „Segnungen" z. B. auf sozialpolitischem Gebiete der Ultramontanismus herbeiführen würde, zeigt gerade jetzt sein Vorgehen in dem weltbekannten niederrheinischen Wallfahrtsort Kevelaer. Die dortigen, sehr bedeutenden Verlags- und Buchbindergeschäfte verweigern ihren Arbeitern das Koalitionsrecht. Für Preisgabe dieses ihres wichtigsten Rechtes stellen sie aber den Arbeitern gnädigst Lohnerhöhung in Aussicht! Also die regelrechte Sklaven-Sozialpolitik: Geldschacher um Menschenrechte!

Und noch ein anderes Kulturbildchen aus dem ultramontanen Zukunftsstaat: Am 21. d. M. feierte das Hannoversche Pionierbataillon Nr. 10 in Minden das Fest seines hundertjährigen Bestehens. Der mit der Seelsorge der katholischen Mannschaften der Mindener Garnison beauftragte Domprobst Bergmann hatte seine Mitwirkung an dem geplanten Gottesdienst von bestimmten Forderungen abhängig gemacht. Die katholischen mußten von den evangelischen Mannschaften getrennt gestellt werden; der evangelische Divisionspfarrer Bechstein durfte erst nach ihm reden und auch dann nicht an derselben Stelle, von der aus er seine Ansprache gehalten. So mußten in einem Abstand von einigen Metern

Digitized by Google

zwei Altäre gebaut werden, an der Seite des einen mußten die Katholiken, an der Seite des anderen die Evangelischen stehen; zwischen beiden stand das Offizierkorps. Sofort nach Schluß seiner Rede, noch ehe der Divisionspfarrer begann, setzte der Herr Probst sich in seinen Wagen und verschwand.

Die ultramontane Presse (vgl. Köln. Volksztg., 3. Mai 1904) hat diese Darstellung als richtig anerkannt. Wie herrlich, wie friedlich wird sich's leben lassen unter dem Krummstabe des Zentrums! Aber wie bald würde der Volksunwille diese „Herrlichkeit" und diesen „Frieden" hinwegfegen! Und das wäre just „der Zweck der Übung", d. h. des Experiments, den Ultramontanismus auf das Regierungspferd zu setzen. Es gäbe einen Ritt mit einem Todessturz.

Der Krieg in Ostasien tritt in das Entscheidungsstadium. Ich bin und bleibe der Ansicht: Japans Sieg ist für Deutschland vorteilhafter als der Rußlands. Solange der Zweibund besteht, bildet er, trotz Dreibund für uns eine ungeheure Gefahr, die durch unsere geographische Lage, zwischen den Zweibundmächten, sogar augenfällig ist. Das durch einen japanischen Sieg geschwächte Rußland würde auf sehr lange Zeit hinaus für französische Vergeltungsgelüste und für eigene panslawistische Bestrebungen leistungsunfähig sein. Denn es müßte alles, was es hat, einsetzen, um seinen Einfluß in Ostasien, der so ziemlich gleichbedeutend ist mit seiner Zukunft überhaupt, wieder zu gewinnen. Rußland nach einem unglücklichen Kriege mag formell der Bundesgenosse Frankreichs bleiben, tatsächlich scheidet es, soweit wenigstens der Zweibund seine Spitze gegen uns richtet, als Machtfaktor aus. Aber nicht nur Rußland wird durch Japans Sieg lahm gelegt, auch Frankreich selbst; zwar nur indirekt, aber nicht weniger wirksam. Auf dem französischen Geldmarkte befinden sich ungeheuere russische Werte. Werden sie durch eine russische Niederlage zu Unwerten, so ist Frankreich und seine Bevölkerung finanziell aufs schwerste geschädigt, es wird sogar teilweise in eine wirtschaftliche Not dadurch geraten. Damit ist aber ein großer Krieg fast unmöglich. Nun sagt man allerdings: eines mächtigen, siegreichen Rußlands Freundschaft sei für uns sehr wertvoll. Ja, wenn man nur der Freundschaft eines solchen Rußland auf die Dauer gewiß sein könnte. Freundschaften wie Feindschaften in der Politik sind nun einmal — es ist bedauerlich, aber es ist eine Tatsache — lediglich bedingt von materiellen Interessen und von völkergeschichtlichen und mit Notwendigkeit sich vollziehenden Entwickelungen. Die völkergeschichtliche Entwickelung Rußlands, d. h. der Panslawismus verträgt sich aber nicht mit Freundschaft für Deutschland. Die gelbe Gefahr — ich wiederhole, was ich schon einmal gesagt habe, vgl. Märzheft, S. 801 — ist eine Gefahr der fernen Zukunft, und zugleich eine Gefahr, die durch einen russischen Sieg nicht beseitigt, ja nicht einmal vermindert wird. Wollten wir heute unser politisches Verhalten dem bekannten Bild mit der Unterschrift: „Völker Europas wahret euere heiligsten Güter", entsprechend gestalten, so wäre das ein verhängnisvoller Irrtum. Dies Wort mag für unsere Kindes-Kindeskinder Bedeutung haben, für uns hat ein anderes Wort Bedeutung: Zweibund versus Dreibund Und um so größer ist die Bedeutung dieses Wortes, je mehr sich jüngst, beim Besuche Loubets in Rom, Frankreich Italien genähert hat. Ja, hätten

Digitized by Google

wir noch unseren Rückversicherungsvertrag mit Rußland! Aber Bismarcksche Genialität hat ja schon lange keinen Kurswert mehr in unserer Politik. Auch die möglicherweise entstehende bewaffnete Parteinahme Chinas für seinen gelben Rassengenossen, ließe mich nicht zu einem anderen Urteile kommen. Im Interesse der Menschlichkeit ist es gewiß Pflicht der Kulturmächte, das Kaiserreich der Mitte in der Neutralität zu erhalten; aber wenn das nicht gelänge, wenn auch der gelbe Drache dem nordischen Bären zu Leibe rückte, wir Deutschen hätten die doppelte Schwächung Rußlands nicht zu beklagen. Solche Ansicht verstößt auch nicht gegen Bismarcksche politische Weisheit. Denn erstens: dieser große Mann basierte seine Freundschaft zu Rußland, wie schon gesagt, auf der sehr realen Unterlage eines Rückversicherungsvertrages; und zweitens: auch seine Hinneigung zu Rußland war und mußte sein eine Interessen-Freundschaft. Und die damaligen Interessen sind nicht die heutigen. Im Kampf um Ostasien liegt unser Interesse aber nicht auf seiten Rußlands. Von einer, um sie so zu nennen, prinzipiellen Freundschaft mit Rußland war auch bei Bismarck nie die Rede. Man lese, was er über „prinzipielle" Freund- und Feindschaften zwischen den Mächten in seinen „Gedanken und Erinnerungen" (II, 218) sagt.

Was die Annäherung zwischen Frankreich und Italien betrifft, so freue ich mich ihrer vom kulturellen Standpunkte aus. Kriege ganz zu vermeiden, ist unmöglich; aber mit Freude ist es zu begrüßen, wenn durch Anknüpfung freundlicher Beziehungen die Kriegsgefahr unter den Kulturvölkern möglichst verringert wird.

Loubets Besuch in Rom war besonders nach einer Richtung hin eine Kulturtat: er hat die Anmaßung des Papsttums, daß kein katholisches Regierungshaupt den König von Italien in Rom, „dem Sitze des seiner weltlichen Herrschaft beraubten Papstes", besuchen dürfe, energisch zurückgewiesen. Damit ist die Lösung der sogenannten römischen Frage ein bedeutendes Stück näher gebracht. Solche Ansprüche des „Statthalters Christi", die mit Religion gar nichts zu tun haben — und nur als Religionsoberhaupt hat der Papst ein Recht auf irgendwelche Berücksichtigung — müssen vollständig unbeachtet bleiben.*) Hoffentlich macht jetzt auch der Kaiser von Österreich seinem italienischen Bundesgenossen den schon lang geschuldeten Gegenbesuch in Rom; damit wäre die leidige römische Frage endgültig aus der Welt geschafft.

Sehr beschämend für den ethisch-kulturellen Standpunkt der Reichsregierung waren die Verhandlungen im Reichstag über den Totalisator. Hätte man die Ehrlichkeit gehabt, einzugestehen: ja, der Totalisator ist als offizielle Wett- und Hazardspiel-Maschine für sehr weite Volkskreise verderblich, aber auch hier muß man, um Schlimmeres zu verhüten, wie z. B. bei der Prostitution, die Augen etwas zudrücken, und deshalb wollen wir den Totalisator zwar nicht abschaffen, aber die Steuer auf seinen Betrieb erhöhen: hätte man so gesprochen, nun, es wäre zwar nicht ideal-moralisch aber menschlich-verständlich gewesen. Statt dessen wird die Wettmaschine, die für Tausende von kleinen Leuten eine Vernichtungsmaschine ist, als moralische Veranstaltung gerechtfertigt und ihr mörderischer Betrieb erleichtert! Freilich war es der „joviale" Herr von Podbielski, der

*) Man vgl. meine Schrift: Die römische Frage (Berlin, A. Haack).

Digitized by Google

die Verteidigung des Totalisators führte, und diese Ministerpersönlichkeit erklärt vieles.

Aus dem preußischen Abgeordnetenhaus haben wir dagegen eine wahrhaft prachtvolle Rede zu verzeichnen: die des verdienstvollen Pastors von Bodelschwingh. Er hat mit seinen ergreifenden Worten die Debatten über die Kanalvorlage auf eine Höhe gehoben, die der sozialen Bedeutung des großen Unternehmens entspricht; er hat Gedanken ausgesprochen von solcher Schlichtheit aber zugleich von solcher Wahrheit und Tiefe, die, wenn sie zur Tat würden, die gehässigen, am Mark unseres Volkes fressenden Interessengegensätze beseitigten. Das Zitat aus Tacitus, das Pastor von Bodelschwingh anführte, enthält ein hohes Lob für uns Deutsche, leider aber nur für die Deutschen vergangener Zeiten, die noch wirklichen Gemeinsinn kannten: „Die Deutschen freuen sich, wenn sie etwas geschenkt bekommen und sie freuen sich auch, wenn anderen etwas geschenkt wird und sie rechnen es niemand nach." Heute schreit jeder Stand und jede Provinz neidisch auf, wenn ein anderer Stand und eine andere Provinz etwas zugewendet erhalten. Deshalb das schon seit Jahren andauernde Kanalelend, dessen eigentliche Urheber die konservativen Parteiführer sind, die das kontradiktorische Gegenteil von den tacitäischen Deutschen darstellen.

Diese „konservativen" Herren machen auch noch in anderer Weise von sich reden: durch eine offizielle ex cathedra-Verdammung des Evangelischen Bundes und der Täglichen Rundschau. Wirkung haben solche Expektorationen ja nicht. Es mutet nur eigentümlich an, wenn Leute, deren persönliche Bedeutung in sehr umgekehrtem Verhältnis zu ihrer öffentlichen Stellung steht, als anathematisierende Päpste auftreten gegen tiefgehende Volksströmungen (Ev. Bund) und gegen vom Beifall vieler Tausender getragene Zeitungen (Tägliche Rundschau). Die Manteuffel und die Limburg-Stirum sind Totengräber für gesunde Volksentwicklung sowohl nach der volkswirtschaftlichen, wie nach der politischen und religiösen Seite. Gott Lob, daß sie vor allem auch Totengräber sind für sich selbst.

Jüngst haben wir im Beuthener Prozeß gesehen, welch unheilvolle Rolle die katholische Geistlichkeit in der Politik spielt. So sehr sich beide Begriffe: Politik und Seelsorge ausschließen sollten, in der katholischen Kirche sind sie aufs engste und breiteste vereint. Wer wie ich die katholische Presse täglich studiert, weiß von dieser unnatürlichen und verderblichen Vereinigung viel zu erzählen. Fast keine Versammlung des politischen „katholischen Volksvereins" findet statt — und diese Versammlungen zählen jährlich nach Hunderten — in denen nicht ein Geistlicher den Vorsitz führt oder als Hauptredner auftritt. Welch ein Mißbrauch der Religion, welche Schädigung des Volkslebens! Was schon vor bald 20 Jahren der edle Katholik Reinhold Baumstark schrieb, gilt heute noch mehr als damals: „Die Politik des Zentrums führt zu immer größerer Zerrüttung und Zerstörung aller kirchlichen wie staatlichen Verhältnisse." Quousque tandem!

Schlimmer als schlimm stehen die Dinge in Südwestafrika. Hätte man im Anfang des Aufstandes energischer mit größeren Truppenmassen eingegriffen, so weit wie jetzt wäre es nicht gekommen. Halbheiten

Digitized by Google

kosten stets mehr Gut und Blut, als ganze Arbeit. Auch der Zweifel, ob unser Kolonialsystem nicht wesentlich schuld ist an den blutigen Wirren, regt sich immer mehr. Nicht geklärt ist auch das Verhältnis gewisser Missionsgesellschaften zu den Aufständischen. Rücksichtslos muß in alle diese Dinge hineingeleuchtet werden, damit die furchtbaren Opfer, die gefordert werden, sich wenigstens fruchtbar erweisen für die Zukunft.

Anläßlich des Falles Menk steht wieder einmal das Reichstagswahlrecht zur Diskussion. Die konservative und Scharfmacherpresse ist natürlich für seine Beschneidung. Es wäre m. E. ein sozialpolitischer Fehler ersten Ranges, eine Beschneidung vorzunehmen. Daß das gleiche Wahlrecht der objektiven Gerechtigkeit nicht entspricht, kann der gesunde Menschenverstand nicht leugnen, aber so lange es nicht gelingt, die Gleichheit in eine gerechte Verschiedenheit umzugestalten, so lange muß an der Gleichheit unbedingt festgehalten werden.

Auch in diesem Punkte haben die konservativen Parteiführer im Herrenhause ihre politische Rückständigkeit und Schädlichkeit dargetan. Die Herren von Manteuffel und Graf Mirbach wettern gegen das Reichstagswahlrecht, befürworten Ausnahmegesetze gegen die Sozialdemokratie usw. Aus den Zeitläufen zu lernen, scheint für solche Männer unmöglich zu sein. Herr von Manteuffel spekuliert offenbar auf den Reichskanzlerposten. Erlangte er ihn — und bei uns ist, noch mehr als bei Gott, Alles möglich —, es wäre ein nationales Unglück!

Sehr ernste Gedanken steigen auf über den im Abgeordnetenhaus eingebrachten Schulantrag und zwar deshalb, weil auch die nationalliberale Partei zu seinen Unterzeichnern gehört. Die gesetzliche Festlegung der Konfessionalität der Schule wäre ein schweres Übel. Für konfessionellen Religionsunterricht bin auch ich; aber diese Forderung ist himmelweit verschieden von der Konfessionsschule. In einem paritätischen Staate ist die Konfessionsschule ein Krebsschaden; sie züchtet Imparität und konfessionellen Hader.

20. V. 1904. H.

Bücherbesprechungen.

Michelangelo und das Ende der Renaissance von H. Thode. II. Bd. Der Dichter und die Ideen der Renaissance. G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. Berlin.

Dem ersten Bande, welcher „das Genie und die Welt“ behandelte, ist nun als deutsche Weihnachtsgabe des Jahres 1903 der zweite gefolgt. Mit Recht eine deutsche Weihnachtsgabe, denn wir glauben nicht, daß je ein

Digitized by Google

italienischer Schriftsteller den Stoff, welcher die welsche Renaissance und ihren größten Meister behandelt, erschöpfender und liebevoller hätte gestalten können. Das wäre allerdings für ein solches Werk noch zu wenig Lob, denn unsere deutschen Professoren waren von jeher pietätvoller als ihre italienischen Kollegen. In Thodes „Michelangelo" aber ist zum erstenmale das Problem der Renaissance vom spezifisch germanischen Standpunkt aus gelöst und darum kommt dem Werk neben dem Wert, den es als Bereicherung der Michelangeloliteratur darstellt, noch eine höhere Bedeutung zu. Das Eindringen germanischer Weltanschauung in die welsche Kultur, das machtvolle Sichgegenübertreten des deutschen Protestantismus und der katholischen Gegenreformation, — das zu schildern hat sich der Verfasser zur Aufgabe gemacht. In zwei Gestalten führt er uns die Gegensätze der Zeit vor: in Vittoria Colonna die in alten Formeln befangene Frömmigkeit des Katholizismus; in Michelangelo die tiefe über jeden Kult erhabene Religiosität, welche dem Ziel deutscher Gotteserkenntnis zutreibt, der Rechtfertigung nur durch den Glauben. Wie in Abendglut getaucht erscheint uns das Bild der Renaissance. In scharfen Silhouetten tauchen bekannte Gestalten vor uns auf, Reformatoren, Künstler, edle Frauen, das ganze reiche Leben jener Zeit blüht uns entgegen — und dann sehen wir langsam das leuchtende Bild in Nacht versinken, diese große, herrliche Welt zusammenbrechen vor dem Ansturm einer neuen Geistesepoche. Es fehlt hier leider der Raum, das Werk, das einem wohlgefügten Gebäude gleicht, in seinen Einzelheiten zu schildern. In wenig Worten kann man dieser Arbeit gegenüber nur die Freude ausdrücken, daß sie überhaupt geschaffen wurde. Es ist viel darin gegeben, was besonders für fachmännische Kreise von Wert ist, ein reiches Studienmaterial, eine umfassende Behandlung der Zeitcharaktere, aber über das alles noch ist der germanische Geist zu setzen, der darin lebt. Wir brauchen solche Bücher, in denen der Glaube an den Weltensieg germanischer Kultur geweckt und gefestigt wird; wir brauchen aber auch Bücher, in denen mit so viel Liebe wie hier das Suchen und Irren der Menschheit seine Erklärung findet. Als ein zweites Problem ist jenes der Liebe behandelt; aber auch dieses fortschreitend von der persönlichen zur allgemein typischen Erscheinung; auch hier ist Michelangelo uur als ein Beispiel gezeigt, wie die Seele auf ihrer Wanderung nach Liebe von Stufe zu Stufe steigt, bis alle Siegel irdischer Leidenschaft gelöst sind und sie in jenes Reich des Friedens tritt, das Dante in seinen letzten Versen des Paradieses erschauernd in Schauensseligkeit geschildert hat.

Mela Escherich.

Paul Natorp (o. Prof. der Philos. an der Univ. Marburg), Platos Ideenlehre. Eine Einführung in den Idealismus. Leipzig, Dürr. 1903. VIII u. 472 S.

Ein sehr eigenartiges Buch ist da aus der Studierstube des Marburger Philosophen hervorgetreten! Der Verf. hat sich ein Ziel gesteckt, dessen Erreichung von so gut wie unüberwindlichen Schwierigkeiten umgeben ist. Er will vor einem Publikum von Nichtfachleuten den überzeugenden Beweis führen, daß eine ihm eigene neue Auffassung der platonischen Ideenlehre die einzig richtige ist. Zu diesem Ende ladet er seine Leser zu einer mühsamen und langwierigen Wanderung durch alle erheblichen Partien des

Digitized by Google

platonischen Schrifttums ein und erhebt überdies an diejenigen, die ihm folgen wollen, die Anforderung, „daß man zu jedem Kapitel die darin behandelten Schriften Platos liest“ (S. IV). In der Tat, ein eigenartiger „Idealismus“ liegt in dieser Erwartung des Autors und ein besonderes Maß von Idealismus wird auch dem Leserkreise zugetraut.

Was veranlaßt aber den Autor zu diesem hochfliegenden Unternehmen? Er ist überzeugt, daß Philosophie nach ihrem „strengsten historischen Begriffe“ nichts anderes bedeutet, als „Idealismus“, und daß dieser Idealismus in der Ideenlehre Platos „urwüchsig und autochthon“ das Licht der Welt erblickt hat (S. V). Wir müßten dieser Auffassung vom Wesen der Philosophie selbstverständlich entgegentreten, wenn der Verf. unter der Ideenlehre Platos das verstände, was seit Aristoteles alle Welt übereinstimmend aus Platos maßgebenden Schriften herausgelesen hat, eine metaphysische Welterklärung, die sich im wesentlichen als immaterialistischer Monismus charakterisiert, eine Theorie, nach der das wahrhaft Seiende in einer Art von unstofflichen „Überdingen“ bestände. Bei dem vieldeutigen, abgegriffenen und abgeschliffenen Worte Idealismus als auf die platonische Ideenlehre anwendbar, müßten wir unter Zugrundelegung dieser herrschenden Ansicht von der Ideenlehre einen metaphysischen Idealismus, einen Immaterialismus, eine Art von Spiritualismus verstehen.

Das ist aber keineswegs der Sinn, in dem der Verf. für den Idealismus werben und in dem er die platonische Ideenlehre als Prototyp des Idealismus erweisen will. Nach seiner Auffassung ist Plato von allen, die sich seit Aristoteles mit ihm auseinandergesetzt oder auf ihn berufen haben, total mißverstanden worden. Er hält ihn in der Ideenlehre für den direkten Vorläufer der kantischen Transszendentalphilosophie, der Lehre, nach der wir uns unsere Erfahrungswelt selbst durch intellektuelle Akte erschaffen, intellektuelle Akte, deren Wesen in den Anschauungsformen Raum und Zeit und in den Kategorien bewußt erfaßt wird. In diesem Sinne nennt er die platonischen Ideen wiederholt „Gesetze“ oder „Methoden“ (S. 73, 215, 227) und bezeichnet den platonischen Idealismus geradezu als den „transszendentalen oder methodischen“ (S. 232).

Durch diese überraschende Wendung, die das Problem unserer Schrift nimmt, wir unser vorher einfacher Einspruch zu einem zweiteiligen. Wir können weder zugeben, daß das Wesen der Philosophie im transszendentalen Idealismus besteht, noch daß die platonische Ideenlehre als transszendentaler Idealismus interpretiert werden darf.

Selbstverständlich wendet sich das Hauptbestreben des Verfassers der letztgenannten Aufgabe zu. Mit einem außerordentlichen Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit sucht er an allen für die Ideenlehre in Betracht kommenden Schriften Platos seine These durchzuführen. Es ist nicht leicht, den Entwicklungsgang und die Grundlehren Platos verständlich zu machen. Vollends aber muß eine Deutung, die überall mit gewaltsamen Mitteln wegdeuten, umdeuten und hineindeuten muß, dornige, verschlungene und mühselige Argumentationswege einschlagen. Das ist denn auch bei unserem Verfasser in reichlichem Maße der Fall. Ihm durch diese Labyrinthe auf Schritt und Tritt zu folgen oder gar seine Beweisgründe im einzelnen entkräften zu wollen, würde sich kaum lohnen, auch wenn Zeit und Raum dazu zur Verfügung stände. Jedenfalls müßte man dazu ein Buch schreiben. Im

Digitized by Google

Rahmen dieser Anzeige kann nur darauf hingedeutet werden, daß der Verf. die Hauptbestätigungen für seine Auffassung den schwerverständlichsten Partien der platonischen Schriften (Parmenides, Sophistes, Staatsmann sowie Philebus, dessen platonischer Ursprung schwerlich aufrecht erhalten werden kann) entnimmt. Ob diese Schriften den vom Verf. behaupteten Sinn haben, läßt sich wenigstens bei einem Teile derselben überhaupt nicht ausmachen. Jedenfalls ist es vom Verf. nicht erwiesen worden.

Gegenüber diesem fundamentalen Umwandlungsversuche kann denen, die den wirklichen „Idealismus" Platos kennen lernen wollen, nur angeraten werden, sich selbständig und unbefangen in diejenigen Schriften zu vertiefen, die den Höhepunkt des platonischen Denkens überhaupt und der Ideenlehre insbesondere bilden, in dem weihevollen „Phädon", der unter allen Umständen zu den edelsten Kleinodien der Weltliteratur gehört und in den spätesten Bestandteil des „Staats", den Abschnitt von V. 18 bis zu Ende des siebenten Buches.

Groß-Lichterfelde. A. Döring.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schönebergerufer 43.

Digitized by Google

Germanisierung des Christentums.*)

Von Wilhelm Schubring.

In der Einleitung zu einer literarischen Skizze stand neulich zu lesen: „Meine Arbeit ist vielleicht die bescheidenste, wenn auch nicht die unfruchtbarste, die ein Journalist zu leisten vermag — ich möchte nur hinweisen, erinnern, auffrischen.“ Diese Worte mache ich mir zu eigen. Hinweisen möchte ich auf Äußerungen verschiedener Männer an verschiedenen Stellen, erinnern an Gedanken, die uns geläufig sind, und durch diese Äußerungen und Gedanken möchte ich das Recht erkennbar machen, das in der Forderung einer „Germanisierung des Christentums“ liegt.

Je mehr ich darüber nachgedacht habe, umso natürlicher und selbstverständlicher ist mir diese Forderung erschienen, umso unbegreiflicher, daß sie so wenig Widerhall findet.

Überall hat das Christentum bisher ein nationales Gepräge angenommen; jeder Student der Theologie lernt das in der Dogmengeschichte. Der Kirchenhistoriker Loofs sagt: „Kein Kundiger wird leugnen, daß ein gewisses Nationalisiert-werden des Christentums sich überall gezeigt hat, wo das Christentum eine Nation zu durchdringen begann.**) Wenn wir aber aus dieser anerkannten Tatsache schließen: Folglich muß auch ein eigenartig germanisches Christentum entstehen, so erheben sich Einwände von zwei ganz verschiedenen Seiten aus. Einmal sagt man, die Nationalisierung des Christentums sei zwar Tatsache, aber sie sei durchaus nicht berechtigt, sie sei eine Mißbildung, bestenfalls eine

*) Wenn auch in manchen Punkten anderer Ansicht als der Herr Verfasser, stimme ich darin mit ihm überein, daß starke Betonung der Nationalisierung des Christentums zur Notwendigkeit geworden ist. Trotz aller „Internationalität“ muß das Christentum, um praktisches Leben zu erzeugen, national sein. Auf diesen wichtigen Punkt, der bei der christlichen Missionsarbeit viel zu wenig Berücksichtigung findet, soll durch Veröffentlichung dies Aufsatzes in erster Linie hingewiesen werden. D. H.

**) Christliche Welt 1899, Nr. 42.

Digitized by Google

aus der menschlichen Natur erklärbare und in ihr begründete Schwäche; man müsse also jeder Nationalisierung des Christentums nach Kräften entgegenarbeiten. Auf der anderen Seite streitet man nicht über das Recht der Nationalisierung, sondern erklärt, dieser Vorgang sei für unser Volk bereits vollzogen, eine weitere Germanisierung sei also unnötig, oder auch man sagt, sie sei heutzutage unmöglich, weil es keinen ausgeprägten deutschen Nationalcharakter mehr gäbe. Mit diesen Einwänden haben wir uns auseinanderzusetzen.

I.

Ist die Nationalisierung des Christentums vom christlichen Standpunkt aus zu rechtfertigen?

Jeder Geistliche nimmt bei seiner Predigt Rücksicht darauf, wie geartet seine Gemeinde ist; er redet anders zu einer Arbeitergemeinde als zu einer akademischen Gemeinde, anders zur Bauerngemeinde als zur Großstadtgemeinde. Muß man aber hier auf Interessen und Charakter der Gemeinde Rücksicht nehmen, so liegt es nahe, daß der Prediger auch zu einer deutschen Gemeinde anders reden muß als zu einer spanischen oder amerikanischen, denn nicht nur die Stände, sondern auch die Nationen unterscheiden sich durch Charakter- und Interessenkreis. Worin liegt der tiefste Grund dieser Regel? Weil lebendiges Christentum individuell ist und sein muß. Das persönliche Christentum erscheint mir immer einer chemischen Verbindung vergleichbar, sagen wir: das Christentum sei wie der Sauerstoff, der sich bald mit Silber, bald mit Bronze, bald mit irgend welchen Gasen verbindet; überall entsteht ein anderes Resultat; für sich allein kommt der Sauerstoff in der Natur ebensowenig vor, wie es im Leben ein abstraktes Christentum gibt: Es gibt Christentum nur in Verbindung mit individuellen Charakteren, und es tritt uns darum bei allen Individuen anders entgegen. Die psychologische Notwendigkeit solcher individuellen Ausprägung des Christentums kann man, soweit ich sehe, nur aus folgenden Gründen bestreiten.

Die Individualisierung wird leugnen, wer das persönliche Christentum sieht in der verstandesmäßigen Anerkennung eines klar umrissenen Systems von Lehrsätzen einschließlich der Anerkennung, daß eine Reihe von Tatsachen historisch ist, oder auch wer das Wesen des Christentums in dem Gehorsam unter ein hierarchisches Polizeisystem findet. Das wahre Christentum aber ist nichts statutarisch Feststehendes, es ist „das Allerveränderlichste,

Digitized by Google

das ist sein besonderer Ruhm" sagt Rich. Rothe, und Kuenen*) sagt dazu: „Allseits wird dieser Satz auf Widerspruch stoßen. Man wird nicht leugnen, daß das Christentum, leider! zu verunstalten und zu verderben ist, aber wohl, daß es selbst veränderlich sein sollte. Ist es doch einmal festgestellt in dem Lebensbild und der Lehre des Stifters, meint der eine, — im Neuen Testament, sagt ein Zweiter, — in der von Christus gegründeten und von seinem Geiste regierten Kirche, ruft ein Dritter, — in den Bekenntnisschriften dieser oder jener protestantischen Gemeinschaft, verbessern die anderen. Dennoch hat Rothe recht. „Wem die Veränderlichkeit abgeht, das mag weiter bestehen, aber es hat aufgehört zu leben, und leben muß die Religion, das heißt neue Verbindungen eingehen."

Andererseits wird die Individualisierung auf Grund einer falschen Beurteilung der Individualität geleugnet und zwar von Leuten, die das Christentum recht innerlich fassen wollen. Nach ihrer Meinung lebt die Religion in einer innerlichen Tiefe des Herzens, der gegenüber die individuellen Charakterverschiedenheiten fast nur äußerlich seien, ganz an der Oberfläche blieben. Darauf hat Bonus kräftig geantwortet: „In der Tiefe, wo die Menschen gleich sind, da sind sie Bestien. Gott wohnt in anderen Tiefen. Vielmehr machen erst die mit Geist und Willen, mit Religion verarbeiteten Erlebnisse ihre Erleber tief."**) Jene ganze Auffassung der menschlichen Individualität beruht auf der Verkennung der Tatsache, daß alles, was den Menschen zum Menschen macht: Bildung, Charakter, Religion, erst geschichtlich erworbene Errungenschaften der Menschheit und jedes einzelnen sind; die Idee von irgend einer Gleichgeschaffenheit aller Menschen gehört dem geschichtslosen Rationalismus an. Und was im besondern die Wendung betrifft: „Das Menschenherz mit seinen Fragen und Nöten ist überall gleich", so rechne ich sie zu den Phrasen, die einer dem andern nachspricht, nur weil sie salbungsvoll klingen. — Es ist nur eine kleine Verschiebung des eben bekämpften Standpunktes, wenn andere die Stärke der individuellen Unterschiede zwar vollkommen anerkennen, aber nur mit Seufzen. Sie bedauern, daß das eine Temperament das andere ausschließt; das sei eben ein Stück der zu überwindenden menschlichen Schwachheit; sie wollen vom Teilindividuum zum Totalindividuum vorwärtskommen. Das wollen Christen dieser psychologischen Richtung

*) Kuenen, Volksreligion und Weltreligion, Seite 293.

**) Christliche Welt 1899, Nr. 6.

Digitized by Google

eben durch das Christentum erreichen. Von diesem Standpunkte aus quält sich heute noch mancher orthodoxe Geist, auch Jesus, dem idealen Menschen, seinen individuellen Charakter hinwegzudisputieren; so lernte ich als Schüler, daß Jesu Temperament die wunderbare organische Vereinigung der vier Temperamente sei. Nach einem derartigen Schritte vom Teilindividuum zum Totalindividuum sehnen sich seit Jahrzehnten in ihrer Weise noch andere Leute — die Parallele mag manchen erschrecken; es sind die Theoretiker der Marxistischen Sozialdemokratie; vergleiche dazu Max Lorenz,*) der dazu bemerkt: „Wir können unmöglich mit unserm historischen Verstehen und Empfinden die Meinung in Einklang bringen, daß das Individuum wieder völlig verschwinden, der Begriff der Individualität in unserem Hirn ausgelöscht werden sollte, daß Jahrhunderte umsonst gearbeitet haben sollten." Freilich bedeutet individuelle Ausbildung immer einen Verzicht; aber wir können doch nun einmal unmöglich in einer Person alles vereinen, wir können nicht gleichzeitig alles sein und alles tun. Es ist auch unnütz und töricht, über diesen Mangel unserer Konstitution zu klagen. Wir müssen uns vielmehr klar werden, daß das Ziel der menschlichen Entwickelung in der fortschreitenden Differenzierung besteht, in der Ausbildung der Individualitäten und der Organisation dieser Individuen zu einem einheitlichen Körper, in dem alle Glieder ineinander greifen und sich ergänzen. Das ist die Überwindung der ethischen Gegensätze Individualismus und Sozialismus.

Bei rechter Auffassung vom Wesen des Christentums und von der Bedeutung der Individualität wird niemand den Satz leugnen, daß lebendiges Christentum individuell ist und sein muß.

Betrachten wir nun die Menge der menschlichen Individuen, so ergibt sich, daß man die Individuen in verschiedener Weise zu Gruppen zusammenordnen kann. Hier haben wir es nur mit der Gruppierung unter nationalem Gesichtspunkte zu tun. Es besteht eine gewisse Charakter-Übereinstimmung zwischen den Gliedern eines Volkes. Das erklärt sich aus Vererbung, Akkommodation, klimatischen Verhältnissen usw. „Der Volksgeist," sagt Riehl, „ist nicht etwa ein nebliges Gespenst", der Volkscharakter ist etwas historisch Gewordenes, und deshalb sagt Bonus**) spottend: „Wir waren international, als wir noch Affen waren."

*) „Die Marxistische Sozialdemokratie", Seite 118.
**) Christliche Welt 1899, Nr. 7.

Digitized by Google

Gibt es also eine gewisse Ähnlichkeit im Charakter der Volksgenossen, so wird auch das Christentum sich bei ihnen in einer gewissen Ähnlichkeit entfalten; gibt es einen National-Charakter, so gibt es auch eine nationale Ausprägung des Christentums. Darf ich den chemischen Vergleich fortsetzen, so haben sämtliche Verbindungen von Sauerstoff mit Metallen eine Verwandtschaft; so sehr die Oxyde unter sich verschieden sein mögen, wir können sie zu einer Klasse zusammenfassen, ebenso wie die individuellen Ausprägungen des Christentums bei den Gliedern einer Nation. „Die Individualisierung wächst von selbst zur Nationalisierung aus.“*) Und ich zitiere noch einmal Kuenen:**) „Das Christentum ist kraft seines Ursprungs darauf angelegt und sieht sich deshalb auch gedrungen, überall mit dem nationalen Leben seiner Bekenner neue Verbindungen einzugehen. Es kann nicht umhin, sich zu nationalisieren und tut das denn auch im Lauf der Jahrhunderte immer wieder. Seine Geschichte ist die der wechselseitigen Einwirkung der im engeren Sinn christlichen Prinzipien und der nationalen Entwickelung der Christenvölker.“

Aber dann erhalten wir ja statt der einen Weltreligion lauter einzelne Volksreligionen! so schreit man entsetzt, als werde dem Christentum sein universaler Charakter geraubt. Aber ich darf die Gegner fragen: Sollen die Nationen aufhören überhaupt einen nationalen Charakter zu haben, oder soll das Christentum aufhören, sich individuell auszuprägen? Eine dritte Möglichkeit gibt es nicht.

Freilich liegt in der nationalen Ausprägung des Christentums immer nur eine Teilentfaltung, andere mögliche Ausgestaltungen bleiben unentwickelt. Jede individuelle Ausbildung bedeutet, wie gesagt, immer einen Verzicht. Was aber oben von den einzelnen Persönlichkeiten gesagt ist, gilt auch von den Volksindividualitäten: das Ziel der menschlichen Entwickelung ist Ausbildung kräftiger, eigener Individualitäten und deren Organisation zu einem einheitlichen Körper. So liegt in dieser Gedankenreihe auch die Überwindung der Gegensätze: Nationalismus und Internationalismus; das Ziel ist hier Organisation der Völker zu einem Gesamtkörper, wie es z. B. die Familie ist, in der sich die einzelnen Glieder ergänzen. Deshalb sagt Bonus:***) „Weltreligion ist ein Sammelwort wie Familie; ihre Wirklichkeit steht in gleichgebürtigen,

*) Bonus, Christl. Welt 1899, Nr. 7.

**) Volksreligion und Weltreligion, Seite 286.

***) Thesen zu einem Vortrage.

Digitized by Google

eigenartigen Volksreligionen. Die Idee einer internationalen Weltreligion ist ein Ableger der Naturreligion und des Naturrechtes. Der Versuch ihrer Durchführung muß zur Unnatürlichkeit führen." Wir brauchen nicht hinzuzufügen, wo die Wiege der „gleichgebürtigen Volksreligionen" zu suchen ist.

Die internationale Weltreligion ist freilich nicht nur Idee, man versucht vielfach ihre reale Durchführung in der Mission. Es ist erfreulich, daß gerade die Erfahrungen der evangelischen Heidenmission unserer Auffassung entgegenzukommen scheinen — erfreulich, weil unsere Orthodoxie von dieser Seite sich leichter wird belehren lassen. Folgende Ausführungen einer Autorität führen unmittelbar zur Anerkennung nationalen Christentums. Pastor Kriele von der Barmener Mission sagt:*) „Rom ist ein Feind aller Nationalkirchen und muß es sein .... Wir halten es nicht für unsere Aufgabe, die Heiden zu Lutheranern, zu Reformierten, zu Anglikanern, zu Methodisten, zu Baptisten usw. zu machen..... Die Kirche Christi ist darum die wahre Kirche, weil sie sich überall akklimatisieren kann. Die Aufgabe der Mission ist nur, das Evangelium zu predigen. Das Wort Gottes ist ein Same..... Die aus dem Samenkorn hervorgehende Pflanze, das ist die naturgemäße Entwickelung, wird sich der Eigenart des Landes, in dem sie aufblüht, anpassen.... Nur so entstehen echte, wahre Volkskirchen."

II.

Unseren Vorfahren ist das Christentum nicht nach den eben aufgeführten Grundsätzen der evangelischen Mission gebracht worden. Den Deutschen ist das Christentum Roms mit all seinen kirchlichen Einrichtungen, mit seinem ganzen kirchlichen und theologischen Gepräge aufgedrungen worden. Nun wäre es möglich, daß wir die hellenistisch-römischen Bestandteile bereits wieder ausgestoßen hätten. Hans Meyer**) redet von der Assimilationskraft des deutschen Volkes gegenüber fremden Elementen, die es „innerlich so umbildete, daß sie organisch fest mit dem deutschen, immer frischen Saft spendenden Stamme verwuchsen. Was aber seinem eigensten Wesen so fremd war, daß es nicht organisch umgebildet werden konnte, das hat die deutsche Volksseele und der deutsche Volksgeist schließlich, wenn auch oft nach langer Duldung, immer

*) „Die gesteigerten Missionsaufgaben der Gegenwart", Vortrag, gedruckt im Erfurter Allgem. Anzeiger 1901, Nr. 191.

**) „Das deutsche Volkstum" herausgeg. v. H. Meyer, Seite 37.

Digitized by Google

wieder ausgestoßen, wie jeder gesunde Organismus einen eingedrungenen, nicht assimilierbaren Fremdkörper ausstößt." Gewiß, auf diese Weise ist allmählich vieles aus dem ursprünglich hellenisch-römischen Christentum ausgemerzt worden, das Christentum hat mancherlei germanische Charakterzüge erhalten. Die Reformation bedeutet einen energischen Schritt in der Germanisierung des Christentumes; denn die Reformation war nicht einfach eine Rückkehr zum paulinischen Christentum, sondern eine Fortentwickelung. Das gibt selbst Schlatter zu, von dem ich das Wort gehört habe, auch in der Kirche seien Übelstände nur dadurch zu überwinden, daß wir vorwärts schauen, weiterentwickeln, aber nicht dadurch, daß wir restituieren, denn es gäbe keine Restitution! Die Reformation bedeutet also einen Schritt in der Germanisierung des Christentums, aber wer die Dogmengeschichte kennt, wird zugeben, daß noch nicht einmal die negative Seite an der Germanisierung vollendet ist, d. h. daß wir das hellenistisch-römische Gewand noch nicht ausgezogen haben. Und wer unser Volksleben kennt, der empfindet es, das deutsche Volk ist noch nicht verchristlicht; aber überzeugt von der langsam, aber sicher arbeitenden Macht der Geschichte und getragen von christlicher Hoffnung sagen wir: Wir stehen erst am Anfang der Verchristlichung des deutschen Geistes, erst seit etwa dreißig Geschlechtern arbeitet das Christentum an dem deutschen Volksgeist; wir erwarten, daß der deutsche Volksgeist sich immer fortschreitend verchristlichen werde. Nun geht aber bei jeder geistigen Aneignung eine Art Wechselwirkung zwischen Person und Sache vor sich: die Sache gestaltet sich unwillkürlich subjektiv. Karl Sell sagt:*) „Kein Volk verhält sich ja einer ihm von außen her als göttliche Offenbarung zugebrachten Religion gegenüber rein rezeptiv, sondern es wird diesen Stoff auch ohne bewußte Absicht, indem es ihn aneignet, zugleich umwandeln." Wer also an eine weitere Verchristlichung unseres Volkes glaubt, der muß auch eine fortschreitende Germanisierung des Christentums annehmen.

Freilich liegt heute die Gefahr nahe — vielleicht ist sie schon wieder etwas geringer geworden — daß das Christentum seine Macht im deutschen Volksleben verliert; wesentliche und wertvolle Teile der Nation legen das Christentum beiseite. Sicher steht

*) In dem Sammelwerk „Das deutsche Volkstum" von H. Meyer, Seite 338.

Digitized by Google

diese Bewegung im Zusammenhang mit der von Meyer gerühmten Fähigkeit des deutschen Geistes, Fremdkörper, die sich nicht umbilden lassen, schließlich — wenn auch nach langer Duldung — wieder auszustoßen. Das zwingt uns zu der ernsten Prüfung: Was ist eigentlich der nicht assimilierbare Fremdkörper; ist es das Christentum an sich oder sein hellenistisch-römisches Gewand? Und ist es dann nicht die Pflicht der religiösen Führer und Leiter des Volkes, die unwillkürlich, „ohne bewußte Absicht" erfolgende Umwandlung bewußt zu leiten, die Germanisierung planvoll in die Hand zu nehmen?

Das übliche Schlagwort in der gegenwärtigen Krisis ist nicht Germanisierung, sondern Modernisierung des Christentumes. Nun ergibt sich gewiß aus der Individualisierung die fortwährende Aufgabe, das Christentum mit den neuen Kulturelementen auseinanderzusetzen, die neuen Verhältnisse zu beeinflussen und sich von ihnen beeinflussen zu lassen und insofern das Christentum fortwährend zu modernisieren. Aber wir dürfen auch den konservativen Zug in der Religion, die Neigung zum Alt-Überlieferten und Alt-Bewährten nicht übersehen; es ist unmöglich, daß das Christentum sich mit allen Moden und Modetorheiten verändert. Wenn wir heutzutage nach einer Fortentwickelung des Christentums trachten, so darf es nicht die Auslieferung an die Moderne sein, die vielleicht über ein Jahr schon als alte Mode gilt. Wer seine Forderung zusammenfaßt in den Ruf nach einer prinzipiellen Modernisierung des Christentums, stellt die Entwickelung des Christentums auf den schwankenden Boden der Modelaune. Aber wenn wir die Fortentwickelung von dem Grundsatze der Germanisierung aus betreiben, so stellen wir die Entwickelung des Christentums auf einen dauerhaften festen Boden, weil der Grundzug deutschen Wesens sich gleich bleibt; nicht als ob dann die Entwicklung des Christentums aufhörte — die Verbindung von Nationalcharakter und Christentum wird immer enger werden, das Christentum wird auch immer wieder vorübergehende „moderne" Züge annehmen; aber jeder Schritt in der Richtung auf Germanisierung des Christentums hat Aussicht auf dauernden Wert.

Und ferner! Das Schlagwort der Modernisierung des Christentums ist mir zu unklar und zu allgemein. Was heißt denn modern? „Modern" ist auf ästhetischem Gebiete und auf dem Gebiete der Weltanschauung, wie jeder weiß, etwas Vages, Inhaltloses. Andererseits sind wir, trotz alles Weltverkehres noch nicht soweit, daß die Völker ihre Eigentümlichkeiten verloren hätten.

Digitized by Google

Ein Deutscher unterscheidet sich doch noch recht wesentlich von einem Franzosen oder Yankee, und wenn sich auch alle als „moderne" Menschen fühlen. Die Behauptung, daß der deutsche Nationalcharakter sich sozusagen aufgelöst habe, daß eine Verbindung des Christentums mit dem deutschen Nationalcharakter unmöglich sei, weil es keinen deutschen Nationalcharakter mehr gäbe, kann nur aussprechen, wer als Mitglied der internationalen Gelehrten-Republik sein Lebtag am Schreibtisch sitzt oder nach dem Programm seiner politischen Partei international sein — will.

Wohl gemerkt, es handelt sich um den deutschen Nationalcharakter und wie er in der Religion, der Kunst und auf anderen Gebieten des geistigen Lebens zum Ausdruck kommt; aber es handelt sich nicht um Bildung und Kulturstufen. In bezug auf Bildung und den allgemeinen Interessenkreis besteht natürlich zwischen den Arbeitern der verschiedenen Nationen eine gewisse Einheit gegenüber den Bauern und den Bourgeois der entsprechenden Nationen. Insofern wird auch die religiöse Eigenart der Bauern Deutschlands, Englands und Frankreichs gewisse gemeinsame Züge im Gegensatz zu der Gestaltung des Christentums bei den Arbeitern dieser Länder tragen. Das führt zu dem Gedanken einer nach Klassen und Ständen verschiedenen Entfaltung des religiösen Lebens. Ich halte das für einen ebenso wichtigen wie gefährlichen Gedanken; er ist gelegentlich von Naumann berührt, kann zu weittragenden, geradezu umstürzenden Folgerungen auf dem Gebiete der praktischen Theologie führen. Ihm weiter nachzugehen, ist hier nicht der Ort. Hier genügt es, festzuhalten, daß durch diese nicht nationale, sondern soziale Gruppierung der Menschheit die Existenz des deutschen Volkscharakters nicht in Frage gestellt wird. Der deutsche Volksgeist ist auch heute noch „kein nebeliges Gespenst, er läßt sich leibhaftig zitieren, wenn einer nur die rechte Beschwörungsformel weiß". Ja, die Völker besinnen sich jetzt wieder mehr und mehr auf ihre nationale Eigenart. Der Ruf nach Germanisierung des Christentums entspricht einer allgemeinen Bewegung der Zeit. Ein Ästhetiker schrieb in bezug auf Kunst und allgemeinen Geschmack von der Pariser Ausstellung: „Man besinnt sich rings auf das Eigene, und auch bei uns schält sich aus dem allgemein „Modernen" gemächlich das Deutsche heraus."

III.

Und worin besteht nun dieses Deutsche; in welcher Richtung muß sich das Christentum entfalten, um germanisches Gepräge zu

Digitized by Google

tragen? Das will ich in einigen kurzen Strichen andeuten. Es ist schade, daß wir Theologen auf der Universität alles mögliche, aber eben nicht die „Beschwörungsformel" kennen lernen, daß wir nicht angehalten werden, deutsche Volkskunde zu treiben.*) Mir haben E. M. Arndts Studie über den deutschen Volkscharakter und Meyers „Deutsches Volkstum" die wertvollsten Fingerzeige gegeben, um mir über die deutsche Art gedanklich klar zu werden.

Zunächst ist klar, daß es sich bei der Germanisierung des Christentums *nicht* darum handeln kann, irgend welche altgermanischen, mythologischen Begriffe in die Kirchenlehre einzureihen.

Es handelt sich *nicht* um „altdeutsche" und „alldeutsche" Spielereien, wie man sie vor allem in Österreich versucht. *Es handelt sich darum, daß deutscher Geist im Christentum weht.* Deutsche Kunst ist nicht nur und durchaus nicht immer solche Kunst, die vaterländische Stoffe behandelt; ebensowenig verdient eine Frömmigkeit den Titel „Deutsche Religion" schon deshalb, weil sie von Walhall und Wodan redet. Es handelt sich um den deutschen *Geist*.

Er unterscheidet sich von dem Geiste Roms zunächst sehr deutlich in der Stellung zum Recht. Die Römer waren Juristen; besonders, nachdem der große Rechtskörper des römischen Reiches zerfallen war, mußten sie ihre juristische Anlage in der Gestaltung der Kirche äußern. Wir Deutschen sind aber kein formal-juristisch veranlagtes Volk. Es steckt ein *deutscher* Gedanke in dem Satze des Kirchenrechtlers Sohm: „Recht und Kirche schließen sich aus".

In engstem Zusammenhang mit der ablehnenden Stellung zur Rechtskirche steht die deutsche Abneigung gegen die Dogmenkirche. Der Deutsche ist Individualist. Er empfindet in Herz und Kopf immer wieder die vielen „Aber". Diese Betrachtungsweise mag uns oft in unserem Handeln hindern; jedenfalls — wir sind skeptisch. Meyer deutet noch einen (anderen) Beweis an dafür, daß sich der Deutsche nicht an formulierte Dogmen binden kann**): „Die deutsche Sprache gibt jeder noch so eigenartigen Individualität die Möglichkeit ihrer Widerspiegelung — die französische Sprache hingegen erzwingt sich . . . . eine gewisse Unpersönlichkeit. . . . .

*) Seit diese Zeilen geschrieben wurden, hat Professor Drews mit Erfolg die Forderung der „religiösen Volkskunde" als Zweig der praktischen Theologie erhoben. D. Verf.

**) Deutsches Volkstum, Seite 29.

Digitized by Google

Das ist ein charakteristisches Zeichen des deutschen Individualismus, und hier läßt sich leicht die Unmöglichkeit eines dogmatischen, deutschen Christentums zeigen".

Dogmen sind Antworten auf Fragen des Menschengeistes, Antworten auf Fragen, die einst der griechische oder griechisch beeinflußte Menschengeist stellte, und auf die griechische und griechisch-philosophisch beeinflußte Christen einst die Antwort gegeben haben.

Gewiß, wir Deutschen haben teilweise Geschmack an philosophischen Fragen gefunden, aber wir haben kein ursprüngliches Interesse an der Philosophie.

Wenn die Deutschen aber das Christentum innerlich aufnahmen, nicht um der Beantwortung philosophischer Fragen willen, warum nahmen sie es denn an? Sell antwortet auf Grund des Heliand und des Krist*): „Das Epos der biblischen Geschichte, das Bilderbuch der Taten Gottes gewann die Herzen." Darin zeigt sich, daß dem deutschen Charakter eine historische Auffassung des Christentums näher liegt als eine philosophisch-dogmatische.

Aber, wie gesagt, Fragen stellen auch wir und suchen als Christen Antwort darauf. Welche Fragen stellt denn das deutsche Gemüt? Sie laufen im Grunde immer wieder darauf hinaus: Wie werde ich innerlich fertig mit der Welt? Wie kann ich trotz Schuld und Ohnmacht das Bewußtsein eigenen Wertes aufrecht erhalten?

Der deutsche Christ sucht nach Kraft, nach Stärkung seiner Kraft. Darum empfindet der Deutsche ganz unwillkürlich Freude an dem ersten Gotteswort an den Menschen: Der Mensch soll herrschen über die Erde. Gegenüber pietistischen Forderungen, die eigene Kraft und den eigenen Willen zu zerbrechen, ist der Geist deutscher Frömmigkeit in Arndtschen Worten ausgedrückt: „Gott will keine Knechte", „es gefällt der Mann Gott nimmer, der im Staube kriecht, sondern ein edler Zorn ist dem Herrn lieb und ein mutiger Stolz, der sich nicht beugen läßt."**)

Wie werde ich ein Charakter? Wo finde ich Kraft recht zu leben und recht zu wirken? Das ist die deutsche Frage. Und wahrhaftig das Christentum kann auf diese Frage antworten. Nur darauf kommt es an, daß die religiösen Leiter unseres Volkes auch wirklich auf diese Frage antworten. Von dieser deutschen

*) Ebenda, S. 346.

**) Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann.

Digitized by Google

Frageſtellung aus bekommt auch die Frage: Was dünkt euch um Chriſto? einen ganz anderen Inhalt als für die alte Kirche. Für die Griechen hingen alle chriſtologiſchen Fragen an der philoſophiſchen Grundfrage: Was iſt das Weſen der Dinge? Für den Deutſchen heißt die chriſtologiſche Frage: Was bedeutet Jeſus für meine Kraft, für mein Leben und mein Wirken? Danach geſtaltet ſich für den Deutſchen das Bild Chriſti, des geſchichtlichen und des erhöhten. Immer iſt er der Herr, dem man Heeresfolge leiſtet, der Herr, dem man ſich verſchworen hat, der aber auch der mächtigſte Herr iſt und darum ſeinen Eidgenoſſen zum Siege und zum Ziele hilft.*) Durch dieſe Geſtaltung des Chriſtusbildes iſt das Chriſtentum einſt populär geworden, und noch heute iſt das deutſche Gemüt ganz und gar dabei, wenn im Kirchenlied dieſe Saite anklingt, es mögen nun Lieder ſein, wie die feſte Burg oder „Iſt Gott für mich“ oder das — freilich in ſeiner Stimmung nicht ganz einheitliche — „Mir nach! ſpricht Chriſtus, unſer Held“. „Es liegt im Charakter des Deutſchen, daß er ſich gern in den Dienſt eines Höheren ſtellt. . . . . Er fühlt ſich wohl dabei, wenn auch der befehlende Teil ſeine Pflicht tut.“**) Es gilt darum, in der kirchlichen Verkündigung dem Satze wieder mehr gemütvolles Verſtändnis abzugewinnen: Ich glaube, daß Jeſus Chriſtus ſei mein Herr. Im treuen Dienſt gegen dieſen Herrn erhält der Chriſt von dieſem Herrn Mut und Kraft, auf dieſen Herrn verläßt ſich deutſcher Chriſtenglaube, auf ihn, auf ſeine Perſon „mehr als auf ſein Werk und Opfer; die ſcholaſtiſche Unterſcheidung zwiſchen Perſon und Werk hat der unverbildete deutſche Verſtand niemals begriffen.“***)

Mit dieſem gegenſeitigen Verhältnis zwiſchen dem Herrn und ſeiner Gefolgſchaft hängt noch ein Zug deutſchen Weſens zuſammen: die Einordnung in ein größeres Ganzes. Man mag es rühmen oder tadeln: für den Deutſchen gilt nur der etwas, der zu irgend einem größeren Ganzen gehört; auf den verſchiedenſten Gebieten iſt es immer wieder Vorausſetzung: Zugehörigkeit zu einer gewiſſen Vereinigung, zu einer gewiſſen Klaſſe, zu einem Stande. Und

*) Es ſei erinnert an die deutſch-chriſtliche Sage von dem Recken, der den mächtigſten Herrn ſuchte, um ihm zu dienen. Er findet den Teufel und dient ihm, als dem Mächtigſten, bis er eines Tages ſieht, daß der Teufel vor einem Chriſtusbilde ausweicht. Von da an ſucht er Chriſtum als den mächtigeren Herrn. Anmerk. d. H.

**) Helmolt in Meyers Deutſchem Volkstum. S. 156.

***) Sell bei Meyer S. 390.

Digitized by Google

darum liegt ein echt deutscher Zug darin, wenn Ritschl und die von ihm beeinflußten Theologen die Versöhnung und Erlösung aufs engste in Verbindung bringen mit der Gemeinde, mit der christlichen Gemeinschaft: Für seine Gefolgschaft hat Jesus gewirkt, und nur als Glied der Gefolgschaft hat man Teil an den Segnungen Christi.

Diese Andeutungen mögen genügen, um zu zeigen, in welcher Richtung die Germanisierung des Christentums vor sich gehen müßte. Es sind natürlich nur einige charakteristische Züge herausgegriffen, keineswegs soll damit ein vollkommenes Bild deutschen Christentums gezeichnet sein. Ein weiteres Eingehen auf Einzelheiten könnte leicht zu dem Mißverständnis führen, als handelte es sich darum, eine deutsche Glaubenslehre aufzustellen; während es sich doch um die Ausgestaltung des deutsch-christlichen Geistes, die Bildung des deutsch-christlichen Charakters handelt. Darum kann man auch auf die Frage, wie denn germanisches Christentum aussieht, besser als mit allen möglichen begrifflichen Auseinandersetzungen antworten durch den Hinweis auf einige deutsch-christliche Charaktere. „Der deutsche Christ — sagt Bonus*) — sieht aus wie Luther und Arndt. Er fürchtet sich vor dem lautesten Übermenschen nicht. Übervoll von trotziger Kraft und Übermensch fühlt er sich selbst (wohlverstanden: der christliche Deutsche) und fürchtet er den Gott, von dem er seine Kraft sich gegeben weiß. Er schaut ihm gerade und aufrecht ins Antlitz. Von daher versteht der Deutsche auch Christus und — versteht ihn recht. Der Deutsche wird entweder den starken freien Gott finden, der ihn auch stark und frei macht, oder er wird sich gegen Gott erklären." Und in diesem „Entweder — oder" liegt der ganze Ernst angedeutet, der in der Forderung einer Germanisierung des Christentums liegt.

*) Christl. Welt 1899 Nr. 8.

Digitized by Google

Urheberrechtsgesetz und Konzert-Tantiemen.

Von Dr. Georg Göhler, Herzogl. Sächs. Hofkapellmeister, Altenburg.

Auf dem Felde der Musik haben Wirren, hat ein Krieg begonnen. Nicht, wie in der bildenden Kunst, um den Fortschritt, um geistige Fragen, nicht, wie in den Tagen Liszts und Wagners, um neue Probleme des musikalischen Schaffens, nein, wie's in den Tagen der Arbeiterbewegung und, da der Musik die großen geistigen Führer fehlen, nicht anders sein kann: um eine materielle „Lohnfrage".

Ihr die Berechtigung ganz abzustreiten, wäre sinnlos, zumal sie von der materiellen Tendenz der Zeitströmung getragen wird. Die Komponisten wollen mehr Geld verdienen; geistige Arbeit soll auch ihren Lohn finden. In einer Zeit, da die Textil- und Metallarbeiter, die Volksschul- und Gymnasiallehrer für Besserung ihrer Lage arbeiten, da's in den Kreisen der Juristen bedenklich wegen der ungenügenden Bezahlung gährt, da die Ärzte sich dagegen auflehnen, für 37 Pfennige Kranke zu heilen, ist's fast selbstverständlich, wenn auch der schaffende Künstler ruft: „Mehr Brot!"

Der Ruf: „Mehr Licht!", der die Zeiten Wagners und Liszts durchklang, tönte reiner und größer. Tempora mutantur. Selbst diejenigen, die von der Kritik für die geistigen Führer der Musik unserer Tage gehalten werden, rühren die Werbetrommel der Lohnfrage.

Es sind große Leute dabei, und die Richtung hat's darum leicht gehabt, eher ans Ziel zu kommen, als die Fabrikarbeiter. Durch Eingaben und Gutachten wurde ein neues Urhebergesetz zustande gebracht, das direkt im Interesse dieser Lohnbewegung arbeitet.

Dieses Urhebergesetz war der erste Sieg der roten Partei in den Wirren. Ein leichter Sieg, denn die blaue Partei wußte noch wenig vom Anmarsch und dem Feldzugsplan des Gegners. Alle ihre folgenden kleinen Schlappen wären verhütet worden, wenn sie dem Gegner nicht mit dem Gesetz eine Position eingeräumt hätte, gegen die nur die verbündete Armee aller Gegenmächte siegreich Sturm laufen kann.

Die Hüter der deutschen Musikpflege haben sich um das Zu-

Digitized by Google

standekommen des Urhebergesetzes wenig gekümmert. Sie fanden bei den Vorberatungen wenig Gehör. Das ganze Gesetz wurde unter dem Eindruck der Notklagen einer Komponistenpartei gemacht, die als das Wichtigste für die ganze Musikpflege hinstellte, daß in Zukunft die Komponisten mehr Geld verdienten.

Indem sie in larmoyanter Weise den Lebenslauf so und so vieler Meister der Tonkunst aufrollte und Klagen auf Seufzer häufte, erreichte sie, daß eine Gesetzgebung zustande kam, die mit der materiellen Sicherstellung der schaffenden Musiker die Kunst gerettet zu haben glaubte.

Die „soziale Frage in der Kunst" ist aber zum Glück eine ganz geringfügige Nebensache, und selbst wenn deren Lösung geglückt wäre, könnte die Musik dabei in den tiefsten Sumpf gegeraten. Der erste Fehler des ganzen Urhebergesetzes ist, daß es über den materiellen Fragen vollständig vergißt, daß es sich hier nicht um Drehbankarbeiter und Anlegerinnen, sondern um Kunst handelt. Es ist selbstverständlich nicht einmal von der Hälfte der Faktoren, die Gesetze machen, zu verlangen, daß sie wissen, was Kunst ist. Aber gerade darum sollten solche Gesetze nur unter Anwendung ganz besonderer Vorsichtsmaßregeln zustande kommen.

Es läßt sich leicht nachweisen, daß es auf dem Gebiete der Kunst am besten ausgesehen hat, als es überhaupt keine Urhebergesetzgebung gab. Einen derartigen Zustand heutzutage wieder einzuführen, da kaufmännische und juristische Gesichtspunkte alle Lebensfragen beherrschen, da die Zivilgerichtsbarkeit bei jedem Streit, der Strafrichter bei jeder Kontroverse nicht ultimum, sondern primum refugium ist, wäre vergeblich.

Wir müssen also staatliche Einrichtungen zum Schutze der Kunst haben. Ich sage: zum Schutze der Kunst, nicht der Künstler.

Ein Staat, dem nicht bloß an der möglichst starken Sicherung seiner wirtschaftlichen Grundlagen und der möglichst reichen Entwickelung aller vorhandenen materiellen Kräfte liegt, der vielmehr auch den Begriff sittlicher und künstlerischer Kultur noch nicht ganz aus seinem Haushaltsplan ausgeschaltet hat, muß sich vor allen Dingen klar darüber sein, daß die Gesetzgebung und die staatliche Fürsorge auf geistigem und künstlerischem Gebiete von einem ganz anderen Punkte aus zu beurteilen und anzufassen ist, als auf dem der eigentlichen Volkswirtschaft.

Bei Fragen der geistigen Kultur die Maßstäbe von der Nationalökonomie hernehmen und mit Schlagworten, die bei Ver-

Digitized by Google

suchen zur Lösung sozialer Fragen üblich sind, der Kunst aufhelfen wollen, ist widersinnig.

Das Ausschlaggebende bei aller Kunstgesetzgebung ist ein möglichst gerechtes Ausgleichsverfahren; die Grundlage für alle theoretischen und praktischen Versuche auf diesem Gebiete ist die Kunstgeschichte, die objektiv und kulturpsychologisch behandelte Kunstgeschichte.

Ich kann hier nur andeuten, wie das gemeint ist.

Alle Gesetzgebung hat, soweit sie nicht ein unter dem Drucke einer Übermacht von Interessenten erstandenes „Parteirecht" einführt, den Zweck, allen Faktoren, die für das gesamte Leben und die Entwickelung eines Staatswesens in Betracht kommen, die Existenzmöglichkeit zu bieten, die sie brauchen; schwache, aber unbedingt nötige, durch größeren Schutz zu kräftigen; starke, aber bedenkliche, einzuschränken; gemeingefährliche auszurotten. Die Feststellung des größeren und kleineren Nützlichkeitsgrades (im höchsten Sinne kultureller Nützlichkeit!) der stärkeren oder geringeren Schutzbedürftigkeit läßt sich nur durch die Erfahrung, durch die Geschichte feststellen.

Bei Kunstgesetzen wäre also empirisch festzustellen: Was ist das Ausschlaggebende für die wirkliche Kulturbedeutung einer Kunst, was sind dessen Feinde, wo und wie muß, selbst gegen das zeitliche Interesse einzelner Interessenten, für den Kulturwert der Kunst eingetreten werden?

Auch die genaueste Untersuchung dieser Fragen wird folgende Tatsachen nicht widerlegen können:

1. Der rein künstlerische Wert ist unabhängig von dem Marktwert eines Kunstwerks, ja steht fast stets eine lange Zeit hindurch gerade im umgekehrten Verhältnisse zu diesem.

2. Infolge dieser Tatsache, — die durch die Unfähigkeit der meisten Menschen, und selbst bedeutender Persönlichkeiten bedingt wird, den Wert neuer Kunst richtig einzuschätzen und die neuen Werte sofort aufzunehmen, — werden meist gerade die bedeutendsten Künstler und Kunstwerke jahrzehntelang abgelehnt.

3. Die der großen Kunst hinderlichen Durchschnittsprodukte steigen gerade darum in der Wertschätzung der großen Masse, weil sie den meisten äußerlichen, materiellen Erfolg, den größten Marktwert haben, nach dem ja die Meisten Kunst überhaupt beurteilen.

4. Diese Tatsachen sind durch keinerlei äußere Mittel, auch nicht durch Kunsterziehung aus der Welt zu schaffen. Sie haben

Digitized by Google

ihren Grund in den allgemeinen Bedingungen kultureller Entwickelung und werden bleiben. Nur ihre Folgen können einigermaßen ausgeglichen werden.

Will die Kunstgesetzgebung eines Staates eine Kulturaufgabe lösen, so hat sie folglich festzuhalten: Der Kunst ist nicht mit Mitteln aufzuhelfen, die den finanziellen Ertrag eines Kunstwerks noch mehr von seinem Marktwerte abhängig machen, sondern durch Bestimmungen, die dem durch das Wesen der menschlichen Kulturentwickelung bedingten Not- und Mißstande entgegenarbeiten, daß gerade die beste Kunst jahrzehntelang geringen äußeren Wert hat.

In der Musik wird ein Kunstwerk finanziell in erster Linie verwertet durch die Verlagsabtretung. Der Verleger muß als Geschäftsmann vor Allem den Marktwert einer Sache seiner Berechnung zugrunde legen, und wird demgemäß bei der Abtretung der Verlags- und Urheberrechte für die Werke gangbarer Komponisten die größten Honorare bezahlen. Der Staat kann hier zum Schutze der kulturell wertvollsten und darum meist erst verkannten Kunstwerke direkt wenig tun.

Man hat nun in Deutschland, nachdem die Komponisten geklagt hatten, die Erträgnisse des Verlags kämen zum größten Teil den Verlegern zugute, den Komponisten eine neue Einnahmequelle zu erschließen gesucht, indem man durch das Urhebergesetz vom 19. Juni 1901 die wirtschaftliche Ausnutzung eines Teiles des Urheberrechtes, nämlich des Aufführungsrechtes, ermöglichte.

Leider hat man mit der Fassung dieses Gesetzes zunächst bewiesen, daß man alle die von uns angegebenen notwendigen Voraussetzungen einer wirklichen Kunstgesetzgebung außer acht gelassen hatte und, tatsächlich auf die Art, wie man eine Lohnfrage aus der Welt zu schaffen sucht, ein Problem von höchster Kulturbedeutung gelöst zu haben glaubte.

Man schuf den Paragraphen 11, der bestimmt: „Das Urheberrecht an einem Werke der Tonkunst enthält auch die ausschließliche Befugnis, das Werk öffentlich aufzuführen“ und gab dazu in den Motiven die ausdrückliche Erklärung, daß man dem Komponisten einen fortlaufenden Ertrag aus den Aufführungen seiner Werke sichern wolle. Da dessen Berechnung natürlich nur nach dem Grundsatze möglich ist: Je mehr Aufführungen, desto mehr Tantieme, so haben wir das traurige Ergebnis, daß der

Digitized by Google

Marktwert der Werke in letzter Linie auch bestimmend für die Ausnutzung des Aufführungsrechts ist.

Statt daß zu dem unheilvollen Einfluß von Mode und Tagesgeschmack ein Gegengewicht geschaffen würde, wird dieser durch die Bestimmung des Gesetzes geradezu so sehr, wie nur möglich, verstärkt.

Die Kunst als Kulturmacht wird also direkt geschädigt durch eine angeblich zum Heile der Kunst, in Wahrheit nur zum Vorteile mancher Künstler geschaffene gesetzliche Bestimmung.

Der Künstler hat nunmehr für alle seit dem 1. Januar 1902 erschienenen Werke das alleinige Aufführungsrecht.

Der Gesetzgeber hat selbst eingesehen, daß diese Bestimmung sinnlos, weil praktisch undurchführbar ist, wenn nicht ein Geschäftsunternehmen zur Verwertung aller Aufführungsrechte gegründet wird.

Ist es schon an sich seltsam, daß ein Gesetz Rechtskraft erlangt, das ohne die Errichtung eines großen privaten Unternehmens „zur Verwertung dieses Rechts" unhaltbar ist, so ist es ganz verwunderlich, daß die Gesetzgeber sich nicht gefragt haben: Was wird aber, wenn infolge des Widerspruchs gegen unsere Bestimmungen diese Zentrale nicht zustande kommt? Wer gibt uns überhaupt Garantie dafür, daß diese Zentrale nicht einseitige Interessen verfolgt und die gesamte Kunstpflege schädigt?

Die Gesetzgeber haben alle diese Zweifel in sich beschwichtigen lassen durch eine Denkschrift, die eine Gruppe von Komponisten vor der endgültigen Feststellung der Gesetzesparagraphen dem Bundesrate überreichen ließ, und deren ganz in der Luft schwebende Zukunftspläne die Gesetzgeber zur Grundlage eines neuen Gesetzes machten!

Die Rücksicht auf die praktische Musikpflege und auf wirklich vorhandene, fest eingelebte Zustände wurde dabei in einer Weise außer acht gelassen, die nunmehr den großen Sturm aller im praktischen Leben drin stehenden Musiker gegen diese beispiellos einseitige Art von Kunstgesetzgebung hervorgerufen hat.

Ich kann hier unmöglich alles das beibringen, was an Tatsachen gegen das Gesetz und gegen die durch das Gesetz veranlaßte Gründung und Durchführung der Berliner Tantiemenanstalt der Genossenschaft deutscher Tonsetzer spricht. Ich verweise alle, die sich aus juristischen oder musikalischen Gründen für den Fall interessieren, auf meine Broschüre: „Keine Konzerttantiemen!", die zum Preise von 75 Pf. durch alle Buch- und Musikalien-

Digitized by Google

handlungen von Max Hesses Verlag in Leipzig bezogen werden kann.

Hier kommt mir's zunächst einmal darauf an, zu zeigen, daß das Gesetz selbst an der großen Schädigung der Musikpflege schuld ist, die vor etwa 7 Monaten begonnen hat und noch weiter gehen wird, wenn nicht ein energischer Entschluß derjenigen, die jetzt auf falschem Wege sind, wenigstens einiges wieder gut macht und Ruhe und Ordnung zurückkehren läßt.

Wie schon gesagt, ist die Durchführung des Gesetzes unmöglich ohne eine Zentrale zur Vermittelung der Aufführungsrechte an die Konzertgeber. Diese Zentrale wollte eine Komponistenpartei schaffen, die die angesehensten deutschen Namen in ihren Reihen hat, die aber durch falsche Leitung auf ein falsches Ziel und falsche Mittel der Durchführung gekommen ist. Ich setze stets die besten Absichten und durchaus rechtlichen guten Willen voraus, behaupte nur, daß die Grundidee und die Ausführung dem gesamten Wesen der deutschen Kunstpflege zuwider ist, und daß die Kunst den größten Schaden von dem Verfahren hat. Die Gesetzgeber haben sich das alles vorlegen lassen, ohne auf die praktischen Verhältnisse Rücksicht zu nehmen.

Nachdem das Gesetz in Kraft getreten war, vergingen $1\frac{1}{2}$ Jahre, ehe die angebliche Zentrale ihren Betrieb eröffnete! Die Gesetzgeber werden selbst zugeben müssen, daß es mindestens humoristisch, mit Rücksicht auf das Rechtsbewußtsein des Volkes allerdings eher tragisch zu nennen ist, wenn ein Gesetz in Kraft tritt und die zu seiner Erfüllung notwendigste Voraussetzung erst $1\frac{1}{2}$ Jahr später anfängt, zu existieren! Man darf nicht davon reden, daß ja ganz wenig Aufführungsrechte am 1. Januar 1902 vorhanden waren, weil an dem Tage der Schutz erst begann. Wenn alles so gegangen wäre, wie es der Gesetzgeber und die für ihn maßgebendste Musikerpartei wünschte, hätten von dem Tage ab weit über 100000 alte Aufführungsrechte nachträglich, laut § 61 des Gesetzes, geltend gemacht werden können!

Was hätten in dem Falle alle die Konzertgeber tun sollen, um sich nicht den gesetzlich angedrohten Strafen bis zu 3000 Mk. oder bis zu einem Monat Gefängnis auszusetzen, sobald sie geschützte Werke ohne Erlaubnis des Urhebers oder seines Rechtsnachfolgers aufführten? Eine Vermittelungsstelle gab's nicht; in jedem Falle anfragen bei jedem Komponisten? Welcher Mangel in Rücksicht auf tatsächliche Verhältnisse! Und warum solche

Digitized by Google

Zustände? Weil man eine Kunstfrage als eine Lohnfrage behandelt hatte!

Ist's aber nach dem Entstehen der Tantiemenanstalt etwa besser mit der Rechtslage geworden? Ist $1^1/_2$ Jahre nach dem „Inkrafttreten" des Gesetzes endlich die unerläßliche Vorbedingung zum „Versuch" einer Durchführung jenes § 11 geschaffen worden?

Nein! Die Herren Gesetzgeber hatten mit einer Gutgläubigkeit, die auch nur möglich ist, wo es sich nur um geistige Interessen der Nation handelt, angenommen, jene Partei, die ihnen die Denkschrift überreicht hatte, arbeite im Interesse und im Einververständnis mit der gesamten deutschen Musikwelt. Statt dessen müssen diejenigen gesetzgebenden Faktoren, die überhaupt Interesse daran haben, die Wirkung eines glücklich unter Dach und Fach gebrachten Gesetzes zum Schutze geistiger Güter zu prüfen, jetzt sehen, daß die private Anstalt, der man unvorsichtiger Weise die Übersetzung eines neu aufgestellten Rechtes in die Praxis anzuvertrauen und damit Gewalt über die ganze deutsche Musikpflege zu geben gedachte, ein Sonderunternehmen einiger weniger Musiker und Verleger wurde, und daß nun nicht nur die maßgebendsten Konzertinstitute, Musikkapellen, Saalbesitzer und Solisten die neue Steuer prinzipiell ablehnen und sich der Ausübung des Aufführungsrechtes widersetzen, daß nicht nur ca. 100 deutsche Musikverleger gegen die von jener Tantiemenanstalt geplante Verwertung des Aufführungsrechtes einmütig protestieren, sondern daß sogar eine große Anzahl von Komponisten den ihnen vom Gesetz angebotenen Schutz als ungeeignet erklären!

Man kann angesichts dieser Tatsachen wohl sagen, daß selten ein so verfehltes Gesetz geschaffen worden ist. Man hat eben in der guten, aber ungeschickten Absicht, die Schmerzen einzelner zu stillen, alle Rücksicht auf die Kunstpflege und die idealen Ziele und Aufgaben der Kunst zu sehr außer acht gelassen.

Welchen Schaden die Gesetzgeber aber dadurch, daß sie einem privaten Institute die Möglichkeit zu schrankenloser Beherrschung des gesamten deutschen Musiklebens gaben, dem Musikleben selbst zugefügt haben, mag man daraus ersehen, daß jene Anstalt, obwohl sie die Vertreterin von nur etwa 150 Komponisten und ca. 15 Musikverlegern ist, sich ohne Rücksicht auf die anderen 100 Musikverleger und die gegnerischen Komponisten als eigentliche Herrin des Aufführungsrechtes aufspielt und mit allen Mitteln gegen die deutschen Konzertgeber auftritt.

Digitized by Google

So ist noch heutzutage, $2^1/_4$ Jahr nach dem Inkrafttreten des Gesetzes, das Musikleben der größten Unsicherheit ausgesetzt, weil von irgendwelcher Zentralisierung der Aufführungsrechte nicht die Rede ist, und jeder, der viele Konzerte gibt, fortwährend in Gefahr ist, der durch ein ungeschicktes Gesetz ermöglichten Rechtsverfolgung ausgesetzt zu sein.

Angesichts dieser Tatsachen müßten eigentlich alle Richter es ablehnen, nach dem Buchstaben eines Gesetzes zu verurteilen, das gegen die tatsächlichen Verhältnisse der Praxis gemacht ist und dessen Phantasieforderungen die einfachsten Bedingungen der wirklichen Ausführbarkeit völlig fehlen.

In Zukunft aber mögen sich die gesetzgebenden Faktoren gesagt sein lassen, daß auch auf geistigem Gebiete der Staat nicht Experimente machen darf, deren mehr oder minder glückliches Gelingen man dem Geschick oder Ungeschick eines Privatunternehmers anvertraut, daß er vielmehr verpflichtet ist, bei der Einführung von Rechten gründlich zu prüfen, ob die nötigen Voraussetzungen für deren Geltendmachung vorhanden sind.

Ich kann mich bei weiteren Schwächen des Gesetzes, die in seinen Ausführungsbestimmungen liegen, nicht aufhalten, weise nur darauf hin, daß sein § 27 erstens so gut, wie für alle Wohltätigkeitskonzerte, die Einwilligung der Komponisten, d. h. eine Steuer fordert, und zweitens mit der Überwachung der geschlossenen Gesellschaften eine Leistung fordert, die der Schikanierung und Denunziation Tor und Tür öffnet. Das ganze deutsche Konzertleben wird eben ein großer Betrieb, der unter der Kontrolle eines mit Prozessen und Strafen arbeitenden Geschäftshauses steht.

Und gegen diese Durchsetzung des deutschen Musiklebens mit alles beherrschenden geschäftlichen Interessen wehren wir uns, zumal da sich eine Vertreterin einzelner Aufführungsrechte seit einem halben Jahre als die eigentliche, legitimierte Instanz zur Durchführung des Urheberrechts gebärdet. Es handelt sich um die Anstalt für musikalisches Aufführungsrecht, die die Genossenschaft deutscher Tonsetzer gegründet hat.

Daß sie mit ihren etwa 150 Komponisten und 15 Verlegern kein Recht hat, sich „Zentrale“ zu nennen, als die sie bereits vor ihrer Geburt in der Denkschrift Einem Hohen Bundesrat vorgestellt und angepriesen wurde, hab' ich schon gesagt. Daß sie jetzt solchen Mut hat, dankt sie neben den großen Namen ihrer Väter und Paten vor allem ihren nahen Beziehungen zu den gesetz-

Digitized by Google

gebenden Faktoren. Wenn man jetzt in jener schönen Bundesratsdenkschrift alle die Worte liest, mit denen die herrlichen dereinstigen Taten des lieben Kindes bereits vor seiner Geburt besungen wurden, so versteht man allerdings, daß das kleine Wesen nunmehr im Alter von $^3/_4$ Jahren bereits Herrin des ganzen Musiklebens sein will.

Die Anstalt ist bereits vor ihrer Existenz den gesetzgebenden Faktoren als treue Hüterin der Kunst und des neuen Rechts wärmstens empfohlen worden, und das Gesetz ist unter stärkster Berücksichtigung dieses Projektes zustande gekommen.

Was ist nun diese Anstalt?

Die Vermittlungsstelle für eine kleine Anzahl bedeutender Komponisten und Verleger zur Wahrnehmung aller Rechte, die diese Personen bei öffentlichen Musikaufführungen geltend machen können. Ein Geschäftsunternehmen, das in durchaus kaufmännischem und juristischem Sinne funktioniert, und für das künstlerische Rücksichten nicht maßgebend sind.

Hören wir erst einmal, mit welchen Worten die Anstalt vor der Begründung dem Bundesrate geschildert wurde:

„Der Hauptzweck der geplanten Anstalt wird der sein, das in den Aufführungsrechten deutscher Komponisten liegende, bis heute unverwertete Kapital fruchtbar zu gestalten (?), und zwar in erster Linie im Sinne einer Wohlfahrtseinrichtung für die gesamte deutsche Komponistenwelt."

„Es wird und muß Aufgabe dieser Zentralstelle selbst sein, in schonender Rücksichtnahme für die in Aussicht genommene Tantieme, in gewissen Fällen eine gänzliche Befreiung vorzusehen."

„Für einen sehr großen Kreis von musikalischen Unternehmungen, Vereinen usw. wäre nach dem Pauschalsystem die Abgabe tatsächlich als eine ganz minimale Jahressteuer (von etwa 1—5 Mk.) anzusehen."

„Die einzige unerläßliche Bedingung für die Durchführung ist der gesetzliche Schutz des Aufführungsrechtes in seinem vollen Umfange!"

„In der Hand unserer Genossenschaft wird die geplante Tantiemenanstalt stets in unmittelbarer Fühlung mit der öffentlichen Musikpflege selbst bleiben und sich mit ihrem Geschäftsbetrieb den Erfordernissen derselben schonend und rücksichtsvoll anpassen."

„Nach vielen schwierigen Unterhandlungen mit den hervorragendsten deutschen Musikverlegern ist das Teilungsverhältnis

Digitized by Google

von $^1/_4$ (Verleger) und $^3/_4$ (Komponist) auch seitens der Verleger angenommen worden." (Es sind ca. 100 Verleger überhaupt gegen die Anstalt, ca. 15 dafür!!)

„Der Staat muß auch zum Schutze des geistigen Arbeiters gegen die, seine Existenz untergrabende, schrankenlose Ausbeutung die nötigen Imperative finden. Ein Kulturvolk, das sich in der Welt so gern das Volk der Idealisten nennen hört, wird nicht davor zurückschrecken dürfen, eine so hervorragend idealistische Aufgabe auf seine Fahne zu schreiben. Allen übrigen Kulturvölkern mit einem ersten tatkräftigen Beispiel voranzugehen, wäre in alle Zukunft für unser deutsches Volk ein stolzer Ruhmestitel."

Mit diesen Worten schließt jene Denkschrift. Man sieht aus den wenigen Sätzen, die ich zitiert habe, daß die Genossenschaft vor allen Dingen von vornherein die Bedenken, die jeder Weitschauende haben mußte und die die Undurchführbarkeit und Gefährlichkeit der Tantiemen betrafen, mit tönenden Worten zu beschwichtigen suchte.

Wir werden nun sehen, wie sich zu diesen Worten die Wirklichkeit verhält.

Wie rasch die Genossenschaft bereit ist, je nach der Stimmung, die's zu machen gilt, ihre Darstellung zu nuancieren, beweist folgende Tatsache: Ihre erste Denkschrift (an den Bundesrat) schließt sie mit der tönenden Phrase: „Allen übrigen Kulturvölkern mit einem ersten tatkräftigen Beispiel voran!" Ihre vor einigen Monaten „zur Aufklärung und Abwehr" an die Musikkreise gerichtete zweite Denkschrift enthält auf den letzten Seiten die Worte: „Was im Auslande seit vielen Jahren besteht (nämlich Schutz der Aufführungsrechte) und große und heilsame Erfolge erzielt hat, kann und wird auch in Deutschland Boden finden. Die Künstler, die durch ihr Schaffen das Volk erheben und erfreuen, dürfen auch für sich geltend machen, daß jede Arbeit ihres Lohnes wert ist. Diese Forderung anzuerkennen, ist eine Kulturpflicht, der sich das deutsche Volk ebensowenig entziehen wird, wie die Nachbarvölker, die ihm mit gutem Beispiel vorangegangen (!) sind."

Schon diese Gegenüberstellung beweist, daß bei der Anstalt nicht die Logik von Tatsachen, sondern das leichte Gefüge allgemeiner, schöner Worte die Hauptrolle spielt.

Man vergleiche doch einmal mit dem, was die Genossenschaft in jener Eingabe sagt, das, was sich wirklich ergeben hat. Selbstverständlich — die bekanntesten deutschen Komponisten gehören ja zur

Digitized by Google

Genossenschaft — handelt es sich nicht um eine bewußt falsche Darstellung, die in der Absicht gegeben wäre, es in Wirklichkeit doch anders zu machen, sondern um Dinge, die in einer gut gemeinten, überzeugten Schilderung auf dem Papier ganz gute Phantasiebilder ergeben, beim Zusammentreffen mit den realen Verhältnissen aber durch deren Macht verschoben werden.

Gehen wir nur auf die wichtigsten Punkte ein.

Immer ist in der Denkschrift für den Bundesrat von einer Zentrale die Rede. In Wirklichkeit ist's keine Zentrale geworden, sondern ein Geschäftssonderunternehmen für zur Zeit 15 Verleger und 150 Komponisten. Gewiß hat die Anstalt die Absicht gehabt, hat sie noch, die Zentrale zu werden. Auf solche allgemeine, in der Luft hängende Absichten dürften aber die Gesetzgeber, wie schon gesagt worden ist, keine Gesetzesparagraphen fundieren!

Die Anstalt redet überall von Schonung der deutschen Musikpflege und von der Garantie, die die bedeutenden Komponistennamen gäben. Garantie können davon nur wenige geben, denn die Rechte der meisten sind so gering, daß von irgend welchem Einfluß auf die Leitung der Anstalt nicht die Rede sein kann. Und die Schonung der deutschen Musikpflege besteht in folgendem:

Der Anstalt ist im April 1903 die Rechtsfähigkeit verliehen worden, am 1. Juli 1903 hat sie ihren Betrieb eröffnet. Ohne an die Konzertgeber eine Benachrichtigung gehen zu lassen, ohne überhaupt klar auszusprechen, welche Rechte sie habe, forderte sie dann mitten in der Saison 1903/1904, als alle Konzertprogramme gemacht waren, plötzlich überallher zum Teil sehr hohe Pauschalsummen und drohte mit gerichtlicher Verfolgung. Auf Fragebogen, die sie überall hinsandte, forderte sie in peinlichster Weise Aufschlüsse über die intimsten Finanzfragen jedes Konzertgebers, und erreichte durch ihr ganzes Auftreten, das wohl die schwerste Schädigung und Störung bedeutete, die die deutsche Musikpflege je durchgemacht hat, einen so allgemeinen Sturm der Entrüstung, daß von den Kgl. Kapellen zu Berlin und Dresden, und vom Leipziger Gewandhause an, bis herab zu den kleinsten Männerchören und Zivilkapellen, bis zu den Tanzlokal-, Saal- und Variétébesitzern, Tausende von Protesten laut wurden.

Aber auch etwa hundert Verleger sahen sich gezwungen, gegen die Art, wie die Anstalt sich als Herrin des deutschen Musiklebens aufzuspielen begann, einzuschreiten und ihre prinzipielle Verurteilung des Vorgehens der Anstalt auszusprechen.

Digitized by Google

Von Rücksichtnahme auf die Kunstpflege zeugt es auch nicht, wenn man von deutschen Konzertgebern, die mit Defizit arbeiten, — und das sind fast alle ernsten Konzertinstitute — auch noch eine Steuer verlangt. Im Gesetz heißt es (§ 27): „Für öffentliche Aufführungen eines erschienenen Werkes der Tonkunst bedarf es der Einwilligung des Berechtigten nicht, wenn sie keinem gewerblichen Zwecke dienen und die Hörer ohne Entgelt zugelassen werden.“ Hätten die Gesetzgeber die nötige geistige Auffassung von Kunstpolitik besessen, die überhaupt erst das Recht gibt, ein Gesetz zum Schutze der Kunst zu erlassen, so hätten sie mindestens den letzten Teil des Satzes gestrichen und bestimmt: „Aufführungen sind steuerfrei, wenn sie keinem gewerblichen Zwecke dienen.“ Freilich: Was heißt „gewerblicher Zweck“?

Es ist nachweisbar, daß die meisten deutschen Konzertinstitute, die ausschließlich der ernsten Kunstpflege dienen, mit Defizit arbeiten und nur der Unterstützung einzelner Kunstfreunde ihr Weiterbestehen verdanken.

Von allen diesen aber fordert die Genossenschaft, die dem Bundesrat und der Öffentlichkeit gegenüber immer mit ihrer „Schonung“ prunkt, Steuern, Pauschalsummen, meist für Aufführungen sehr weniger neuer Werke. Sie rechnet dabei alle die Gaben, die diese Institute zur Deckung ihres Defizits erhalten, unter die Einnahmen, und berechnet ihren Steuersatz nicht nach dem Gewinn — dann bekäme sie nichts! —, sondern nach der Höhe des Ausgabeetats. Wer also durch Mäcene in die Lage gesetzt ist, Künstler und Orchester gut zu bezahlen und viele Novitäten anzukaufen, wird für diese Opfer im Dienste der Kunst noch besonders hoch besteuert.

In der Denkschrift an den Bundesrat steht zu lesen: „Für einen sehr großen Kreis von musikalischen Unternehmungen, Vereinen usw. wäre die Abgabe tatsächlich nur als eine ganz minimale Jahressteuer (von etwa 1 bis 5 Mk.) anzusehen.“

Fälle dieser Art sind bisher wohl wenig vorgekommen.

Das volkswirtschaftlich Unhaltbarste, künstlerisch aber direkt Unwürdige ist, daß man eine Unmenge von Instituten, die durch den Ankauf von Noten bereits Opfer, oft weit über 1000 Mk. im Jahre bringen, die durch ihre Aufführungen die wichtigste Reklame für einen Komponisten machen und außerdem mit Defizit arbeiten, zu einer Steuer zwingt, von der der Verleger, der bereits am Notenmaterial verdient hat, noch einmal eine Abgabe von 25 % erhält! Wer nicht einsieht, daß das Zustände sind, die

Digitized by Google

zwar reichsgesetzmäßig, aber kulturwidrig sind, dem fehlt eben der Sinn für die einfachste nationalökonomische Logik.

Dabei hat die Genossenschaft in der von ihr *jetzt* wohlweislich *nicht* zitierten Denkschrift an den Bundesrat selbst geschrieben: „Was der arme Musiker in krausen Schriftzügen fixiert hat, — dieser Romanstil zur Gemütserweichung ist der ganzen Einleitung eigen, — bedarf erst noch, um seinem ganzen Inhalte nach allgemein verständlich zu werden, einer besonderen liebevollen, künstlerischen Vermittlung. Die Drucklegung ist für die Werke der Tonkunst an sich viel weniger wichtig, als ihr Vortrag, ihre Aufführung. Damit ist aber der Tonsetzer von dem Verständnisse, von der Opferfreudigkeit und der Ausdauer hervorragender Künstler durchaus abhängig." Und jetzt besteuern diese Abhängigen ihre opferfreudigen Förderer und bedrohen sie mit gerichtlicher Verfolgung!

Durch das Gesetz ist überhaupt ein in Kunstdingen ganz unwürdiges Arbeiten mit Strafbedrohung ermöglicht worden.

Leider ist auch hier der Staat in einer Weise verfahren, die auf die Interessen und den Geist der Kunstpflege keine Rücksicht kennt.

Nicht nur das Gesetz ist eingeführt worden, das alle diese Maßnahmen möglich macht, sondern auch die Grundordnung der Tantièmen-Anstalt ist vom Preußischen Staatsministerium gebilligt worden, die das ganze deutsche Musikleben mit kaufmännisch-juristischer Bindung kontraktlich auf Paragraphen festlegen will.

Sogar die eigenen „Bezugsberechtigten" der Anstalt, also auch die Komponisten, werden mit höchster juristisch-kaufmännischer Diplomatie vertragsmäßig gebunden. Sie müssen alle ihre Aufführungsrechte an die Anstalt abtreten, erhalten diese Rechte auch beim Austritte nicht zurück, können überhaupt nur alle 5 Jahre mit einjähriger Kündigung austreten, müssen sich zur Zahlung von Konventionalstrafen bis 1000 Mk. verpflichten für den Fall einer wissentlich falschen Angabe beim Vertragsabschluß (wofür doch schon gesetzliche Strafen bestehen!) und für den Fall einer Vertragsverletzung.

Zum Vertrag gehört aber auch, daß „das Mitglied sich aller Handlungen enthält, welche die Durchführung der Zwecke der Anstalt hindern oder die Tätigkeit der Anstalt zu schädigen geeignet sind." Begeht es solche Handlungen, so kann es vertragsmäßig nicht nur mit Konventionalstrafen bis zu 1000 Mk. belegt, sondern auch, mit $^1/_2$ jähriger Kündigung auf das Ende jedes Geschäfts-

Digitized by Google

jahrs, aus der Anstalt entfernt werden, ohne seine Aufführungsrechte wiederzuerhalten.

Da jede öffentliche Kritik der Anstalt darauf hin mit Konventionalstrafen oder zwangsweisem Austritt bedroht ist, so sind die Mitglieder jeder freien Meinungsäußerung beraubt! Ich bin der Ansicht, daß schon ein derartiger Vertrag jedem Künstler, dem die Freiheit seiner künstlerischen Meinung und seines künstlerischen Werkes (er selbst darf ja keine tantièmefreie Aufführung seines eigenen Werkes gestatten) über einen etwaigen materiellen Vorteil geht, von dem Anschlusse an eine Anstalt, die auf diese Weise die materielle Lage der Komponisten bessern will, abhalten müßte.

Daß Komponisten, die zur Anstalt gehören, bisher nur privatim den Gegnern Recht gegeben haben, aber eine öffentliche Kritik und Aufgabe des als falsch erkannten Weges scheuen, hat seinen Grund lediglich in der Furcht vor den Konventionalstrafen, vor dem Zwange der 5 jährigen Vertragsdauer und dem Verlust aller übertragenen Rechte beim Austritt.

Mir scheint es angesichts solcher Fälle und angesichts der Art, wie man heutzutage künstlerische Lebensfragen vom Standpunkte des in allen Ecken juristischer Paragraphen bewanderten Kaufmanns zu lösen sucht, sehr wichtig, einen gesetzlichen Schutz zur Wahrung der Interessen der Kunst zu gewinnen.

Möglicherweise ist der schon jetzt erreichbar nach § 138 des B.G.B.

§ 138, dessen zweiter Absatz selbstverständlich hier absolut außer Betracht bleiben muß, lautet:

„Ein Rechtsgeschäft, das gegen die guten Sitten verstößt, ist nichtig!"

Die Worte „gegen die guten Sitten" müßten nun, — ich weiß nicht, ob das an sich schon möglich ist — wo sich's um Kultur- und Kunstfragen handelt, im höchsten Sinne genommen werden dürfen, so daß auch Rechtsgeschäfte, die vom Standpunkte der Moral aus unanfechtbar sind, vom Standpunkte des künstlerischen Gewissens aus als nichtig angesehen werden könnten.

Ich verwahre mich ausdrücklich dagegen, den Berechtigungsvertrag der Anstalt als nichtig im Sinne des § 138 Abs. 1 bezeichnen zu wollen, solange dieser nur rein moralisch deutbar ist.

Aber wenn man bei Fragen von höchster geistiger Tragweite auch den höchsten Maßstab künstlerischen Ernstes anlegen darf, dann müßte es möglich sein, zu behaupten: Ein Vertrag, der einen Künstler mit Konventionalstrafen bis zu 1000 Mk. und noch

Digitized by Google

mehr bedroht, wenn er durch offene Aussprache seiner künstlerischen Überzeugung die Tätigkeit eines Geschäftsunternehmens gefährdet, ist geeignet, die Freiheit künstlerischen Empfindens und Wirkens zu untergraben, die höchsten Interessen der Kunst und Kultur zu schädigen, an Stelle des Wirkens für ideale Ziele der Kunst die Rücksicht auf materiellen Gewinn und geschäftsmäßige Einrichtungen treten zu lassen, und darum nichtig.

Es wäre mir und allen Freunden der Kunst erwünscht, wenn ein hervorragender Jurist, der den Schutz der höchsten geistigen Güter, insbesondere der künstlerischen Meinungsfreiheit als notwendige Kulturaufgabe des Staates anerkennt, sich schon jetzt dazu äußern wollte, ob eine derartige Deutung des § 138 schon jetzt möglich ist oder ob ein Zusatz dazu nötig werden würde.

Daß sich überhaupt Künstler gefunden haben, die den Berechtigungsvertrag unterzeichnet haben, wäre unerklärlich, wenn man nicht wüßte, daß die meisten Musiker unerfahren in juristischen Dingen sind und nicht wissen, daß es die erste Pflicht ist, das gründlich zu lesen und zu prüfen, was man unterschreibt. Außerdem hat eben in unserer Zeit der Lohnfragen die Aussicht auf materiellen Gewinn manchen alles andere ungeprüft übersehen lassen.

Worin aber wird dieser materielle Gewinn bestehen? Der „Dividendenplan" der Genossenschaft lautet: Jeder, der in Deutschland öffentlich Musik macht, bezahlt uns für einen Teil der Aufführungsrechte von zur Zeit zwar nur 150 Komponisten und 15 Verlegern eine Pauschalsumme. Wie er mit den Ansprüchen aller anderen Komponisten und der 100 gegnerischen Verleger fertig wird, ist seine Sache. Wir sind „organisiert" und „setzen unser Prinzip durch." Alles Geld kommt in eine Kasse. Davon ziehen wir die Verwaltungskosten ab. Vom Rest fließen 10 % in die Pensionskasse der Genossenschaft. „Alles Übrige" wird verteilt. Jede Aufführung wird gebucht, jedes Werk wird eingeschätzt nach Punkten, $^3/_4$ der Punktzahl wird bei jeder Aufführung dem Komponisten, $^1/_4$ dem Verleger gutgeschrieben. Am Ende des Geschäftsjahres wird der Wert jedes Punktes ausgerechnet und jeder erhält so viele Punktanteile, als ihm Punkte gutgeschrieben sind.

Das sieht auf dem Papier genau so schön aus, wie die Lobreden auf die Segensanstalt in der Denkschrift für den Bundesrat.

In Wirklichkeit muß die Anstalt, wenn sie wirklich Zentrale

Digitized by Google

ist — und nur dann hat ihre Organisation einen Schein von Richtigkeit — folgendes leisten:

Sie muß jährlich über 10000 Konzertveranstalter genau einschätzen, wie hoch ihre Pauschalsummen sein sollen. Sie erklärt, das werde äußerst gewissenhaft gemacht. Sie muß darüber wachen, daß ihr alle Konzertgeber auch alle Programme einsenden. Sie muß jährlich mindestens 8 Millionen Aufführungen geschützter Werke mindestens zweimal (für den Komponisten und Verleger, eventuell außerdem für Dichter und Bearbeiter) buchen. Bei den meisten dieser über 16 Millionen Buchungen muß der Punktwert jedes Werkes nachgesehen werden, sie muß dann die Anteile, die sich aus diesen sicher über 100 Millionen Punkten ergeben, berechnen; sie muß über 200000 Werke von Sachverständigen auf ihren Punktwert überhaupt erst einschätzen lassen, sie muß Mittel und Wege finden, daß die mehreren Hunderttausende von Zugaben, die jährlich, ohne Angabe auf dem Programm, gespielt werden, daß alle die Musik, die auf Tanzböden, im Zirkus, im Variété ohne Aufzeichnung auf Programmen, daß ungefähr ein bis zwei Millionen Aufführungen, die sie sonst gar nicht buchen kann, ihr mitgeteilt werden.

Das alles ist sie laut ihrer Organisation verpflichtet, zu leisten. Und ein Gesetz, das einen solchen mehr als Schilda-ähnlichen Zustand möglich gemacht hat, hat seit 1. Januar 1902 im Lande der Denker und des Rechtes Rechtskraft!

Das sind Tatsachen, nackte, aber wahre Tatsachen! Keine Phantasiebilder, wie die Redensarten der Genossenschaft. Das sind gesetzliche Wirklichkeitsforderungen, die zu leugnen niemandem gelingt!

Die Anstalt hat sich bisher hauptsächlich bemüht, eines zu leisten: von allen Instituten, die in Deutschland Musik verbrauchen, Pauschalsummen zu erhalten. Sie hat erklärt, ihr seien bereits 60000 Werke übertragen worden, sie hat aber noch nirgends gesagt, daß diese 60000 Werke bereits eingeschätzt seien und welches Punktierungsverhältnis angewandt werde. Sie hat nirgends widerlegt, daß für die über 100 Millionen Punkte, die jährlich gemacht werden müssen und für die Umrechnung dieser Punkte, daß zu allen sonstigen Leistungen ein Staat von Beamten gehört, der ungeheure Verwaltungsspesen verursachen wird, sie hat nicht erwähnt, daß in Österreich der Verwaltungsapparat der dortigen Gesellschaft allein 56 % aller Einnahmen verschlingt.

Digitized by Google

Sie hat für alle tatsächlichen Vorhalte nie eine sachliche Antwort gehabt.

Dagegen hat sie eines durchblicken lassen.

Sie wird offenbar ihren Verwaltungsapparat dadurch vereinfachen, daß sie zwar von allen Konzertgebern Pauschalsummen erhebt, aber einige Millionen Aufführungen nicht bucht. Das geht unzweideutig aus der an den Bundesrat eingereichten Denkschrift hervor. Dort tritt die Genossenschaft dafür ein, daß sie auch Aufführungen, die in Sälen und Restaurants mit Hilfe mechanischer Musikwerke stattfinden, mit Pauschalsummen besteuern dürfe, und fährt fort: „Aus der Schwierigkeit einer Kontrolle solcher Aufführungen kann kein Grund für die Freiheit derselben abgeleitet werden, da das von unserer Genossenschaft geplante Pauschalsystem auch für solche Fälle den einfachsten Ausweg bietet." Wie steht's aber mit der Verteilung an die aufgeführten Komponisten?

Die ist doch gänzlich unmöglich, da man nicht weiß, welche Stücke und wie oft diese abgeleiert worden sind. Und doch kommt's darauf an, wenn von einer gleichmäßig gerechten Verteilung die Rede sein soll. Die Verteilung auf Grund aller dieser automatischen Aufführungen, auf Grund der Millionen von Aufführungen in Tanzsälen, Zirkusvorstellungen, Variétés, ja selbst bei vielen Zivilkapellen, die ohne Programm spielen, auf Grund der Hunderttausende von Zugaben wird einfach unterlassen werden müssen.

Hier gilt nicht die Ausrede, daß ja das Geld nicht zu eigennützigen Zwecken verwendet werde, sondern daß das, was durch das Nichtbuchen von einigen Millionen erspart würde, den anderen, meist ernsteren Komponisten zugute käme. Das ganze Unternehmen ist ein Geschäftshaus. Und dem gegenüber heißt's: Könnt ihr leisten, was eures Amtes ist? Stimmen eure Bücher bis aufs letzte Zehntel, oder ist euer Unternehmen so angelegt, daß selbst alle guten und bösen Engel von Himmel und Hölle zusammen die Arbeit nicht leisten könnten?

Und das ist zweifellos der Fall. Wir nehmen ohne weiteres an, daß die Leitung sich die redlichste Mühe geben wird, zu tun, was in ihren Kräften steht. Aber angesichts der unsinnigen, unlösbaren Aufgabe wird das stets ein kleiner Rest sein, und Millionen von Unterlassungen stehen dem gegenüber.

Ich habe den Vorschlag gemacht, man solle auf Verteilung ebenso verzichten wie auf die gewaltsame, mit dem Strafrichter

Digitized by Google

drohende Eintreibung von Steuern, man solle aus freiwilligen, jährlichen Beiträgen aller Konzertgeber, Verleger und Mäcene eine große Kasse zur Förderung der Komponisten gründen, die von Tantièmeverteilung prinzipiell absähe. Eines der Mitglieder der Genossenschaft, Siegmund von Hausegger, hat mir darauf öffentlich erklärt, er halte es für unwürdig, Schöpfer von Kunstwerken auf Gnadengehalte und Almosen anzuweisen. Ich muß gestehen, daß es mir viel ehrenvoller erscheint, aus den gern gegebenen Beiträgen von Kunstinstituten zur Förderung der Kunst Ehrengaben zu erhalten und eine Pensionskasse gegründet zu sehen, als aus den großen Summen, die man von Restaurateuren und Saalbesitzern, Zirkusdirektoren und Variété-Leitungen fordert, und deren Verteilung an die dort aufgeführten Komponisten unmöglich ist, Einnahmen zu gewinnen!!

Ich breche ab.

Wenn Menschen, die keine Parteibrille aufhaben, wenn die gesetzgebenden Faktoren, wenn Künstler und Publikum nicht einsehen, daß das ganze Gesetz und sein Durchführungsversuch das kunstwidrigste ist, was je geschaffen worden ist, so verschließen sie sich eben vor Tatsachen, um Luftschlösser zu bewundern und mit deren Baukosten unschuldige, auf realem Boden für die Kunst arbeitende Musiker zu belasten.

Aber ich hoffe mehr denn je, daß alle beteiligten Kreise endlich den unseligen Fehler einsehen, der hier in bester Absicht aus Ungeschick und Unkenntnis der Tatsachen begangen worden ist.

Noch eine Redensart nur sei widerlegt.

Frankreich, so rufen die Genossenschaftler, hat längst die heilsame Einrichtung; seit 1851 ist dort das Aufführungsrecht geschützt.

Die Genossenschaftler vergessen immer ihre eigenen Worte. In der Denkschrift an den Bundesrat haben sie selbst gesagt: „In Frankreich sind die musikalischen Veranstaltungen im großen und ganzen auf wenige Orte im Lande beschränkt."

Darum ist dort ein ganz anderes System eingeführt. In Frankreich werden die Steuern fast nach Art der Staatssteuern, also nicht willkürlich von einem Privatinstitut, erhoben. Außerdem sind dort die Beträge sehr hoch. Ferner wird auch dort, obwohl das System bereits 50 Jahre lang eingeführt ist, über das geschäftsmäßige Bedrücken der Kunstpflege geklagt. Ferner ist zu bedenken, daß gerade infolge dieses seit 50 Jahren bestehenden Steuersystems Frankreich ein „auf wenige Orte beschränktes"

Digitized by Google

Musikleben hat, das also in seiner Entwickelung durch die Tantièmen sehr gehemmt worden ist! Und schließlich zeige man uns doch einmal die Segnungen auf, die der ernsten Kunst dort aus den Tantièmen erwachsen sind. Wer bezieht denn dort das meiste Geld? Was verdienen die Verleger? Was die Couplet- und Walzerkomponisten, Leute wie Gannes, Margis, Depret, Gillet, Lacome und wie sie alle heißen? Und was hat Berlioz, der 18 Jahre lang unter dem Schutze des Aufführungsrechtes lebte, was César Franck an Tantièmen erhalten?

Und dann noch einmal: Wie kann man unsere musikalische Kultur, die gerade in den letzten 50 Jahren ohne Tantièmen so groß geworden ist, mit der gänzlich abweichenden, rückständigen, durch die Tantièmen niedergehaltenen französischen Entwicklung vergleichen!

Auf solcher Grundlage sollten in Deutschland keine Gesetze und am allerwenigsten Kunstgesetze zustande kommen. Es ist nötig, daß die Versündigung am Geiste der deutschen Kunst und Kunstpflege, die man mit der Annahme des Urhebergesetzes begangen hat, durch eine neue, gründliche und sachliche Gesetzgebung wieder gut gemacht wird!

Zur Jesuiten- und Polenfrage.*)

Von X. Y. Z.

Allenthalben in deutschen Landen herrscht große Bewegung wegen Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes. Resolutionen werden gefaßt, Meinungen pro et contra ausgetauscht. Die Befürworter und Verteidiger der Aufhebung versprechen sich von dem Jesuitenorden die wirkungsvollste Tätigkeit gegen die Sozialdemokratie, die allgemeine Wiederbelebung des religiösen Geistes, den erfolgreichsten Kampf gegen die „ungläubige“ Wissenschaft

*) Verfasser dieses Aufsatzes ist der Sohn eines regierenden deutschen Fürsten.

Digitized by Google

und stellen ihn als die festeste Säule der staatlichen Ordnung hin. Die Gegner leugnen alle diese in Aussicht gestellten Wirkungen und befürchten die folgen schwersten Störungen des konfessionellen Friedens im deutschen Volke. — Nach den Lehren der Geschichte ist die letztere Ansicht eine wohlberechtigte, es fragt sich aber doch, ob in unseren Zeiten die Aufhebung des bewußten Paragraphen nicht bedeutungslos ist. Nachstehende Zeilen sollen diese Frage kurz untersuchen.

Der Jesuitenorden, entstanden in einer Zeit schwerer Bedrängnis der päpstlichen Kirche, war zu jeder Zeit der energischste Vorkämpfer des Papsttums, der erfolgreichste, skrupelloseste Streiter gegen jede Richtung, die sich vom römischkatholischen Dogma losgesagt hatte. Er war zugleich der rücksichtsloseste Unterdrücker jeder freieren Richtung innerhalb der eigenen Kirche. Das Streben des Papsttums geht heute, wie in den Tagen des Investiturstreites dahin, den Katholizismus zur alleinherrschenden Religion der Menschheit zu machen und dem sichtbaren Oberhaupte die Stellung eines obersten Schiedsrichters über alle Nationen zu erringen. Unverrückbar dieses erhabene Ziel vor Augen, in den Tagen Gregors VII., wie in denen Pius X., hat die Kurie mit großer, zäher Energie und auch mit Erfolg an seiner Verwirklichung gearbeitet. In der unerschütterlichen und stolzen Gewißheit der Verheißung Christi: „Tu es Petrus et super hanc petram aedificabo ecclesiam meam et tibi dabo claves coelorum“, die er sich zu eigen gemacht, hat der Katholizismus nie geschwankt, ist er nie gewichen; er hat wohl das eine oder das andere Vorhaben beiseite gestellt, um es zu günstigerer Stunde zu verwirklichen, aber jeder Papst noch ist in die Gruft gestiegen mit dem unwandelbaren Glauben, daß einer seiner Nachfolger der berufene Hirte sein werde, unter dessen Stabe alle Völker, im katholischen Glauben geeint, das Reich Gottes auf Erden zur Tat machen würden. Diese Gewißheit, dieser beseligende Glaube, daß der Sieg der katholischen Idee kommen wird, weil er von Christo verheißen ist, also kommen muß, ist die Quelle der unbesiegbaren Zähigkeit, der unglaublichen Anpassungsfähigkeit der katholischen Kirche. Sie erkennt nichts an, als sich selbst, sie hält sich für die alleinige Spenderin des göttlichen Heiles auf Erden, außerhalb ihrer Grenzen gibt es nur Irrtum und Unglauben; eine wunderbare, in vielen Jahrhunderten ausgebaute Organisation, ein ausgesuchtes, weltkluges Personal dienen ihren Zwecken. Ist es ein Wunder, wenn diese Kirche die Seelen ihrer Anhänger in magischem Banne hält?

Digitized by Google

Als im 16. Jahrhundert die Glaubensspaltung zur Tat geworden war, trat als erfolgreichster Vorkämpfer des Katholizismus der Jesuitenorden in die Schranken. Sein Ziel war die „Gegenreformation", das heißt die abtrünnigen Seelen wieder unter den Stab des römischen Oberhirten zurückzuführen. Es gelang dem Orden Zwietracht unter den Fürsten der abgefallenen Völker zu erregen, sie gegeneinander auszuspielen und so den furchtbaren Krieg zu entfesseln, der 30 Jahre lang Deutschland verheerte. Der Orden beherrschte die Höfe Spaniens und Frankreichs; wir erkennen seine Hand in dem Wirken der Ketzergerichte, in den Bluttaten Albas in den Niederlanden, in den Dragonaden in Frankreich, in den Verwüstungskriegen Ludwigs XIV. Der Daseinszweck, der Lebensinhalt des Jesuitenordens war der Kampf gegen alles Nichtkatholische zum Zwecke der Katholisierung. Duldende Anerkennng nichtkatholischer Bekenntnisse widerspricht diesem Zwecke, die Intoleranz in ihrer energischsten Betätigung ist also die logische Konsequenz dieses Zweckes. Intoleranz und Jesuitismus sind daher wesensgleich; die Geschichte hat das bewiesen. Der Zweck heiligte dem Orden jedes Mittel „zur größeren Ehre Gottes"; das Ziel, das Glück der Menschheit unter einem Oberhirten, dem Papste, und auf der Grundlage eines Bekenntnisses, das der römisch-katholischen apostolischen Kirche, zu begründen, ließ kleinliche Skrupel verachten und Taten vollbringen, die vor keinem Richterstuhle bestehen würden. Die Hauptmittel der Jesuiten waren die Seelenbearbeitung und Charakterbeeinflussung im Beichtstuhle und in der Schule Ein bewunderungswürdig scharfsinniges System erreichte dabei merkwürdige Erfolge; es ist dem Jesuitenorden sogar gelungen, den Charakter eines ganzen Volkes durch jahrhundertwährende Beeinflussung zu verändern, ich meine den der Polen. Im alten Königreiche Polen herrschte die größte Toleranz gegen Andersgläubige, die Könige mußten die Duldung feierlich beschwören. Der polnische Katholik des 16. Jahrhunderts sagte in bezug auf seinen nichtkatholischen Landsmann: fide dissentimus, faßte also unter dem Begriffe von Dissidenten die Bekenner beider Lehren zusammen. Eine solche Anschauung wäre nach heutiger katholischer Anschauung nicht mehr angängig. Das Wort „Ketzer" für Nichtkatholiken war bei den Polen jener Tage verpönt; trotz sonstiger schlimmer Eigenschaften, trotz des Mangels jeden Sinnes für gesetzliche und rechtliche Ordnung im Staate, war ihnen jede heuchlerische religiöse Überhebung über Anders-

Digitized by Google

gläubige, jede fanatische Intoleranz vollkommen fremd. Dies wurde wesentlich anders, als Kardinal Stanislaus Hosius den Jesuitenorden nach Polen berief. 1558 sandte der Orden eines seiner hervorragendsten Mitglieder nach Polen, das einen Bericht über die Zustände machen sollte. Es schrieb, Polen sei von der Ketzerei angesteckt, Schuld trage vor allem der König, der blutige Maßregeln gegen Nichtkatholiken verabscheue. Was Hosius anlangt, so riet er „Ketzern solle man nicht das Wort halten, sie seien nicht durch Gründe, sondern durch den Arm der Obrigkeit zu widerlegen". Dem Kardinal von Guise schrieb er, „er danke dem Allmächtigen für das große Geschenk, das Frankreich durch die Bartholomäusnacht erhalten habe, und bete, daß Gott auch Polen mit gleicher Barmherzigkeit ansehen möge." (Hosii opera, Köln 1584.) So sprach der Mann, der den Jesuitenorden nach Polen berief, den Paul IV. vor allen übrigen Kardinälen schätzte und dessen Rat in allen Dingen einzuholen er dem Nuntius Lippomano ausdrücklich riet. Den Segen des Jesuitenordens sollte Polen nur zu bald kennen lernen. Der heranwachsende Adel wurde nun in den Jesuitenschulen erzogen, mit systematischer Dressur zur Intoleranz, zur fanatischen Verfolgung der nun „Ketzer" genannten Dissidenten herangebildet, die Könige, die maßgebenden Familien des Landes waren in den Händen jesuitischer Beichtväter, der Weltklerus wurde mit „jesuitischem Geiste" durchsetzt. Bei der Begabung des Slaven für diesen „Geist" konnte der Erfolg nicht ausbleiben, um so mehr, als in keinem Lande Europas der Jesuitenorden eine entscheidendere Rolle gespielt, einen intensiveren Einfluß geübt hat, als in Polen. Diesen Einfluß hat der Orden allerdings nicht benutzt, um dem verfallenden, faulenden Staate zu raten und zu helfen, das war ja auch gleichgültig. Mochte dieser Staat vergehen und verkommen, wenn nur ein Volk zwischen dem evangelischen Preußen und dem orthodoxen Rußland geschaffen wurde, das von religiösem Fanatismus brannte, das einen Keil bildete zwischen den schismatischen Nationen. So insinuierte man den Polen die noch heute gültige ungeheuerliche Anschauung, daß polnisch und katholisch, deutsch und evangelisch, moskowitisch und griechisch-orthodox identische Begriffe seien. So kommt es, daß der ungebildete Pole in dem deutschen Katholiken einen Andersgläubigen sieht, daß er glaubt, Maria und die Heiligen, der Papst und Christus wären Polen, das Gebet dringe nur in polnischer Sprache zum Schöpfer. So ist die Begriffsdefinition

Digitized by Google

des Polonismus, des Todfeindes des Deutschtums gegeben: Verquickung von Religion und Nationalität; er ist also nur eine Spielart, eine Spezialisierung des Ultramontanismus der „Politik und Religion" verquickt.

So sehen wir an der merkwürdigen Umwandelung des polnischen Volkscharakters ein Meisterwerk des Jesuitismus, der jahrhundertelang die Seelen in Schule und Beichtstuhl bearbeitet hat. Der Geist der Lüge, der hinterhaltigen Verstellung, der schrankenlosesten Skrupellosigkeit ist den heutigen Polen in Fleisch und Blut übergegangen. Ihnen heiligt jedes Mittel der nationale Zweck; jeder Meuchelmord, jeder Verrat ist gottgefällig, wenn er für die polnische Nationalität, die ja mit dem Katholizismus identisch ist, geschieht. Das gilt aber nicht nur für die Untaten in den letzten furchtbaren Aufständen, das gilt auch für ihren nationalen Kampf im Frieden, indem sie zarten Kindern gegen ihre deutsche Gespielen den Rassenhaß einflößen, Schulkinder gegen ihre Lehrer verhetzen, und mit allen Mitteln der Lüge, der Verleumdung, der Aufreizung zum gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Boykott durch Presse und Rede einen Bürgerkrieg gegen ihre deutschen Mitbürger entfacht haben. Und daß die Verquickung von polnischer Nationalität und römisch-katholischer Religion gemeinsame Grundlage für alle diese Kampfesmethoden sind, daß der Kampf selbst mit einer solch ungeheuerlichen Skrupellosigkeit vor sich geht, ist das Werk und die logische Folge des allumfassenden jesuitischen Einflusses, der, durch viele Generationen hindurch unabläßig, unwiderstehlich wirkend, allmählich den geschmeidigen Charakter dieses slavischen Volkes verändern mußte.

Mit der fortschreitenden Zeit mußte die katholische Kirche ihre Machtmittel wesentlich modifizieren, Bann, Interdikt und Inquisition verloren ihre Schrecken. Doch blieben ihr Schule und Beichtstuhl, um ihre Zwecke zu fördern, und der Jesuitenorden entfaltete vor allem hierin eine reiche umfassende Tätigkeit. Von seinen politischen Mitteln, die im Zeitalter der Schüler Macchiavells und in dem treulosen 18. Jahrhundert sogar Aufsehen erregten, wollen wir schweigen; die Folge war, daß er überall vertrieben wurde, und Papst Clemens XIV. ihn 1773 aufhob. Ein ultramontaner Abgeordneter des deutschen Reichstages meinte vor einigen Wochen, daß diese Aufhebung nur aus politischen Gründen und auf Anstiften der bourbonischen Höfe stattgefunden habe. Hören wir die Gründe, die der Papst in seiner Aufhebungsbulle dominus et redemptor noster angibt. Es heißt darin: „Erleuchtet durch

Digitized by Google

den heiligen Geist, getrieben durch die Pflicht, Einigkeit in den Schoß der Kirche zurückzuführen, überzeugt, daß die Kongregation der Jesuiten die Dienste nicht leisten kann, für welche Paul III, unser Vorgänger, sie bestimmte, entschieden außerdem durch andere Beweggründe, welche die Moral uns gebietet, in unsere Seele zu verschließen, heben wir kraft unserer obersten Autorität in religiösen Angelegenheiten für ewige Zeiten die Gesellschaft Jesu, ihre Funktionen und ihre Institute auf." Mit den Worten: „questa suppressione mi dará la morte" (diese Unterdrückung wird mir den Tod bringen) hat Clemens XIV. die Bulle gesiegelt, im September des folgenden Jahres starb er.

Der Orden bestand heimlich weiter, und Pius VII. stellte ihn 1814 wieder her. In der Bulle sollicitudine omnium ecclesiarum heißt es: „Die katholische Welt verlangt einstimmig die Wiederherstellung der Jesuiten; sie erkennt die reichen Früchte an, welche diese Apostel in allen Gegenden hervorgebracht haben — wir würden uns vor Gott eines großen Verbrechens für strafwürdig erachten, wenn wir . . . . . eingeschifft in das Schifflein des heiligen Petrus, welches durch ewige Stürme bewegt und gefährdet wird, uns weigerten, die kräftigen und erfahrenen Ruderer zu verwenden, die sich selbst uns anbieten, um die Wogen des Meeres zu durchbrechen, die jeden Augenblick das Papsttum mit Schiffbruch und Tod bedrohen."

Clemens XIV. also, „erleuchtet durch den heiligen Geist, hebt für ewige Zeiten auf," Pius VII. „würde sich eines großen Verbrechens vor Gott strafwürdig erachten, wenn er nicht für alle Zeiten wiederherstellte." — Clemens XIV. „bewegen Gründe, welche die Moral ihm gebietet, in seiner Seele zu verschließen," Pius VII. „erkennt die reichen Früchte dieser Apostel in der ganzen Welt an".

Die Vergleichung der Bullen dieser beiden unfehlbaren Päpste ist sehr interessant und sagt mehr, als hundert lange Abhandlungen. Vom Jahre 1814 an beginnt also offiziell die neue Tätigkeit der Jesuiten, dieser „Apostel" Pius VII. Ihre nächste und wichtigste Aufgabe war es, ihre Stellung innerhalb ihrer Kirche zu einer unerschütterlichen zu machen. Waren sie bisher eine Richtung innerhalb des Katholizismus gewesen, allerdings die konsequenteste und extremste, so sollte nunmehr der Katholizismus selbst im Jesuitismus aufgehen. Die Kriege der

Digitized by Google

Kirche hatten von jeher gewisse Orden geführt, im Mittelalter die Bettelorden, seit Trient die Jesuiten, nunmehr sollte die Kirche selbst zur wahren ecclesia militans werden. Zu diesem Zwecke mußte die Kirche geistig im Jesuitismus aufgehen. Und dieses Ziel, Katholizismus und Jesuitismus zu identifizieren, den ersteren mit dem Geiste des letzteren vollständig und unlösbar zu durchdringen, hat der Orden erreicht. Das Resultat ist der heutige Ultramontanismus. Sogar die Moral, die heute im Katholizismus gültig ist, ist die der Jesuiten; der heilige Alfons von Liguori, dem Gregor XVI. 1839 in der Heiligsprechungsbulle nachsagte, daß seine Schriften von den Gläubigen ohne jeden Anstoß gelesen werden könnten, ist die erste Autorität in der katholischen Morallehre geworden durch seine Umarbeitung und Kommentierung der Moraltheologie des Jesuiten Busenbaum. So ist es dem Jesuitenorden gelungen, in wenigen Jahrzehnten den Katholizismus vollkommen mit seinem Geiste zu durchsetzen und zu beherrschen. Der Orden beherrscht den Vatikan, das Staatssekretariat, die päpstlichen Kongregationen und Kanzleien, er leitet durch seine Strohmänner die klerikalen Parteien der verschiedenen Länder, die ultramontanen führenden Zeitungen, ja die Bischöfe und Weltgeistlichen, er unterdrückt jede freie Regung innerhalb der Kirche und sucht mit allen Mitteln die Massen der Bevölkerung zur intolerantesten und ablehnendsten Betätigung ihres Glaubens gegen Andersgläubige auch im öffentlichen Leben zu veranlassen. Ob ein Jesuit sich bei uns in seiner Ordenstracht zeigt, ist ganz gleichgültig, denn Jesuit ist heute jeder Ultramontane, da die ganze Denkweise und Kampfesart jesuitisch geworden ist. „Wir sind alle Erzjesuiten!“ rief bei der letzten Katholikenversammlung der Präsident, Dr. Orterer, unter dem tobenden Beifalle der Versammelten aus. Damit hat er den Nagel auf den Kopf getroffen. Allenthalben hat der jesuitisierte Katholizismus, der Ultramontanismus, den sogenannten katholischen Geist erweckt, er gründet allenthalben Volksvereine und Bruderschaften, er sucht und findet überall Anlaß zu „Paritätsstreitigkeiten“, er befehdet die Staatsschule, die Kunst, die „ungläubige Wissenschaft“, er arrangiert „Bekehrungen“ in Spitälern, Ausstellungen des heiligen Rockes, Pilgerzüge, Katholikentage, um die „bedrohten Rechte“ der deutschen Katholiken zu schützen, katholische Tanzkränzchen, er gibt „katholische Adreßbücher“ heraus, er hetzt Czechen und ähnliche Kulturvölker gegen das Deutschtum, er unterstützt alle partikularistischen Bestrebungen in Deutschland, verteidigt die armen,

Digitized by Google

harmloſen und unſchuldigen Polen gegen die „deutſchen Bedrückungen“ und organiſiert allenthalben den Peterspfennig, der alljährlich einen Goldſtrom in die Kaſſen des Vatikans leitet. Und in Deutſchland iſt er der spiritus rector der größten, der ausſchlaggebenden Partei, des Zentrums.

Das Liebesproblem in der modernen Literatur.

Von Irma v. Troll-Boroſtyány.

Der ſoziale Gärungsprozeß unſerer Zeit hat auch in die vom Liebesbedürfnis des Menſchen geſchaffenen ſexuellen Beziehungen ein mächtiges Ferment geworfen. Die Anſchauungen über die Rolle, die Liebe und Ehe in der Welt ſpielen, ſind in einer tiefgehenden Wandlung begriffen. Die Zahl derer, die in der noch herrſchenden Geſtaltung der Liebesbeziehungen einen Anſpruch auf dauernde Erhaltung verdienende, den pſychiſchen und phyſiſchen Naturforderungen des Menſchen in tunlichſt größtem Maße entſprechende, geſellſchaftliche Ordnung erblicken, verringert ſich von Tag zu Tage, und immer lauter erheben ſich die Stimmen, die auf den unverſöhnlichen Gegenſatz zwiſchen dem in den beſtehenden ſozialen Zuſtänden wurzelnden Verhältnis zwiſchen Mann und Weib, und den Bedürfniſſen der heutigen Entwickelungsſtufe der Kulturmenſchheit hinweiſen.

Ein Spiegelbild dieſes Wandlungsprozeſſes bietet die moderne Literatur in ihrer Behandlung des Liebesproblems.

Allerdings gibt es auch im zeitgenöſſiſchen Schrifttum noch eine ſchwere Menge belletriſtiſcher Erzeugniſſe, die nach der petrefakten Schablone fabriziert werden: Sie liebt ihn — liebt ihn nicht; er hat ſie geliebt — liebt ſie nicht mehr; ſie lieben ſich, doch können einander nicht kriegen — oder kriegen ſich doch am Ende. Und noch immer findet derartige literariſche Ware entzückte Leſer — insbeſondere Leſerinnen. Das ſind die in allen

Digitized by Google

Gesellschaftsklassen vorhandenen, schwer beweglichen Kreise, die, an den einmal übernommenen Eindrücken und Überzeugungen festhaltend, der Aufnahme neuer Ideen den zähen Widerstand der Trägheit entgegensetzen.

Wenn der Sturm über einen See hinbraust, bedarf es geraumer Zeit, bis er ihn in seiner Tiefe durchrüttelt; während die oberen Schichten seiner Umarmung schon in jauchzenden Wogen entgegenschwellen, verharren die Massen auf seinem Grunde noch in schlummernder Ruhe.

Mit der modernen Literatur hat die schriftstellerische Produktion dieser Gattung, stamme sie auch von heute, natürlich nichts gemeinsam.

Der moderne Dichter aber, dessen Ohr den Herzschlag seiner Zeit belauscht, dessen Auge mit seherischem Blick in den befruchteten Schoß neuen Keimens und Knospens dringt, der die Saiten seiner Seele vom Atem der nach Druchbruch ringenden Ideen vibrieren fühlt, und dem es gegeben ist, die Erscheinungen des neuen, werdenden Lebens zu deuten und zu künstlerischer Gestaltung zu bringen: der ist es auch, der mit tastender Hand den Schleier von dem urewigen Mysterium der Liebe lüftet, um das süße, grausame Rätsel nach seinem Sinne zu lösen.

Ich sage: Mysterium. Denn so sicher es ist, daß die begriffliche Vorstellung, die sich Millionen und Abermillionen von dem mit dem Worte Liebe bezeichneten Seelenzustand machen, eine übereinstimmend gleiche ist — ebenso wahr ist es auch, daß die Liebe durch die individuelle Differenzierung vielgestaltige Formen annimmt, die außerhalb des Rahmens der allgemein geltenden Definition ihres Wesens fallen und daß dieses elementare Naturbedürfnis unter dem eisernen Druck der staatlichen Institutionen und gesellschaftlichen Verhältnisse in fratzenhaften Entstellungen zutage tritt, welche die Frage nach einer, den naturgemäßen Forderungen des Individuums und den berechtigten Interessen der Gesamtheit in gleichem Maße Rechnung tragenden, sozialen Organisation zu einem der schwierigsten Probleme werden lassen.

Durch die Reihen aller Dichter und Denker, die im Labyrinth der Liebesfrage nach einem Ausweg suchen, tönt die Klage, daß die Formen, welche die moderne Kulturentwickelung dem Walten und Wirken der Liebe gegeben hat, in keiner Weise jener ihrer Doppelaufgabe zu entsprechen vermögen. Nach neuen Formen, neuen Gesetzen wird gerufen. Aber seltsam widersprechend, in schroffen Gegensätzen gibt sich dieses Drängen kund. Und die

Digitized by Google

Frage drängt sich einem auf, ob eine dieser vielen in sozialphilosophischen Abhandlungen, in ergreifenden Bühnendichtungen, in feinziselierten novellistischen Seelenanalysen verkündeten Heilmittel zur Anwendung gebracht, ob die vorschreitende Zivilisation eine der ihr vorgezeichneten Entwickelungsbahnen einschlagen wird.

Neben Björnson, der, das Lilienbanner sittlicher Reinheit entfaltend, an den Mann die Forderung stellt, seiner altgewohnten Freiheit in der Liebe zu entsagen, steht Nietzsche mit seiner Lehre der Rückkehr zu asiatischer Versklavung des Weibes. Dem russischen Dichterphilosophen Tolstoi ist die Liebe eine Unheil und Verderben entsendende Pandorabüchse, vor deren bösen Gaben nur eine den gleißnerischen Lockungen des Naturverlangens widerstehende Askese zu entrinnen vermag. Ibsen läßt in „Klein-Eyolf" die Liebesglut der Gattin den Tod des Kindes verschulden, während er in seiner „Nora" das Erwachen des Weibes zur Erkenntnis der Unwürdigkeit einer in Seelenfremdheit der Gatten geschlossenen und fortgeführten Ehe darstellt.

Ein Irrlicht, das über Sümpfen schwebt, einen zündenden Wetterstrahl, der blindverheerend aus dunstschwangeren Wolken niederfährt, erblicken die einen in der Liebe; als ein tückischer, heißer, unter unnennbaren Qualen geführter, von jähen Lichtblitzen törichter Entzückungen durchbrochener Kampf der Geschlechter, in dem es sich um nichts anderes handelt, als wer Hammer, wer Ambos sein soll, wird die Liebe von den andern aufgefaßt.

Und auch die Frauen melden sich zum Wort. Doch während einerseits greisenhafte Ermattung zu einer der gesunden Kraft und der natürlichen Betätigung des Willens zum Leben entsagenden Askese ihre Zuflucht nimmt und andererseits auf eine orientalische Behandlung des Weibes als auf ein Rettungsmittel hingewiesen wird, bemächtigen sich die schriftstellernden Frauen des Liebesproblems in ganz anderer Weise.

Allerdings gibt es auch unter diesen welche, die auf die Rosenfesseln der Liebe so schlecht zu sprechen sind, daß sie als moderne Pendants zu unserem alten Goethe, der es als eine mißliche Sache bezeichnete, wenn geistig strebende Männer „sich mit Weibern schleppen," das Weib keusch, frei und ungehemmt von den Banden der Liebe und Mutterschaft, in stolzem Adlerflug durch übersinnliche Sphären möchten dahinschweben lassen. Das Hauptmotiv der modernen weiblichen Federn ist aber des Weibes Recht auf Liebe, um das es stets betrogen wird, und die Forderung gleicher Freiheit für Mann und Frau. Doch

Digitized by Google

während von dem einen, unter Aufstellung des Björnsonschen Postulates, Beschränkung der Freiheit für den Mann verlangt wird, erklingt von der andern die Forderung der Erweiterung der Freiheit für die Frau. Ein heißer, wilder Schrei des Hungers nach Liebe geht durch diese Dichtungen. Ein umgekehrter Asra ist hier die Frau vom Stamme derer, die sterben müssen, wenn sie nicht lieben. Alle Hüllen von sich werfend, splitternackt zeigt sich die Weiberseele, mit empörtem Klageschrei auf die Wunden weisend, welche die eisernen Kettenringe der durch die herkömmliche Sitte ihr aufgezwungenen Selbstbeherrschung ihr geschlagen.

Von anderen wird auf die unseligen Wirkungen der noch allgemein herrschenden weiblichen Erziehung hingewiesen, die kein anderes Ziel hat als das, die jungen Mädchen ihre einzige Bestimmung in der Ehe erblicken zu lassen. Indem diese Erziehung, ohne doch die Macht zu haben, die Mädchen in den ersehnten Hafen zu lotsen, dennoch in ihnen das Verlangen nach Liebe, nach der Ehe und Mutterschaft mit allen Mitteln weckt, nährt und steigert, trägt sie die Schuld, wenn ihre Opfer, durch das Fehlschlagen all ihrer Hoffnungen im tiefsten Lebensnerv getroffen, getäuscht und gedemütigt, zu ebenso unglücklichen wie unnützen Wesen werden.

Wird von manchen Novellistinnen die auf freier Liebeswahl, auf der wirtschaftlichen und sozialen Unabhängigkeit der Frau aufgebaute Ehe als Idealtypus der Verbindung der Geschlechter kommender Zeiten gezeichnet, so plädieren andere, noch kühnere Geister, für die freie Verbindung von Mann und Frau, die sie als sittliche Tat höher stellen, als die legale Ehe.

Ja, ein mächtiges Pochen und Rütteln dröhnt an den alten Mauern der Überlieferungen. Unsere Zeit ringt nach neuen Ausdrucksmitteln für die Triebkräfte ihres schaffenden Lebens. Unter all den politischen, kirchlichen, nationalen und sozialen Wirrnissen klingt der Kampf des Weibes um eine Lösung des Liebesproblems, die sie als freie Persönlichkeit dem urewigen Naturverlangen alles Lebendigen Genüge tun läßt. Das Ringen des Weibes nach seiner rein menschlichen Vollberechtigung, das in der Frauenbewegung seinen Ausdruck findet, hat auch diesen Kampf geschaffen.

Vier Wege sind es, die zur Befriedigung des menschlichen Liebesbedürfnisses führen: der Kauf der Liebe; der Einbruch; die freie Liebe und die Ehe.

Muß man die beiden ersten als durchaus unsittlich und ent-

Digitized by Google

sittlichend verwerfen — den Kauf als persönliche Entwürdigung sowohl des Gekauften wie des Käufers, und den Einbruch (Ehebruch) wegen des an dem Gatten verübten Betruges — so haften auch der freien Liebe in der Durchschnittsform, wie sie in unserer heutigen Kulturgesellschaft zutage tritt, tiefe Schäden an. Fürs erste verdienen die meisten der unlegalen Verhältnisse, weil auf Erringung materieller Vorteile für den einen Partner begründet, durchaus den Namen „freier" Liebe nicht. Aber auch dort, wo Käuflichkeit keine Rolle spielt, zeigt sich der Charakter solcher Bündnisse durch die Wirkungen der herrschenden moralischen Anschauungen vergiftet, indem die Ächtung, welche die sogenannte „gute" Gesellschaft — dieselbe Gesellschaft, die den Frauen, die im Standesamt dem meistbietenden Freier ihren Leib verkaufen, huldigt — über das Weib verhängt, das sich erkühnt, ohne kirchliche und staatliche Sanktion ein Liebesverhältnis einzugehen, auf Durchschnittsnaturen einen tief demütigenden, die Selbstachtung und moralische Energie untergrabenden Einfluß übt und zugleich in der Seele des Mannes, der sich bewußt ist, seinerseits ob dieser selben Tat nichts an seinem Ansehen und seiner Wertschätzung einzubüßen, für die Genossin ein Gefühl von Verachtung entstehen läßt.

Auch die Ehe, die man gewohnt ist, als die reinste, vernünftigste und zweckentsprechendste Form der Geschlechtsverbindungen anzusehen, ist recht selten, was sie sein sollte: ein legaler Liebesbund, da die Mehrzahl der Ehen aus Motiven geschlossen werden, die dem einzigen ethisch berechtigten Beweggrund, dem einer aus elementarer Anziehung hervorgehenden, Geist, Gemüt und Sinne umfassenden Anziehung umfassender Liebe, weltfern liegen.

Die unvermeidliche Folge hiervon sind die vielen unglücklichen Ehen und der Ehebruch, mit dessen Häufigkeit sich unsere Sitten schon so vertraut gemacht haben, daß er zu einer Würze der Roman- und dramatischen Literatur und der Konversation geworden ist, und der solange eine Hauptrolle in unserer Gesellschaft spielen muß, als die Ehe nicht zu einer Vereinigung der Menschenpaare, die sich am stärksten anziehen, geworden sein wird.

Unsere herkömmlichen Moralprinzipien und sozialen Zustände machen es ganz natürlich, daß die Ehen im großen Durchschnitt aus materiellen Gründen geschlossen werden. Denn wie einerseits die Mädchen durch ihre noch immer allgemeine Erziehung dazu gelenkt werden, dem ersten besten Freier, sofern er als annehm-

Digitized by Google

bare „Partie“ erachtet werden kann, ihre Hand zu reichen, so wird andererseits der Mann dazu gedrängt, die Ehe vom geschäftlichen Gesichtspunkte, nicht aber als eine Liebesfrage zu betrachten, da er ja seit seinen flaumbärtigen Knabenjahren gelernt hat, die Liebe gewissermaßen als freies Jagdgebiet anzusehen, auf dem es den Männern zusteht, nach Lust und Behagen umherzupürschen. Ein ganzes, langes, in Ausschweifungen verschlemmtes Leben verzeiht man dem Manne leichter, als dem Weibe einen einzigen „Fehltritt“. Sie trifft die volle Schwere sittlicher Entrüstung, während er in den Augen der Männer für schuldlos gilt und in den Augen der Frauen dadurch — noch interessanter wird.

Gewiß soll nicht geleugnet werden, daß es auch Ehen gibt, die aus gegenseitiger Liebe eingegangen werden. Aber auch diese gestalten sich oft sehr unglücklich. Denn nicht jede auf Sympathie beruhende Neigung trägt die Garantie ewiger Dauer in sich. Eine Liebe, welcher innige Verschmelzung des geistigen Lebens homogener Naturen zur Grundlage dient, hat ein Erlöschen nicht zu fürchten. Solche Erkaltung hat ihren Grund in der durch die verschiedenartige Erziehung und die Verschiedenheit der sozialen Stellung der Geschlechter aufgerissene, die Denkungsart und Lebensauffassung des Mannes von jener der Frau trennenden, tiefen Kluft, die jeden seelischen Kontakt der Gatten unmöglich macht und die Entfremdung der Geister allmählich zu einer Entfremdung der Herzen werden läßt.

So zeigt sich das Ringen unserer Zeit nach einer Neugestaltung der die Beziehungen der Geschlechter ordnenden moralischen Anschauungen und aus diesen sich ergebenden sozialen Verhältnissen und staatlichen Institutionen als tief berechtigt. Immer eindringlicher wird auf das klägliche Fiasko hingewiesen, das die am Gesellschaftsbau arbeitende Ingenieurkunst unserer Zivilisation erlitten hat, indem die Adern des gewaltigen Stromes des menschlichen Liebesbedürfnisses nach so falschen Gesetzen reguliert wurden, daß er hier, sich stauend, die Dämme überspült und verheerend sich ergießt, dort zu giftausströmenden Morästen versumpft, statt das Erdreich fruchtbringend zu berieseln.

Die Frauenbewegung ist es vor allem, die in den sexuellen Beziehungen eine Wandlung schaffen wird. Ganz sacht und allmählich wird diese Wandlung mit jedem dem Ziele sozialer Gleichstellung von Mann und Frau sich nähernden Schritte sich von selbst vollziehen. Denn sobald die Frau in der Wahl ihres

Digitized by Google

Berufes dieselbe Freiheit besitzen wird, wie der Mann sie hat, sobald ihr alle wissenschaftlichen, staatlichen und industriellen Laufbahnen geöffnet sein werden, die bisher nur dem Manne offen stehen, sobald sie nicht mehr dem Manne gesetzlich untergeordnet und von ihm abhängig sein und ohne Bevormundung, aber auch ohne den Schutz des Mannes, allein auf sich gestellt, gleiche Pflichten, gleiche Rechte und gleiche Freiheit haben wird, wie er: dann wird selbstverständlich auch der auf die Voraussetzung der Notwendigkeit rechtlicher und freiheitlicher Ungleichheit der beiden Geschlechter gebaute, die Basis unserer gegenwärtigen sexuellen Beziehungen bildende Glaubenssatz, daß es in geschlechtlich-sittlicher Hinsicht für Mann und Frau zweierlei Recht gebe, entwurzelt werden und es werden Grundsätze gleicher Freiheit und gleicher Verpflichtung zur Bezähmung ungeordneter Neigungen und Leidenschaften an deren Stelle treten. Die freie Stellung der Frauen in der Öffentlichkeit wird den auf Vernunft und Kenntnis der Naturgesetze beruhenden Grundsatz zur Geltung bringen: daß bei Mann und Frau nur derartige geschlechtliche Verbindungen, welche die allgemeine Wohlfahrt, die berechtigten Interessen anderer beeinträchtigen, als unmoralisch verurteilt werden müssen. Eine derartige prinzipielle Neugestaltung der moralischen Anschauungen wird eine Grundlage schaffen, aus welcher sich Formen der Liebesbeziehungen ergeben werden, die ebenso dem Naturverlangen wie den Forderungen einer hochentwickelten, auf Grundsätzen der Gerechtigkeit und der Rücksichtnahme auf das Gemeinwohl basierenden Gesellschaftsordnung zu entsprechen vermögen. Und sie wird die Bedingungen gewähren, daß die Ehe ihrer ethischen Aufgabe entsprechen könne: die einander ergänzenden Gatten durch das Band der Liebe zu gleichem Denken, Wollen und Streben zu vereinigen.

Noch halten wir recht weit von diesem Ziele.

Die heutige Literatur legt Zeugnis ab von dem Zwiespalt zwischen einer den Forderungen unseres modernen Zeitbewußtseins entsprechenden Neugestaltung unserer sozialen Einrichtungen und dem Zwang, den die überlebten, morschen, nur noch künstlich erhaltenen Formen ausüben. Die Stimmen mehren sich, die nach einem Umbau der innerlich brüchigen Ordnung rufen. Auch dem Liebesproblem werden die kommenden Geschlechter eine neue Deutung bringen. Dahin weisen die Zeichen der Zeit.

Digitized by Google

Die Kirchenreform in Frankreich.

Von René Prévot.

„Wir haben es nicht zur Genüge geliebt, unser neunzehntes Jahrhundert, wir haben Dinge von ihm verlangt, die es uns nicht geben konnte. Von diesem Knaben, der nicht ganz vollwertig war, geboren aus der gewagten Verbindung des alten Régime mit der naturalistischen Philosophie haben wir die Feinheit und Korrektheit eines Rassesohnes gefordert. Zu diesem halben Barbaren, der erzogen ward in der Pulveratmosphäre der Klubs und der Kriegslager, und in dem die Gier nach Unabhängigkeit, Freiheit und Recht alles andere mächtig niedertrat, haben wir nur von veralteten Rechten und von unverstandenen Unterwürfigkeiten geredet.

Wir hätten ihm helfen müssen am schwierigen Werke seiner Befreiung und haben an seiner Knechtung gearbeitet; wir hätten ihm die Bahn frei machen sollen und haben ihm Schranken errichtet. Er war so stolz auf seine Wissenschaft, und wir sind zu ungeduldig geworden ob seiner Irrtümer. Wir haben weder seinen jungen Enthusiasmus noch seine Kühnheiten begriffen. Wir haben weder genug Nachsicht für seine Fehler, noch genug Achtung vor seinen Größen gezeigt. Er hatte, meine Herren, unendliches Mitleid. Wir haben ihn weinen gesehen auf jedwedem Unglück, und sich empören gegen jegliches Unrecht. Er ist ehrlicher gewesen, als jeder andere."

Mit diesen denkwürdigen Worten des Abbé Birot auf dem Kongreß von Bourges möchte auch ich meine Ausführungen beginnen, auf die Gefahr hin, ein Schwärmer genannt und belächelt zu werden. Die Anfänge zu allem Großen sind mehr oder minder immer auf irgend einen dieser in unserer so klugen Zeit „Verpönten" zurückzuführen, wenn ich auch gerne zugebe, daß sie nicht die Hauptarbeit leisten, daß sie für ihre Sache gar oft nur sterben können.

Es gibt ein Etwas im Menschen, von dem wir nicht wissen, woher es kommt, das aber doch keiner ernstlich hinwegzuleugnen versucht hat, und für das der richtigste Ausdruck immer noch „das religiöse Gefühl" ist, und dieses eine, für das jeder einzelne seine philosophisch-psychologische Erklärung sich selber suchen muß, ist, mag es auch in der Wirtschaftsgeschichte hinter dem materiellen

Digitized by Google

Element weit zurückstehen, bis zu unseren Tagen die Heimat der Märtyrer. Wie wir diesen Faktor in uns auch deuten mögen, wir müssen auf jeden Fall mit ihm rechnen und zwar umsomehr als wir seinen Wert nicht berechnen können, und er in der Tat etwas ist, was menschlich schwerer wiegt, als irgend ein anderes.

Zu allen Zeiten hat überall da, wo um die materielle Existenz gekämpft werden mußte, ein Kampf auch zwischen diesen Interessen und jenem einen stattgefunden. Und gerade dieser Kampf hat die Gemeinschaften gebildet, die wir Kirchen nennen, und von denen die römisch-katholische zurzeit noch die gewaltigste ist. Sie ist aber auch die entschiedenste Gegnerin aller materiellen Interessen und deshalb auch im ersten Treffen bei der Schlacht, welche die Neuzeit schlägt. Wie wird ihr Ausgang sein?

Ein allgemein gültiges Resultat aufzustellen halte ich für unmöglich. Man muß mit den Verschiedenheiten der Einzelinteressen in den jeweiligen nationalen Menschenkomplexen einerseits, mit den politischen Zuständen der Staaten andererseits rechnen. Meine heutige Aufgabe soll es nun sein, zu untersuchen, wie dieser Kampf in Frankreich sich bis heute gestaltet hat und in Zukunft sich mutmaßlich gestalten wird.

Daß ich gerade Frankreich wähle, ist, ganz abgesehen von den wirren Zuständen daselbst, auch dadurch begründet, daß es das einzige Land ist, in dem der Glaube meiner Väter mich tatsächlich sympatisch berührte.

Es ist kein Zufall und keine Laune gewesen, was dem französischen König seinerzeit die Bezeichnung „fils aîné de l'Eglise" eingetragen hat. Frankreich ist bis in unsere Tage tatsächlich die geistige Hochburg des katholischen Glaubens gewesen.

Warum? Der Katholizismus in seiner entgültigen Entfaltung ist ein Kind romanischen Temperaments. Und dann: der französische Geist ist allein fein genug gewesen, um die Verfeinerungen, die die Zeit, die die psychologische Vertiefung der menschlichen Urteilskraft an ihm vollzogen haben, ganz in sich aufzunehmen. Unter den größten Männern Frankreichs haben wir zu allen Zeiten gläubige Katholiken gehabt. (Von Deutschland könnte man wohl nicht dasselbe behaupten.) In diesem Faktum liegt aber zugleich auch der Beweis dafür, daß der französische Geist über den Katholizismus und seine Philosophie bis in die neueste Zeit noch nicht hinausgewachsen ist, wenn man von Einzelerscheinungen, die seit Rousseau immer zahlreicher werden, absehen

Digitized by Google

will. Für diese Behauptung sprechen ferner mit absoluter Bestimmtheit die neuesten Bekehrungen unter den Literaten, wobei ich nur die berühmten Namen Coppée, Bourget nennen will.

Daß in Frankreich die politische Krisis, die der Katholizismus zu bestehen hat, eine recht schwere ist, dürfte evident sein. Aber was vermöchten die reaktionären Versuche einer zeitweiligen Regierung, wenn sie nicht von etwas anderem unterstützt würde, das tiefer gründet. Ich meine diesmal weniger die Volksüberzeugung, die sich ja verschiedentlich als konservativ erwiesen hat, als die Spaltung, die in der Organisation, gegen die der Staat sich in concreto wendet, selbst besteht, die Uneinigkeit in der nationalen Kirche Frankreichs.

Woher kommt diese Zession? Ist es einigen spitzfindigen Neuerern gelungen, die psychische Seite des Katholizismus in Frankreich zum Wanken zu bringen? Das hieße soviel als das Innenleben eines Volkes umwerfen, und das geht nicht so schnell. Der Grund ist vielmehr in einer allgemeinen Umwälzung des Geisteslebens der Gebildeten zu suchen. Die Entwickelung der französischen nationalen Philosophie seit Voltaire und Rousseau gipfelt in Taine. Schon dieser machte auf die Notwendigkeit eines Anschlusses an das internationale Geistesleben aufmerksam, aber der französische Chauvinismus überschrie ihn. Dann kam 1870/71 und mit diesem verhängnisvollen Winter auch der Umschwung. Es kann nicht meine Absicht sein, hier den Einfluß des fremden, insbesondere des deutsch-nordischen Geistes an jedem einzelnen bedeutenden Franzosen auseinander zu setzen, obgleich das viel weniger schwierig wäre, als es aussieht. Ibsen und Wagner errangen die Herrschaft auf der Bühne, ein Misch-Masch aus Taine und Hegel wurde die übliche Philosophie. Und dann kam Kant. Meine Behauptung, daß er einen großen Teil der Renegaten unter den französischen Priestern, derjenigen, die sich offen gegen Rom auflehnen, auf dem Gewissen hat, ist so gewagt, weil man mir einwerfen wird, nur ein mißverstandener Kant könne direkt religiös wirken, daß ich mich sofort hinter Belegen verschanzen muß.

1. Wir haben zunächst den Brief Leo XIII. an den französischen Klerus vom 8. September 1899.

2. Sodann Turinaz in „les périls de la foi et de la discipline dans l'Eglise de France à l'heure présente". Daselbst hieß es: „Le grand danger est dans l'influence de la philosophie kantiste qui s'efforce de pénétrer partout et que nous allons

Digitized by Google

retrouver dans la théologie, dans l'apologétique nouvelle et presque dans les nations essentielle de la foi."

3. In Fontaines Werk: „Les infiltrations Kantiennes et protestantes".

4. Auf eine offene Anklage hin, die in diesem Buch ausgesprochen ist, sucht sich der Direktor der „Annales de philosophie chrétienne", Abbé Denis, des Vorwurfes, Kantianer zu sein, zu erwehren, konstatiert aber, daß „was die Methode betrifft, bei Kant doch manches zu holen sei".

In diesem letzteren Satze liegt die Art des Kantschen Einflusses in Frankreich ausgesprochen. Man entlehnte ihm eine neue Art zu denken, die nun ihre Konsequenzen bekam und besonders der Scholastik empfindliche Stöße versetzte. Ich kann aus eigener Erfahrung bezeugen, daß jeder katholische Seminarist in Frankreich jede philosophische Diskussion mit einem wenig geschickten rohen Angriff auf Kant einleitet, als auf eine gefallene Größe, einen überwundenen Standpunkt. Man hat ihn das gelehrt. Neben der deutschen Philosophie hielten zugleich auch die nordischen Denker ihren Einzug in Frankreich, Tolstois Glaubensbekenntnis und Björnsons Zweifel. Alles das wirkte zusammen und führte rasch das „entweder — oder" herbei, welches früher oder später doch sich aufdrängen mußte.

Das Abhängigkeitsverhältnis der Kirche von seinem Oberhaupt dem Papst, ist im französischen Klerus stets weit weniger empfunden worden, als etwa bei uns, wo ein gewisses Sklaventum mir unverkennbar scheint. Der Rang des „Römischen Bischofs" ist für Bossnet und seine Zeit zum Ehrenrang herabgesunken und in gewissem Sinne gallikanisch ist der französische Klerus seither immer gewesen. Es ist dies beim republikanisch-freiheitlichen Sinne der Nation leicht erklärlich.

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts machte sich mit dem Auftreten Lamennais eine antirömische und in gewissem Sinne auch da schon antidogmatische Bewegung bemerkbar. Aber sie blieb auf wenige Schwärmer beschränkt, die sich bis auf ihren oben genannten Führer schließlich wieder unterwarfen. Lamennais selbst versuchte in einer Romreise das Heil für seine gute Sache, aber selbstredend ohne Erfolg.

Die neue Bewegung geht, wie wir gesehen haben, von ganz anderen Ursprüngen aus und führt ganz andere Argumente ins Feld. Ihre Führer haben sich verschiedentlich zu Konferenzen

Digitized by Google

zusammengefunden, deren wichtigste der „Congrès sacerdotal von Bourges“ ist, abgehalten am 11., 12. und 13. September 1900.

Dieser Kongreß ist für mich ein Ereignis von eminenter kultureller Bedeutung. Ein Versöhnungsversuch, wie er edler und schöner nicht gedacht werden kann, zwischen der steinernen Kirche und der sich befreienden, sich läuternden Menschheit.

Jean Serc gibt im Mercure de France unter anderen wertvollen Beiträgen und Erläuterungen zu der heute von mir behandelten Frage eine kurze Beschreibung des Standpunktes, auf den der ehrlich denkende Priester unserer Zeit ipso facto gestellt wird:

„Der junge Priester, welcher, plötzlich in ein ganz neues Leben gestellt, sich bemüht, der Sache, an die er glaubt, zum Sieg zu verhelfen und die Kirche mit der Masse, die sie nicht kennt oder verachtet, oder gar haßt, auszusöhnen, wird sich bald darüber klar sein, daß er dazu scharfer Beobachtung und großer Liebe bedarf. Er wird von selbst dazu gebracht, die Argumente der Gegner zu studieren und er wird sich über das klar, was auch in ihnen gut ist, und er wird tolerant.“

So ungefähr Jean Serc. Und was ist die Folge? Von der Toleranz bis zur langsamen Loslösung vom strengen Dogma einerseits und zur sozialen Auffassung des priesterlichen Berufes anderseits ist es nur ein Schritt. Und diesen Schritt hat ein starker Bruchteil des französischen Klerus schon getan.

Betrachten wir die von F. Loizy, dem Führer und Vorkämpfer der Reaktion, in der „Revue du clergé français“ und im „Enseignement biblique“ vertretenen Anschauungen.

„Es ist uns unmöglich, sagt er, selbst für die wichtigsten Glaubenspunkte, uns an den Buchstaben der Schrift zu halten, ohne in einen öden Formelkultus zu verfallen.“ Und dann: „Was ist die christliche Theologie anderes seit dem Ende des ersten Jahrhunderts, als ein ständiger Versuch, eine Art von Gleichung oder ewiger Übereinstimmung zwischen der Interpretation der Dogmen und dem geistigen Fortschritt der Menschheit herzustellen?“

Ferner folgende Sätze:

1. „Der Pentateuch, wie er uns überliefert worden ist, kann nicht das Werk Moses sein.“
2. „Die ersten Kapitel der Genesis enthalten nicht eine genaue und wirkliche Geschichte des Ursprunges des Menschengeschlechts.“
3. „Alle Bücher des alten Testaments und die einzelnen Teile

Digitized by Google

derselben haben nicht denselben historischen Charakter. Alle historischen Bücher der Schrift, auch das neue Testament, sind nach viel laxeren Gesichtspunkten verfaßt worden, als die moderne Geschichtsforschung sie fordert und gestatten auch eine weniger gewissenhafte Interpretation."

usw.

Man sieht, für einen katholischen Priester sehr gewagte Sätze, deshalb auch die neuerdings ausgesprochene Exkommunikation.

Gegen die neue Strömung wendete sich zuerst Leo XIII. in einem Brief an den französischen Klerus, und dann der Bischof Turinaz von Nancy in seiner bereits erwähnten Schrift: „Les périls de la foi et de la discipline dans l'Eglise de France à l'heure présente."

Letzteres hat mich nicht wenig überrascht. Ich kenne den hünenhaften Redner Turinaz und wäre geneigt gewesen, gerade in ihm einen Reformler zu vermuten. Anderseits leuchten mir die Gründe, wegen deren gerade der Episkopat sich gegen die Freiheitsbewegung, als der Hierarchie überhaupt feindlichgesinnt, wendet, sehr wohl ein.

Soweit die dogmatische Seite der Reformbewegungen. Nicht minder gefährlich erscheint die soziale.

Das hat der feine Diplomat, der Leo XIII. war, sehr wohl erkannt, und nur aus dem Bestreben, den Priester dem sozialen Parteikampfe und der oben erwähnten neuen Auffassung seines Berufes zu entreißen, indem er ihm selbst einen bestimmten Spielraum anweist, lassen sich Ton und Unterschied der beiden Enzykliken von 1891 und 1892 erklären. An dieser Stelle muß ich noch die anderen, übers Meer gekommenen Einflüsse erwähnen, die man den „Amerikanismus" nennt, und deren Hauptvertreter der bekannte Charbonnel ist.

Dieser sagt: „Als ich das Vergebliche aller Versöhnungsversuche erkannt, und daß jede liberale Richtung innerhalb der Kirche unhaltbar ist, trennte ich mich von ihr."

Darin läge also nach der Meinung dieses einen das Schlußurteil. Ich glaube nicht, daß wir zu einem anderen gelangen werden, denn wir dürfen nicht mehr annehmen, daß sich alle diese Freiheitsprediger reumütig unterwerfen werden, aber anderseits bedeutete wohl der Sieg ihrer Idee den jähen Untergang des Katholizismus. An das letztere glaube ich nun freilich nicht, sondern ich bin geneigt ein langsames Abbröckeln von der Kirche anzunehmen, wobei die losgelösten Teile je nach ihrer Veranlagung

Digitized by Google

sich irgend einer anderen — wohl protestantischen Glaubensgemeinschaft anschließen, oder zu absoluten Subjektivisten sich entwickeln oder auch im Schoße irgend einer modernen Philosophie enden werden. An eine gewaltsame, jähe Lösung des Konfliktes glaube ich schon deshalb nicht, weil einerseits die modernen Interessen auf einem anderen Gebiete konzentriert sind und anderseits die großen Menschen, in denen die Konflikte wohnen, die großen Konflikte der Neuzeit, diesem Kampf um den toten Buchstaben tatsächlich schon entwachsen sind und den Gott in sich schon gefunden haben, um den jetzt allein noch der Kampf der Großen brandet, — und dieser führt nicht zur Kirche zurück.

Florentinisches aus ältester Zeit.

Von Moritz Brosch.

[Teil II.]

III.

Die Stadt Florenz hielt während des 5jährigen Kampfes zwischen Papst und Gegenpapst stets zu Alexander, den sie von Hildebrand inspiriert wußte. Und Hildebrands Namen war eine Bürgschaft dafür, daß aus der sogenannten Kirchenreform nun Ernst werden solle. Unter Kirchenreform begriff man nämlich: Die Abschaffung der Simonie, d. i. der Käuflichkeit kirchlicher Ämter, die Befreiung der Kirche aus dem Verhältnis der Unterordnung, in das sie weltlichen Gewalten und Interessen gegenüber geraten war, endlich die Einführung des Cölibats. Was die Führer und Parteigänger dieser Reformbewegung einigte und zur Aktion antrieb, war vornehmlich der materielle Druck, der von den zahlreichen, durch Familienbande zusammengehaltenen, simonistischen und verehelichten Geistlichen auf die außerhalb dieser Klerisei gelegenen Schichten der Bevölkerung ausgeübt wurde. Das für Ankauf einer Pfründe ausgelegte Geld mußte hereingebracht, für die Familie des Käufers gesorgt und womöglich die Geldsumme aufgespart werden, die einen oder mehrere Söhne instand setze, auch als Pfründenkäufer auf den Markt zu treten. Alles dieses hatte zur Folge, daß die Sakramente, die Weihen,

Digitized by Google

Segnungen und Zeremonien, ohne die zu jener Zeit kein Mensch leben und sterben und begraben werden konnte, im Preise hochgehalten wurden. Die Erbitterung darüber war ebenso natürlich wie der Wunsch, es möge solchen Zuständen mittelst Kirchenreform beigekommen werden. Und den nach Reform begehrenden Laien schlossen sich niedere Geistliche an, die des Pfründenbesitzes wie der Gelder, ihn zu erkaufen, entbehrten. Nebstdem stimmten die Mönche, die, durchs Gelübde der Armut gebunden, den reicheren Klerus haßten, in den Chorus ein, der nach Abschaffung der Simonie schrie und um so stärker schrie, je unerträglicher es wurde, das Treiben der Simonisten ansehen und dafür noch bezahlen zu müssen. Was die Florentiner vollends in Empörung versetzte, war der Umstand, daß diese habsüchtige Priesterschaft seit dem zweiten Dezennium des 11. Jahrhunderts, dem kanonischen Zinsenverbot entgegen, mit ihrem Gelde Wucher trieb. Der Zinsfuß, zu dem sie es auslieh, betrug insgemein 25%.

In den Jahren 1065—68 kam es zu heftigen Auftritten in Florenz. Gegen den aus Pavia gebürtigen Bischof der Florentiner, Peter Mezzabarba, entlud sich der Sturm, der während der Amtsführung seines Vorgängers sich angesammelt hatte. Der Simonie war vielleicht auch dieser Vorgänger beschuldigt worden; doch insbesondere hatte es Anstoß erregt, daß er unter dem Pantoffel seiner Frau stand, die in geistlichen Dingen Entscheidungen getroffen hatte, ohne daß er dabei den Mund aufzutun wagte.

An Mezzabarba wußte man noch anderes als Fügsamkeit unter Frauengebot auszusetzen. Die Bischofswürde hatte ihm sein Vater gekauft, und man wollte die Höhe der Kaufsumme in Erfahrung gebracht haben. Es kam hinzu, daß er sich größere Veräußerungen von Kirchengut erlaubte, daß er ferner, als Entrüstung das Volk ergriff und von Mönchen der Benediktinerabtei Vallombrosa geschürt wurde, zur Offensive der Möncherei schritt. Die Eröffnung der Feindseligkeiten erfolgte auf seinen Befehl mit dem Überfall des Klosters S. Salvi, wobei die Klosterkirche arg zugerichtet und mehrere Mönche verwundet wurden. Der Allarm darüber verbreitete sich bis Rom, wo eine Abordnung der Vallombrosaner erschien, die zum Gottesurteil mittelst Feuerprobe, welche zwischen ihnen und dem Bischof richten möge, sich bereit erklärten. Aber von der zur Zeit versammelten Synode und dem Papste wurde dieses Begehren abgewiesen und den Vallombrosanern aufgetragen, fortan Ruhe zu halten, ohne den Bischof weiter zu behelligen oder das Volk gegen ihn aufzureizen.

Digitized by Google

Doch Mönchen Ruhe gebieten, wenn die große Mehrheit der Stadtbevölkerung ihnen zur Seite stand, hieß Unmögliches versuchen. Sie agitierten und predigten gegen den Bischof nach wie vor, als ob Papst und Synode nichts zu sagen gehabt hätten. Ihre Predigten fanden lauten Anklang beim Volke, das die Feuerprobe zu sehen verlangte, auf daß sonnenklar entschieden werde, ob der Bischof oder seine Gegner im Rechte seien. Dem entgegen drohte Mezzabarba allen denen, die seinen Befehlen sich widersetzten, mit Einkerkerung und der als Margraf fungierende Gottfried von Lothringen fügte noch die Drohung der Güterkonfiskation hinzu.

Allein das ist das Auffällige an diesen Vorgängen, daß sie zeigen, wie kräftig schon die Florentiner über bischöfliche und markgräfliche Schreckmittel, über Papst- und Synodalbeschlüsse hinausgewachsen waren. Sie drangen mit Ungestüm auf die Feuerprobe und weil der Bischof sich weigerte, weil Rom sie verboten hatte, drangen sie erst recht darauf.

Sie setzten ihren Willen durch. Am 13. Februar 1068 wurden nahe der Abtei von Settimo zwei Holzstöße von je 10 Fuß Länge aufgerichtet; ein Durchgang trennte sie, dessen Breite nur auf 2 Fuß angegeben wird. Das Holz ward in Flammen gesetzt und als es brannte, schritt der Vallombrosaner Peter Igneo den schmalen Pfad entlang zwischen den brennenden Holzstößen von einem Ende zum anderen. Er kam unversehrt heraus, nicht einmal seine Kleidung war versengt worden. Brausender Jubel des Volkes begrüßte ihn, den Gott durch ein sichtbares Wunder aus dem Feuer gerettet habe, um die Mächte der Finsternis zu beschämen. In der Tat kann es bei der Sache nicht mit natürlichen, aber mit künstlichen Dingen zugegangen sein, deren Beschaffenheit der Menge verborgen blieb. Rom mußte gute Miene zum bösen Spiele machen, die trotz Papst und Synode abgehaltene Feuerprobe als rechtsgültig anerkennen und das geschehene Wunder registrieren; ein gefälltes Gottesurteil konnte unmöglich umgestoßen oder der Bischof, gegen den es gerichtet war, im Amte belassen werden. Mezzabarba ward seines Bistums verlustig und ging in ein Kloster. Dagegen erhielt jener Peter Igneo, der so kühn und geschickt im Feuer manövriert hatte, das Bistum von Albano und schließlich die Kardinalswürde.

IV.

Fünf Jahre hierauf kam es in Rom zu einem sogenannten welthistorischen Ereignis. Am 21. April 1073 starb Alexander II.

Digitized by Google

am nächſtfolgenden Tage wurde Hildebrand zum Papſt gewählt und nannte ſich Gregor VII. Als er, im zweiten Jahre nach ſeiner Wahl, ein Konzil verſammelt, und auf demſelben das Dekret erlaſſen hatte, das Kaiſern, Königen, Herzogen und Markgrafen unter Strafe des Kirchenbannes verboten hat, irgendwem ein geiſtliches Amt zu verleihen, war damit der beſtehenden ſtaatlichen Ordnung, wie ſie aus dem Lehnsſyſtem ſich entwickelt hatte, der Umſturz angedroht. In Deutſchland und Teilen Italiens gehörte weitgedehnter Grundbeſitz Biſchöfen und Äbten, Domkapiteln und Klöſtern. Wenn nun die Kaiſer bei Beſetzung kirchlicher Ämter nichts dreinzureden hatten, ſo liefen ſie Gefahr, daß die neugewählten, vom Papſte beſtätigten Herren kirchlicher Ländereien gegen die Ausübung der landesherrlichen Macht auf päpſtliches Gebot oder auch eigenmächtig ſich auflehnen. Heinrich IV. konnte ein Dekret, mit dem ſolches in den Bereich der Möglichkeit gerückt war, nicht geduldig über ſich ergehen laſſen: er war der Konſervative, der für die hergebrachten Ordnungen der monarchiſchen Gewalt in Schranken trat; Gregor war der Revolutionär, der eine neue Ordnung aufrichten und innerhalb derſelben die Monarchie, von der er ſehr verächtlich dachte, unter das Papſttum herabdrücken wollte. Und wie verächtlich er über die Monarchie gedacht hat, iſt aus ſeinem an Biſchof Herimann von Metz gerichteten Schreiben erſichtlich. „Wer wüßte nicht," heißt es u. a. in dieſem Papſtbrief*) „daß Könige und Herzoge von denen ihren Urſprung haben, die in Unkenntnis Gottes, mit Stolz, Raub, Perfidie und Mord, zuletzt beinahe mit allen Laſtern, unter Antrieb des Fürſten dieſer Welt, nämlich des Teufels, über ihresgleichen, die Menſchen nämlich, mit blinder Gier und unerſättlicher Anmaßung zu herrſchen ſich herausnahmen."

König Heinrich antwortete auf jenes, die Kaiſergewalt herausfordernde päpſtliche Dekret zuerſt mit Verhandlungen, die ſich ohne Ergebnis ein volles Jahr hinzogen, dann mit einer nicht minder rechtswidrigen Herausforderung. Er berief nach Worms einen deutſchen Fürſtentag, der unter Vorſitz des Erzbiſchofs von Mainz den Beſchluß faßte: Hildebrand, nicht Papſt, ſondern falſcher Mönch, ſei für abgeſetzt zu halten. Daraufhin ſchleuderte Gregor den Bannſtrahl gegen den König und ſprach alle Chriſten von den Eiden los, die ſie dem Gebannten geſchworen hatten.

In Italien ſtanden der Ausführung dieſes päpſtlichen Macht-

*) Bei Mansi, Concilior. ampliss. Collectio. XX, 881 ff.

Digitized by Google

spruches ernste Hindernisse im Wege. Die lombardischen Städte und ihre Bischöfe standen zur Zeit auf des Gebannten Seite; in Mittelitalien strengte sich zwar die Großgräfin Mathilde energisch für den Papst an, ohne jedoch verhindern zu können, daß Pisa, Lucca, Siena zu Heinrich neigten. Im Süden der Halbinsel hatte sich Gregor in einen bösen Handel mit dem Normannenherzog Rober Guiscard eingelassen, der gleichfalls gebannt, aber die Klugheit und Verschlagenheit selbst war, sich aus dem Banne gar nichts machte, vielmehr dem Papste mit der Drohung zusetzte, Heinrichs Partei ergreifen zu wollen — bis daß Gregor mürbe geworden, dem Normannen in allem nachgegeben hat. Nichts war leichter, als den deutschen König zu bannen, nichts schwerer, als auf Italiens Bodens die Mittel aufzutreiben, deren Anwendung den Bann in praktische Wirksamkeit setze.

Da kam dem Papste die deutsche Zwietracht zu Hilfe. Deutsche Fürsten, weltliche und geistliche, wollten die Gelegenheit benützen, um der seit Heinrichs Siege über die Sachsen in Sicht stehenden einheitlichen Reichsregierung vorzubeugen. Um den Bayernherzog Welf scharten sich diese hochgeborenen oder zu hohen kirchlichen Würden beförderten Rebellen, deren Macht im Zunehmen war von Tag zu Tage. Dem gegenüber versagte dem 28jährigen Könige der Mut und in seiner Mutlosigkeit faßte er den Gedanken, mit dem Papste, an dem die Rebellen den festesten Rückhalt zu haben meinten, eine Versöhnung anzubahnen. In dieser Absicht schlug er den Weg nach Canossa ein, wo seiner die tiefste Demütigung harrte. Wie Gregor selbst es bezeugt, mußte sein Gegner, aller Zeichen königlicher Würde entblößt, durch volle drei Tage mit dem Bußkleid angetan bleiben und während dieser Frist auch zeitweise barfuß im Schnee des Schloßhofes von Canossa stehen.*) Erst am vierten Tage (28. Januar 1077) ward dem Herrscher vom Papste Empfang und Lossprechung vom Banne, gegen Bedingungen, die, wenn sie erfüllt worden wären, das Kaisertum zu einem Spielball gemacht hätten, den Päpste und Territorialfürsten einander zugeworfen haben würden.

Da Heinrich die Zusagen nicht einhielt, die er dem Papste für die Lossprechung vom Banne gegeben hatte, da ferner Gregor

*) Daß der Papst den Kaiser durch die drei Tage vom Morgen bis Abend im Schnee hatte stehen lassen, ist unrichtig, aber das nur zeitweilige Stehen im Schnee ist erweisliche Tatsache; s. Meyer v. Knonau, K. Heinrichs, Bußübung in Canossa; Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft, Band 11 (1894), S. 359.

Digitized by Google

auf Erfüllung dieſer Zuſagen nicht verzichten wollte, kam es zur Fortſetzung des Inveſtiturſtreites, der ſich in Deutſchland zu einem grauenvollen Bürgerkrieg entwickelte. Wenn man die Bilanz aus dieſem langen, erſt im i. J. 1122 durchs Wormſer Konkordat notdürftig beglichenen Streite zieht, ſo erhellt klar, daß weder Papſttum noch Kaiſertum dabei etwas Erhebliches gewonnen haben. Der Krebsſchaden der Simonie war nicht beſeitigt, die allgemeine Einführung des Cölibats war nicht bewirkt: in den Konzilien, die während der Jahre 1123—1139 aufs Konkordat folgten, wurde immer wieder gegen das Vorkommen der Simonie und gegen verehelichte Kleriker gewettert. Die von Gregor VII. angeſtrebte Erhebung der Kirche aus weltlicher Verſunkenheit war unerreichbar geblieben, die Kirche vielmehr nach Ablauf des Inveſtiturſtreites nur um ſo tiefer in weltliche Intereſſen verſtrickt, in ihrem weltlichen Charakter befeſtigt worden. Dem Kaiſertum aber blieben weitere Kämpfe und eine verhältnismäßig kurze Glanzperiode unter den ſtaufiſchen Herrſchern beſchieden — eine Glanzperiode, nach der es unaufhaltſam ſeinem Verfalle zuneigte, gleichviel ob es mit dem Papſttum in Frieden lebte oder im Kriege lag.

Als gewinnender Teil beim Vergleich über den Inveſtiturſtreit erſcheinen die deutſchen Territorialfürſten und die italieniſchen Städte, welch letztere aus ihrer Parteinahme für einen der Kämpfenden oder auch ihrem Abfall zum andern ein lohnendes Geſchäft zu machen pflegten. Die Florentiner hielten während des ganzen Verlaufs dieſer Kämpfe treu und unentwegt auf päpſtlicher Seite, was ihnen den Vorteil brachte, daß ihre Herrin, die Großgräfin Mathilde, der Stadt in allem übrigen volle Freiheit ließ und die Ausnützung dieſer ſtädtiſchen Freiheit im Innern wie nach außenhin, gegen den in der Nachbarſchaft begüterten Adel, ohne Widerrede geſtattete. Nominell war Mathilde als tuskiſche Markgräfin die Herrſcherin von Toskana, tatſächlich aber waren dort auf dem beſten Wege zur Herrſchaft die Städte, wie Piſa, Lucca, Siena und Florenz, die alsbald den Beſitz voller Selbſtändigkeit erlangen ſollten. Republikaniſcher Geiſt regte ſich da in der Gegenwart und ihm gehörte die nächſte Zukunft.

Digitized by Google

Belsazar.*)

Trauerspiel in einem Aufzug.

Von F. Friedensburg.

Personen:

König Belsazar von Babylon.
Hasisadra, Oberpriester.
Daniel.
Ein Sänger.
Ein persischer Herold.
Volk, Krieger, Priester, Große von Babylon.
Persische Krieger.

Die Bühne stellt den großen Saal in der Königsburg zu Babylon vor. Rechts auf einer Erhöhung der König auf seinem Throne, an der Wand sein Schild und sein Schwert; vor ihm steht Hasisadra. Auf einem Tisch goldene Geräte, zur Seite der siebenarmige Leuchter von Jerusalem. Im Hintergrunde lehnt Daniel an einer Säule, vor sich hinstarrend. Im Saale viele festlich geschmückte Babylonier aller Stände, die beim Aufgehen des Vorhangs einem Sänger zujubeln.

Volk.

Heil unserm König! Heil dem großen Gott!
Und Heil dem Sänger, der sein Lob verkündet!
Kein weiserer Meister lebt in Babels Mauern!
Nie ward ein Gott so wundervoll geehrt!
Führt ihn zum Könige, daß er ihn belohne!
Die Götter lieben, die sie fromm verehren,
Und zeigen gerne ihren Dank durch Gaben.
Und unser Gott und König weiß, zu lohnen!
Das haben alle, alle wir erfahren.
(Sie führen den Sänger vor den Thron.)
Hier, König, hier! Hier ist der treue Knecht,
Der weise Meister und der fromme Sänger,
Nun tu' an ihm nach dein' und seiner Würde!

Belsazar.

Führt ihn hinaus und pfählt ihn!

---

*) Den Bühnen gegenüber als Manuskript gedruckt. Alle Rechte vorbehalten. F. Friedensburg.

Digitized by Google

Volk.

Wehe! Wie?
Iſt das dein Dank für ſo beredte Huldigung?
Du lohnteſt gerne deine Knechte ſonſt.
Des Feſtes ſchönſte Zier, das war ſein Lied
Zu deinem Preis. Was wird nun aus dem Feſt?
Was ſtörſt du ſelber, was du uns beſcheert?

Belſazar.

Ihr wißt und ſagt, ich bin ein Gott. Nun denn!
Habt ihr im Leben jemals ſchon erfahren,
Daß Gründe für ſein Handeln gab ein Gott,
Und war's ſeltſamer noch als dieſer Spruch?
Doch will ich euch zu Liebe mich verbeſſern
Und einen andern Lohn für jenen finden:
Führt ihn hinweg und ſchlagt den Kopf ihm ab!

Sänger.

Ein freies Wort, Herr König, haſt du gerne,
Ich fleh' dich an: gönn' es dem Sterbenden!
Wenn du dich ſelber, wie du ſagſt, verbeſſerſt,
So war dein Spruch nicht gut, und ſeine Mildrung
Erſetzt die Gründe nicht, die wir vermiſſen.

Belſazar.

Du redeſt wie ein rechtsgelehrter Anwalt,
Doch ſteh' ich dir in dieſer Kunſt nicht nach.
Drei Gründe ſag' ich dir für meinen Spruch:
Dein Lied haſt du mir einmal ſchon geſungen,
Es kränkt den Gott, daß du kein neues fand'ſt.
So ſorg' ich, tilgend dich, für deinen Nachruhm:
Wohl dem, der hingeht, eh' ſein Kranz verwelkt!
Und drittens: jeder Gaſt wird freud'ger jubeln,
Sieht er, wie plötzlich oft das Ende naht.
Biſt du befriedigt?

Sänger.

Leider, Herr, nur halb!
Zwar Gründe ſind's, doch ſind's gerechte Gründe?
Wir preiſen die Gerechtigkeit der Götter.

Belſazar.

Du ſprichſt ums arme Leben ſo geſchickt,
Daß ich den Tand dir beinah laſſen möchte.
Doch wär' es nicht gerecht. Das weißt du ſelbſt.

Digitized by Google

Wo wareſt du, mein Burſch, in dieſer Nacht?
Was wollteſt du im Perſerlager draußen?

Sänger
(ſtürzt zuſammen).

Belſazar.
Nun ſeht ihr: nicht gerecht nur iſt der Gott,
Nein, auch allwiſſend. Und jetzt weg mit ihm!

(Der Sänger wird abgeführt. Das Volk bewegt ſich flüſternd im Saal, die Fröhlichkeit iſt fortab ſtark gedämpft und verſtummt allmählich faſt ganz.)

Ihr aber, Freunde, ſeid mir ja recht fröhlich,
Sonſt tanzen zur Erhöhung eures Frohſinns
Noch ein paar Köpfe! —

(Zu Haſiſadra.)

Zürnſt du mir, mein Vater?
Das war ein Hochverräter, den ich längſt
Durchſchaute. Heute endlich war er reif.
Er iſt geſtraft, ſeinsgleichen iſt gewarnt,
Und Babel glaubt nun wieder mindeſtens
Vier Wochen an die Gottheit ſeines Königs.

Haſiſadra.
Mich ſtimmt es traurig, daß du immer wieder
Spott mit der Gottheit heiligem Namen treibſt.

Belſazar.
Ein billiger Spott! Glaub' ich an meine Gottheit?
Warum ſollt' ich nicht ſpotten über mich?
Und jene Götter, Nergal, Nebo, Marduk,
Der Cherubim ſtierleibige Ungeſtalt
Und was ſonſt unſere Tempel noch verunziert —
Soll ich ſie höher ſtellen, als mich ſelbſt?

Haſiſadra.
Doch hängt des Volkes Herz an dieſen Namen,
Und ihrer viele muß dein Spott verletzen.
Er macht dir Feinde.

Belſazar.
Sicher! Jener Sänger,
Des Haupt jetzt draußen übern Raſen ſpringt,
Er hielt ſich gerne zu den Prieſtern Marduks.
Mit denen räum' ich auch noch einmal auf.

Digitized by Google

Haſiſadra.

Du wirſt mit ihnen tun, wie ſie's verdienen.
Doch biſt du auch den Göttern längſt entwachſen,
Die Gottheit, König, ſollteſt du verehren.

Belſazar.

Du armer, alter Mann! Noch immer hängſt du
Am Traumgebilde unſerer Kinderzeit?
Durch deine Schule bin ich doch gegangen,
Du ſelbſt haſt mich der Zahlen Kunſt gelehrt,
Haſt mir gezeigt, wie alle Ding' auf Erden
Und hoch am Himmel nicht von einem Willen,
Vom eiſernen Geſetz der Zahl abhängen.
Ich hab dir's nachgerechnet und war ſtolz,
Als meinen Meiſter ich bald eingeholt.
So hab' ich eben Gott mir weggerechnet;
Denn mein Exempel ſtimmte immer nur,
Wenn dieſe Größe außer Anſatz blieb.

Haſiſadra.

Dann hab' ich ſchwere Schuld auf mich geladen,
Lehrt' ich dich nicht, daß jenſeits aller Zahl
Noch ein Geheimnis ſchlummert nie enthüllt.
Zuweilen lüftet leiſe ſich ſein Schleier . . . .
Jüngſt haben unſere Seher prophezeit,
Und unſere Weiſen haben es berechnet:
Einſt kommt ein Stern der müden Erde näher,
Sein mildes Licht begrüßen die Bedrängten;
Denn ein Erretter wird der Welt geboren
Zu Gottes Ehre und der Menſchen Freude,
Und Frieden, ſeligen Frieden wird er bringen.

Belſazar.

Du ſchwärmeſt, Alter, wie im Lenz der Knabe!
Was hoffſt denn du für dich von jenem Gott,
Den deine Augen doch nicht ſehen ſollen?

Haſiſadra.

Es trägt wohl jeder Menſch in ſich ein Bild
Der Welt, wie er ſie gerne haben möchte.
So lebt mir in der Bruſt die leiſe Sehnſucht
Nach einer Zeit, wo Frieden herrſcht auf Erden,
Wo man das Gute tut um Gottes Willen,
Wo alle Menſchen Gottes Kinder heißen,

Digitized by Google

Wo eine Ruhe jedem ist bereitet,
Der sich im Sturm der Welt zu ihm gehalten.
Und wenn ich diese Zeit auch nicht erlebe,
Mich tröstet, daß sie einmal kommen soll,
Und friedevoll schließ' ich die müden Augen.

Belsazar.

Ich kann mir Ruh' und Frieden noch nicht wünschen,
Solang mir Kopf und Arm, die besten Freunde,
Die ich im Leben mir gewonnen habe,
Noch ihren Dienst versehen, wie bisher. —
Oft überkommt's mich wie ein heißer Drang,
Die Kraft, die in mir lodert, zu bewähren.
Dann warf ich wohl mich in die tobende See,
Tollkühner Schwimmer mit dem Tod zu ringen,
Erklomm des Ararat vereiste Zinne,
Wo tausend Schrecken auf den Klettrer lauern,
Auf wildem Rosse jagt' ich in den Feind,
Im Schlachtensturm die glühende Brust zu kühlen.
In solchen Augenblicken wird mir wohl,
Und keinem Gotte neid' ich seinen Himmel.

Hasisadra.

Dein stolzes Schiff schwebt auf des Weltmeers Wogen,
Im kleinen Nachen steur' ich nach dem Hafen.

Belsazar.

Solch einen Tag durchleb' ich eben heut,
Und weil ich, was hier brennt, nicht stillen kann,
Dacht' ich's mit diesem Fest zu übertäuben.
Verlor'ne Mühe! Denn es ekelt mich
Der Kuß der Weiber und der Rausch des Weines,
Kein stolzes Lied bezwingt mein wildes Sehnen.

Hasisadra.

Warum stürmst Du nicht auf die Perser los,
Die draußen vor der Stadt noch immer lagern
Und, ob du sie auch oft zurückgeworfen
Und ihre Scharen fürchterlich gezehntet,
Zur Heimkehr sich noch nicht entschließen wollen.

Belsazar.

Die Perser! Vater, schweig mir von den Persern!
Die armen, bäurisch-täppischen Gesellen

Digitized by Google

Hab' ich vordem nur allzu oft geſchlagen.
Im Kampf mit ihnen tob' ich mich nicht aus.
's iſt Haſenjagd! Ja, wenn es Löwen wären!

Haſiſadra.

Ich warne dennoch. Auch der ſchwache Feind
Wirft hinterrücks wohl einen ſtarken Helden.

Belſazar.

Ja, ja! Schon gut! Gleich morgen zieh' ich aus
Und tilge ſie hinweg von dieſer Erde. —
Schon wieder ſind die Gäſte ſtill geworden!
Es iſt heut gar kein Zug in meinem Feſte.
Wie wär's, wenn ich mich ſelber drunter miſchte,
Mit ihnen jauchzt' und tollte, Beiſpiel gebend?

Haſiſadra (lächelnd).

Du weißt, das ſchickt ſich nicht für unſern König.

Belſazar (ebenfalls lächelnd).

Es ſchickt ſich nicht! Dem beugt ſich ſelbſt — der Gott! —
He, Freunde, lau iſt eure Fröhlichkeit!
Ich weiß auch, was euch fehlt: des Sängers Lied.
Nun denn! Der Fromme ſpricht: Gott nimmt, Gott gibt.
So tu' ich Gott, die Frömmigkeit bewährend;
Hab' ich den weiſen Meiſter euch genommen,
Geb' ich euch einen weiſeren jetzt zu hören.
Die Juden, heißt es, ſind die beſten Sänger.
Wir wollen prüfen, ob es Wahrheit iſt.
Wie gerufen ſteht da einer, Daniel,
Er ſinge uns ein Lied!

Volk (mit Gelächter).

Ja, Daniel ſinge!

Belſazar.

Geht, gebt ihm eine Harfe in die Hand!
Nun, Daniel, zier' dich nicht und fang' bald an.

Volk.

Fang' an!

Daniel.

O Herr, entſchuldige deinen Knecht.
Ich weiß kein Lied bei deinem Feſt zu ſingen.
Wir Juden ſingen nicht wie andere Völker,
Wir ſingen nicht vom goldenen Sonnenlicht,

Digitized by Google

Vom Silberquell im grünen Palmenhain,
Von Heldentat und Wein und Liebesglück —
Von alledem tönt unsere Harfe nicht.

Belsazar.

Nur um so besser! All' das hört' ich oft.
Was singt ihr also für besondere Lieder?

Daniel.

Wir singen, König, immer nur ein Lied:
Das Lied von unsrem Herrn, dem einigen Gott,
Von unseres Herrn Gebot und seinem Zorn.

Belsazar.

Ein sonderbares Lied. Doch sing' es nur!

Daniel.

Wie könnt' ich singen unseres Herren Lied
Im fremden Land? Seit Zion sank in Trümmer,
Verstummten wir, und an den Wassern Babels
Hängt meines Volkes Harfe an der Weide.

Belsazar.

Das heißt nichts anderes, als: du weigerst dich!

Daniel.

Du sagst es! Meine Zunge soll verdorren,
Vergess' ich singend mein Jerusalem!

Volk (wütend, auf Daniel eindringend).

Er weigert sich, sein Lied uns vorzusingen!
Auf! Reißt den Ungehorsamen in Stücke!

Belsazar.

Laßt ihn! Ich kenn's! Das ist der Juden Art.
Gehorsam scheinen sie, doch sind sie störrisch
Und machen, um der Strafe zu entgehn,
Aus ihrem Ungehorsam eine Posse.
Mein kleiner Hund treibt's ganz wie Daniel:
Wenn ich befehle, was ihm mißbehagt,
Dann legt er sich, streckt alle Vier von sich,
Wie auf die Strafe wartend, und — trotzt doch.
Dann muß ich lachen und erlaß' es ihm;
Das weiß der kleine Schuft und rechnet drauf.

(Gelächter des Volks.)

Daniel.

Des Hohns ist der Gefangene gewohnt.

Digitized by Google

Belſazar.

Schweig du! Dein Leben rettet dieſer Hohn.

Haſiſadra.

Dein Vater ehrt' und ſchätzte dieſen Mann.

Belſazar.

Darin hab' ich den Vater nie verſtanden!
Widrig, unheimlich ſind die Juden mir,
Kein Volk von Männern, was ich Männer nenne,
Doch zäh im Haſſen, gerade wie ihr Gott!
(Zum Volk, das von neuem auf Daniel eindringt.)
Ihr Freunde, gebt es auf! Er iſt ein Held,
Und trotzt dem Gott Belſazar ins Geſicht!
Geht lieber jetzt hinaus in meine Gärten;
Da haben meine Köche, Küfer, Schenken
An groß' und kleinen Tiſchen angerichtet,
Was nur des Menſchen Gaumen freuen mag.
Auch lauſchige Winkel findet ihr genug,
Wo ſich's behaglich unter Roſen ruht,
Und daß der Stunden Ablauf euch nicht ſtöre,
Soll eine Flut von Licht und buntem Feuer
Die unwillkommene Mahnerin Nacht verdrängen.
Nehmt euch zur Richtſchnur meines Ahnherrn Wahlſpruch:
„Menſch, iß und trink und pfleg' der ſüßen Liebe,
All' ander Ding iſt nicht mal ſo viel wert."
(Mit den Fingern ſchnippend.)

Volk.

Heil unſerem König! Dank dem gütigen Gott,
Der väterlich für ſeine Knechte ſorgt!
Kommt, laßt uns ſeiner Gaben fröhlich werden!
(Volk jauchzend ab.)

Belſazar.

Du ſiehſt, Freund Daniel, ſie ſind nicht ſchlimm
Und ziehen eine Scheibe Rinderbraten,
'Nen Becher Weins und ein gefällig Mädchen
Sogar dem Lied vom zornigen Jahwe vor.
(Zu Haſiſadra, der ſich entfernen will.)
Bleib, Vater, bleib! Schiedsrichter ſollſt du ſein.
Mich lüſtet, mit dem Juden hier zu ſtreiten,
Der ſich anſtellt, als könnte er nur denken.

Digitized by Google

Hasisadra.

Ich sorge, Herr, daß du dich nur erhitzest;
Denn kein unebenbürtiger Gegner steht dir.

Belsazar.

Das ist mir lieb! Nun, Daniel, sag' an,
Warum ist denn dein Jahwe immer zornig?
Der Gottheit schönste Eigenschaft ist Güte,
Damit gewinnt sie sich die Menschenherzen.

Daniel.

Des Herren Güte will ich ewig rühmen,
Es ist ein köstlich Ding, den Herrn zu preisen.
Taub sind die Götzen all' von Stein und Erz,
Des Herren Ohr nur hört der Seinen Flehn.
Er deckt den Himmel mit der grauen Wolke,
Und milder Regen strömt herab zur Erde,
Die starken Löwen, wie die jungen Raben,
Den Ysop, wie die Zeder, mild erquickend.
Der Herr hebt tröstend auf die Elenden
Und heilet der zerbrochenen Herzen Pein.

Belsazar.

Der schöne Lobgesang kam nicht von Herzen.
Ich habe doch von Jahwe auch gehört,
Gelesen in den Schriften deines Volks:
Ein ander Bild gewann ich da von ihm. —
Einst war ich drüben im Phönikerlande,
Da traf ich einen eigenen Gott, den Moloch,
Den ehrt sein Volk mit seiner Güter besten,
Wirft ihm die Kinder in des Rachens Glut,
Vergnügter frißt er dann das übrige.
Verwandt mit euch sind die Phöniker, nicht?
Verwandt sind auch, so dünkt mir, eure Götter:
Zwang euer Jahwe nicht des Vaters Hand
Das Opfermesser auf für Sohn und Tochter?

Daniel.

Das tat er, daß er den Gehorsam prüfe,
Und als er ihn erkannt, kam reicher Segen
Auf Vater Abraham und seinen Stamm.
Der Herr schloß einen Bund mit ihm und schwor,
Er werde seinen Samen segnend mehren,

Digitized by Google

Wie Sand am Meer und wie des Himmels Sterne.
Seitdem ſind wir ſein auserwähltes Volk. . .
(Belſazar lacht.)
Wir ſind ſein Volk und er iſt unſer Gott.

Belſazar.

Ein fein Geſchäft auf Gegenſeitigkeit!
Doch bei dem Handel wurdet ihr betrogen;
Er läßt ſich zwar von euch im Staube dienen,
Hält aber ſelbſt nicht, was er euch verſprach.
Sag' doch, wo blieb er, euer Bundsgenoſſe,
Als Judas Reich Nebukadnezar ſtürzte?
Damals hab' ich Jeruſalem geſtürmt.
Den Tempelhügel nahm ich. Eigenhändig
Hieb ich die Prieſter nieder, die den Eingang
Des Heiligtumes dichtgedrängt verſperrten.
Vorm letzten Raume drinnen aber lag
Der Hoheprieſter betend auf den Knieen,
Auch er verſagte uns des Krieges Gruß.
Ich ſtieß ihn weg und riß mit raſcher Hand
Den Vorhang fort vom Allerheiligſten.

Daniel (aufſchreiend).

Herr, unſer Gott! Wie lange willſt du zürnen?!
Warum nicht wahrſt du deine heiligen Rechte?
Ein Wink von dir: der Heiden Fürſten ſtraucheln,
Ihr Aug' erblindet und ihr Arm erlahmt!

Belſazar.

Ich ſchwör' dir's zu, nicht bebte meine Hand,
Und meines Herzens Schlag, er ging nicht raſcher,
Als Blutgeruch und Siegesrauſch ihn trieben.
Geſpannt nur war ich, was ich finden würde,
Ob Jahwe, krieg'riſcher als ſeine Diener,
Nicht wenigſtens einen Blitz für mich bereitet.
Ich ſprang hinein, ich ſah mich um im Raum,
Fand eine Lade, einige Koſtbarkeiten —
Den Leuchter dort, die Becher auf dem Tiſch —
Allein von Jahwe fand ich keine Spur . . .
Und ſchwer enttäuſcht ſchlich ich mich ſtill von dannen!

Daniel.

Der Herr wohnt nicht in Tempeln, die der Menſchen
Kunſtfertige Hand aus Holz und Steinen baute;

Digitized by Google

Und überließ er Euch die heiligen Stätten,
So war's zur Strafe unseres Ungehorsams;
Denn unsere höchste Freude war der Tempel! — — —
Doch, ob geschändet und in Not gestoßen,
Der Heiden Spott, das Lachen unserer Feinde —
Nach dir nur, Herr, verlanget unsere Seele,
Anbetung, Opfer, Dank nur ist das Leben!

Hasisadra.

Ihr dürft euch rühmen, daß ihr Treue hieltet,
Und wohl verdientet ihr ein ander' Los.

Belsazar.

So mein' auch ich. Doch sag': wo ist die Hand,
Die euch die Tränen von den Wangen trocknet
Und eurer Knechtschaft Ketten bricht entzwei?
Da ist doch Jahwe offenbar nichts Besseres
Als all die steinernen und eh'rnen Götzen,
Die Daniel so dünkelhaft verachtet.

Daniel.

Ich diente deinem königlichen Vater:
Nebukadnezer lernte Gottes Macht
In langen Jahren tiefster Not erkennen.

Hasisadra (zu Daniel).

Du tust nicht wohl, an dieses Grau'n zu rühren!

Belsazar.

Was er auch Furchtbares getragen hat,
Ich habe mehr gelitten.

Hasisadra.

Herr, laß ruhn
Die grausen Bilder der Vergangenheit!

Belsazar.

Ich war noch fromm und gläubig, als mein Vater
In rätselhaften Wahn versank. Die Herrschaft,
Die mir gebührte, wollten nun die Großen
Erst mit mir teilen, dann für sich besitzen.
Jedwedem Machtgelüst stand ich im Weg,
Und niemand sah mich an, des Auge nicht
Den gierigen Wunsch der Seele mühsam hehlte. —
(Hasisadra die Hand drückend.)
Du, Vater, wareſt damals nicht um mich! —

Digitized by Google

Mein Weib verbarg in ihrem Mund ein Gift,
Es mir im Kusse meuchelnd beizubringen,
Mein Freund, mit dem ich Zelt und Lager teilte,
Setzt' eines Nachts den Dolch an meine Kehle.
Bald ward ich friedlos, wie ein Wild, gejagt,
Bald übt' ich Rachepflicht, im Blute watend.
Als ich die Menschen da verachten lernte,
Wie suchte ich zum Trost nach einem Gott:
Auch meine Seele war ein Opferbrand —
Kein Hauch von oben nährte seine Glut,
Ein Saitenspiel, der Meisterhand gewärtig —
Kein Gottesfinger weckte seinen Klang!

Daniel.

Gott hat dich doch in aller Not behütet
Und dich auf deiner Väter Thron gesetzt.

Belsazar.

Das tat ich durch mich selbst aus eigener Kraft
Drum glaub' ich auch nicht mehr an einen Gott,
Nur an mich selbst und an die eigene Kraft.

Daniel.

Das ist des Königtums furchtbarer Fluch:
Gekrümmte Rücken nur, gebeugte Kniee
Siehst du um dich und wähnst in eitlem Stolz,
Daß du der Schöpfung Herr und Meister seiest.

Belsazar.

Gleichgültig werf' ich dieses goldene Band,
Den Königsmantel und mein Zepter weg
Und bleibe, der ich bin, auch in der Wüste,
Auf öder Insel, selbst mir selbst genug!
Dein Jahwe, der verträgt das nicht! Er braucht
Die Menschen, daß sie ihm, anbetend, dienen.
Drum schuf er erst die Erde — sie war gut!
Und dann die Menschen — damit griff er fehl:
Die wollten werden, wie er selber ist.
Und als er einsah, was er angerichtet,
Da sprach er, wie dein heiliges Buch bezeugt:
„Mich reut's, daß ich den Menschen hab' erschaffen!"
Nun muß er sehen, wie er fertig wird!

Digitized by Google

Daniel.

O fürchte, König, den lebendigen Gott!
Er wägt die Taten aller Könige,
Von ihren Sitzen stößt er die Gewalt'gen,
Noch keiner hielt der Hand des Ew'gen Stand!

Belsazar.

Gewiß! Gewiß! Unsterblich bin ich nicht,
Ich kann zum Tiere werden, wie mein Vater,
Und meine Kraft kann eines Tags zerbrechen.
Nennst du die Macht, die das vollbrächte: Gott,
So will ich um das Wort mit dir nicht streiten;
Nur daß dann dieser Gott dem Wilden gleicht,
Der eine Harfe, die er nicht bemeistert,
Erzürnt mit plumper Faust in Stücke schlägt.

Volk

(strömt herein, einen persischen Herold geleitend).

Herr König! Hier! Ein persischer Gesandter,
Er bringt dir eine Botschaft seines Feldherrn.

Belsazar (auffahrend).

Peitscht ihn hinaus! Ich will ihn heut' nicht hören,
Mein lustiges Fest ist ohnehin gestört!
Doch gebt ihm diesen Trost mit auf den Weg:
Schon morgen sprech' ich selbst mit seinem Feldherrn.

(Der Herold wird unter kriegerischen Jubelrufen des Volkes hinausgestoßen.)

Belsazar (zu Daniel).

Hörst du? Sie sind nicht klüger als die Deinen
Und jauchzen ihrem Gott sogar noch zu,
Der sie zur Schlachtbank führt! — Ihr Freunde, hört!
Zum nächsten Sieg den Sinn uns zu entflammen,
Gedenken wir der früheren Taten. Hier
Den goldenen Becher aus Jerusalem,
Vom Allerheiligsten in Jahwes Tempel,
Ich füll' ihn mit des besten Weines Flut
Und leere ihn auf Ruhm und Waffenglück.
Wie wir die Juden schlugen, so die Perser
Am morg'gen Tage, und ihr Gott soll sie
Nicht retten, wie die Juden nicht Gott Jahwe,
Mag er der Gott des Schachervolkes oder,
Wie Daniel will, der Einalleinige sein!

(Wie er den Becher erhebt, wird es plötzlich ganz finster. Mit ver-

Digitized by Google

nehmlichem Sauſen erſcheint eine leuchtende Hand und ſchreibt drei glühende Zeichen an die Wand gegenüber dem Throne, dann verſchwindet ſie mit leiſem Donner. Es bleibt halbdunkel.)

Volk (entſetzt).

Herr! Halt! Trink nicht! Sieh da! ſieh da die Hand!

Belſazar
(einen Augenblick ſtarr, dann ſich faſſend).

Erſt trinke ich! — Nun denn, was gibt es? Poſſen!
Das Glühen ſchreckt euch? Wohl ein kleiner Scherz,
Wenn nicht ein Mißgriff meiner Feuerwerker.
Geh' irgendwer und löſch' das bißchen Spuk! —
Soll ich dazu die Weiber rufen? Oder
Noch etwa Lohn ausbieten für den Tapfren,
Ein Feierkleid, ein goldenes Gürtelband?

Drei Krieger.

Ich wag' es, Herr! — Ich tu's! — Auch ohne Lohn!
(Machen ſich daran, zu der Schrift emporzuſteigen.)

Haſiſadra.

Mein König! Welch ein unerhörtes Zeichen!
Mir ſträubt das Grau'n das weiße Haar empor!
Ich fleh' zu deinen Füßen, nur aus Liebe
Zu dir und nur zu deinem eigenen Heile:
O ſtille endlich deinen Überſchwang!
Geſchmäht haſt du nicht nur den Gott der Juden,
Du läſterteſt, wenn's irgend Götter gibt.

Belſazar (leiſe zu Haſiſadra).

Und ſahſt du nicht, daß auch mein Blut geſtockt,
Als ſich das Unerhörte, Ungeheure
Aus dunklem Jenſeits in das Diesſeits drängte?
Das wär' kein Menſch mehr, der da nicht erbleichte. —
Jedoch mein Wille ward des Blutes Herr!

Krieger.

Gelähmt mein Arm! — Mein Auge blind!
(taumeln zurück, einer ſtürzt tot zu Boden.)

Volk.

Weh! weh!
Der Mann iſt hin! Ihn ſchlug ein Gott! Weh uns!

Digitized by Google

Belſazar
(ſteigt vom Throne und beſieht die drei Krieger).
Ganz, wie ſie ſagen! Dem der Arm gelähmt,
Der andere blind, der dritte hat ſein Teil . . . .
Mich freut's, daß ich's erleb'! Erzählt' es wer,
Dem treueſten Manne würd' ich es nicht glauben.
(Die Schrift betrachtend.)
Schriftzüge ſind's!

Prieſter.
Der Finger eines Gottes
Schrieb leuchtend ſie in das Geſtein der Wand!

Belſazar.
Ich ſind' es wenig höflich von dem Gott,
Er ſei nun, wer er ſei, daß er mir ſchreibt
In einer Schrift, die ich nicht leſen kann.
Chaldäiſch iſt doch eine hübſche Sprache!

Haſiſadra.
Belſazar! Du mein Stolz und meine Liebe!
Mein alles, was mir wert noch in der Welt!
Noch einmal bitt' ich flehend: zügle dich!

Belſazar.
Heran, ihr Magier! Zeigt, was ihr gelernt,
Ob meine Schulen etwas taugen! Leſt!

Magier.
Weh uns! O Herr, verſchon' uns! Unſer Auge
Erträgt das zuckende Geflimmer nicht.
Die Zeichen graben brennend ſich ins Hirn,
Ohnmacht und Raſerei erzeugend, ein!

Belſazar.
Mein Auge ſieht ſie auch und blinzelt nicht!
Auch fühl' ich nichts von Raſerei und Ohnmacht.

Magier.
Dafür biſt du ja ſelber auch ein Gott.

Daniel (für ſich).
Und raſeſt jetzt, ohnmächtigen Trotzes Beute!

Belſazar.
Noch einmal ſag' ich: leſt!

Magier.
Es iſt unmöglich

Digitized by Google

Belſazar.

Schön! Morgen geht ihr in die Kalkſteinbrüche.
Beim Plattenſägen werdet ihr bedauern,
Daß ihr nicht beſſer leſen habt gelernt.

Haſiſadra.

Mein königlicher Herr! Vergib! Ich trage
An ſiebzig Jahre dieſe Binde. Dennoch
Verſagt hier auch mein Wiſſen. Nur ich ahne —
Mir ſagt's des Herzens tieferſchauernd' Pochen,
Mir ſagt's des Geiſts geheimnisvolles Wähnen —
Daß eine Botſchaft es von jenem höchſten,
Dem einen Gotte iſt, von dem ich ſchwärme,
Wie du es nannteſt, und dem Daniel glaubt.

Belſazar.

Dann wird uns Daniel die Botſchaft leſen!

Haſiſadra (zu Daniel).

Wenn du's vermagſt, ſo lies! Doch reiz' ihn nicht!
Aufs höchſte iſt die Menſchlichkeit geſpannt
In ihm: ein Druck noch und ſie geht zu Stücken!

Daniel.

Herr! Mir geziemt es nicht, des Allerhöchſten
Dolmetſch zu ſein, des Wille deutlich gnug
In nicht gedeuteter Schrift noch ſpricht.

Belſazar.

Aha!
Der liebe Jude ſcheut ſich jetzt, der Bote
Des Zornes ſeines grimm'gen Gotts zu ſein!
Sei unbeſorgt! Ich krümme dir kein Haar
Auf deinem klugen Schädel, mag dein Jahwe
Geſchrieben haben, was er will. Zu ſehr
Verlangt mich, es nun endlich zu vernehmen.

Daniel.

Laß ab, zu drängen, König! Furchtbar iſt's,
Den Zorn des Höchſten auch nur zu verkünden.

Belſazar.

Ich biete dir ſogar noch hohen Lohn!
Nach Macht und Ehren giert ihr ſtets, ihr Juden.
So hör': enträtſelſt du die Zeichen hier,
Ernenn' ich auf der Stelle dich zum Rat
Der Heimlichkeit der Könige und Götter.

Digitized by Google

Daniel (feierlich).

Ich sorge nicht um meine Sicherheit:
Du tust mit mir nur, wie's mein Gott erlaubt.
Mich lockt nicht, was du auch versprechen magst:
Gib deine Gaben denen, die sie schätzen.
Und daß dein Hohn stumpf an mir niedergleitet,
Hast heute du des Öftern schon erfahren.
Wenn ich dir lese, so geschieht es nicht,
Mein Wissen hier vor euch ins Licht zu stellen.
Der Herr befiehlt mir, daß ich reden soll,
Und ruft mich auf zum Zeugnis über dich!
Ich muß gehorchen, willig oder nicht,
Mag's euch zu Freude oder Leide werden,
Und wenn die ganze Welt sich widersetzte —
In meinem Munde ist das Wort des Herrn!
(Tiefes Schweigen. Das Volk drängt sich ängstlich zusammen.)
Du sahst an deinem königlichen Vater,
Daß Gott der Höchste hat Gewalt und Macht,
Zu tun, wie ihm beliebt, mit Erdengröße.
Doch du, Belsazar, hast dein Herz verhärtet,
Hast nicht in Demut dich vor ihm gebeugt,
Hast dich im Dünkel wider ihn erhoben
Und hast, da du ihn selber nicht erreichst,
Was ihm auf Erden heilig war, geschändet.
Drum ging der Herr mit dir jetzt ins Gericht,
Und seine Hand ist's, die die Zeichen schrieb.

Belsazar.

Fang' endlich an! Was schreibt mein Mitgott Jahwe?

Daniel.

Merk auf! Dies ist der Sinn des ersten Zeichens:
Dich wog der Herr in seiner goldenen Wage.

Belsazar.

Viel Ehre, daß er eine gold'ne nahm!

Daniel

(sich in fortschreitender Erregung zum Fanatismus erhitzend).

Im zweiten Zeichen kündet dir der Herr:
Zu leicht befunden schnellst du aus der Schale!
Verstoßen hab' ich dich von meinem Antlitz.
Fortzieh' ich meine Hand, die dich gehalten,

Digitized by Google

Zu nichte wird dein Trotz, des Läſterers lach' ich,
Es ſtürzt der Stolze, niemand hebt ihn auf,
Sein Reich vergeht und ſeine Zeit iſt um!
Von Mitternacht führ' ich ein Volk herauf,
Von ihm verkünd' ich mit dem dritten Zeichen:
Des Spruchs Vollſtreckung gebe ich dem Perſer!
(Allgemeines Angſtgeſchrei.)

Belſazar.

Damit tut er mir wieder wenig Ehre!
Mein Wille ſucht ſich ſtolzeren Vollſtrecker.

Daniel.

So ſpricht der Herr: Ich rege auf den Sturm,
Der Babel fegen ſoll wie eine Tenne!
Ich ſuche heim die Stadt und ihren König,
Der mich geläſtert und mein Volk verachtet.
Die ſtolze Stadt, ſie ſoll zur Wüſte werden,
Wie Sodom und Gomorrha ausgebrannt.
Es trocknen ihre Wäſſer und verſiegen,
Es ſtürzen ihre Tempel und Paläſte.
Nur Berge Schuttes werden übrig bleiben,
Vom Fuß der Menſchen ſchaudervoll gemieden,
Des flüchtigen Getieres rauhe Stätte:
Ein ewig Denkmal, wie der Herr ſich rächt.

Prieſter
(vor dem Könige niederſtürzend).

Herr! Herr! Erbarm' dich wenigſtens der Deinen
Und laß uns Opfer ſchlachten den Altären!
Hör' nur, wie der entſetzliche Hebräer
Die Rache ſeines Gotts herunterbetet!

Daniel.

Aus allen Landen tönt der Ruf des Krieges
Wie Meeresbrauſen und Geheul des Sturms:
Zerbrecht den Hammer, der die Welt geſchlagen!
Kommt alle her mit Bogen, Schild und Speer!
Erwürgt die Herden! Brennt die Speicher nieder!
Schießt! Schießt! Und ſparet eure Pfeile nicht!
Das Schwert ſoll kommen über Mann und Weib,
Es ſoll die Fürſten und die Weiſen freſſen!
Dank ſei noch dem, der Babels junge Kinder
Mit ihren Häuptern auf die Steine ſchmettert!

Digitized by Google

Belſazar (zu den Prieſtern).

Erſt konntet ihr nicht leſen, jetzt nicht rechnen!
Das kann der Jahwe beſſer. Meint ihr denn,
Begnügen werd' er ſich mit hundert Stieren,
Wenn er ſie alle, dieſe ganze Herde
Zuſamt dem Hirten luſtig kann verzehren?

Haſiſadra.

Nun ſiehſt du endlich ſelber, wem du trotzteſt,
Und wie du hilflos, ein verſchlagener Schwimmer
Im wilden Meer der fürchterlichſten Schrecken,
Die je auf einen Menſchen eingeſtürmt,
Verſinken mußt, von deiner Kraft verlaſſen!
Doch, mein' ich, gibt es noch ein letztes Opfer,
Womit vielleicht den grimmen Fluch du löſeſt,
Der wie ein Untier aus der Wogen Abgrund
Dich in des Todes nächtige Tiefen zieht.
Die Gottheit liebt, wer ihr in Demut nahet,
Sie wird auch ſpäte Reue nicht verſchmähen:
Geh' hin und wirf dich auf die Kniee nieder,
Ein einzig' Wort Gebet, das ſei dein Opfer!

Belſazar.

Dann opfere ich mich ſelbſt. Das würd' ihm paſſen!
Wie Vetter Moloch nimmt er gern das Beſte.
Ob er dann aber ſeinen Sinn auch ändert
Und mir mein Königreich aufs neu' beſtätigt,
So lang' ich ducke, ein, zwei, hundert Jahre?
Ich mut' ihm das auch ſelber gar nicht zu:
Er tue, was er will und kann! Wie ich!

Flüchtlinge
(in den Saal ſtürzend).

Die Perſer dringen in die Stadt! Flieht! Flieht!
Des Euphrats Strom iſt plötzlich ganz verſiegt,
Frei ward der Weg. Geheimer Freunde Hand
Schob fort die Riegel von den ſtarken Toren.
Schon ſind ſie nah, ſchon brennt die Königsburg!
Die Götter rächen ſelbſt den frommen Sänger.
Sie ſtrafen nie erhörten Übermut!

(Getümmel. Einzelne bedrohen Belſazar.)

Digitized by Google

Belſazar.

Man muß dir's laſſen, Jahwe, du biſt raſch! —
Heraus denn mit dem Eiſen! Fechtet, Memmen!
Wir fegen ſie wie Unrat aus dem Tor!
(Donner. Die Schrift flammt ſtärker auf, Funken ſprühend.)

Volk (heulend).

Seht! Seht! Die Schrift! Sie ſchleudert Blitz auf Blitz!
Wir alle ſind verloren! Nur beim Perſer
Iſt jetzt noch Schutz vor ſchrecklicher Götter Hand!
(Allgemeine Flucht.)

Daniel (in höchſter Erregung).

Der Herr Herr Zebaoth, er hat geſchworen,
Bei ſeiner Seele ſchwor er und er hält's!
Wie plötzlich iſt gefallen Babylon!
Zum Widerſtande ward ihr keine Friſt,
Zerſprungen ſind die Bogen ihrer Schützen,
Die Schwerter der Geharniſchten zerbrochen,
Sie kommen um und Israel iſt gerächt!

Belſazar
(mit Hohnlachen die Flucht betrachtend).

Genug, zuviel der Künſte! Soviel braucht's nicht.
Verſchwendung, Jahwe! Schon bin ich allein,
Und mich, das weißt du, ſchreckt dein Donner nicht,
Und ſchreibſt du mir auch alle Wände voll!
(Wirft das Feſtkleid ab und ſteht im Streitgewand da, ergreift Schild und Schwert.)
Vater, leb wohl! Grüß' mir den Gott des Friedens!

Haſiſadra (auf den Knieen).

Gott, ewiger Gott! Du, den mein Herz nur ahnt
Und dem es doch ſo heiß entgegenwallt,
Du biſt gewiß nicht nur der grimm'ge Rächer.
Vergib, vergib drum dem Unſeligen,
Des Läſterung nur ein ungeſtilltes Sehnen
Nach dir, von dem er ſich verſchmäht geglaubt.

Belſazar (zu Daniel).

Dich ſollt' ich töten. Doch es wär' zuviel
Der Ehre. Edles Blut nur trinkt dies Erz.

Digitized by Google

Leb' du nur weiter, deines Jahwe Spielzeug!
Und schreibst du einst, was du heut sahest, auf,
Dann, bitte, lüg' nicht. Gib ein Zeugnis, Mann,
Daß einmal einer war, der sich nicht beugte,
Als Jahwe selber sich darum bemühte,
Und der mit freud'gem Stolz, auf sich gestellt,
So wie er lebte, auch zu sterben ging.
Und lügst du doch — wie ich's von dir erwarte —
Dann ändert's nichts an dem, was hier geschah:
Den Moloch-Jahwe überwand ein Held!

(Stürmt mit geschwungenem Schwert den Persern entgegen. Nochmals Donner und Leuchten der Schrift.)

Hasisadra.

O Stern des Hoffens! Wann strahlst du der Welt?!

Lebendes Mittelalter in Italien.

Von Dr. Eduard von Mayer.

Der Ozean ist wirklich überbrückt worden und anders, als Kant es meinte, beginnt der Raum seine Wirklichkeit einzubüßen; und zweifellos verdient ist der Ruhm, der den jungen Namen Marconis emporgetragen hat. Besonders sein Vaterland, dem er so feinfühlig den ersten Siegesgruß aus der neuen Welt sandte, feiert ihn in allen Zungen; und nicht gering ist der Stolz der Italiener, unter den modernen Kulturnationen so hoch obenan zu stehen. Italien fühlt sich sehr wohl als Vaterland der Elektrizität, und die Denkmäler Galvanis in Bologna und Voltas in Como bekräftigen die Tatsache, daß Italien auf dem Gebiete der angewandten und reinen Naturforschung sich nicht mit dem Namen eines Galilei begnügte, sondern wirklich an dem Ringen der Menschen mit der Natur teilnahm, das seit dem Ausgange des Mittelalters immer zielbewußter einsetzte, um schließ-

Digitized by Google

lich im neunzehnten Jahrhundert seinen Gipfelpunkt zu erreichen. Italien hat also redlich im Kampfe der modernen Welt mitgeholfen.

Aber schließlich ist die Moderne dann doch mehr, als nur Technik; gewiß, die allerälteste Kultur war eine technische, die ersten Schritte des Menschen auf der Erde bezeichnen die rohen Anfänge des Handwerks. Aber kaum waren die ersten Erfolge errungen, kaum hatte der Mensch es begriffen, daß die Natur sich meistern lasse, da blieb er nicht bei dem Handwerk stehen, sondern begann sein Geisteswerk an Religion, Kunst, Recht und Sitte: erst diese sind vollgültige Zeugnisse des Menschentums. Dennoch blieb die Technik gewissermaßen der Unterbau der menschlichen Gesittung, und technische Fortschritte haben allemal einen neuen Kreislauf im erstarrten Leben geweckt; so als die Steinwerkzeuge den Bronze- und später Eisengeräten wichen. Diese Rolle könnte also auch vielleicht der heutigen Technik beschieden sein. Lassalle hat einmal tief bemerkt: Die Verwandlung der mechanischen Arbeit in Wärme, bei der Feuererzeugung durch Reibung, habe den Anfang einer weltgeschichtlichen Epoche bedeutet; und den Ausbruch eines neuen Weltentages verkünde auch der umgekehrte Vorgang, die Verwandlung der Wärme in mechanische Arbeit, in unseren Maschinen.

Jedoch es kommt nicht bloß auf das Werkzeug an, es gehört auch die Hand dazu, die es lenkt, und das Gehirn, das der Hand Aufgaben stellt und Ziele weist. Mag ein noch so dichtes Eisenbahnnetz das Innere Afrikas durchziehen, dadurch allein wird unter den Negern doch noch keine hohe Kultur erblühen. Auch der moderne Aufschwung der Technik wird nur dann wirklich ein Kulturereignis sein, wenn er den Menschenschlag findet, der sich seiner als Sprungbrett wird zu bedienen wissen. Und das ist im Grunde die Kernfrage unserer heutigen Zeit und der ganzen Zukunft.

Die Technik allein ist also nur ein Kulturmittel, und allein auf die Erfolge in der Technik sein Anrecht an die Moderne stützen geht nicht. Denn wenn „modern" im landläufigen Sinne nichts als zeitgemäß heißt, so kann es doch einen lebendigen Inhalt besitzen, und dann heißen modern alle die Keime, durch welche die Gegenwart in die Zukunft hineinwächst; modern ist: Zukunftsgehalt der Gegenwart. Darum hat es sich noch erst zu erweisen, ob unsere Technik wahrhaft modern ist. Und Italien wenigstens ist es trotz ihr nicht: denn es blickt krampfhaft rückwärts; oder richtiger

Digitized by Google

ist es, wie jene Mönche vom Berge Athos, ein Nabelbeschauer, ganz in die Betrachtung des eigenen Ichs versenkt. Trotz der zahllosen Automobile, die durch die italienischen Straßen sausen, steckt Italien darum doch noch tief im Mittelalter: denn das Mittelalter ist die Italien kongeniale Zeit.

Die Zeiten ändern sich nur, wenn sich die Menschen ändern; und statt, sehr äußerlich, unsere westeuropäische Geschichte in Antike, Mittelalter und Neuzeit zu teilen, hätte mehr innere Berechtigung und brächte klarere politische Einsicht die Stufenfolge: Hellenismus, Romanismus, Germanismus. Der Hellenismus, die Antike, um ein ehrwürdig falsches Wort ein letztes Mal zu brauchen, wird um 200 von dem Romanismus abgelöst, als Rom Herr in Italien, auf den weiten Umkreis des Mittelmeeres hinübergreift. Der Romanismus herrscht eigentlich von der Niederwerfung Karthagos an unumschränkt sechs Jahrhunderte, bis dann in der Völkerwanderung langsam die neue Welle anschwillt, das Germanentum. Das ganze Mittelalter ist noch durchaus Herrschaft des Römertums; und wer wollte sagen, das Mittelalter wäre heute wirklich abgetan? In die katholische Kirche ist doch die ganze Wucht des alten Imperiums mit seinem Schatz von tausendjährigen Werten übergegangen; und sie steht felsenfest!

Die geistige Herrschaft alles Römertums: das war und ist Mittelalter; und es heißt wenig Blick für die bewegenden Kräfte der Kultur haben, wenn man das Mittelalter im Ständewesen, in den Vorrechten herrschender Klassen sieht. Stände bilden sich überall, wo die Lebensweise innerhalb eines Volkes sich sondert, irgend eine Klasse hat immer das Heft ihrer Zeit in der Hand: damit büßte denn das Mittelalter sein Merkmal völlig ein. Aber nein, der geistige Inhalt, die Weltkraft des Mittelalters war das Römertum.

Immer ist zu dem engpolitischen Sinne im Worte „Mittelalter“ noch ein ethischer gefügt worden, und Unfreiheit hat er gelautet, die gleicherweise dem Feudalsystem, wie der Kirche zu entquellen schien. Nur daß die Unfreiheit des Feudalismus eine bloß wirtschaftsrechtliche war, aus Naturtatsachen erwachsen, sich unter jedem System neu, wenn auch in anderen Formen, wiederholend; damals begründete sie das Kriegsrecht, heute das Börsenrecht. Die Unfreiheit, die aus der Herrschaft der Kirche stammte, berührte sich mit jener politisch-wirtschaftlichen, aber nur sehr äußerlich, nur im Negativen; wesentlich jedoch ist sie der

Digitized by Google

Geist des Römertums, der den Menschen zum Rechtsbegriff erniedrigt.

Die neue Zeit begann in Italien mit der Renaissance, als germanisches Blut, umbildend, in die Italiker floß, diese Erbsklaven Roms; sie begann — wohlgemerkt, aber durchgesetzt hat sie sich nicht und wird sich nie durchsetzen, denn allzu unmittelbar wölbt sich der Himmel Roms über Italien.

Gewiß, es gibt keinen Fortschritt an sich, und ein Punkt des Weltenraumes, den unsere Erde eben durchfliegt, ist dem andern völlig gleichwertig; aber innerhalb des menschlichen Geschehens gibt es denn doch, für das menschliche Empfinden, ein Mehr oder Minder an Menschenwert, und es ist nicht unbescheiden, wenn wir daran unseren Weltenlauf messen. Wenn wir dann in der neuen Zeit einen Fortschritt gegenüber dem Mittelalter zu sehen glauben, so scheint es mir, hat das nur insoweit einen Sinn, als wir das innere Recht des Menschen im Aufsteigen begriffen sehen.

Dieses innere Recht des Menschen, die Selbstverantwortung, ist aber das germanische Herrenempfinden; und sie vermisse ich völlig im Römertum. Das Hellenentum hatte sie besessen, war aber unterlegen, und die Welle der Kultur sank, als Rom das Strombett wurde, das ihr den Weg wies. Mit den Germanen setzte es wieder ein, nur daß Roms Kampf dawider um so erbitterter wurde; daher auch der Haß auf Luther. Selbstverantwortung: das ist für mich die Zellhaut, die jedem kleinsten Einzelgebilde des großen sozialen Körpers die Selbständigkeit und das Leben wahrt, eben auch erst damit einen Wert für das Ganze sichert; innerlich unfreie Menschen mögen gute Steuerzahler sein, sie tragen aber nichts zu dem Leben der Gesamtheit bei; Mensch wird das Individuum der Spezies Homo sapiens der Gattung der Primaten erst, wenn er, fest im Gemeinleben wurzelnd, doch im blutvollen Innenleben den Quell des Ganzen erkennt. Das Römertum kennt aber keinen Menschen, sondern nur Institutionen.

Und darin beweist sich das Italien des zwanzigsten Jahrhunderts als Kind des alten Roms, als Mittelalter, als rückständig, allen Erfolgen der allermodernsten Technik zum Trotz.

Gewiß, das Leben ist in den Mittelmeerländern immer einigermaßen heidnisch-ungebunden geblieben, und das ist es ja auch, was einen glänzenden Schein von Menschenfreiheit über sie breitet und immer neu an ihnen fesselt; aber wehe! wenn diese Freiheit in die Tiefe gehen will und verbriefte Rechte fordert.

Digitized by Google

Da zeigt sich's dann, wie unduldsam das wirkliche Empfinden des Romanen ist. Der Deutsche scheint da oft äußerlich beschränkter, er will ein sittliches Anrecht sehen, ehe er Freiheit gewährt; hat er sie aber einmal zugestanden, dann läßt er auch neues Leben daraus quellen und sie wird befruchtend der Allgemeinheit eingegliedert.

Das Mittelalter liegt dem Italiener eben im Blute, und besonders zeigt sich das in der Danteverehrung, die eher eine Dantomanie zu nennen wäre. Daß Dante eine überragende Gestalt ist, wird niemand leugnen wollen; aber was die Italiener aus ihm machen, ist er denn doch nicht. Der „sommo padre", wie sie ihn mit Augenaufschlag nennen, der „Hohe Vater" ist für sie nicht ein großer Dichter neben vielen anderen anderer Völker, sondern er ist der Dichter, schlechthin, dessen Schuhriemen zu lösen auch für einen Goethe schon eine hohe Ehre bedeute; über Dante hinaus gibt's nichts, und wer das nicht anerkennt, ist ein stumpfsinniger Barbar.

Nun, solch ein stumpfsinniger Barbar bin ich und bekenne, daß mir Petrarca ungleich mehr unmittelbares Leben zu besitzen scheint, denn Dante, zumal der Dante der „Divina Commedia", deren Gesänge alljährlich in zahllosen öffentlichen Versammlungen feierlich vorgelesen und — kommentiert werden. Die Kommentare sind nämlich die Hauptsache: denn welcher Profane wäre erleuchtet genug, um ohne langwieriges Beten und Fasten — um Vergebung: Studium — in den Sinn des „importantissimo canto" soundsoviel einzudringen! Nun ja, die zahlreichen Anspielungen auf zeitgenössische Dinge erfordern allerdings erläuternde Anmerkungen, und jeder neue Leser wird bei den Bildern und Ideen des Gedichtes das Seine hinzudenken, was vielleicht auch ganz mitteilenswert ist; aber Unfaßbares sagt Dante nicht.

Dante leiht, wie, ich glaube, Carlyle gesagt hat, sieben schweigenden Jahrhunderten seine Stimme; die mittelalterliche Weltanschauung kommt in seinem Gedichte zu Worte, die ganze mittelalterliche, romanische Welt und nur die mittelalterliche, unfreie Welt werden in ihm verkörpert. Dante mag selbst germanisches Blut in sich haben, sein politisches Ideal war auch mit den deutschen Königen verknüpft und für Heinrich VII. schlug sein Ghibellinenherz; aber der romanisierte Etrusker lebte doch auch in ihm, und alle Schrecken der etruskisch-römischen Amphitheater erwachen in seiner Dichtung; es ist eine schaudererregende Reihe von Albdrücken, die am Beschauer vorüberzieht. Eine

Digitized by Google

gigantiſche Grauſamkeit ſtützt hier das Gebäude, das römiſche Starrheit aus dem Gedanken der Alleingottheit errichtete; die eherne Theokratie des Judentums verſchmilzt mit der Allgewalt Roms zu einem furchtbaren Blutgerüſte der Menſchlichkeit; und droben waltet ſeines Amtes — Dante.

Es iſt die wahre Größe, die Dante fehlt, die fruchtbare, neu ſchaffende und vorwärtsweiſende, die verſtändnisvolle, verzeihende und belebende: er iſt nur Richter, nur römiſcher Liktor mit Beil und Rutenbündeln. Die einzelnen Schönheiten, die einzelnen Stimmungen, die den feinempfindenden Dichter verraten, verlieren ſich unter der Fülle blutrünſtiger Bilder, die ſeiner Phantaſie wirklich gemäß ſind; und wo ſie nicht am Platze wären, wo Milde und Güte zu Worte kommen ſollen, da verſagt ſeine geſtaltende Kraft. Und dieſer ſplitterrichtende Inquiſitor nach der Regel Sancti Dominici atque Sancti Francisci iſt nun der Abgott der Italiener, ſein Werk iſt ihre Bibel, die immer neu aufgelegt und herausgegeben wird, in Wort und Bild, in der teueren neuen Ausgabe von Alinari, wie in den verſchiedenen Anſichtspoſtkarten; wahrhaft modern!

Doch das iſt ja eben kein Zufall, ſondern ein tiefinnerliches Merkmal; unfrei wie Dante es war, ſind auch die heutigen Italiener, der Menſch gilt ihnen ſo wenig, wie ihm, das ſtarre römiſche Recht und die herriſche römiſche Kirche, ſie ſind dem einen, wie dem anderen die Grenzen ihrer Welt; im Mittelalter lebte der eine und das Mittelalter — im guten, wie im böſen — lebt und webt in den anderen: daher auch die Ausſichtsloſigkeit des Proteſtantismus in Italien. Wie ſein Ideal, iſt der Menſch, und Italien, das vor Dante auf dem Bauche liegt, iſt kein modernes Land trotz aller glänzenden Erfolge Marconiſcher Technik.

Noch lebt das Mittelalter mithin, doch nicht in Italien allein; nein, überall wo Rom was gilt, wo das Buchſtabenrecht über dem Gewiſſensrecht ſteht, da triumphiert es, nenne ſich der Staat auch, wie er wolle, und ſeien ſeine techniſchen Fortſchritte auch rieſengroß.

Digitized by Google

Das Heidelberger Schloß.

Von W. Rassow.

Von allen Baudenkmälern deutscher Kunst ist im deutschen Volke am beliebtesten das Heidelberger Schloß. Berühmter ist wohl manches kirchliche Bauwerk, doch bei solchen ist es „eine Würde, eine Höhe", die die Vertraulichkeit entfernt. Viel herzlicher, man möchte sagen, intimer empfindet der Deutsche dem Heidelberger Schlosse gegenüber. Und doch ist es nicht eine Entstehung in grauer Vorzeit, deren Sagengeschichte im Vaterlande das Interesse an diesem Bauwerke wachriefe, — erst im dreizehnten Jahrhundert wurde der Grund dazu gelegt, — von keinen weithin im Volke berühmten Ritter- und Heldentaten künden uns diese Mauern, — nein, es ist die Architektur selbst, die hier ihre gewaltige Sprache spricht. Die schwerverständliche Sprache der unpopulärsten*) aller Künste, hier erhebt sie ihre Stimme so laut und vernehmlich, daß nicht nur der Kenner, sondern jedermann davon ergriffen wird.

Sehr verständlich ist deshalb der heftige Kampf, der um das Heidelberger Schloß und das Wie seiner Erhaltung wogt, ein Kampf, der gerade jetzt seinen Höhepunkt erreicht, weil eine ungemein wichtige Frage, nämlich die nach der Form der Erhaltung des verfallenden Otto-Heinrichsbaues zur Entscheidung steht.

Ehe ich die verschiedenen Ansichten zusammenfassend wiedergebe, müssen die Geschichte des Schlosses, seines Verfalls und die bisherigen Anfänge seiner Wiederherstellung kurz erwähnt werden. Gerade in der neuesten Zeit hat der seit Mitte der neunziger Jahre mit der Erhaltung der Bauwerke betraute Oberbaurat Schäfer in Karlsruhe manches Neue zur Schloßgeschichte gefunden, was bisher noch wenig oder gar nicht verarbeitet worden ist.

Die Heidelberger Gegend gehörte zum Bistum Worms, als Konrad, der Hohenstaufe, der Bruder des Kaisers Barbarossa im Jahre 1147 seinen Sitz in einem „Kastrum am Heidelberg" nahm. Er wurde 1155 von seinem Bruder mit der Würde des Pfalzgrafen am Rhein betraut. Von jenem ältesten Heidelberger Schlosse, das sich Konrad erbaut hat, sind nur spärliche Überreste auf uns gekommen, es hat auf dem Vorberge des Königsstuhls gelegen, wo sich jetzt die Molkenkur befindet. Das Schloß diente

*) ? D. H.

Digitized by Google

nur noch zwei Nachfolgern Konrads, dem Welfen Otto (1195 bis 1211) und Heinrich dem Jüngeren (1211—1214) zum Wohnsitz; denn als Ludwig I. von Wittelsbach (1214—1228) die Pfalzgrafenwürde erblich übertragen wurde, errichtete er sich und seinem Stamme ein neues gewaltiges Schloß auf dem Jettenbühl. Das ist der Ursprung des heutigen Heidelberger Schlosses.

Diese Tatsache ist bis vor wenigen Jahren unbekannt geblieben. Alle Schriften über das Heidelberger Schloß bis zum Jahre 1897, nehmen an, daß die Gründung des Schlosses ein bis zwei Jahrhunderte später stattgefunden habe. Die Urkunden, die aus jenen Zeiten von einem Heidelberger Schlosse erzählen, wurden auf jenes älteste Bauwerk des Hohenstaufen bezogen. Erst durch die Entdeckung bedeutender Mauerteile, die nachweislich aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts stammen, hat Schäfer im Jahre 1897 die richtige Datierung der Schloßgründung festgestellt.

Die „Burg des Wittelsbachers" war im äußeren Umfange ihrer Umwallungen der des heutigen Schlosses nahezu gleich. Wir müssen uns nur den englischen Bau und den „dicken Turm", also den nordwestlichen Zipfel des Schloßgrundrisses als außerhalb jener Burg gelegen denken. Es ist anzunehmen, daß ein großer Teil der Gebäude, die zur Burg gehörten, in Fachwerk ausgeführt war, und bei dem Brande, der 1288 Burg und Stadt verwüstete, zerstört worden ist. Aus der erhaltenen Mauer, im Westgiebel des heutigen „Gläsernen Saalbaues" mit ihrer für jene Zeit reichen Fenstergruppe kann man jedoch schließen, daß sich hier an der Nordostecke des Burggebietes ein prächtiger Palast erhoben hat, der in seiner herrlichen Lage die Gegend beherrschte.

Während fast zweier Jahrhunderte nach dem Ursprung dieser Gebäude hören wir von bedeutenden Neubauten am Schlosse nur wenig. Ein Zeichen, wie groß und stattlich die Schloßanlage von vornherein gewesen ist. In diese Zeit fallen jedoch die wichtigsten Begebenheiten, die dem Geschlecht der Schloßherren zu seiner hohen Bedeutung verhalfen.

Mit dem Tode Rudolfs II. (1319—1353) erhielt sein Bruder Ruprecht I. die Pfalz, in deren Besitz er sich bis dahin mit Rudolf hatte teilen müssen, als Alleinherrscher.

Das Jahr 1400 brachte Ruprecht III. die höchste Ehre in deutschen Landen, die Königswürde. Aus dieser Zeit stammt ein stattlicher Bau auf dem Heidelberger Schlosse, der Ruprechtsbau an der Südwestecke der Schloßanlage, der als Festsaalbau errichtet wurde. Er enthielt unten die sogenannten Junker- und

Digitized by Google

Jungfernsäle, links und rechts von einer Querhalle und darüber unter anderem einen wegen seiner Pracht einst sehr gerühmten Königssaal. Hier wurde später der vielgenannte Kamin Friedrichs II. eingebaut. Im Äußeren des Gebäudes verkündet ein in Stein gehauener Reichsadler die hohe Würde des Erbauers. Das allbekannte liebliche Relief des Rosenkranzes von zwei anmutigen Engelsgestalten gehalten, ist über dem Portal angebracht. Dieser Bau war, wie in jener Zeit üblich, von außen gemalt, und zwar in den Architekturteilen rot mit weißen Malfugen, die Putzflächen weiß.

Nach dem Tode Ruprechts scheint außer einer Verstärkung der Befestigungen unter Friedrich dem Siegreichen (1449—76), während fast 100 Jahren nichts nennenswertes auf dem Schlosse gebaut worden zu sein. Erst Ludwig V. (1508—44) hat den Ausbau des Schlosses wieder begonnen. Von ihm stammt fast der ganze noch rein spätgotische Bauzug, der den Schloßhof von Westen, Süden und Osten bis zum heutigen Otto-Heinrichsbau umgibt. Hierzu gehört, um nur die bedeutendsten jener Gebäude aufzuführen — im Nordwesten des Schloßhofes der „Frauenzimmerbau", über dessen Ursprung und Zweck erst neuerdings durch architektonische Aufnahmen Klarheit geschaffen ist. Der Bau, der vermutlich drei Stockwerke hoch war, erhielt in seinem Erdgeschoß einen neuen prächtigen Königssaal, der später, als der „Gläserne Saal" an seine Stelle trat, zur „Türnitz", dem allgemeinen Versammlungsraum, bestimmt wurde. Von den übrigen Räumen der heutigen Ruine wissen wir nur, daß sie zeitweise den Damen des Hofstaates dienten und damit dem Gebäude ihren Namen gegeben haben. Die Architektur war monumentale Spätgotik und scheint, wie aus alten Zeichnungen zu ersehen ist, später manche Änderung erfahren zu haben. Der Bau war, wie sämtliche übrigen auch, außen einfach gemalt. Unter Karl Theodor wurden hier die Faßbinder des Schlosses angesiedelt, daher wird der Bau auch vielfach noch als „Bandhaus" bezeichnet. Südlich vom Frauenzimmerbau, aber eingebaut in den damals nicht mehr nötigen Westzwinger des Schlosses, finden wir den wesentlich kleineren Bibliotheksbau, der früher von den philologischen Kunsthistorikern um fast 2 Jahrhunderte zu früh datiert wurde. Er enthielt die Räume für die Archive, Kunstsammlungen und eine Bücherssammlung des Fürstenhauses. Die berühmte „Palatinische Bibliothek" befand sich damals schon unten in der Stadt, auf den Emporen der Geistkirche. Sämtliche Räume waren mit

Digitized by Google

sehr stattlichen Gewölben überdeckt. Die Architektur war innen und außen reich und äußerst anmutig, was wir noch aus den vorhandenen Resten und Abbildungen ersehen können. Besonders ist es ein kleiner Erker an der Ostfront, der, heute noch wohl erhalten, jedermann Freude macht.

Die übrigen Bauten Ludwigs sollen nur aufgezählt werden: Es sind das Brückenhaus und der Torturm vor der Südfront des Schlosses, der Soldatenbau, die Ökonomiegebäude und das Wohnhaus, der „Ludwigsbau", der nur noch zu seiner südlichen Hälfte, bis einschl. des Treppenturmes bestehen geblieben ist, im Nordflügel jedoch dem Otto-Heinrichsbau weichen mußte. Besondere Erwähnung verdient das allberühmte prächtige Brunnengebäude, das, dem Soldatenbau vorgelagert, sich aus einer offenen Halle und einem Zimmerchen darüber zusammensetzt. Die Syenitsäulen, auf denen die zierlichen Bogen ruhen, sind römischen Ursprunges und von Ludwig V. dem Palaste Karls des Großen in Ingolsheim entnommen. Außer diesen Gebäuden entstammen aus der Zeit dieses Fürsten noch das Zeughaus vor der Nordfront des Schlosses und der „dicke Turm" im Nordwesten.

Mit Ludwigs Bruder und Nachfolger, Friedrich II. (1544 bis 1556) hebt nun die Glanzperiode in der Bauzeit des Schlosses an. Die deutsche Renaissance in ihrer frühesten Zeit, da sie noch als rein dekorative Kunstform nur an Stellen, wo es zu schmücken galt, ihre Formen über konstruktiv gotischen Baukörpern ausbreitete, hat an Friedrichs „gläsernem Saalbau" eines ihrer anmutigsten Denkmäler geschaffen. Der Palast Ludwigs I. scheint baufällig gewesen zu sein oder den neuen Ansprüchen nicht mehr genügt zu haben, kurzum er fiel bis auf seine westliche Giebelwand, und zum Teil aus seinen Trümmern wurde gegen das Jahr 1549 der Bau in vier Stockwerk Höhe und mit einer Frontlänge vom jetzigen Friedrichsbau bis zur östlichen Wallgrenze ausgeführt. Ungefähr in der Mitte der Front lag, wie vielfach damals, der Treppenturm. Der Hauptraum des Gebäudes, der „gläserne Saal", von der Größe seiner Fenster oder einer Wandverzierung mit Spiegeln so benannt, lag im obersten Stockwerke. Er hatte eine in Holz gewölbte Decke, die mit ihrer Konstruktion naturgemäß in den Dachraum hineinragte. Ein stattliches Erkerchen an der vom Innenhofe abgekehrten Ostfront des Gebäudes trägt noch durchaus gotische Formen. Man hat offenbar hier, wie auch später am Otto-Heinrichsbau, die Außenfront soweit nach damaliger

Digitized by Google

Auffassung „vernachlässigen“ zu können gemeint, daß man an ihr noch die veralteten Formen der Gotik zur Darstellung brachte. Der heutigentags berühmteste Teil des Gebäudes ist die freigebliebene und gut erhaltene Hoffassade, an der sich zwischen einem westlichen Risalite und dem Treppenturme in wundersam naiver Renaissanceausbildung eine dreistöckige freie Bogenhalle hinzieht, die neben dem reizvollen Giebelbau des Risaliten ein Bild von unvergleichlicher Anmut abgibt. Die Bemalung war ursprünglich dieselbe, wie bei den frühesten Bauten. In späterer Renaissancezeit ist sie in reicherer Form, mit Spiegelquadern und Fensterverdachungen, erneuert worden. Heutigentags sind nur noch Reste hiervon zu erkennen.

Zwischen den beiden späteren Prunkbauten des Friedrichs- und Otto-Heinrichsbaues weiß heutigentages diese kleine Baugruppe, die mit ganz anderen Mitteln wirkt, durchaus ihren Rang zu behaupten.

Friedrich II. baute neben seinem Saalbau auch die oberen Stockwerke des achteckigen Turmes aus, der eine oder mehrere Glocken aufzunehmen hatte und danach den Namen Glockenturm erhielt. Außerdem ist uns noch jener prächtige Kamin erhalten, der im Königssaale des Ruprechtsbaues mit seinen Sinnbildern und Inschriften von der Ruhm- und Prunksucht dieses Fürsten Zeugnis gibt.

Die Regierung des letzten Sprossen der Kurlinie, Otto Heinrich, war während der kurzen Zeit ihres Bestehens von 1556—1559 sowohl für die Kultur seines Landes, wie für die Baugeschichte des Schlosses von der höchsten Bedeutung. Der feinfühlige und kunstsinnige Fürst hatte sich vor Antritt seiner Regierung durch wissenschaftliches Studium und ausgedehnte Reisen vielseitig gebildet und verhalf als Regent in seiner Universität, die er völlig neu organisierte, dem Humanismus gegen die Scholastik und im Verein mit seinem Freunde Melanchton, dem Protestantismus gegen den Katholizismus zu völligem Siege. Ihm verdanken wir das unstreitig berühmteste und schönste Bauwerk des Heidelberger Schlosses, das nach der seinerzeit üblichen Aussprache seines Namens gemeinhin „Ott Heinrichsbau“ genannt wird.

Wohl über wenige Baudenkmäler in Deutschland ist soviel geschrieben und gestritten worden, als über diesen Palast, der wegen seiner Formenschönheit von höchstem Interesse, durch die Detailausbildung seiner Fassaden dem Kunsthistoriker ungezählte

Digitized by Google

Rätsel aufgibt. Ohne mich auf Einzelheiten der Frage nach den Verfassern der einzelnen Bauteile, Stylanklänge und Hypothesen über die einzelnen Figuren einzulassen, will ich kurz berichten, was über die Form des damaligen Bauwerks und seine Erbauer heute wohl allgemein feststeht.

Der Bau enthielt im wesentlichen eine glatte Front, ohne Vor- und Rücksprünge, die nach urdeutscher Weise ihre Giebelausbildung nach der Vorderseite erhielt. Da die Frontlänge für einen Giebel zu groß war, so bildete man deren zwei aus, die naturgemäß mit den Füßen in der Mitte verwachsen, wie es schon die Einheitlichkeit des ganzen Werkes verlangt. Auf der Rückseite, auf deren Ausbildung man geringeren Wert legte, blieben die Giebel getrennt und so gewann man in natürlichster Weise ein starkes Gefälle für die Dachkehle (Rinne) die sich zwischen den zwei großen Dachsätteln bildete. Die Form jener zwei Frontgiebel ist heutigen Tages bekannt, und es waltet auch kein Zweifel mehr ob, daß sie von vornherein mit projektiert worden sind. Die Fassade baute sich über einem mächtigen Sockel in drei durchgehenden Geschossen auf, die sich aus je fünf gleichartigen von Pilastern oder Säulen eingerahmten Feldern mit reich ausgebildetem, glatt durchlaufendem Gesimse zusammensetzen. Jedes solcher „Feldsysteme" besteht aus 2 Fenstergruppen mit einer Nischenfigur dazwischen und ist in den zwei unteren Geschossen von einem Pilasterstreifen, oben von Halbsäulen zusammengefaßt. Die viergeschossigen Giebel bauten sich nicht, wie man hätte denken sollen, über der Mitte des zweiten und vierten Feldes, sondern über deren äußeren Fenstern auf. Den Nischenfiguren dieser Felder entspricht noch je eine Figur im untersten Giebelgeschosse, die nun also nach der Giebelmitte unsymmetrisch aufgestellt ist. Die Giebelränder sind mit Volutenwerk, Tier- und Puttengestalten geziert und geben dem Ganzen eine wundervollbewegte Silhouette. Das Baugerüst der Fassade, Stützen und Gesimse sind größtenteils von italienischer Machart, wenn auch scheinbar von deutsch, also damals noch gotisch geschulten Bauleuten zusammengesetzt. Hierbei ist man von den geheiligten Regeln der klassischen Baukunst vielfach frei abgewichen, was jedoch dem Anblick des Ganzen keineswegs Schaden getan hat. Das Detail dieser Gesimse zeigt ein für Hausteine ungewöhnlich steiles Ansteigen der Gliederungen, so daß man schon angenommen hat, der Verfasser habe seine Bildung in den oberitalienischen Backsteinländern erworben. Leider hat er vielfach unterlassen, die für unser regenreiches Klima nötigen

Digitized by Google

Unterſchneidungen der vorſtehenden Teile, die ein ſicheres Abtropfen des Waſſers bewirken, ſogenannte Waſſernaſen, anzubringen. Hierdurch iſt der frühen Verwitterung der Faſſade Vorſchub geleiſtet worden. Äußerſt charakteriſtiſch und von feſſelnder Schönheit iſt die Ausbildung der Fenſtergruppen. Das altgewohnte deutſche Schema der Fenſterteilung durch Steinpfoſten hat man noch nicht aufgegeben und dennoch den Rahmen in Stützen und Gebälken des neuen Stiles hergeſtellt. Sämtliche Mittelpfoſten ſind durchgängig als überaus zierliche Karyatiden ausgebildet. Die Bekrönung dieſer Fenſter mit Masken und Kartuſchenwerk und ziemlich ſteilen Giebeln im unterſten Geſchoſſe ſowie alle Detaillierung daſelbſt, iſt urdeutſch, und gerade aus dem naiv ungebundenen Umſpringen mit den Elementen der klaſſiſchen Baukunſt ergibt ſich für jeden friſch Empfindenden ein herzerquickendes Bild. Das reichgeſchmückte Prunkportal, das im Schema faſt einem Triumphbogen ähnelt, bildet die Mitte des Untergeſchoſſes und man ſcheute ſich nicht, ihm zu Liebe die Stützenſtellungen in der Mitte des Untergeſchoſſes etwas zu verbreitern, ſo daß ſie mit den gleichmäßigen oberen nicht mehr achſial ſtehen; eine Freiheit, die kaum in das Auge fällt, nur, wie ſo manches am Gebäude, dem ſtrengen Schematiker Ärgernis bereitet.

Über die meiſtens recht gut modellierten Statuen und Medaillonköpfe will ich nur ſagen, daß ſie antike Perſonen, Gottheiten und Idealgeſtalten darſtellen. Architektoniſch betrachtet iſt ja deren Bedeutung im einzelnen ziemlich belanglos, und es will mich bedünken, daß die unendliche Arbeit, die die Schriftgelehrten unter den Kunſthiſtorikern auf die Aufklärung ſolcher Gegenſtände verwenden, meiſt nicht der Mühe wert iſt. Das Innere des Eingangsgeſchoſſes enthält einen großen Saal links vom Eingange, der in der Längenausdehnung die ganze Tiefe des Gebäudes einnimmt, und einen kleineren nach den Außenwällen, — Oſten — zu gelegen, der nur die halbe Gebäudetiefe zur Breite hat. Beide Säle waren mit Kreuzgewölben überdeckt. Außerdem lagen an der Hoffront rechts vom Eingang mehrere Zimmer. Sehr ſtattliche Türumrahmungen mit reicher Bildhauerarbeit zeugen davon, daß einſt der Reichtum des Inneren dem der Hoffront entſprach. Das Steinmaterial iſt roter Neckarſandſtein in allen Schattierungen, während der figürliche Schmuck zumeiſt aus grauem Keuper, alſo Mergelſtein, aus Heilbronn, der ſich leichter bearbeiten ließ, hergeſtellt iſt. Die glatten Flächen

Digitized by Google

zwischen den Architekturteilen sind über Bruchstein geputzt. Die Farbenunterschiede der Steinmaterialien waren belanglos, da ja doch alles gemalt wurde. Hier haben die Steinteile wiederum hellroten Anstrich mit weißen Fugen erhalten, während man dem Putze seine gelbe Naturfarbe ließ. Die Figuren waren vielfarbig gemalt, an geeigneten Stellen auch mit Vergoldung versehen. Die Namen der Erbauer des Otto-Heinrichsbaues sind uns aus einem Verdingungsvertrage bekannt, der mit dem Bildhauer Alexander Colins aus Mecheln abgeschlossen wurde und noch heute erhalten ist. Demnach hat als Steinbildhauer zuerst ein gewisser Antoni hier gewirkt, dessen Nachfolger jener Colins wurde. Außer diesen sind noch zwei Beteiligte — Kaspar Fischer und Jakob Legeler — genannt, in denen wir die einheimischen und ständigen Schloßbaumeister zu erkennen meinen. Über die Auslegung dieses Vertrages im einzelnen sind ebenfalls hauptsächlich vonseiten der Herren schriftgelehrten Kunstgeschichtler die scharfsinnigsten Untersuchungen angestellt und in unzähligen Schriften veröffentlicht worden.

Der Bau war noch unfertig, da starb Otto Heinrich im Jahre 1559. Die Kurfürstenwürde ging auf das Haus Pfalz-Simmern über, und der streng religiöse und nüchterne Sinn der ersten Fürsten aus diesem Geschlechte war der Entwickelung des Landes günstig; die Kunst zu pflegen lag ihnen jedoch ferner. Als auf kurze Zeit, 1583—1592 ein Sproß des Hauses Pfalz-Lautern, Johann Kasimir, als Vormund seines unmündigen Neffen, das Zepter führte, da bewies er durch den Bau des berühmten großen Fasses, wie anderen Sinnes dieser Stamm des Hauses Wittelsbach war. Der Faßbau, der für das neue Prunkgefäß aufgeführt werden mußte, bietet in seiner einfachen Außenarchitektur mit flachem Altane nicht viel Bemerkenswertes.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Hugo Wolf.

Von H. Welti.

Als Richard Wagner im Februar 1883 das Wotansauge zum ewigen Schlummer schloß, ließ er das weite Gebiet seines Schaffens und Wirkens in einer Verfassung zurück, so wirr und ratlos, wie die Lage der alten Welt beim Tode Alexanders des Großen. Ungeheures war geschehen: in seinen Tiefen erschüttert schwankte das Kunstwesen der Vergangenheit, ein neuer ernster Lebenswille hatte sich der künstlerischen Triebe bemächtigt, ungekannte neue Bahnen waren den Schaffenden gewiesen, die Grenzen der Künste erweitert, die Schranken zwischen Leben und Scheinwelt durchbrochen, und den Schauenden war der Ausblick in das Wunderland einer neuen Kunst gewährt. In den langen Jahren des Kampfes um diese Wandelung war die Allgemeinheit nicht zum Bewußtsein der Größe und Tragweite dieses Ereignisses gekommen, nun aber, da der Eroberer des künstlerischen Neulandes, der Herrscher des neuen Reiches, tot war, offenbarte sich auf einmal die Bedeutung der gewaltigen Umwälzung. Einen Erben seiner Kunst und seiner Kraft, fähig das Errungene zu sichern, das begonnene Werk auszubauen, hatte Richard Wagner wie Alexander nicht hinterlassen, und so begann für das deutsche Drama und die deutsche Musik, wie einst für das hellenische Reich, die schlimme Zeit der Diadochen, in der die Schöpfung des Genies Gefahr lief, vom Unvermögen der Mittelmäßigkeit zerstückelt, vom liebevollen Unverstand der Nachahmer vernichtet zu werden. Über ein Jahrzehnt lang spielte sich nun im Vordergrund unseres Kunstlebens der tragikomische Ringkampf zwischen schwächlichen Epigonen und dem Schatten des großen Meisters ab. Es war ein aussichtsloses Ringen, nicht bloß mit ungleichen Kräften, sondern auch mit ungleichen Waffen. Die Musiker, die ihn so lange geschmäht und verfemt, reizte nun der Erfolg, es mit dem gewaltigen Dramatiker aufzunehmen. Mit allen, allen Mitteln wurde es versucht; die einen hofften, durch die Wahl des Stoffes, die anderen, durch die Technik des Orchestersatzes, dem berühmten Vorbild nahe zu kommen. Die Volksepen und Heldengedichte des Mittelalters wurden ausgeschlachtet, die Verfertigung von Leitmotiven wurde eine Schulübung, und in der Häufung und Verwebung der Stimmen

Digitized by Google

im Tonſatz bildete man ſich bis zu ſportsmäßiger Geſchicklichkeit; wo aber all das nicht helfen wollte, da wagte man gar ein Spiel mit dem Symboliſchen und Myſtiſchen, und es ward erlebt, daß junge Leute, die kaum noch Zeit gehabt hatten, an das Leben ein Begehren zu ſtellen, auf der Bühne den Prediger der Entſagung mimten. All der Liebe Mühe aber blieb vergeblich. Dem Problem der neuen Kunſt war von außen nicht beizukommen, und die fieberhafteſte Betriebſamkeit in der Anwendung und Ausnutzung der muſikaliſchen Ausdrucksmittel konnte nicht Erſatz bieten oder ſchaffen für die inneren Geſichte des Lebens und Geſchehens, die den kunſtreichen Gebilden der Wagnerſchen Wotandramen allein die Kraft, lebendig zu wirken, verliehen.

Während auf dem Hauptſchauplatz der muſikaliſchen Entwickelung das Mißverſtändnis und die oberflächliche Nachäfferei Wagners von Niederlage zu Niederlage führte, ſaß und ſchaffte in der weltabgeſchiedenen Stille einer Wiener Dachwohnung ein ſchmächtiger, blaſſer junger Muſiker ernſt und mit glühendem Eifer an den zarten, wunderſamen Geſängen, die der erſtaunt aufhorchenden Welt zum erſten Male erweiſen ſollten, daß die kühnen Neuerungen, die bedeutſamen Anregungen Richard Wagners über den Bereich der Bühnenkunſt hinaus fortzeugend wahrhaft künſtleriſches Leben zu wecken vermögen. Dem es beſchieden ward, der deutſchen Welt dieſe freudige Überraſchung zu bereiten, war Hugo Wolf, als er gegen Ende des Jahres 1889 mit ſeinem erſten großen Liederwerk vor die Öffentlichkeit trat. Zum erſten Male ſeit geraumer Zeit entwirkte ſich hier aus den vieltauſendfältigen, kunſtvoll verſchlungenen Zügen einer neueren Muſikſchöpfung das Bild einer Perſönlichkeit, die mit dem Geiſte Wagners nicht nur heiß gerungen, ſondern von ihm auch ſichtlich geſegnet worden war. Deutlich war ja in dieſen Vertonungen Mörikeſcher Gedichte der darſtelleriſche Grundzug der neuen Kunſt wahrzunehmen, leicht zu erkennen, daß Wagnerſche Formprinzipien und Ausdrucksmittel hier ihre beſondere Anwendung gefunden; im innerſten Weſen aber offenbarten dieſe mannigfaltigen Geſänge ſo unzweifelbare Urſprünglichkeit und ſo viel Eigenart, daß man heute noch die kräftige Selbſtbehauptung Wolfs gegenüber dem innig verehrten, allherrſchenden Meiſter bewundern muß. So fertig und ſelbſtändig, wie Hugo Wolf in ſeinen Mörikeliedern, iſt nur ſelten ein Tonkünſtler auf den Plan getreten, und in der Zeit ſeines erſten Erſcheinens, der Epoche des ſchwächlichſten Epigonentums, hätte ihn dieſe Selbſtändigkeit allein ſchon über alle Mit-

Digitized by Google

bewerbenden erheben müssen, wäre nicht gerade in solcher Eigenart für die Allgemeinheit ein Hindernis des Verstehens geborgen.

Inzwischen haben der Tod und die Zeit ihres Amtes gewaltet, und die Welt weiß es: Hugo Wolf war die stärkste und eigenartigste Begabung jener Musikergeneration, die zuerst das Erbe Richard Wagners anzutreten berufen war. Und aus dem seit kurzem veröffentlichten Nachlaß, der fast ausschließlich Jugendarbeiten und unvollendete Versuche enthält, sowie aus der sorgfältigen Lebensgeschichte, die ihm Ernst Decsey gewidmet hat, wissen wir heute auch, welches die rasche, aber reiche Entwickelung war, die Hugo Wolf auf die Höhe führte, die seine Gesänge aus Mörike bezeichnen.

Als Hugo Wolf, ein fünfzehnjähriges Bürschlein, im Jahre 1875 aus seiner steierischen Heimat nach Wien zog, um am altberühmten Konservatorium sich dem berufsmäßigen Studium der leidenschaftlich geliebten Tonkunst hinzugeben, ahnte er schwerlich, wie weit ab von den dort gebahnten Pfaden und dem idyllischen Musikglück seiner Knabenzeit ihn das Leben binnen kurzem führen würde. Harmlose Spielstücke für das Klavier, in denen sein tonmalerischer Sinn sich ergötzte, hatte er als Erstlinge eigenen Schaffens auf die Schule gebracht. Da enthüllte sich ihm unter dem gewaltigen Eindruck einer von Wagner selbst vorbereiteten Aufführung des „Tannhäuser" das innerste Wesen der Musik, und fortab sehen wir Wolf in seinen Versuchen mit lebenverzehrender Leidenschaft nur mehr jener Musik nachstreben, die Kunst des wahrsten und vollsten Ausdrucks ist. Neben den Schulaufgaben wendet er sich mit besonderem Eifer dem Lied zu; schwermütige Gedichte Lenaus, weltschmerzliche Verse Heines reizen ihn vor allem zur Komposition; Schumann und Löwe stehen ihm bei der Arbeit als führende Geister zur Seite. An den Balladenmeister erinnern bündig charakterisierende, hartnäckig festgehaltene Motive des Klavierparts, an Schumann manche harmonische Wendung und der Stimmungscharakter der Gesänge im allgemeinen. Beachtenswerte schöne Stücke, wie Lenaus „Nächtliche Wanderung" (1878), das wunderliebliche Lied „Morgentau" (1877) und das neckische „Mausfallensprüchlein", sind dem jungen Musikschüler schon damals gelungen, aber kein Hellseher hätte wohl vermocht, daraus den Lyriker eigener Art und den Künstler persönlichen Stils ahnend zu erkennen, als welchen Hugo Wolf ein knappes Jahrzehnt später sich entpuppte. Es war ein langer mühevoller Weg, den er zu wandeln hatte, trotz harter Lebensnot und bedrückender All-

Digitized by Google

tagsfrohn aber durchschritt er ihn sicher und stolz. Als armseliger Klavierlehrer, eine Weile auch als kleiner Provinzkapellmeister, schließlich gar als geplagter und gehaßter Kritiker eines Wiener Winkelblattes, fand er doch immer Kraft und Muße, seinem Schaffensdrang zu folgen und seine reiche Begabung an Arbeiten mannigfaltigster Art durchzubilden. Von diesen Studien und Versuchen, die oft nicht zum Abschluß gelangten, zum Teil aber auch nur durch den Stumpfsinn und die Bosheit der Wiener Fachmusikanten und ihrer kritischen Kumpane der Öffentlichkeit entrückt wurden, waren am folgewichtigsten für den Begründer des neuen Liedstiles die Arbeiten Wolfs auf dem Gebiete der symphonischen Dichtung. Indem er sich mühte, das vielverschlungene, geheimnisvolle Gewebe Kleistischer Seelengemälde wie „Penthesilea", „Prinz von Homburg" allein in Tönen nachzuzeichnen und auszudeuten, eignete er sich jene bildhafte Bestimmtheit und jene feine Abschattungsfähigkeit des Ausdrucks, dazu jene Sicherheit in der Polyphonie an, die es ihm dann ermöglichten, im engeren Rahmen und mit den bescheidenen Mitteln des Klaviersatzes den seelischen Untergrund seiner Gesänge so reich und lebensvoll darzustellen.

Hiermit war Hugo Wolf in seiner Entwickelung als Tonsetzer an den Punkt gelangt, wo er als schaffender, von den Grundgedanken und Endzielen der neuen Kunst innerlichst überzeugter Künstler mit den erworbenen Fertigkeiten frei schalten und walten konnte. Er war reif geworden und das erstaunliche Zeugnis dieser frisch gereiften Selbständigkeit und Künstlerschaft war der stattliche Band von 53 Gesängen, die er im Jahre 1888 aus den vergilbenden Blättern der Werke Eduard Mörikes hervorzauberte. Ein wahrer Mikrokosmos, zeigt dieses herrliche Liederbuch uns seinen Schöpfer von so vielen Seiten, in so mannigfaltigen Wandlungen, in so verschiedenen Gestalten, daß es schwer fällt, aufs erste die Grundzüge und den Charakter dieser Künstlererscheinung festzustellen. Hier volkstümlich einfach, dort von verwirrender Kompliziertheit, hier launiger Schilderer, dort schlicht-sinniger Sänger, Phantast und Realist, glühender Erotiker und bedächtiger Spruchsprecher, inbrünstiger Mystiker und lustiger Spötter: die Fülle der Gesichte verwirrte zunächst dem Hörer völlig den Sinn und erst allmählich gewahrte die Welt die Einheit all dieser Gestalten in der überragenden Bildnerpersönlichkeit.

Bildnerpersönlichkeit! Es ist bezeichnend für Hugo Wolf, den musikalischen Nach- und Neuschaffer lyrischer Dichtungen, charakteristisch auch für die im Banne Wagners stehende Zeit, daß

Digitized by Google

die artistische Eigenart, das kunsttechnische Wesen dieser neuen Gesänge zuerst erfaßt und gewürdigt wurde. Der gewohnte Seitenblick auf den Formcharakter der wesensverwandten neuen musikdramatischen Kunst einerseits und das bewußte Zurücktreten des Komponisten hinter den Dichter andererseits brachten es mit sich, daß man die künstlerischen Eigentümlichkeiten der Wolfschen Musik leichter gewahr wurde, als ihren individuellen Charakter und Lebensgehalt. Doch war es voreilig, daraus den Schluß zu ziehen, Wolfs lyrische Musik sei vornehmlich Artistenkunst, Ausgeburt des überfeinen, blutarmen aber geistreichen Ästhetentums, da vielmehr eine starke ursprüngliche Einfühlungskraft und ein durch keinerlei schöngeistige Bildung beirrtes Ausdrucksstreben seiner Kunst trotz der erstaunlich einheitlichen Stilisierung den Eindruck der Urwüchsigkeit wahrt. Das Befremden, welches diese Gesänge anfänglich hervorriefen, war nicht, wie so oft, in dem willkürlichen, neuerungssüchtigen Verfahren eines Dutzendtalentes begründet, sondern ergab sich aus der freien Entfaltung einer künstlerischen Vollnatur, die bei aller Feinnervigkeit und Vergeistigung doch das sichere, ruhige Empfinden des Volkskindes nicht verloren hatte. Vergleicht man heute Wolfs Gesänge mit der Liederkunst seiner zeitgenössischen Wettbewerber auf diesem Gebiete, so ist man erstaunt, ihnen trotz des ungemein verfeinerten und sich vielfältig verzweigenden Ausdrucksweſens doch vor anderen den Vorzug der von aller Rhetorik freien Schlichtheit zuerkennen zu müssen.

In einer Zeit, da der Nachhall der hochpathetischen Rede Wagners gewaltig durch den deutschen Liederwald rauschte und da die Verlockungen der Konzertkunst sich auch auf dem Gebiete der Lyrik stark bemerkbar machten, war eine solche ernste Sachlichkeit, eine solche keusche Bescheidung des Ausdruckes kein geringes künstlerisches Verdienst, selbst wenn man dabei in Betracht zieht, daß die Wesensart der von Wolf in Musik gesetzten Dichtungen diesem Streben nach Bündigkeit und gesammelter Kraft sehr entgegen kam. Gerade in der Wahl der Dichtungen gibt sich aber auch die Eigenart und der sichere Instinkt des genialen Liedermeisters nicht weniger deutlich kund, als in der Art und Weise ihrer musikalischen Behandlung.

Mustert man das Vierteltausend verschiedenartigster Gesänge, die Hugo Wolf aus der innigsten Versenkung in die Dichtung Mörikes, Eichendorffs, Goethes, Gottfried Kellers, Byrons, Reinicks, Ibsens, Michelangelos, aus der herzlichen Vertiefung in spanische und italienische Volkspoesie in das Leben der deutschen

Digitized by Google

Musik emporgebracht hat, auf den künstlerischen Grundzug, so wird man wahrnehmen, daß nicht die den Tondichtern sonst besonders liebwerten poetischen Stimmungslaute, die „Lieder" im engeren Sinn des Wortes die Mehrzahl bilden, sondern vielmehr solche Gedichte, die eine Gefühlssituation in gegenständlicher Klarheit zur Darstellung bringen und die seelischen Voraussetzungen des dichterischen Gebildes noch erahnen lassen. Das kennzeichnet den Musiker, der nicht als ein Gefühlsschwelger, auch nicht als ein Schönredner, sondern als Gestalter seine Aufgabe erfaßt.

In ein neues eigenartiges Verhältnis war damit der Liederkomponist zum Liederdichter getreten. Ursprünglich nur eine mehr oder weniger sachgemäße ohrenfällige musikalische Nachbildung des metrischen und strophischen Gebildes war das deutsche Lied durch Schubert und Schumann und ihre Nachfolger allmählich zu einer immer feiner und getreuer sich gestaltenden Umdeutung des Dichterwortes in Töne geworden. Herrliche, lebensvolle und herzbezwingende Weisen haben uns so die deutschen Liedermeister geschaffen, indem sie aus dem Kunstwerk des Dichters mit Liebesgewalt herauszogen und hervorlockten, was immer an musikalisch-gefühlsmäßigen Kräften darin geborgen war. Hugo Wolf, durch das Vorbild der Wagnerschen Worttondichtung erleuchtet und bestimmt, ging den entgegengesetzten Weg: er versuchte das Gedicht aus dem Geiste der Musik als Lied neu erstehen zu lassen. Und der Versuch glückte, denn dieser Geist war der Leben gebende Schoß des reinen Gefühls, aus dem das dichterische Gebilde selbst ursprünglich geboren war, und ein günstiges Geschick hatte gerade Hugo Wolf eine Kraft der Nachempfindung, das Vermögen der seelischen Verwandlung in so hohem Maße beschert, daß es ihm möglich wurde, durch tiefe, leidenschaftliche Versenkung in die Persönlichkeit des Dichters das längst vollendete poetische Gebilde aus seinen gefühlsmäßigen Elementen nochmals entstehen zu lassen und diese Entstehung wie ein eigenes Erlebnis zu empfinden. Im Gegensatz zu den älteren Liedermeistern, die ihre Textvorlagen musikalisch ausdeuteten, wie wenn ein Maler durch die Lebhaftigkeit der Farben und glückliches Lichterspiel eine gegebene Zeichnung illuminieren wollte, strebte Wolff darnach, das Gedicht von innen zu durchleuchten, so daß in seiner Tongestaltung nicht nur die vom Dichter gedanklich durchgebildete Vorderseite, sondern auch seine Hinter- und Untergründe erkennbar würden. Seine | Aufgabe als „Vertoner" des Dichterwortes erblickte er, wie Wagner, nicht darin, die sicheren Züge des Poeten nochmals nachdrücklich nachzuzeichnen und mit

Digitized by Google

bedeutsamem oder bloß kalligraphischem Schmuck zu versehen, sondern darin, das Werk des Gedankenkünstlers durch das Tongewebe zu ergänzen, seine Wirkung bald andeutend vorzubereiten, bald allmählich ausklingen zu lassen. Ja, wo das Letzte und Tiefste schon im Worte völlig ausgesprochen war, da verstand er es auch, in Ehrfurcht zu verstummen und vertraute ganz der Wirkung des im Sprachgesang belebten Verses. Mit Absicht hat Wolf seine Werke nicht, wie üblich, als „Lieder mit Klavierbegleitung" bezeichnet, sonders als „Gedichte für eine Singstimme und Klavier"; denn wie das Orchester in Wagners Dramen, so spielt das Klavier in diesen Gesängen eine nicht weniger gewichtige Rolle, als das vom Sänger vorgetragene Textwort. Wolf erreicht dies, indem er dem Klavier die Andeutung, Versinnlichung und Ausmalung solcher innerer Bewegungen und Regungen zuweist, die als psychische Vorbedingungen oder Begleiterscheinungen des im Dichterwort Ausgesprochenen vorausgesetzt werden müssen oder können. Es läßt uns in dem realistisch gehaltenen Motiv- und Figurenwerk seiner begleitenden Tongebilde die seelische Geberde erschauen, die die Empfängnis des poetischen Gedankens im Geiste des Dichters begleitet haben mag und nun dazu helfen soll, das Kunstwerk als ein Erlebnis unserem Gefühlsverständnis näher zu bringen. Es leuchtet ein, daß solcher Aufgabe nur eine Tonsprache gewachsen war, die mit der ungemeinsten Beweglichkeit und Ausdrucksfähigkeit ein unerschreckbares Streben zur Wahrhaftigkeit verbindet und es ist darnach als eine Grund- und Lebensbedingung solcher Kunst zu betrachten, daß darin, neben dem Schönen und Leichten, das Häßliche und Harte, das Krause und Dunkle gleiches Heimatsrecht haben.

Die schwierigen und heikeln Aufgaben, die eine solche Wiedergeburt des Gedichtes aus dem Geiste der Musik mit sich brachte, wären aber auch schwerlich zu lösen gewesen, wenn der Tondichter nach altem Komponistenbrauch in den Werken der Dichter nur auf passende Texte gefahndet und nach Zufall und Willkür bald von diesem, bald von jenem Poeten ein Stück zur Vertonung herausgegriffen hätte. Ein einzelnes Gedicht vermag auch dem feinfühligsten Musiker nicht genügend Anhaltspunkte zu bieten, um mit Treffsicherheit den seelischen Untergrund und seine Lebensbewegung und Gestaltungsdrang zu fassen und darzustellen. Hugo Wolf überwand die Schwierigkeit, die seiner seelenergründenden Deutungs- und Schilderungslust aus der Gedrungenheit und Geschlossenheit der einzelnen in sich vollendeten Dichtung erwuchsen dadurch, daß er

Digitized by Google

nicht bloß ein oder das andere Gedicht, sondern den Dichter selbst zum Gegenstand seines Studiums, zum Vorwurf seiner Kunst machte. Durch eine andauernde, oft jahrelang währende Vertiefung in das Geisteswerk und die Welt seines Poeten erwarb er sich einen Einblick in die Dichterpsyche, der es ihm ermöglichte, all ihren Äußerungen und Wandlungen mit vollstem Verständnis zu folgen und sie mit den Mitteln seiner Kunst zu veranschaulichen. So war er imstande, jedes Lied an dem „versammelten heimlichen Schatz" seiner Erlebnisse teilnehmen zu lassen und seiner Musik einen Lebensgehalt zu geben, den sie aus dem Wortlaut des einzelnen Gedichtes nie gewonnen hätte. Aus diesem Verfahren erklärt sich auch die Tatsache, daß einzelne musikalische Motive und Wendungen in der Vertonung verschiedener Gedichte desselben Autors wiederkehren und wiederkehren können, und ebenso wird dadurch die merkwürdige Erfahrung verständlich, daß Wolfsche Gesänge an Wirkung gewinnen, wenn sie in Gruppen vorgetragen werden.

Vor anderthalb Jahrzehnten konnte man spotten hören: Hugo Wolf komponiere nicht Gedichte, sondern setze ganze Dichter in Musik. Heute schweigen die Spötter, ihre Beobachtung aber bleibt zu Recht bestehen. Die Dichter, Mörike, Eichendorff, Goethe, der typische spanische Romanzensänger, der italienische Rispettopoet, sie sind die Helden seines Schaffens, das aus der Gesamtheit ihrer Künstlertaten, wie aus einem Drama den lyrischen Grundton heraufzuklingen beschwört und so selbst für sogenannte Gedankenpoesie den belebenden Gefühlslaut, die musikalische Weise zu finden vermag. Und wie Richard Wagner unbeschadet der einheitlichen Entwickelung seines technischen Stils mit jedem neuen Helden und aus dessen Eigenart heraus jeweilen zu einem besonderen geistigen Stil für seine einzelnen Dramen gelangte, so sehen wir auch Hugo Wolf nach seiner Versenkung und Wandlung in das Wesen der verschiedenen Dichter in immer neuen Gestalten auftauchen. Dabei ist, wie in den Schöpfungen Wagners, das Streben nach Vollendung in einer mit wachsender Reife zunehmenden Schlichtheit und Sachlichkeit der Ausdrucksweise wahrzunehmen. Wirken die Gesänge aus Goethe und dem spanischen Liederbuch, die freilich aus gar gedankenträchtigen Welten herausgesponnen sind, in der Überfülle ihrer Gesichte und dem geheimnisreichen Gewebe der sich äußernden seelischen Triebe und Bewegungen zunächst fast verwirrend auf den Hörer, so erscheint in den kurzen Tongedichten aus dem italienischen Liederbuch der künstlerische

Digitized by Google

Prozeß, durch den „Ausdruck“ in selbstherrliche „Form“ sich wandelnd, gänzlich vollzogen und wir sehen hier den Tondichter als Bildner die höchste Stufe seiner Begabung erreichen.

Die Eigenart der Wolfschen Begabung, vorab der geradezu dämonische Zug zur Metempsychose, zur Selbstentäußerung und Seelenwandlung lassen es leicht begreifen, daß frühe schon und in immer drängenderer Heftigkeit sich bei dem Künstler die Sehnsucht nach dem Drama zeigte. Allein lange Jahre mußte er vergeblich nach der Dichtung Ausschau halten, die seinen ernsten Anforderungen und seinem feinen Sinne genügen konnte. Erst Mitte der neunziger Jahre glückte es ihm, einer Textdichtung habhaft zu werden, die ihm der Vertonung würdig schien. Auf seinen Wunsch hatte ihm eine Wiener Schriftstellerin, Rosa Mayreder, die ergötzliche Novelle des Pedro de Alarcon „el sombrero de tres picos“ (Der Dreispitz) als vieraktiges Lustspielchen bearbeitet. Mit Feuereifer warf er sich in die Arbeit und vollendete in der unglaublich kurzen Zeit von etwa drei Monaten das lebengesättigte, schönheitsfreudige, tragikomische Charakterbild, das unter dem Titel „der Corrigidor“ am 7. Juni 1896 in Mannheim seine erste Aufführung erlebte und seitdem mit Erfolg über mehrere bedeutende Bühnen ging. Das Werk gehört in die unmittelbare Gefolgschaft der „Meistersinger von Nürnberg“ und deckt die nahen und festen Beziehungen, in denen Wolf zur Schöpfung des großen Regenerators deutscher Kunst stand, offensichtlicher auf als seine Liederbücher. Ob aber und wie weit diese Abhängigkeit vom berühmten Vorbild den Eindruck und das Eigenleben der Wolfschen Oper beeinträchtigt, vermag ich nicht zu sagen, da dem dramatischen Erstling unseres größten modernen Lyrikers bislang die Berliner Opernbühne verschlossen blieb und die deutsche Reichshauptstadt sich damit benügen mußte, die Geschichte von dem lüsternen Corregidor und der wunderschönen Müllerin in der Vermelodeirung des Herrn Meyer-Helmund („Margitta“) kennen zu lernen. —! —

Wie dem aber auch sei, an der Bewertung des Wolfschen Lebenswerkes für das Kunstleben unserer Zeit, wie für die Geschichte des deutschen Liedes, wird auch ein Halb- oder Mißerfolg dieser Oper nichts mehr ändern, denn sie ist festbegründet auf der Bedeutung seiner Gesänge. Was er auf diesem Felde geschaffen, indem er der deutschen Musik nicht nur halbvergessene köstliche Dichtungen, wie die Mörikes, eroberte, sondern auch ganz neue Stoffgebiete, wie die inbrünstigen religiösen Betrachtungen des

Digitized by Google

spanischen Liederbuches erschloß, was er geleistet und gewirkt, indem er für das seit langem strittige Verhältnis zwischen Wort und Ton, Poesie und Musik auch im lyrischen Gebilde einen freieren, gerechteren Ausgleich fand, das sichert Hugo Wolf unvergänglichen Ruhm und macht sein kurzes durch die Nacht des Wahnsinns so tragisch verdüstertes und beschlossenes Leben zu einem der schönsten und gesegnetsten Glücksfälle der neuen deutschen Tonkunst.

Die Wirksamkeit der Ansiedlungskommission.

Von Kurd von Strantz.

Die endlich entschlossene Haltung der preußischen Regierung und die in ihrer maßvollen Bestimmtheit programmartige kaiserliche Ansprache an den posenschen Landtag im Zusammenhang mit der Thronrede vor Jahresfrist lassen zur aufrichtigen Freude aller deutsch gesinnten Vaterlandsfreunde keinen Zweifel an der tatkräftigen Durchführung der Verdeutschung unserer östlichen Grenzlande aufkommen, die schon einmal deutsche Stämme zu ihren Bewohnern zählten und in der Blüte der Ordenszeit deutsche Bürger und Bauern von neuem in das Weichselgebiet strömen sahen. Die wertvollste und teuerste Arbeit liegt der Bauernansiedlung ob, die national und kulturell, aber auch sozialpolitisch wirken soll. Im bäuerlichen Mittelstand ruht die Hauptkraft des Volkes, aus dessen Wurzeln auch das städtische Handwerk und der kleine Kaufmannsstand durch Erneuerung vom Lande ihren Widerstand gegen den großkapitalistischen Wettbewerb saugen, der als unabänderlich aus unserem Wirtschaftsleben nicht mehr ausgeschaltet werden kann, sollen wir auf dem Weltmarkt noch leistungsfähig bleiben. Durch die bisherige Aufteilung des häufig verrotteten Großgrundbesitzes, der aus Mangel an Arbeitskräften überhaupt nicht den Boden eindringlich bearbeiten kann,

Digitized by Google

wird bei der hervorragenden Bodenverbesserung vor Ansetzung der neuen Kleinsiedler die Landeskultur in einem Maße gehoben, daß der seiner Bodenbeschaffenheit nach keineswegs unfruchtbare Osten, der freilich unter dem kalten Klima der sarmatischen Ebene zu leiden hat, fast auf eine Stufe mit dem sonst begünstigteren Westen gestellt wird. Der wirtschaftlich gut gestellte Großgrundbesitz hat beispielsweise im Rübenbau der Magdeburger Börde fast schon den Vorrang abgelaufen.

Die von der Ansiedlungskommission ausgelegten Stellen sind musterhafte bäuerliche Nahrungen geworden, die einen leistungsfähigen Ackerbauerstand geschaffen haben, wo früher unzulängliche landwirtschaftliche Zustände geherrscht haben. Die Zahlen des ausgetanen Grund und Bodens nach Hektaren und Ansiedlerstellen sind bekannt, und der Leser kann daher mit dem Zahlenwerk verschont werden. Man hat der A.-K. Langsamkeit und ungenügende Förderung kleinerer Bauernstellen von 5 bis 10 ha. vorgeworfen, ohne zu bedenken, daß der Staat nicht bloße Güterschlächterei treiben darf, und daß schließlich gerade das Bedürfnis nach den kleineren Stellen stets befriedigt worden ist, indem größere, auch nach der Ausmessung, im Bedarfsfall in kleinere aufgeteilt wurden. Der anscheinend begründete Vorwurf, daß bureaukratische Rücksichten die Aufgabe der Gebäudeherstellung veranlaßt haben, trifft nur die Oberrechenkammer, die tatsächlich den Eigenbau durch Hinweis auf ihre Vorschriften und allzu kleinliche Erinnerungen der A.-K. verleidet hat. Formell mag aber die oberste Kontrollbehörde Recht haben, so daß das Staatsministerium zur verfassungsmäßigen Entlastung der beteiligten Behörden hätte eingreifen müssen. Daß die polnischen Rettungsbanken mit Hilfe des preußischen Staatskredits infolge der unglaublichen formalistischen Auffassung der Bromberger Generalkommission der A.-K. erfolgreichen Wettbewerb machen konnten, ist auch nur Schuld des Staatsministeriums, das zu spät eingriff. Indessen war es ein starkes Stück bureaukratischer Beschränktheit, ein Gesetz buchstabenmäßig zum Schaden der verfolgten nationalen Zwecke auszulegen. Freilich sind ja die höheren Beamten der Generalkommission ausschließlich Juristen und keine Verwaltungsleute, so daß man sich über diesen Schwabenstreich nicht wundern kann. Die Polen haben diese Fehler weidlich ausgenützt, und die Scharte ist nicht mehr auszuwetzen, da die polnischen Landbanken mehr Großbesitz aufgeteilt haben, als die deutschen Behörden.

Indessen ist das langsame Tempo auch schädlich gewesen und

Digitized by Google

nunmehr erst ist dieser Mangel durch die neueren, viel größeren Bewilligungen gehoben. Aber die A.-K. ist an diesen Fehlgriffen unschuldig gewesen, da sie nur nach Maßgabe ihrer Mittel ohne Schädigung der Güte der Ausführung vorgehen kann. Dies sieht auch E. Stumpfe*) ein, der diese Fehler mit Recht rügt. Dem Notschrei nach Begebung von Arbeiterstellen ist die A.-K. im Umkreis von Posen nachgekommen, doch dürfte in dieser Hinsicht noch manches nachzuholen sein.**) Gerade wo größere Stellen geschaffen sind, was durchaus kein Fehler ist, da sozial und national der Großbauer die beste deutsche Gesellschaftsschicht bildet, haben sich auch polnische Landarbeiter als Hilfskräfte eingefunden und das Deutschtum der Niederlassung geschädigt. Freilich muß durch Auslegung entsprechender Arbeiterstellen der polnische Zuzug ferngehalten werden. Übrigens darf als selbstverständlich angenommen werden, daß die A.-K. alle diese Mißstände und Versuche reiflich erwogen und beraten hat. Das Übel lag in der Reibung der gleichfalls beim Ansiedlungswerk tätigen Behörden, da auch die Oberpräsidenten und die endlich zum nationalen Standpunkt bekehrte Bromberger Generalkommission außer den Berliner Zentralstellen mitzusprechen haben. Gerade die Generalkommission hat es an Unterstützung einer privaten deutschen Ansiedlung von Bauern fehlen lassen, während sie in Befolgung des Wortlautes des Gesetzes nur allzuviel Polen durch Gewährung der Rentenkapitalien ansetzte.

Aber auch von anderen Behörden ist die A.-K. abhängig. Fühlen sich schon anderwärts die Amtsgerichte dank ihrer richterlichen Unabhängigkeit sehr selbständig gegenüber dem Ersuchen von Verwaltungsbehörden, so wird gerade in den polnischen Provinzen über das mangelnde nationale Verständnis um formaler Bedenken halber geklagt. Ich selbst habe die Erfahrung gemacht, daß der A.-K. Schwierigkeiten gemacht wurden, deren sachliche

*) Dr. E. Stumpfe, Polenfrage und Ansiedlungskommission. Berlin 1902. Dietrich Reimer.

**) Frhr. v. d. Goltz, Geschichte der deutschen Landwirtschaft, Stuttgart 1903, Kotta. Der sachverständige Verfasser betont gerade die Notwendigkeit solcher Arbeiterstellen, deren Mangel die ländliche Leutenot des ganzen Ostens entschuldigt. Lamprecht, Zur jüngsten deutschen Vergangenheit, Freiburg 1903, Heyfelder, schildert mit gewohnter Meisterschaft und durchsichtiger Klarheit die Polonisierung des Ostens durch die Leutenot, der nicht mit nationalen Redensarten zu steuern, aber die wichtigste Frage der inneren deutschen Politik ist.

Digitized by Google

Begründung sodann in den höheren Instanzen nicht anerkannt wurde. Als Grundbuchämter sind die Amtsgerichte aber lediglich Verwaltungsbehörden, die kollegialisch gerade die hilfsbedürftigste, die vielgeplagte A.-K. unterstützen müßte. Weisungen des Justizministers müßten eigentlich solchen Mißständen abhelfen, da es sich nicht um richterliche Entscheidungen handelt, sondern lediglich um Beurkundungen des Besitzstandes. Auch die Richter sind Staatsorgane. Erklärt der Staat um seiner Erhaltung willen den Polen den Krieg, so müssen auch die Gerichte in den Dienst der Verdeutschung gestellt werden, soweit es sich nicht um Straf- oder Zivilurteile handelt, deren Unabhängigkeit natürlich gewahrt werden muß. Aber selbst die strafrichterliche Tätigkeit muß und soll von den polnischen Umtrieben berührt werden, wie die richterliche Entscheidung in den fast aufrührerischen Vorgängen zu Wreschen gezeigt hat. Ohne strenge Schärfe, die sonst vielleicht nicht am Platze wäre, kann es bei diesem Daseinskampf unseres Volkstums nicht abgehen. Die Polen haben in den Zeiten ihrer Adelsrepublik ganz anders gegen die Deutschen gewütet. Unser allzu gesitteter Staat entbehrt aber der kräftigen Gewaltmittel. Mit dem teueren Geld der übrigen Staatsbürger müssen wir die Polen auskaufen, während sie selbst einfach das deutsche Gut beschlagnahmten und den Besitzern die Köpfe abschlugen. Ein ernsthafter Tadel trifft die A.-K. nicht. Obschon erfahrungsmäßig die Ansiedler zu teuer bauen, auch ungern Stellen ohne genügende Baulichkeiten übernehmen, so ist die A.-K. doch von den Bestimmungen der Oberrechenkammer abhängig. Natürlich kann die A.-K. durch große Abschlüsse mit Unternehmern wohlfeile Bauten auf ihren Gütern herstellen und durch deren praktische Einrichtung den Ansiedlern für billigen Preis die erforderlichen Hofreithen in trefflicher Ausführung liefern, während die Ansiedler selbst gewöhnlich allzu kostspielige und unnütze Bauten aufführen, die zum Wert und Ertrag der Ackernahrung in keinem Verhältnis stehen. Mangelhafte Rechnungsnachweise dürften dann freilich keine Rolle spielen und gerade die A.-K. müßte eine gewisse Bewegungsfreiheit haben, die nicht an peinliche Belege gebunden ist. Bei größerer Nachfrage kleinerer Stellen müssen trotz Mangels solcher größere zerschlagen werden und jedenfalls bei großbäuerlichen Gütern Arbeiterstellen in genügender Zahl begeben werden, obschon deren Verkauf ziemlich schwierig ist, da deutsche Landarbeiter vom bedürfnislosen Polen unterboten werden. Dies ist auch der triftige Grund gewesen, weshalb die A.-K. so zurück-

Digitized by Google

haltend mit der Auslegung von Arbeiterstellen gewesen ist, für die gar kein Zuspruch herrschte.

Leider spielt die Bekenntnisfrage selbst in diesen nationalen und wirtschaftlichen Dingen eine betrübliche Rolle. Die erzbischöfliche Behörde vernachlässigt pflichtwidrig ihre geistliche Obliegenheit, die deutschen Katholiken mit deutschen Priestern zu versorgen, und pfarrt die neuen deutschen Dörfer in polnische Kirchensprengel ein, oder sendet ihnen polnische Seelsorger. Mit großem Geschick hat die A.-K. bisher diesem Treiben die Spitze geboten und schließlich auch die Bestellung deutscher Geistlicher erreicht. Hier dürfte doch das angeblich national gemauserte Zentrum seinen Einfluß geltend machen, um seinen Glaubensgenossen zur geistlichen Versorgung zu verhelfen. Sonst bleiben bloß protestantische Bauernschaften möglich, obwohl dem nationalen Zweck mit dieser Unterscheidung wenig gedient ist. Freilich predigen in Oberschlesien deutsche Priester notdürftig wasserpolackisch, obschon eine deutsche Mehrheit vorhanden und alle Polen durch die deutschen Volksschulen gegangen sind. Aber die Angst, die polnischen Schäflein zu verlieren, ist größer als die schuldige Rücksicht auf die nationalen Gefühle der deutschen Gläubigen. In Posen kann bloß eine deutliche Maßregelung des polnischen Oberhirten und seines fanatischen Domkapitels helfen, der sich eben nur als Primas und ungekrönter König von Polen fühlt, wofür ihm im frommen Frankreich die Temporalien gesperrt würden. Auch hier mußte die A.-K. lavieren.

Mag auch der hochverdiente Präsident der A.-K. zurückgetreten sein, nachdem er eine treffliche Organisation geschaffen hat, so ist doch das Personal derartig geschult, daß bei einer nunmehr endgültig beschlossenen einheitlichen Verwaltung, die auch dringend geboten ist, um die gegebenenfalls widerstreitenden Anordnungen dreier Ministerien in genügende Übereinstimmung zu bringen, der sichere Fortgang der Geschäfte nicht gestört worden ist. Richtig ist bloß bei den Klagen über die Zusammensetzung der Beamten der häufige Wechsel der Assessoren, die hier die beste Vorbereitung zum Landrat finden und daher diese Lehranstalt bald wieder verlassen. Die höheren Beamten dauernd festzuhalten und dadurch mit den Verhältnissen besser vertraut zu machen, wird wohl die künftige Sorge sein müssen. Die ständigen Stellen müssen deshalb erhöht und den alten Beamten bessere Aussichten eröffnet, bloß durchgehende Hilfsarbeiter müssen tunlichst vermieden werden. Natürlich ist das Gerede von einem polnischen

Digitized by Google

Provinzialminister in Posen unsinnig, da diese alten Provinzialbehörden nur veraltete Verwaltungsstücke aus der Zeit sind, wo die preußischen Gebietsteile noch nicht zusammengeschweißt waren, sondern wirklich preußische Kleinstaaten bildeten, wie auch der amtliche Ausdruck von den Staaten des Königs von Preußen bezeugt.

Jede Ausnahmestellung wäre verfehlt und die leider mehr repräsentativ oder als Übermittler tätigen Oberpräsidenten finden in der kräftigen Unterstützung der A.-K. ein wichtiges Arbeitsfeld, das ihnen bei nur je zwei Regierungsbezirken mit nicht übermäßiger Bevölkerung ohne Großgewerbe gefehlt hat. Die Einheitlichkeit der Verwaltung wäre bei dieser Zuständigkeit besser gewahrt, als jetzt, sofern die Oberpräsidenten wirklich ihren Willen bei allen Provinzialbehörden auch anderer Amtsbereiche durchsetzen können; wir meinen die Zöllner, die Gerichte und die Eisenbahnbehörden. Der Fall Löhning zeigte eine eigentümliche Polenfreundlichkeit der Steuerbeamten, die also nicht einmal Miquel als Vorgesetzter zur unbedingten nationalen Staatsgesinnung gebracht hat. Dem unteren Eisenbahnbeamten ist bekanntlich der Gebrauch der polnischen Mundart verboten. Gegen gutes Trinkgeld erwirkt der Pole fast noch stets eine polnische Antwort. Alle Beamten müßten eine vielleicht kleinlich erscheinende, aber nötige Aufsicht in dieser Richtung üben, da eben den Deutschen das lebendige Volksgefühl völlig abgeht, was wir bei den Polen aufrichtig bewundern müssen.

Der technische Apparat der A.-K. macht den Eindruck einer praktischen Bildung, wie auch die erforderlichen landwirtschaftlichen Hilfskräfte nicht in den bureaukratischen Rahmen mit besonderer Rangstufe gezwängt sind. Eine Abstufung würde natürlich die nicht juristisch gebildeten Mitarbeiter nur kränken, während jetzt, trotz Vergütung, das Gepräge einer Art ehrenamtlicher Wirksamkeit gewahrt wird. Je kaufmännischer in diesem großen Betriebe gewirtschaftet wird, desto glatter werden sich die Geschäfte abwickeln. Stenographinnen und Fernsprecher sind schon unerläßliche Hilfsmittel der Behörde, deren Bestreben sich jetzt hauptsächlich auf die Abkürzung der Zwischenverwaltung richten muß. Die rasche Aufteilung, die die private Güterzerkleinerung, freilich mehr selbstsüchtig, zur Ermöglichung schnellen Umsatzes des Kapitals auszeichnet, mußte auch tunlichst versucht werden, zumal jetzt doch besser bewirtschaftete Güter zum Ankauf gelangen. Der Grundsatz, nur wohl bearbeitete Ländereien, die ent- oder bewässert

Digitized by Google

sind, den Erstehern anzubieten, ist fraglos einwandsfrei. Doch läßt sich bei dem nunmehr beträchtlich vermehrten Betriebskapital dieses Ziel vielleicht schneller, als bisher erreichen. Die etwas polnische Wirtschaft der polnischen Parzellierungsbanken hat doch viel geleistet, wobei freilich auch die Genügsamkeit der Ansiedler zu beachten ist. Der Deutsche erträgt solche dürftige Lebenshaltung nicht, besonders wenn er aus dem Westen stammt. Deshalb müssen auch vor Verkauf die notwendigen Baulichkeiten hergerichtet sein; denn in den verfallenen, polnischen Arbeiterkaten will keine deutsche Bauernfamilie wohnen. Aus dieser Tatsache ist auch das schnelle polnische Tempo zu erklären, das kulturell verständlich ist und deutscherseits nur durch die größeren Mittel und das Einsetzen der Staatsgewalt auszugleichen ist.

Übrigens wäre die Ausdehnung der staatlichen Ansiedelungstätigkeit auf Oberschlesien sehr erwünscht. Dort herrscht auch in einzelnen Teilen, besonders bei einigen Grubenmagnaten, bereits eine schädliche Latifundienbildung. Vielleicht der Größte betreibt beispielsweise die Landwirtschaft wohl nur noch als Sport und kauft kleine Standesgenossen aus, so daß eine ausgleichende Besitzmischung ausgeschlossen ist. Hier sind deutsche Bauerndörfer nötig, nachdem sogar schon der kleinere Gutsbesitzer hat weichen müssen. Dieser allzu landreiche Großbesitz verhindert das Aufkommen einer deutschen angesessenen Bevölkerung, da er nur einer genügsamen Arbeiterbevölkerung bedarf. Statt daß der Pflug fortschreitet, wird das Ackerland aufgeforstet. Wie nützlich ein mittlerer Großgrundbesitz bei gleichzeitigen bäuerlichen Stellen ist, so wenig erwünscht ist eine ununterbrochene zusammengekaufte Landfläche von mehreren Quadratmeilen in einer Hand. Bei eingesprengten Bauernschaften und kleineren Gütern wirkt sonst eine solche Herrschaft kulturell und sozial kaum bedenklich. Die Steigerung des Bodenwertes durch die Besitzmischung und eindringliche Bodenbearbeitung entschädigt reichlich eine Besitzverkleinerung, zumal jetzt die oberschlesischen Großgrundherren bei einer deutschen Bauernansetzung ein gutes Geschäft machen würden.

Der dunkelste Punkt beim Ansiedelungswerk ist die amtliche Gleichgültigkeit des Reiches und seiner Glieder gegenüber der Leitung auswanderungslustiger Landwirte in das angeblich wilde polnische Land, das kulturell jedenfalls dem gebirgigen Mitteldeutschland überlegen ist. Tatsächlich muß die A.-K. mit Agenten gleich einer Privatgesellschaft arbeiten, obschon alle Landräte und Amtleute ihr zu Willen sein müßten, um den Strom nach dem

Digitized by Google

alten Ansiedelungsosten zu lenken, wie schon vor 700 Jahren. Hier müßte das Reich eingreifen und an das nationale Gewissen der Regierung pochen. Daher erklärt sich auch die Ungleichmäßigkeit der Herkunft der Ansiedler. Der viehzüchtende Gebirgler mag ja nicht ohne weiteres ins Flachland passen. Aber die Deutschamerikaner haben sich auch der neuen Natur angepaßt. Wie viel leichter ist es dem Ansiedler gemacht, der die bekannten staatlichen Verhältnisse vorfindet und nicht nur an amtlichen Stellen die Muttersprache hört. Das ganze umgebende Polentum ist ja durch die Volksschule gegangen und dessen tatkräftiger Mittelstand ein Erzeugnis deutscher Bildung. Amtliche wie private Unterstützung müssen die Bundesstaaten, und vor allem die übrigen preußischen Provinzen, der A.-K. zur Herbeiführung geeigneter Ansiedler angedeihen lassen, um die Auswanderung in die Fremde übers Meer zu verhindern. Nirgends findet sie aber solche pflichtschuldige Hilfe; ja ein Landrat wendete sich sogar gegen die Abwanderung seiner Kreiseingesessenen, was vielleicht nicht unberechtigt war, da eine allzu starke Heranziehung einzelner schon schwach bevölkerter Landesteile, wie z. B. Holstein, zu vermeiden ist. Der staatlichen Bauernansetzung unter zielbewußter staatsministerieller Leitung harrt demnach noch eine große Aufgabe, um ein wirkliches nationales Ergebnis zu erreichen.

Bekanntlich sind 100 Millionen zum Ankauf von Domainen und Forstgrundstücken bewilligt. Die Regierung begründete diese Forderung damit, daß die Mehrzahl der deutschen Großgrundbesitzer, Fürsten und Bankiers, nicht im Lande wohne und daher ein Ersatz führender Großlandwirte erforderlich sei. Sollte man nicht durch einen Druck auf gewisse Hofverwaltungen behufs Bestellung deutschgesinnter Bevollmächtigter in entsprechender gesellschaftlicher Lage oder durch Steuerzuschläge für die reichen Berliner Kapitalisten auch diesem Mangel abhelfen können, zumal andererseits z. B. gerade der leider so früh heimgegangene Sohn des Herrn von Hansemann eine hervorragende und opferwillige Stütze des Deutschtums war? Die Verstärkung des Großgrundbesitzes würde bloß dann gerechtfertigt sein, wenn sich der Staat dadurch für künftige Kolonisation noch größere Flächen sichern wollte und der erstrebte Kammergüterbesitz legiglich einen Übergang zur Kleinbesiedelung bildete. Domänenbesitz ist überhaupt kaum noch zur Krediterhaltung, jedenfalls aber nicht mehr landwirtschaftlich gerechtfertigt. Der übrige Großbesitz wirkt genügend vorbildlich und die beträchtliche Ausdehnung der Domänen ver-

Digitized by Google

hindert eine weitere bäuerliche Ansetzung, so daß eher eine Aufteilung des Staatsbesitzes zu wünschen ist. Möge der Staat dafür die Gemeindewaldungen, besonders in Preußen, erwerben, die sich, mangels staatlicher Aufsicht, in einem größtenteils üblen Zustand bei fast allen Dorfschaften befinden. Gerade in der Umgebung von Berlin kann man diese unerfreuliche Wahrnehmung machen. Der Boden ist wegen des Streurechens völlig kahl gekratzt und der elende Kiefernwald ist so leicht, daß das Wild weder Deckung noch Äsung findet. In den meisten übrigen Bundesstaaten besteht eine Staatsaufsicht, die eine solche unpflegliche Waldbehandlung vereitelt. Solche Holzbestände sind lieber in Äcker zu verwandeln, der das nötige Stroh liefert. Die Zollpolitik muß eben auch den Ertrag der leichten Böden sichern. Wenn in der ministeriellen Denkschrift dann sogar die Einschonung von Pflugland empfohlen wird, so bedeutet solche Waldentstehung zugleich den Tod des Bauern. Hier erkennt man den einseitigen Standpunkt des Forstmannes, während der Staat als weitsichtiger Volkswirt handeln muß. Der Staat entvölkert durch solche Aufforstung des Ackerbodens das Land. Wir müssen erwarten, daß solchen forstlichen Neigungen durch den Landtag ein Riegel vorgeschoben wird. Wie kann man im Osten von Entwaldung reden, wo auf gutem Weizenboden Kiefern stehen, und Posen, wie Westpreußen das Land der großen Waldherrschaften sind, die bei der heutigen Kultur, in solcher Ausdehnung, nur im Gebirge ihre Berechtigung haben. Sonst muß man den unbefriedigten Landhunger als gerechtfertigt anerkennen, und arbeitet damit stattlich der Sozialdemokratie in die Hand. Die Landflucht beruht auch zum Teil auf dem Mangel selbständiger Ackernahrungen, denen nur durch bäuerliche Stellen, nicht durch Domänen, abzuhelfen ist.

Den vorläufigen Schlußstein bildet aber die vom Herrenhaus zunächst angenommene Nachtragsbestimmung des Ansiedlungsgesetzes, wonach der Grundstücksverkauf an Polen von der Genehmigung des zuständigen Regierungspräsidenten, unter Beschwerde an den Oberpräsidenten*), abhängig ist; also ein Verkaufsverbot, das der Polonisierungsarbeit der polnischen Rettungsbanken und der großen Landherren einen gesetzlichen Riegel vorschiebt. Die Verbesserung des Regierungsentwurfes, der als

*) Herr, Neue Bahnen der Sozialpolitik, Berlin 1903, Liebmann. Der sachkundige Verfasser schlug bereits diese Instanz vor, und zeigt das Buch überhaupt treffliche gesetzliche Hinweise zur Erreichung einer nachdrücklicheren Verdeutschungspolitik.

Digitized by Google

Behörde den Präsidenten der Ansiedelungskommission vorsah, erscheint klar, um den rein nationalpolitischen Charakter der Maßregel zu wahren. Die Steigerung der Güterpreise auf Staatskosten und damit die mittelbare Forderung der polnischen Verkäufer oder auch der deutschen, die dann mit dem Staatsgeld die Ostmark fahnenflüchtig verlassen, war auf die Dauer unhaltbar. Die anfängliche, sogar konservative Gegnerschaft ist unverständlich, da für das eigene Volkstum jede Beschränkung des Privatrechts zulässig ist. Unabsichtlich sind dadurch die Konservativen in den Verdacht gekommen, als seien sie an der Höhe der Güterpreise beteiligt. Jedenfalls müssen sie im Abgeordnetenhaus diese privatrechtlichen Bedenken fallen lassen, um den liberalen und Zentrums-Einwänden von der Fesselung der persönlichen Freiheit geschlossen entgegen zu treten. Es muß Macht-, nicht Parteipolitik getrieben werden.

Die Entstehung der Gottes- und Weltanschauungen.

Von Oberlehrer Dr. Otto Nieten in Duisburg.

Es ist bekannt, daß der echte Dichter seine Gedichte mit seinem Herzblut schreibt, daß er in ihnen seine eigenen Konfessionen gibt. Er reproduziert die Welt, indem er das innerlich Erlebte mit den äußeren Eindrücken zu einer Einheit verschmilzt. Wir sind es gewohnt, aus seinem Charakter, aus seinen Lebensschicksalen, aus dem ganzen sozialen Milieu heraus das Kunstwerk zu verstehen. Wir wissen auch, daß es Philosophen gibt, die in ihrer starken Subjektivität eher an Dichter erinnern als an den mit logischer Kälte die Dinge erforschenden Denker.

Friedrich Nietzsches enthusiastische Künstlernatur, Schopenhauers heftiges bitteres Temperament machen es erklärlich, daß sie sich das Weltbild gerade so schaffen mußten, wie es ihre von Leidenschaft durchtränkten Werke zeigen. Im allgemeinen aber

Digitized by Google

glaubten wir gerade von dem Philosophen, daß er sich von seinem eigenen Wollen und Fühlen, von seinen subjektiven Eindrücken erlösen könne, eben indem er die Dinge in ihrer Objektivität erkennt und im fortschreitenden Prozeß der Gedanken immer neue Wahrheiten entdeckt, um der absoluten Wahrheit damit immer näher zu kommen. Aber Faust hat vergebens gegen die Schranken des Menschlichen angestürmt; niemals kommt der Mensch über sich hinaus, er kann nichts Neues schaffen, nur Daseiendes nach seinen Bedürfnissen enträtseln. Nur die Religion befriedigt den Trieb in uns, über alles subjektive Meinen und Wähnen, über alle Zufälligkeiten herauszukommen. Nur eine außerweltliche Macht, die über allen Kräften des Menschen thront, hebt uns hinaus über uns selbst, über Sachen und Verhältnisse. Und diese Macht erschließt sich dem gläubigen religiösen Menschen in der transzendenten Gottheit. Sie ist ihm der verborgene Grund alles Lebens, ein Mysterium und doch zugleich eine objektive Realität. Wo diese Sicherheit schwindet, ist auch dem religiösen Glauben das Herz ausgebrochen. Bei der Überspannung des subjektiven Elementes im religiösen Glauben aber wird man zu diesem Resultat kommen: Der Philosoph wie der religiöse Mensch sind nur allzusehr dem Dichter verwandt. Es ist aber kein Wunder, daß man eine Erklärung des religiösen Phänomens versucht hat mit Abweisung aller metaphysischen Voraussetzungen. Und auch bei ganz abweichender Gesinnung werden diese Versuche trotz ihrer Einseitigkeit merkwürdig erscheinen. Den überzeugten Offenbarungsgläubigen werden sie kaum erschüttern; wird er die Erklärung der Gottesanschauung ablehnen, so wird ihm doch die Entstehung der philosophischen Weltanschauung in neuem Lichte erscheinen. Wir sind denn auch der Meinung, daß der Mann, dessen Lebenswerk wir in kurzer Skizze darzustellen versuchen, sein Bedeutendstes geleistet hat in seiner eigenartigen Auffassung der griechischen Philosophie, deren Geschichte er schrieb. Daß der Philosoph auch nur der arme Sohn der Erde ist, daß auch die Religion nur etwas Menschliches — Allzumenschliches ist, das hat der Bonner Religionsphilosoph Wilhelm Bender zu zeigen gesucht. Sein Hauptwerk „Metaphysik und Mythologie“ ist Torso geblieben. Kühn in der konsequenten Verwertung weniger Grundgedanken, überraschend in seinen Resultaten weist es den „Erdgeruch“ der griechischen Philosopheme auf.

Wilhelm Bender ist in der Öffentlichkeit besonders hervorgetreten, als er am 400. Geburtstag Luthers in einer akademischen

Digitized by Google

Festrede der dogmatischen Orthodoxie den Fehdehandschuh hinwarf, der es mehr um Produkte ihrer erleuchteten Vernunft zu tun sei als um die lebendige Religion, und mit ihr zugleich den weltflüchtigen Pietismus anklagte, daß er den Abfall des Volkes von der Kirche verschuldete. Luther stand sicher in der Welt und sein Lebensideal war nicht Weltflucht, sondern Weltverklärung, nicht tatenlose Resignation, sondern Arbeit. Dieser Begriff der Weltverklärung hat aber bei Bender einen entschieden anderen Sinn als bei Luther, dem sie jedenfalls durch eine Verherrlichung der Kultur nicht erschöpft wurde. Bender hat dann eine Theorie der natürlichen Religionserklärung aufgestellt, die ihn trotz seiner Versicherung, daß er an Jesum festhalte und daß er der Religion keineswegs als Gegner gegenüberstehe, nötigte, ähnlich wie Strauß oder Zeller aus der theologischen Fakultät in die philosophische überzutreten. Diese Theorie — die übrigens nicht in einem größeren wissenschaftlichen Werk begründet ist, die Bender vielmehr nur in einer mehr populären Schrift und in zwei Vorträgen aufgestellt hat — erneuert den Rationalismus und Deismus des 18. Jahrhunderts. Aber man kann sagen, daß Bender auch in diesen Richtungen zuviel Metaphysik findet und daß die Verbindung eines deistischen Gottesbegriffs mit einer natürlichen Erklärung der Religion als eines menschlichen Phänomens nur eine sehr äußerliche und schwankende ist. Im Grunde genügt vollständig die natürliche Entwickelung des Menschen, sein Fortschreiten in der Kulturarbeit. Die Religion ist aber nur eine Hilfshypothese im Kulturprozeß; die Götter bestehen nur von Gnaden der Menschen, dessen Glückseligkeitsdrang und Hilfsbedürfnis sie gestaltet.

Benders Ansichten seien hier kurz skizziert. Bender geht aus von Schleiermacher, dessen Erklärung der Religion aus dem schlechthinnigen Abhängigkeitsgefühl ein sehr subjektives Element in sich trägt. Während aber Schleiermacher einem Pantheismus zuneigt, der die Selbsttätigkeit der Einzelwesen bedeutungslos macht, betont Bender mit Kant den moralischen Trieb nach Vervollkommnung, oder vielmehr er ersetzt ihn, die ethische Richtung Kants als zu exklusiv abstreifend, durch den bloßen Selbsterhaltungstrieb. Religion entsteht aus dem Bedürftigkeitsgefühl des Menschen, aus dem Wunsch, das der jeweiligen Kulturstufe entsprechende Lebensideal auf alle Fälle und durch alle Mittel zu erreichen auch da, wo die eigene Kraft zu versagen scheint. Dieses grenzenlose Wünschen findet im allgemeinen Weltlauf gewisse

Digitized by Google

Anhaltspunkte und Stützen, an die es sich anklammert. Der Mensch glaubt Mächte zu finden, die ihm helfen, und diese Mächte vergottet er, indem er sie nach seinem Bilde zu Personen macht, die er sich durch Gebet und Opfer zu verpflichten sucht. Bender meint, man dürfe nicht weiter gehen als bis zu der Frage: wie kommt der Mensch zum Glauben an Gott? Darüber hinaus komme man zu unwissenschaftlichen, metaphysischen Hirngespinsten. Religion erscheint nicht mehr als Gabe der Gottheit, sondern als Menschenwerk. Nicht die Erfahrung einer Hilfe bietenden Gottheit ist der Ausgangspunkt, sondern der Hilfe suchende Mensch. Der Glaube ist nicht Erkenntnis der Gottheit, sei es, daß sie durch Offenbarung, sei es, daß sie auf natürlichem Wege durch philosophische Spekulation erreicht wird; der Glaube wird durchaus bestimmt vom Wollen und Wünschen des Menschen; Glaube ist nicht interesseloſe Weltanschauung, sondern Weltbeurteilung vom Standpunkt des Menschen aus. Die Ungeduld der menschlichen Wünsche erzeugt die sinnlichen Offenbarungen und Wunder. Aber Bender geht doch eigentlich noch weiter: auch die Götter sind schließlich Erzeugnisse des menschlichen Wunsches; es sind zwar Anregungen da, aber doch nicht das, was der Mensch daraus macht. Denn die Weltgesetze kümmern sich doch nicht um des Menschen Wünsche und jedenfalls sind ihnen Opfer und Gebet gleichgültig. Bender sucht zwar dann einen deistischen Gott, der in den Weltgesetzen wirksam sein soll, einzuführen, aber damit verläßt er den Boden der natürlichen Erklärung. Auch steht dieser Gott zu der Religion eigentlich in gar keinem Verhältnis. Der Mensch würde auch weiter kommen ohne Religion; das rein kulturelle Streben reicht vollständig für diesen Gott aus. Schleiermachers absolutes Abhängigkeitsgefühl führt hier zu nichts weniger als zu Pantheismus; Bender entnimmt aus ihm, daß der religiöse Vorgang sich bei jedem Menschen abspielen muß und daß er eben ganz ins Innere des Menschen zu verlegen ist. Das absolute Abhängigkeitsgefühl degeneriert, schrumpft zusammen zu der allgemeinen Erfahrung, daß der Erfolg unseres Schaffens nicht von uns, sondern von Mächten und Verhältnissen abhängig ist, die wir nicht beherrschen; der Glaube hat nur den Wert, daß er die Kraft des Menschen in der Kulturarbeit ergänzt und verstärkt, er erhält also in ihm einen gewissen Optimismus. Religion scheint dann am meisten Sache bestimmt organisierter Naturen zu sein. Man begreift, daß der gläubige Mensch, der sich in der Religion von seinem Selbst und von der

Digitized by Google

Welt erlösen will, sich hier abwendet. Denn dieses Anklammern an Mächte, denen der Mensch ganz gleichgültig ist, die trotz Opfer und Gebet unbeirrbar ihren Weg gehen, scheint doch eine Illusion zu sein, die man abtun muß. Der reife und mündige Mensch wird sich danach bestreben, diese Reste mythischen Denkens abzustreifen in der Erkenntnis, daß er den Ordnungen und Gesetzen der Welt seinen Willen nicht auferlegen kann, daß er vielmehr sie erforschen muß, um danach Natur und Gesellschaft erfolgreich organisieren zu können. Er wird eben erst zu erkennen suchen, bevor er handelt. Aber wie steht es mit unserer Erkenntnis? Der Fall wäre ganz klar, wenn Bender diese Art der Religion als die niederste roheste Urform beseitigen wollte, wenn er sie verwürfe und wenn es sein Streben wäre, den Gottesbegriff zu vergeistigen oder eine Reinigung von irdischen Wünschen und sinnlicher Leidenschaft, die dann zu stoischer Ruhe und Fügung in das Notwendige oder auch zu Schopenhauerschem Pessimismus führen dürfte, anzubahnen. Bender neigt offenbar mehr der Ansicht zu, daß Religion etwas tief in dem Menschen Begründetes ist, als der, daß sie etwas Minderwertiges zu Überwindendes sei. Er meint nicht nur, daß wir zu sehr den Standpunkt unserer jetzigen geistigen Bildung auf die Vergangenheit übertragen, sondern auch das ist seine Ansicht, daß dieses Glückseligkeitsbedürfnis, dieser Wunschwahn etwas Unaustilgbares ist, daß alles menschliche Denken sich nicht in der Sphäre einer idealen Wahrheit wiegt, daß auch ihm die Erdenreste ankleben. Bender hat den Kantischen Satz von der Subjektivität unseres Erkennens noch in einem viel weiteren Sinn als es der Alleszermalmer dachte, übernommen und an einzelnen bestimmten Beispielen angewandt und nachgewiesen. Er hat in seinem Werk „Mythologie und Metaphysik“ die Bedingtheit auch der Denker in den allgemeinen Kulturverhältnissen, dem Milieu u. a. aufgezeigt. Auch die großen Denker der Griechen sind nur Menschen gewesen, fühlende, wollende, nach Glückseligkeit dürstende Menschen. Den Menschen ist es immer mehr um Glückseligkeit zu tun als um die Wahrheit. Das ist der eine Grundgedanke. Und der andere: die subtilsten Dinge sind aus sinnfälligen Vorgängen erwachsen; Offenbarungen und übersinnliche Mächte sind nicht nötig; die Uranfänge in ihrer Wirklichkeit und Sinnlichkeit genügen völlig, um daraus das Höchste und Feinste — möge es auch gegenüber den rohen Elementen als etwas völlig Anderes und Entgegengesetztes er-

Digitized by Google

scheinen — abzuleiten und in allmählicher Entwickelung entstehen zu lassen.

Der Hamannsche Satz: daß Poesie die Muttersprache des menschlichen Geschlechtes ist, führt zu überraschenden Ergebnissen, wenn wir die elementarste Gestaltung der Religion und Philosophie betrachten. Die erste Form, in der der Naturmensch sich die Dinge auslegte, war die, daß er alles verkörperte, beseelte, personifizierte. Dem Urmenschen erschien seine ganze Umgebung als etwas ihm Überlegenes, Unverständliches; er gestaltete sie sich nach seinem Bilde; er setzte sich mit ihr auseinander, indem er sie mit Psychen und Dämonen bevölkerte. Demgemäß ist die erste Form der Religion überall und auch bei den Griechen animistischer Fetischismus gewesen. Die erste Form, sich die Umwelt begreiflich zu machen, sich die Dinge zu erklären, ist die Mythologie, d. i. die Ansicht, die den Göttern die Weltleitung überträgt, indem sie die Naturdinge beseelt und die Naturvorgänge als Handlungen persönlicher Wesen, die man eben ganz nach Art überlegener Menschen sich durch Opfer und Gebet zu verpflichten sucht, deutet. Der Mensch vermochte die Fülle der Eindrücke zuerst noch nicht zu verarbeiten und in einer Einheit zu verknüpfen; sein eigenes Leben erschien ihm als das Spiel verschiedener Gewalten. Erst später kommt er zum Bewußtsein seiner Einheit, seiner geistigen Selbständigkeit, vermöge derer er sich als den Mittelpunkt alles Geschehens auffaßt. Dem entspricht in der Gottesanschauung der Fortschritt von Polytheismus zu Monotheismus. Dem wissenschaftlichen Denken aber entspricht der unpersönliche Monismus. Der anthropozentrische Standpunkt, dessen Entstehung also beschrieben ist, wird aber fast nie verlassen, weil das Glückseligkeitsbedürfnis des Menschen immer seine Interessen durchzusetzen sucht und weil es eben dem Menschen immer mehr um seine Glückseligkeit zu tun ist als um die Wahrheit.

Daß solche praktischen Impulse bei der Weltanschauung ebenso wirksam sind wie bei der Gottesanschauung, das weist Bender im einzelnen nach an der Geschichte des griechischen Denkens. Für seine Auffassung von der Entstehung der Gottesanschauung ist Homer ein Beweis: in der homerischen Götterwelt spiegelt sich deutlich die damalige Kulturstufe wieder. Über die mythologische Form hinaus führt die Frage: woher stammen die Götter? sich erzeugend an dem dunkeln Rätsel des Todes, an der Tatsache, daß Menschen entstehen und vergehen wie Naturdinge. Hesiod beantwortet diese Frage, indem er eine Ahnenreihe

Digitized by Google

der Götter erfindet, die bis auf einen Uranfang (Chaos) zurückgeht, den unpersönlich sich vorzustellen Mühe macht. Das Bemerkenswerte ist, daß solche Begriffe wie die des letzten Grundes, der Ewigkeit, der Seele nicht durch abstraktes Denken gefunden wurden, sondern daß erst die Einwirkungen unserer sinnfälligen Umgebung ganz von selbst diese Fragen und Antworten erzeugten. Hesiod stellt sich alles mythologisch-personalistisch vor. Die Weltentwickelung stellt er sich als Göttergenealogie, die Weltrevolution als Kampf der Göttergeschlechter, bei dem immer der Gesittetere siegt, vor.

Die ersten griechischen Philosopheme zeigen noch eine große Verwandtschaft mit den mythologischen Erklärungsversuchen der Dichter. Man verkennt überhaupt die ganze griechische Philosophie völlig, wenn man die Wurzel ihrer Grundbegriffe außer acht läßt. Das Eigentümliche und Neue bei Bender besteht eben darin, daß er dieses Rudimentäre, Elementare, Konkrete auch in den höheren Stufen und Formen nachweist und auch unter dem Gespinst sophistischer Systematik aufzeigt. In der ganzen vorplatonischen Philosophie taucht neben nüchterner Beobachtung, neben dem Aufsuchen von Einzeltatsachen immer wieder der mythologische Trieb auf. Thales' Wasser erinnert an den mythischen Okeanos, Anaximanders ἄπειρον an das Chaos, Heraklits naiver materialistisch geformter Monismus kennt den Gegensatz von Materie und Geist in Wahrheit noch nicht, und Ausdrücke, wie „dampfendes Blut, rauchender Atem" weisen auf das Sinnfällig-Mythologische hin. Die Pythagoräer gingen aus von Mathematik und Astronomie; sie bildeten eine mathematische Metaphysik in eine Mythologie weltbildender Zahlenwesen um. Auch Anaxagoras kommt nicht über einen naiven Monismus heraus; denn sein νους ist nicht ohne Materie zu denken; er ist das feinste und reinste von allen Dingen oder die Hypostasierung der zwecksetzenden menschlichen Vernunft. Demokrit erkannte zuerst das menschliche Gebilde des Götterglaubens. Er bahnte eine wirklich sachgemäße Erklärung der Welt an, indem ihm der Mensch nicht mehr im Mittelpunkt stand, vielmehr wie die anderen Atomverbindungen Gesetzen unterworfen ist, die von menschlichen Wünschen unabhängig sind. Aber er fand vorläufig keine Nachfolger. Vielmehr hatte man vom uralten Seelenglauben ausgehend das Jenseits entdeckt, indem der tiefwurzelnde religiöse Drang gleichzeitig Ersatz für die von der Wissenschaft entgottete Welt suchte. Erst als die Selbständigkeit des Geisteslebens entdeckt ward, wich der

Digitized by Google

naive Monismus, der die jonische und vorplatonische Philosophie charakterisiert, dem dualistischen Theismus.

Die Seele in der heutigen Bedeutung als eines völlig vom Körper geschiedenen Wesens ist erst sehr spät entdeckt — oder soll man sagen erfunden? — worden. Nicht das metaphysische Hirngespinst einer Offenbarung, nicht ein in abstrakter Begriffsbildung zu neuen Erkenntnissen fortschreitendes Denken wird zur Erklärung herangezogen, sondern auch diese höhere Entwickelungsstufe im menschlichen Geistesleben stützt sich auf sinnfällige konkrete Erfahrungen und auf den unausrottbaren idealen Trieb, den Bender als eine nicht weiter enträtselbare Tatsache aufnimmt. Man wird auch hier durch äußere Erscheinungen auf innere Wahrheiten geführt. Bender führt solche Erscheinungen an — hier besonders auf Erwin Rhodes Psyche fußend wie vorher auf den Arbeiten des Bonner Philologen Usener —: Traumerscheinung Verstorbener, Ohnmacht, Visionen, Extase, Berauschung. Man unterschied hieraufhin den Körpermenschen und eine feinere Art Mensch. Dieser feinere Mensch wird auf alle mögliche Art und Weise erweckt (z. B. im Dionysuskult), gepflegt, verherrlicht, von dem körperlichen Menschen losgerissen und über ihn gesetzt. Die Entstehung des Gegensatzes von Natur und Geist würde also auf derartige Erfahrungen zurückgehen, sich aus ihnen erzeugen; und an solche Erfahrungen klammert sich wieder die Sehnsucht, der Wunsch, die Hoffnung an: alle Not und aller Mangel des Körpermenschen fällt von dem Seelenmenschen ab. Die Enttäuschung, der Wunsch sind es also ursprünglich gewesen, die die Vorstellung der Seele erzeugt haben. Nicht Erkenntnis, sondern Sehnsucht. Der Gegensatz zwischen körperlichem und seelischem Menschen wird immer straffer gespannt. Dieser Seelenglaube ist die Wurzel des eleatischen Gegensatzes zwischen dem Ureinen und der Vielheit. Also nicht in der Folgerichtigkeit und Notwendigkeit seines Denkens gelangte Xenophanes hierhin; nein, das Sinnliche, das Praktische ist das erste: der Seelenglaube und dann der Zusammenbruch des Vaterlandes, der Xenophanes nötigte, seinen Blick auf das Weltganze zu richten. Bender ist also nicht der Ansicht, daß der Verfall der Staaten mit Immoralität und Irreligiosität ursächlich zusammenhängt; vielmehr entwickelt sich gerade umgekehrt die reinere Sittlichkeit in Verfallszeiten.

Das trifft auch zu für Plato, der unter dem Eindruck des Untergangs Athens stand, als er der Begründer der asketisch-

Digitized by Google

ſupernaturalen Weltanſchauung wurde. Die getäuſchte Hoffnung, der unerfüllte Wunſch fand gleichſam in dem dem Irdiſchen nicht unterworfenen Seelenmenſchen, der das beſſere Selbſt des Menſchen wurde, ſeinen Troſt. Der Seelenglaube iſt das Herz der platoniſchen Weltanſchauung; Plato will die Heimat der Seele ſuchen und nicht die wirkliche Welt erforſchen. Der Gegenſatz von Ideal und Wirklichkeit, von Geiſt und Natur, führt bei ihm zu einem Dualismus, der ſo ſchroff wird, daß Mittelweſen zwiſchen beiden Welten angenommen werden müſſen, die dann ſpäter in der Religion als Engel und Heilige erſcheinen. Der Leib iſt das Grab der Seele, die im Zuſtand der Begeiſterung aus ihm heraustritt, um eins zu werden mit der Idee oder der Gottheit, von der ſie ſtammt. Durch Meditation und Askeſe erreicht der Menſch dieſen höchſten Zuſtand, wird er ſchon bei Lebzeiten dem früheren Seelenmenſchen ähnlich. — Ariſtoteles hatte nicht die begeiſterte Prophetennatur eines Plato; er ſtand feſt in der wirklichen Welt und dem entſpricht denn auch ſeine Philoſophie. Der Gegenſatz zwiſchen Seele und Leib wird demgemäß nicht mehr überſpannt, ſondern es wird eine Vermittelung geſucht. Die Betätigung der Pſyche beſteht nicht in der Loslöſung aus der Sinnenwelt, ſondern in der Beherrſchung derſelben, die ſich realiſiert in der ſittlichen Aufgabe der Geſellſchaft. Während aber Ariſtoteles die Welt unterm Mond aus Form und Stoff metaphyſiſch-realiſtiſch erklärt, deutet er die Welt überm Mond mythiſch-perſonaliſtiſch, ſofern er z. B. die Sterne vergottet. Sein ſpiritueller, von der Welt getrennter Gott iſt von der Kirche aufgenommen, aber auch im Deismus verwandt; während ſeine Anſichten von der Ewigkeit der Materie und ſeine Seelenlehre von der Kirche nach ihren Zwecken umgebildet ſind. Der Gegenſatz zwiſchen Körper und Seele, zwiſchen Wirklichkeit und Idealwelt wird endlich ganz aufgehoben bei den Stoikern. Pantheismus und humane Religion entſprechen ſich hier. Die Welt iſt das Wirklichwerden der Gottheit, die außer ihr nichts Selbſtändiges iſt. Die wirkliche Welt ſoll der Schauplatz ſein, auf dem wir ein naturgemäßes, vernünftiges Leben führen ſollen. Erſt die ſchlechten äußeren Verhältniſſe führten zu einer Umbildung, zu aſketiſchem Peſſimismus. Alſo bei Plato Gegenſatz zwiſchen Leib und Seele, bei Ariſtoteles Vermittelung, bei den Stoikern Durchdringung. Daß Epikur von einer rein praktiſchen Tendenz beherrſcht war, erſcheint ohne weiteres als klar; doch wird von hier aus deutlich, daß er ſich zu dem demokritiſchen Materialismus

Digitized by Google

bekennen mußte, der sich kundgibt in der deistischen Lokalisierung der Götter wie in der Auffassung, daß der Mensch wie jede Atomverbindung mit der Welt vergeht und darum sich auch in der Wirklichkeit zu betätigen hat.

Offenbar kommt man nach Benders Ansicht der objektiven Wahrheit am nächsten mit den Anschauungen eines Demokrit Epikur Aristoteles. Zuletzt ist alles Atombewegung, und weder der Körpermensch noch der durchgeistigte Seelenmensch darf mit seinen groben oder feinen Wünschen besondere Vorrechte vor anderen Atomverbindungen beanspruchen. Der seelenlose Materialismus scheint demnach den Sieg davon zu tragen über den Idealismus, der immer eine Weltinterpretation im Sinne des Menschen ist und der aus derselben Wurzel herausgesprossen ist wie der mythische Glaube an die Götter. Fordert aber Bender einerseits auf, durch leidenschaftslose Einsicht in die Weltgesetze der Wahrheit sich zu nähern, um danach sein Leben zu organisieren, so muß er doch andererseits zugeben, daß der Mensch tatsächlich Unterstützung in der Weltordnung in seinem berechtigten Streben findet, daß der mythische Trieb nicht auszulöschen ist, daß der überweltliche Drang in sich selbst gerechtfertigt sei. „Die Bildung der Weltanschauung ist nirgends Ergebnis der Willkür oder Laune, sondern Ergebnis von Nötigungen, sei es der menschlichen Natur, sei es der besonderen geschichtlichen Verhältnisse."

Das wissenschaftliche Ideal scheint eine Philosophie zu sein, die sich ganz vom Menschen loszulösen sucht. Indessen ist diese Einsicht äußerst selten, und es scheint auch Bender unklar zu sein, ob sie möglich ist. In der Wirklichkeit hat der Idealismus immer wieder gesiegt; das Glückseligkeitsbedürfnis, der religiöse Drang sind nicht zu entwurzeln. Das wird besonders deutlich an jenen Systemen, die nach dem Zerfall des Griechenreiches aufgestellt wurden: neben Sophisten und Skeptikern, die den naiven Wahn zerstören, als ob die Ergebnisse der Philosophen objektive Wahrheit sind, die synkretistischen Systeme mit ihrer Mischung von aristotetischem Dualismus und stoischem Monismus. Mystik, Asketismus, Jenseitsglauben blühen in Zeiten des Niedergangs. Wenn aber die Religion die philosophischen Systeme überdauert hat, so liegt das daran, daß die Masse hier bessere Garantien fand und ihr unausrottbares Glückseligkeitsbedürfnis leichter befriedigen konnte durch Opfer und Gebet, als den elementarsten Formen jeder Religion, durch rituelle Leistungen und unter der Leitung der Priester als durch selbständiges Suchen und Forschen,

Digitized by Google

wie es den Philosophenschülern oblag. Das Dogmensystem der christlichen Kirche ist aber entstanden unter dem Einfluß des Neuplatonismus; es gibt keine objektive Erklärung der Welt, sondern beantwortet die Frage: wie findet die Seele Frieden? Platos Mittelwesen, Philos Logos, des Neuplatonismus asketische Willensverneinung und extatische Vision — sind Bestandteile des christlichen Systems geworden.

Bender zerstört den Glauben, daß einzig das scharfsinnige Denken den Philosophen mache, daß er durch seine intellektuellen Fähigkeiten die anderen Menschen überrage und der Entdecker neuer Wahrheiten werde. Kühn geht er allen metaphysischen Hirngespinsten zu Leibe. Es geht alles mit rechten Dingen zu. In scharfer und klarer Weise scheidet er die exakte Forschung und die idealistische — gibt es überhaupt realistische? — Philosophie. Er würdigt tief das Irrationale und Unbewußte, den Naturgrund menschlichen Wesens. Hier bricht in dieser Wirklichkeitsphilosophie also doch ein Verborgenes, Geheimnisvolles, Rätselhaftes hindurch. Zum Philosophen wird niemand, der nicht die Nöte der Zeit in sich spürt. Die feinsten und kühnsten Gedankengänge sind zuletzt kein Spiel des Intellekts; sucht man, wo sie herkommen, so findet man die Wurzel, den Grund im Wollen und Wünschen des Menschen. Auch jene feinsten und zartesten Blüten — der Baum, der sie trägt, wurzelt tief in der Erdscholle. Kann man leugnen, daß diese Lehren sehr modern klingen? Wo werden wir ihren Stammvater zu suchen haben? In Arthur Schopenhauers „Welt als Wille und Vorstellung"?

Digitized by Google

Literarische Umschau.

Aus Frauenseelen.

Von Willy Rath.

Was man heutzutage bequem unter dem Namen Frauenfrage zusammenfaßt, ist im Grunde ein ganzes Heer von Fragen. Im Vertrauen auf die Unmöglichkeit einer wissenschaftlichen Widerlegung möchte man die Behauptung wagen: es gibt so viele Frauenfragen, wie es Frauen gibt. Die unendliche Verschiedenheit der Weibesnaturen, die Unberechenbarkeit der meisten werden von den streitenden Theoretikern links und rechts viel zu wenig eingerechnet. Es ist, als pflege man zu vergessen, daß es sich da um die größere Hälfte der Menschheit handele, die wohl nicht so glatt unter einen Hut zu bringen sein wird.

Andererseits aber konnte eine so gründliche Zweiteilung der ganzen organischen Welt natürlich nicht geschehen, ohne daß jede der beiden Hälften einen eigenen Charakter erhielte, der bei jeder wichtigeren Lebensäußerung von Mann oder Weib hervortreten muß. Und darin eben liegt der Fehler zahlreicher Frauenrechtler, daß sie die eigentümlichen Bedingungen des Frauentums, den Artcharakter des weiblichen Geschlechts zu wenig kennen oder nicht sehen wollen. Diese allgemeinsamen, unveränderlichen Grundzüge der Weibesseele aber sind kein Gegenstand für eine „Frauenfrage", wie sie uns lediglich aus den Verschiebungen der Zeitverhältnisse erwachsen ist. Die reiche Frauenliteratur, über die wir gegenwärtig verfügen, enthüllt — unmittelbar oder mittelbar — vieles vom Wesen der einzelnen, wie auch der abstrahierten, typischen Frauenseele. Ein Arm voll neuer*) Romanbücher kann dazu schon imstande sein. Denn in der Kunst heißt es (trotz ihren sinnvollen Täuschungen): Farbe bekennen! Und manche Frauenbücher verdienen überhaupt nur Interesse, insoweit sie Frauen-Eigenschaften spiegeln.

* * *

Als „Eine für Viele" trat unlängst ein Wiener Mädchen, die Tochter eines Advokaten, auf, um unter dem stolzen Namen Vera (Leipzig, Verlag Herm. Seemann Nachf.) das Verhältnis von Mann und Weib endlich einmal in Ordnung zu bringen. Mit Kleinigkeiten gab sie sich nicht ab. Sie erhub einfach die Forderung, daß das voreheliche Leben der Männer jungfräulich (die männliche Gegenform zu diesem Wort fehlt leider in allen mir bekannten Sprachen) rein sein müsse. Zu bequemerem Gebrauch ist diese Gesetzestafel in die Form eines Novellchens eingehüllt, das natürlich aus Tagebuchblättern besteht, und zwar aus nachgelassenen; denn die erdichtete „Vera" konnte den Gedanken an ihres Bräutigams frühere, rohere Liebesfreuden so wenig ertragen, daß sie sich kurz vor der Hochzeit richtig umbrachte.

*) Durch verschiedene Umstände wurde der Abdruck dieses Artikels leider sehr verzögert. Inzwischen sind z. B. von C. Viebig und Fr. v. Bülow neuere Bücher erschienen. W. R.

Digitized by Google

Dieses roteingebundene Büchlein hat komischer Weise in Wien Sensation erregt. Der Kunstwert kann das nicht verursacht haben. — Das angenehm subjektive Hilfsmittel der Tagebuch-Expektorationen ist bezeichnender Weise bei den schriftstellernden Damen besonders beliebt. Nicht weniger als vier unserer Bücher beruhen auf der Anwendung dieser Methode. Wahrscheinlich stellt ein gut Teil der heutigen Frauenromane nur eine andere Form, nur einen Ersatz der Memoiren und gepflegten Korrespondenzen vor, darin ehedem, in geselligeren Zeitläuften, die gebildeten Frauen exzellierten. Beide Moden dienen — wenn wir von der rein gewerbsmäßigen Romanstümperei absehen — in ganz ähnlicher Weise dem Bedürfnis nach einer monumentaleren Art von jener Konversation, die zugleich erleichternde Mitteilung, zentrale Lebenskunst, Betätigung und Genuß der eigenen Intelligenz ist. Im Falle Vera verdanken wir dem Tagebuch die Bekanntschaft mit einem frühreifen Anempfindertalent, dem es nicht an Verstand, anscheinend auch nicht am ernsthaften Missionsglauben fehlt, wohl aber an Einsicht, Selbständigkeit und Künstlertum. Die hochtrabenden Gedankensplitter entpuppen sich bei näherem Zusehen meist als Metamorphosen von Lesefrüchten, daneben finden sich groteske Versteigungen eigener Erfindung. Dem Ganzen haften die Merkmale von Hysterie und Flüchtigkeit an.

Mit der Tendenz hat es die Verfasserin sich nicht allzu leicht gemacht. Ihre sittliche Forderung soll ganz unvermischt und unverwischt hervortreten: Vera und ihr Bräutigam haben einander aufrichtig lieb, verstehen einander vortrefflich; ja er beklagt aufs tiefste, daß es ihm nicht beschieden war, sich rein zu halten, bis Vera in sein Leben eintrat; es unterliegt keinem Zweifel, daß er der beste, treueste Gatte werden wird. Und doch — das Mädchen „kommt nicht drüber weg". So behauptet wenigstens die Verfasserin, obwohl aus historischen Zeitaltern kaum ein Polizeibericht von einem Brautselbstmord aus solchem Grunde berichten kann. Die Einliebe ist gewißlich ein Ideal, das nie ganz aus dem Bewußtsein des Jünglings entschwinden möge. Aber ebenso gewißlich ist dieser Sittengesetzentwurf ganz und gar nicht neu — vor Jahren hat z. B. der temperamentvolle Tendenzpoet Björnson in seinem „Handschuh" mit ihm Sensation erregt — ferner läuft er, zumal unter unseren wirtschaftlichen Verhältnissen, auf eine Utopie hinaus, und schließlich ist ein junges Mädchen in keiner Weise autorisiert, auf solchem Gebiet zu promenieren und zu „fordern".

Außer der Tendenz haben Gründe des Klatsches und der Lüsternheit, die aber hier nicht auf ihre Kosten kam, den starken Aufsehenserfolg in Österreich verschuldet. Eine ganze Kette von Gegen- und Nachschriften folgte. Von dieser seltsamen „Vera-Literatur" sei nur der Anfang erwähnt, der offenbar noch ehrlich gemeinte Brief an die Verfasserin von „Eine für Viele", betitelt „Eine Mutter für Viele", von Christine Thaler (im selben Verlag, in dem auch die anderen Schriften zu dem Fall erschienen sind). Mit dem Motto: Non est verum, quod Vera dixit, wendet Frau Thaler sich gegen die Übertreibungen der jugendlichen Sittenprophetin. Köstlich ist dabei die Treuherzigkeit, mit der wiederholt der Grund dieser milderen Lebensphilosophie sich enthüllt, die Furcht nämlich, daß die Mädchen sich durch Veras „flammenden" Aufruf verbittern lassen und die Männer noch mehr zur Ehescheu treiben würden. Indessen betont sie ganz richtig daß die Ehrenkodexe, in deren keinem vom Manne Keuschheit verlangt werde,

Digitized by Google

allerdings wohl von Männern verfaßt seien, daß sie aber in diesem Punkte „auch nicht anders ausfallen würden, wenn Frauen, d. h. ehrbare Frauen ein neues Gesetzbuch zusammenstellen sollten". Als ausschlaggebend für die zweierlei Sittengesetze wird die Erfahrungstatsache angeführt, daß das Weib nur eine Geschlechtsehre habe.

Die weiteren Erzählungsbücher verschiedenartigster Verfasserinnen widersprechen diesem Satze nicht. Zwischen dem Weibe und der Welt steht immer der Mann — auch der gehaßte, verhöhnte, bekämpfte. Bewußt oder unbewußt ergibt das jede dieser Geschichten junger Frauenseelen. Hedwig Dohm, die Witwe des bekannten Kladderadatsch-Humoristen, erregte vor sechs Jahren, damals schon in vorgerücktem Lebensalter stehend, viel Aufmerksamkeit durch ihren Frauenroman „Sibilla Dalmar". Dessen Nachfolger, „Christa Ruland" betitelt, bedeutet kein Fortschreiten darüber hinaus, vielmehr eine Neuschreibung des früher gegebenen, eine Variation von Hedwig Dohms Spezialthema. Wieder ist die Tragikomödie einer Westberlinerin in vielen Briefen und Tagebuchblättern umschrieben. Wieder wird über tausend Fragen des Tages Konversation gemacht, und dazwischen sucht ein verwöhntes Mädchen Erfüllung seiner Sehnsüchte. Es ist kein sentimentales Backfischträumen, aber am Ende doch nur eine modische Abart davon, ein irriges Suchen der innersten Bestimmung auf Verstandeswegen, das eben darum, weil im Triebleben die Wurzeln der weiblichen Durchschnittskraft ruhen, weiterschreitend sich mehr und mehr vom Frieden der Seele entfernt. Was helfen die kühnsten Empörersprüche Nietzsches und Stirners, die hier eine so große Rolle spielen, wenn eine schwache, schwankende, zur Selbständigkeit vollkommen unfähige Persönlichkeit den Widerhall geben soll!

Christa wird zuerst die Gattin eines schlichtbegabten, korrekten Diplomaten, dann die Freundin und später die Geliebte eines sozusagen dämonischen Kritikers, endlich Verehrerin eines ganz sonderbaren modernen oder eigentlich recht altfränkischen Heiligen, der sich im Interesse seiner Askese plötzlich in ein Kloster zurückzieht, zur Zeit, da Christa eben zu merken scheint, daß diesmal die richtige Liebe in ihr erwacht sei. Resigniert blickt nun die Vielgewandelte nach dem fernen Zukunftsbild eines harmonischen Menschengeschlechtes aus, das die goldene Mitte finden würde zwischen Christus und Stirner. Inzwischen widmet sie sich dem Wohle der bedürftigen Kindheit. Quod erat demonstrandum!

An anderer Stelle habe ich Frau Dohm eine der geistreichsten Romanschreiberinnen genannt; das erregte den Unmut eines Lesers, der darin ein ungebührlich großes Lob sah. Es scheint daher angebracht, immer wieder zu erklären, daß ein gewaltiger Unterschied besteht zwischen geistreich und geistvoll, daß auch dieses Prädikat noch gar nichts für den künstlerischen Wert einer Dichtung, viel jedoch für den Wert einer Rede oder eines Aufsatzes bedeutet, während jenes einer Dichtung gegenüber stets als ein Tadel zu gelten hat, ausgenommen etwa den Fall, daß es zur spezifischen Aufgabe eines Romans gehörte, das Wesen der „Geistreichen" zu schildern. Auch diese Ausnahme ist fraglich; denn Geistreichigkeit pflegt unfruchtbar zu sein.

So wurde denn auch „Christa Ruland" nur der Reflex einer feinen, beweglichen, jedoch weiblich unselbständigen Intelligenz, und nicht ein Kunst-

Digitized by Google

werk von eigenem organischen Leben. Das aber lag, im Gegensatz zur Willensschwäche der Heldin, natürlich nicht in der Absicht der Verfasserin. Diese hat nicht erkannt, daß es weit weniger eine Schuld der bösen Männer oder des geheimnisvollen Zeitgeistes ist, wenn eine Kategorie weiblicher Wesen nicht heimfindet, als vielmehr die Schuld einer rückgratlosen Halbbildung, eines geistigen Snobismus gefährlichster Art. Lesen und Schreiben und wieder Lesen und Schreiben soll die Handlung ersetzen. Man erstickt schier in lauter Literatur. Hedwig Dohm ist ein glänzendes Talent der Rezeptivität. Ihre Geschöpfe sind nur noch — und das erinnert merkwürdig an die junge Wienerin — Lesefrüchte. Tragikomisch mutet es an, wie eben in dem Beweisgang für die Manngleichheit der Frauen dargetan wird, daß sie doch nur Resonanz sind.

Eine ganz anders geartete Natur tritt uns in Frida von Bülow entgegen. Echte unverkünstelte Weiblichkeit vereint sich bei ihr mit männlicher Willensfrische. In ihren Büchern ist wenig Lyrik; eher ein Hauch von Nüchternheit, aber viel Gesundheit, gelegentlich sogar ein trockener Humor. In der Novelle „Die stilisierte Frau" (Dresden, C. Reißner) unternimmt sie eine draftische, aber im sachlichsten Ton vorgetragene Satire auf die Anmaßung jener Gesellschaftslöwen, die in verbrauchtem Zustande ein unschuldiges junges Blut zur Gattin nehmen und es zur Anspruchslosigkeit erziehen möchten, wobei denn manches Mal die mißachtete Natur sich rächt. — „Er und sie", die zweite Novelle desselben Bandes, schildert das Wiederfinden und Beieinanderbleiben zweier reiferer Menschenkinder, die einander aufs beste ergänzen, wenngleich sie einen Teil der männlichen, er einen Teil der weiblichen Lebenspflichten übernehmen muß.

Auch in ihrem jüngsten Roman „Hüter der Schwelle" wirkt ein starker satirischer Grundton. Die Darstellung aber bleibt durchweg ernst. Ihren Gegenstand bildet das Schicksal eines jungen Weibes von altem Adel, das bei gutem Verstande doch vorzüglich im Gemütsleben aufgeht. Ein Vetter, das künftige Haupt der reichen, stolzen, gräflichen Linie, heiratet sie, die Tochter eines verarmten, heimatlosen Familienzweigs, um ihrer Schönheit willen. Das Zusammenleben mit ihrem Gatten und mit dessen großer Familie im alten Stammschloß eröffnet ihr eine neue Welt, von der sie mit Iphigenie sagen kann: es gewöhnt sich nicht mein Geist hieher. Das Idol, nicht mehr das Ideal, der Pietät beherrscht alles Der Familientradition, wie sie sich in etwas gereinigter Form ausnimmt und ihrer unveränderten Fortführung wird jegliche Lebensäußerung unterworfen. Nach dem Lebensglück einer einzelnen Seele, die sich solcher staatsmäßigen Auffassung des Familienbandes nicht anzuschließen vermag, kann da nicht lange gefragt werden. Es liegt eine Größe, die von der jungen Frau später nicht verkannt wird, in diesen Willensmenschen mit dem wenig entwickelten Geist. Aber eine Individualität, die ihrer eigenen Rechte und Pflichten sich einmal bewußt geworden, kann sich mit ihnen nicht mehr verschmelzen. Sie muß sich freimachen oder zugrunde gehen. Frida von Bülows Leitmotiv ist hier das Schillersche Wort: „Wir, wir leben, unser sind die Stunden, und der Lebende hat Recht." Ihre Heldin, die eine neue Liebe mit aller Kraft des Herzens überwindet, fordert von dem Gatten, nachdem die Unvereinbarkeit der beiden Charaktere, allem guten Willen zum Trotz, erwiesen ist, daß er sie freigebe. Aus Rücksicht auf die Familienehre

Digitized by Google

schlägt er es bedingungslos ab; ja, er brutalisiert sie, um sie zur Annahme seiner ehelichen Zärtlichkeit zu zwingen. Nun verläßt sie sein Haus, fest entschlossen, nicht wiederzukehren, Aber bevorstehende Mutterschaft führt sie doch zurück. Sie schenkt dem gräflichen Haus den ersehnten Erben, der mit allgemeiner, feierlicher Freude begrüßt wird, während die Mutter, von den anderen fast vergessen, daran stirbt. Das ist der bedeutsame, in seiner Einfachheit ergreifende Ausgang dieser sehr beachtenswerten Seelengeschichte.

Der „Komtessenroman" der Frau Margarete Langkammer, die merkwürdigerweise unter einem männlichen Pseudonym: Richard Nordmann (Berlin, F. Fontane & Co.) schreibt, vertritt, ungeachtet der scheinbaren Ähnlichkeit in den Stoffen, wieder eine andere Art von Frauen- und Aristokratenerzählungen. Hier sind wir aufs neue bei den Tagebuchaufzeichnungen angelangt. Komtesse Grace (!) berichtet auf diese Art den Entwickelungsgang ihrer Jugend und projiziert daraus die Sittengeschichte ihres Elternhauses. Die Möglichkeit, Einblicke ins intimste Familienleben zu geben, ward dabei gründlich und geschickt, wenn auch nicht ohne Kokettieren mit einer gewissen „romanhaften" Pikanterie, ausgenützt. Die Bilder vom Treiben hochadeliger Kreise in Österreich wirken mit der Frische des unmittelbar Wahrgenommenen und haben den Anschein der Lebenstreue. In der Selbstzeichnung der Komtesse erscheint namentlich der früheste Jugendabschnitt als ein Ergebnis guter Beobachtung; wenigstens wird es für einen Mann schwer sein, zu kontrollieren, wie viel Phantasiewillkür dort mitgearbeitet habe. Der Verlauf einer unglücklichen Ehe und ihr vergiftender Einfluß auf alle angrenzenden Lebenskreise ist mit psychologischem Takt geschildert. In der viel zu breiten Ausmalung des Ehelebens aber, wie es sich darauf zwischen Grace und ihrem geliebten und bereits stark neurasthenischen Prinzen Doria (!) entwickelt, treten die Schattenseiten der Memoirenmethode, überhaupt der Ich-Technik je länger je deutlicher hervor. Das Bemühen, alle Wahnvorstellungen und Wahnreden mit dem Schein photo- und phonographischer Exaktheit wiederzugeben, ist im Kern verkehrt und führt zu Unmöglichkeiten. Diese überdeutliche Selbstzerlegung einer kranken Seele bei gleichzeitiger Niederschrift mitten im Affekt muß als ein groteskes Unding bezeichnet werden. Das Problem, zu zeigen, wie zwei Menschen sich gegenseitig hingebungsvoll lieben und doch einander zu Tode quälen können, besitzt indessen einen Reiz, der durch die Gewaltsamkeit der Ausführung nicht ganz erdrückt wurde.

Ein wenig pflegen die weiblichen Durchschnittstalente sich immer ins Pessimistische oder ins Optimistische zu versteigen. (Auch bei jenen minder zahlreichen Männern, die mit den Frauen die Nah-Sichtigkeit teilen, kann die gleiche Erscheinung beobachtet werden.) So bildet in unsrer kleinen Sammlung Margarete v. Oertzens „Blonde Versuchung" (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.) das rosenrote Gegenstück zu dem graugrauen Buch der Frau Langkammer-Nordmann. Mit M. v. Oertzen müssen wir zum fernen Süden wandern. Ihre Heldin Marie Antoinette, die uns ihre Erlebnisse in zusammenhängenden Memoiren erzählt, ist ein Kind der Provence. Der Vater, ein Lebensphilosoph, der in Marseille sein Geschäft eines Antiquars mit feinem Verständnis betreibt, erliegt einer Cholera-Epidemie. Mit ihm allein fühlte sich das junge Mädchen innerlich verwandt. Aber auch in ihr lebt das wilde Blut der Mutter, die dem wüsten Fischer-

Digitized by Google

viertel von Marseille entstammt. Durch einen älteren heimlichen Verehrer wird Toinon dem Einfluß der Mutter und ihrer Verwandtschaft entrückt. Im Kloster, wo sie erst als Zögling, dann als Erzieherin weilt, wird die geheime dunkle Macht, die auf dem Grunde ihres Wesens lauern soll, unschädlich gemacht, und der Vater ihres Lieblings unter den Pfleglingen, ein schwerreicher Aristokrat, führt sie als seine Gattin heim. All das spielt sich jedoch ohne Kämpfe, heiter und glatt ab. All das Ernste, das vom Anfang an berührt wurde, wird stillschweigend fallen gelassen. Ein kleiner Strauß mit der Gesellschaft ist das einzige Hindernis, das genommen wird. Gütige Geschicke tragen das Kind zweier Rassen in ein sonniges Dasein, ohne eine Bitternis als Lohn davorzusetzen. So endet das Werk, das sich eine Weile recht problematisch geberdete, im wohlfeilen Familienblattfrieden, unterscheidet sich aber von den üblichen Zeitungsromanen durch einen romantischen Zug. Mit Land und Leuten in Südfrankreich scheint die Verfasserin wohl vertraut zu sein.

Marie zur Megede wiederum läßt den Roman in der Ehe erst recht beginnen und bringt ihn zu unnötig traurigem Ausgang. Auch sie geht nicht allzu tief in die Seelenuntergründe und verläßt die ebenen Pfade der Familienmoral nicht. Aber „Das Licht" (F. Fontane & Co.) mit der unscheinbaren Handlung gibt ihr doch Gelegenheit, ein ehrliches Können zu zeigen. Vom orangeduftigen Gestade des Mittelmeers führt sie uns an die ostpreußische Ostseeküste. Dort lernt die Potsdamer Offizierstochter Esther-Marie von Barnim, die auf dem Gut einer Pensions-Freundin zu Besuch ist, einen reichen Gutsbesitzer, den Vetter der Freundin, kennen. Sie glaubt ihn und er glaubt sie zu lieben, und die Heirat wird vollzogen. Aber in der Ehe zeigt sich, wie im Buch der Freiin von Bülow, eine unüberbrückbare Kluft zwischen beiden Charakteren. Der flache, laue Umgangsmensch und die innerlich unfertige, aber entwickelungsfähige, fein und stark empfindende Esther-Marie haben nur das Äußerlichste, Gröbste des Lebens gemein. Sie findet dann die tiefer angelegte, ergänzende Mannesnatur, ist bereit, sich von der konventionellen Fessel loszumachen und dem Freund anzugehören, — als Gattin natürlich, — aber die Rücksicht auf ihre Kinder läßt sie zögern. Schließlich, da sie die Gewißheit gewinnt, daß ihre Freundin sie bei den Ihren ersetzen wird, muß sie an einem symbolisch gemeinten Unglücksfall sterben — sehr zum Schaden des Buches, das ja nicht mit einer Vereinigung zu enden brauchte, aber besser in aktschlußloser Resignation ausklingen würde. Mit dem Schluß könnte auch der schwerverständliche, gekünstelte Titel preisgegeben werden. Anschaulich und echt wirken die Land- und Gesellschaft-Schilderungen aus Ostpreußen. Die weiche, tastende, wachsende Seele der Heldin hat organisches — nicht mechanisch-romanhaftes — Leben.

Eine „moderne" Schriftstellerin, die bisher durch den leidenschaftlichen Sensualismus ihrer Gedichte und Erzählungen bekannt war, Marie Janitschek, erscheint in ihrer Novelle „Maiblumen" (Leipzig, Herm. Seemann Nachf.) überraschend sanft und spießbürgerlich. Das Buch wird als erster Band einer Sammlung „Aus Aphroditens Garten" bezeichnet, deren zweiter Band den Titel „Feuerlilien" führen soll (oder bereits führt). Man hat es demnach hier offenbar mit beabsichtigten Kontrastwirkungen zu tun, und die Feuerlilien werden nicht verfehlen, wild aufzulodern, nachdem

Digitized by Google

die Maiglöckchen sich bleich und matt zur Erde beugten. Für uns ist natürlich nicht der größere oder geringere Sinnlichkeitsgehalt, sondern die Gestaltungskraft der Erzählerin maßgebend. Die aber muß hier als winzig bezeichnet werden. So schrieben vor hundert Jahren schon anständige, schwachbegabte Novellisten. Der dämonisch schwarzbärtige Mann, der die liebe junge Lehrerin hoffnungslos liebt, ein exotisches Mädchen anstellt, um den Bräutigam der Lehrerin untreu zu machen, endlich aber etwas übereilt sich totschießt und der Geliebten sein mysteriöses Gartenhaus hinterläßt — er ist vielleicht ach! so interessant wie unglücklich, aber nur für sehr anspruchslose und gänzlich unbelesene junge Leute.

* * *

Von all den bisher genannten Kundgebungen aus Frauenseelen unterscheidet sich Clara Viebigs Roman „Die Wacht am Rhein" (Berlin, Egon Fleischel & Co.) in wesentlichen Zügen. Auch hier zwar sehen wir im Vordergrund das Wachsen und Werden einer Frau, aber wir sehen rund um sie her und den Hintergrund füllend einen Reigen von anderen Gestalten, andere Dinge und den Wechsel der Zeiten. Buchstäblich von der Wiege an folgen wir dem Dasein der Josefine, genannt Fina Rinke, durch vierzig inhaltschwere Jahre. Aber dieser Lebenslauf will nicht Selbstzweck, er will nur Mittel, nur Achse sein für die Bewegung des größeren Kreises. Freundlich, ohne große Gebärden, führt uns das unbedeutende Düsseldorfer Mädchen durch die vier entscheidungsvollen deutschen Jahrzehnte von 1830 bis 1871.

Die Stadt Düsseldorf am Rheine kann stolz sein auf diese Gabe der rheinischen Dichterin: wer erfahren will, wie aus dem partikularistischen Alt-Düsseldorf die gegenwärtige deutsche Großstadt ward, der braucht nur nach dem Werk der Viebig zu greifen, und er kann es innig miterleben. Aber nicht nur ein Heimatroman — ein vaterländisches Werk ist diese Wacht am Rhein. Überall bleibt der Zusammenhang mit den nationalen Vorgängen der Zeit gewahrt, und so spiegelt das Ganze zunächst, wie das leichtherzige und katholische Rheinländertum der Düsseldorfer sich sehr langsam mit der harten, nüchternen, protestantischen Art der Preußen aussöhnt, weiter aber auch, wie aus der alten Not der deutschen Zwietracht langsam durch Blut und Opfer die herrliche Frucht der Eintracht und Macht emporgedeiht.

Wie das erreicht ward, von einer Frau erreicht, das verdient unsere wärmste Anerkennung. („Unsere" soll sich hierbei nicht auf den pluralis modestiae sive maiestatis des Kritiker-Ichs beziehen.) Der billige Denkmals- und Hurra-Patriotismus, der in unseren Tagen schon eine Art Vaterlandsverdrossenheit erzeugt hat, ist ebenso wie jede andere Tendenz vermieden. Die Schattenseiten beider Gruppen: der Düsseldorfer und der Alt-Preußen, des Volkes und der Regierenden sind nicht verdeckt. Aber mittelbar bricht aus der Darstellung eine starke Liebe zum alten Rhein und zum erneuten deutschen Vaterland hervor. Als Träger der preußischen Charaktereigenschaften wurde — vielleicht eine bewußte, nicht üble Bosheit — ein vorbildlicher Vertreter des Unteroffizierstandes gewählt: der Feldwebel Friedrich Rinke. Das Rheinländertum verkörpert — nicht minder charakteristisch — eine Gastwirtsfamilie, der alte „Düsseldorfer Bärjer" Peter Zillges, seine

Digitized by Google

gutherzige Gattin und „dat Tring“, ihre Tochter Kathrina, die es durchsetzt, daß sie den Feldwebel heiraten darf. Diese Ehe der fleischgewordenen Kontraste fällt so lichtlos aus, daß sie nicht als Symbol der größeren politischen Verschmelzung fungieren könnte, wenn nicht in der Tochter eine glückliche Verlebendigung der jüngeren Generation geschaffen wäre, in der die Parung des Starken und des Milden einen guten Klang zu geben scheint.

Schon als Kind lernt Fina mit Lust beim Vater das Exerzieren und die soldatischen fünf „Elemente“: Treue, Tapferkeit, Gehorsam, Pflichtgefühl und Ehre! Rinke, der sonst die Strenge selbst ist, der einen ängstlichen Sohn noch als fast Erwachsenen durch eine beschämende, brutale Züchtigung aus dem Haus treibt, begegnet ihr immer mit einer Art freundschaftlichen Verständnisses. An ihr hat er sein Wohlgefallen; dieses Kind muß ihm Ersatz bieten für alle Enttäuschungen, die der Preuß', der Lutherische, in seiner Vereinigung mit der beschränkten, halb leichtsinnigen, halb bigotten Tochter des Landes erlebt. Sie erwidert seine Zuneigung, stellt sich aber in entscheidenden Augenblicken auch auf die Seite der Mutter. Das große Erlebnis in ihrer heiteren, arbeitsamen Jugend ist ihre Liebe zu einem blühenden Leutnant, einem einstigen Gespielen. Da die Leidenschaft des bildhübschen, jungen Geschöpfes den Höhepunkt zu erreichen scheint, wird der Vater aufmerksam. Er versteht das Gefühl seiner Tochter, aber er weiß auch, was Pflicht und Ehre gebieten. Ein wackerer Gendarm aus Ostpreußen führt die unglückliche Fina heim, während die Revolution ihre Schatten vorauswirft. Das Herz bricht ihr nicht. Wir finden sie nach Jahren, 1866, als rüstige Witwe wieder, die dem einfachen, kerntüchtigen und guten Gatten ein treues Gedenken bewahrt. Der Feldwebel Rinke ist da schon lange begraben. Im unheilvollen Jahr 1849 fand er sich auf einer Barrikade dem eigenen, entfremdeten Sohn gegenüber. Er schonte ihn, fast wider Willen. Aber die Verletzung seiner geschworenen Pflicht vermochte er nicht zu überleben. Er gab sich selbst den Soldatentod.

Ein neues Geschlecht ist seitdem herangewachsen. Fina ernährt ihre beiden Söhne, indem sie einen Kaufladen bei der Kaserne betreibt. Der Krieg des Jahres 1870 nimmt ihr den hoffnungsvollen Lieblingssohn. Aber aus dem heißblütigen, kurzsichtigen „Weit“ ist längst ein reifer, starker Mensch geworden; die Bedeutung dessen, was sie miterlebte, erschließt sich ihr; angesichts der mächtig hereinwogenden Flut allgemeinen Jubels und riesenhaften Jammers lernt sie ihr persönliches Leid dem höheren Zweck aufopfern. So wächst sie, als müßte es so sein, zu schöner menschlicher Größe.

Clara Viebigs Kunst beruht auf einem echt weiblich gehandhabten Naturalismus, der hier mit viel Glück in den Dienst einer Idee gestellt ward. Das naturalistische Prinzip der Nahbeobachtung und der Kleinarbeit hat von Haus aus etwas Feminines. Den Frauen pflegt ein besserer Blick für das Einzelne der unmittelbar benachbarten Wirklichkeit angeboren zu sein, als den Männern. Die „Wacht am Rhein“ läßt an manchen Stellen vermuten, daß die Urheberin Zola kennt; doch gefällt diese sich nicht in Nachäffung des Romanen; sie bleibt ihrer rheinisch-deutschen und ihrer weiblichen Natur treu: sie schafft gefühlsmäßig, nicht verstandesmäßig, nicht pseudowissenschaftlich, Impressionen.

Mitunter, namentlich am Anfang befremdet ein wenig die weitläufige Einführung von Gedankengängen der Nebenfiguren zum Zwecke der Infor-

Digitized by Google

mation des Lesers. Einer Reihe von auftretenden Personen wäre eine wandlungsfähigere Seele, ein intensiveres Sichausleben zu gönnen. Beim Hereinziehen historischer Momente und Persönlichkeiten konnte die Absicht nicht immer vollständig untergearbeitet werden. Der Dialekt ist selbstverständlich tadellos behandelt, dürfte aber ein wenig sparsamer angewandt sein. Doch was bedeuten solche technischen Unvollkommenheiten gegenüber der Fülle technischer und innerer Vorzüge! Als Verdienst muß schon hervorgehoben werden, daß die Dichterin manches *nicht* getan hat, wozu die Versuchung nahe lag. Sie erspart uns die unvermeidlich scheinende Düsseldorfer Malkasten-Verklärung; sie erspart ihrer Fina nicht nur die übliche Liebesgeschichte mit Verführung und nachfolgendem Selbstmord oder zerbrochenem Herzen, sondern auch ein späteres sentimentales oder passionelles Zusammentreffen mit dem Jugendgeliebten und eine zweite Ehe. Sie betätigt die Meisterlehre, daß Beschränkung den Meister macht. Sie sucht das Unwahrscheinliche, Romanhafte durchaus zu vermeiden.

Dazu gesellen sich die positiven Vorzüge. Die Charakteristik birgt, unbeschadet der eben vorgenommenen Einschränkung, viele feine oder wahrhaft große Züge. Außer dem Feldwebel, seiner Frau und seiner Tochter seien nur die beiden alten Zillges im „Bunten Vogel", die sämtlichen Kinderszenen erwähnt. Ganz vortrefflich gelingt es Frau Viebig, die Stimmungen nachzuschaffen, die eine ganze Volksmasse oder die ganze Stadt bei bestimmten Anlässen kennzeichnen. Mit einer Sicherheit, Frische und Fülle, daß zwischen den Wirkungen der Beobachtung und der Intuition nicht mehr zu unterscheiden ist, entwickelt sich da das bunte, lebhafte rheinische Leben. Die heiligen und die profanen Feste, Kuchenbacken und Rheinüberschwemmung, die lächerlichen und die blutig ernsten Tumulte der beiden Revolutionsjahre, die Übergangszeit nach dem deutschen Krieg, die namenlose Begeisterung von 1870/71, — all das wirkt so ungemein echt und kräftig auf unsre Phantasie ein, daß es uns beinah zum eigenen Erlebnis wird. Selbst die Straßen Düsseldorfs, der Jägerhof, der Marktplatz mit dem alten Jan Willem sind uns nun vertrauter, als manches, das wir, den Bädeker in der Linken, mit Augen gesehen haben. Und wundervoll hören wir durch den Wandel der Jahreszeiten und der Menschenalter den majestätischen Strom seine unvergängliche Melodie rauschen.

Wieviel redliche Arbeit steckt außerdem in dem weitspannenden Werk! Wieviel Einzelheiten von der Napoleonszeit bis auf die siebziger Jahre, wieviel politische Ereignisse, militärische, bürgerliche, kirchliche Gepflogenheiten sind „hineingeheimnist" worden. Zwanglos sind die charakteristischen Deutschlands- und Rheinlieder in die Darstellung der unterschiedlichen Epochen eingeflochten: „Sie sollen ihn nicht haben", „Ich weiß nicht was soll es bedeuten", „Was ist des Deutschen Vaterland?", „Es braust ein Ruf" und „Heil dir im Siegerkranz" — eine denkwürdige dramatische Steigerung. Heines Lieder, Freiligrath und seine freiheitlichen Gedichte, die Gestalten Ludwig Knaus' und der beiden Achenbach tauchen auf, Friedrich Wilhelm IV. und König Wilhelm, der einstige „Kartätschenprinz", ziehen vorüber.

Clara Viebigs „Wacht am Rhein", nehmt alles nur in allem, ist ein herzerfreuendes deutsches Buch, vor dem auch „weiberfeindliche" Männer gern den Hut ziehen werden. Seit langer Zeit hat mich Gedrucktes nicht

Digitized by Google

so vielfach mitreißen oder freudig rühren können. Ich gebe zu, daß auch der Stoff und die rheinische Heimatluft, die aus diesem Roman herüberweht, an solcher Wirkung ihren Anteil haben werden. Aber ist es kein Verdienst, mit der Wahl des Stoffes einen so prächtigen Griff getan zu haben? Hier haben wir doch einmal wieder einen Ausblick ins Weitere, einen neuen Anstoß dazu, daß auch im realistischen Prosaschrifttum die dumpfe Berliner Stube verlassen werde.

Streiflichter.

Das weitaus wichtigste innerpolitische Ereignis der letzten Wochen ist der sogenannte Schulantrag der national-liberalen und konservativen Parteien. Er legt die Konfessionalität der Schule gesetzlich fest, macht sie zur Regel und darin liegt seine — Verderblichkeit. Ja, es muß ausgesprochen werden: die national-liberale Landtagsfraktion hat, indem sie sich zu diesem Antrag bekennt, einen Weg betreten, der, wenn er bis zum Ende gegangen wird (d. h. wenn aus dem Antrag Gesetz wird), zu schwerer Schädigung des deutschen Volkstums und der Religion führt. Seit sehr langer Zeit ist die Konfessionalität der Schule ein uns so geläufiger, uns so richtig scheinender Begriff geworden, daß selbst weiteste Kreise und einsichtsvolle Männer das Verderbliche und Widerspruchsvolle dieses Begriffes nicht mehr erkennen, nicht mehr fühlen. Und doch ist die Konfessionalität der Schule widerspruchsvoll und verderblich. Alle Gewöhnung, alles angeerbte Empfinden nach dieser Richtung hin schafft nicht folgende zwei Tatsachen aus der Welt: 1. Die Schule als Bildungsstätte für das irdisch-weltliche Fortkommen des Menschen, als Ort, wo das profane Wissen erworben werden soll, hat nichts, gar nichts mit Religion und Konfession zu tun; 2. Religion und Christentum stehen dem profanen Wissen und Lernen begrifflich und historisch vollständig indifferent gegenüber. Kurz Schule und Religion sind zwei von einander getrennte Gebiete, und erst die immer mehr sich ausgestaltende und nach Herrschaft ringende Konfessionalität hat die Schule, den Sammel- und Ausstrahlungspunkt des profanen Wissens, sich dienstbar gemacht, wahrlich nicht zum Segen für die Religion. Eine tönende Redensart ist es: der ganze Unterricht muß von der Religion durchdrungen sein. Durchdringe man einmal Lesen, Schreiben, Rechnen, Geographie usw. mit Religion! Wo war diese „Durchdringung" in den ersten 5 Jahrhunderten des Christentums, als die Schulen fast ausschließlich von Heiden, von Nicht-Christen geleitet wurden? Und doch war gerade das Christentum dieser Zeiten mehr Religion, als irgendwann später. Und wenn man gewaltsam und naturwidrig das profane Wissen mit konfessionalisierter Religion durchdringen will, so macht man die Schulen zu Herden konfessionellen Haders. Statt in ihnen ein einheitliches Volk zu erziehen, wird dann ein zerklüftetes Volk in ihnen großgezogen. Hie evangelisch, hie katholisch, hie jüdisch heißt es dann schon in der Kinderwelt. So heißt es

Digitized by Google

ja leider heute. Wie kann aber eine Partei — die national-liberale —, die der wahren Geistesfreiheit dienen will, diesen beklagenswerten Zustand konfessioneller Zerklüftung gesetzlich festlegen wollen!? Gewiß befürworte ich nicht die religionslose Schule; sondern ich befürworte, daß in der Schule, innerhalb des offiziellen Unterrichts Religionsunterricht erteilt werde von Vertretern der verschiedenen Religionsgemeinschaften, von Geistlichen oder Laien, je nachdem die betreffende Religionsgemeinschaft es vorschreibt oder wünscht, aber in die profanen Unterrichtsfächer soll die Konfession nicht eindringen. Verquickung von Religion und Wissen ist in ihrer Art noch schlimmer, als Verquickung von Religion und Politik.

Glücklicher Weise hat im Lande eine starke Bewegung eingesetzt gegen den Schulantrag. Führt diese Bewegung nicht dazu, den Schulantrag zu beseitigen, dann wehe der deutschen Jugend. Man vergegenwärtige sich das ultramontane Schulprogramm (vgl. Nr. 18 dieser Zeischrift), um zu erkennen, was dann aus dem katholischen Teil unserer Jugend wird. Ferner, führt diese Bewegung nicht dazu, die national-liberale Partei zum Rücktritt vom Schulantrag zu bringen, dann ist es mit ihrem Kredit im Lande völlig aus, dann darf ein liberal- und nationalgesinnter Mann ihr nicht mehr angehören, und ich werde der erste sein, der sie verläßt. Nur wenige Worte konnten hier über den unseligen Antrag gesagt werden; aber sie mußten gesagt werden, schon der Ehrlichkeit wegen. „Deutschland" will Deutschland dienen; konfessionelle Schulen schädigen aber Deutschland.

Wenn durch den Pommernbankprozeß erreicht wird, daß die geradezu widerwärtige Bettelei des Freiherrn von Mirbach für Kirchenbauten aufhört, so hat der Prozeß Gutes gezeitigt. Wahllos, fast hätte ich gesagt skrupellos, klopft einer der höchsten Hofbeamten seit Jahren an die Geldschränke von Großkapitalisten: Sesam, tu dich auf! Ob der glückliche Besitzer eines solchen Schrankes Jude oder Heide, Atheist oder Sozialdemokrat ist, sieht den höfischen Bettler nicht an. Die traurigsten Erfahrungen hat Freiherr von Mirbach mit seinem Bettel gemacht: er hat 1000-Markscheine erhalten von Leuten, die bald darauf — allerdings leider nicht bevor sie königliche Kommerzienräte oder Hofbanquiers geworden waren — eben wegen ihrer 1000-Markscheine auf die Anklagebank kamen und wegen Betrugs usw. zu entehrenden Strafen verurteilt wurden, aber „harmlos" bettelt der unermüdliche und unersättliche Oberhofmeister weiter. Geld, Geld, Geld, das ist seine Parole! Und wofür dies so erbeutete Geld? Etwa für ein Variété, für ein Tingeltangel, für ein Velodrom? Solche Zwecke wären vielleicht der Provenienz des Geldes entsprechend. Nein, das Geld von „Jude, Christ und Hottentot" ist gesammelt zur größeren Ehre Gottes, zum Bau von christlichen Gotteshäusern! Du lieber Himmel, welch „christliche" Auffassung der Wohltätigkeit, der Gottesehre, des Gotteshauses! Welcher Unterschied besteht denn eigentlich noch zwischen Tetzel, der jedermann den päpstlichen Ablaß verkaufte, um die Baukassen Leo X. zu füllen, und dem Oberhofmeister Freiherrn von Mirbach, der nach Empfang einer genügenden Zahl von „braunen Lappen" für seine Kirchenbaukasse Titel und Würden zur Verfügung hat — „ausbedungen" beim Geschäft waren sie freilich niemals — für jedermann, der nur eine einzige Bedingung zu erfüllen hatte: er mußte reich sein. Noch einmal: welche „tief-christliche" Auffassung! Wie sagte doch jemand, der auch wenigstens so etwas vom

Digitized by Google

Christentum verstand, über Geldgeben zu Kirchenbauten: „Und Jesus setzte sich gegen den Gotteskasten und schauete, wie das Volk Geld einlegte in den Gotteskasten. Und viele Reiche legten viel ein. Und es kam eine arme Witwe, und legte zwei Scherflein ein, die machen einen Heller. Und er rief seine Jünger zu sich und sprach: Wahrlich, ich sage euch, diese arme Witwe hat mehr in den Gotteskasten gelegt, denn alle, die eingelegt haben" (Mark. 12, 41—43). Wie gleichartig nimmt sich nicht der „Gotteskasten" des Freiherrn von Mirbach mit seinen Cheks auf 25000, 60000 und 150000 Mark aus, neben dem Gotteskasten mit dem Heller der Witwe, „auf den Jesus schaute"! Ja, freilich: „arme Witwen" gibts im Mirbachschen Kirchenbauverein nicht; dafür aber umsomehr Kommerzienräte und Hofbanquiers. Nur schade, daß viele von ihnen auf der Anklagebank und im Gefängnis ihre Wohltätertätigkeit beschließen! Eins ist mir gewiß: Christus würde die auf Mirbachsche Art erbauten Kirchen nicht mit der Fußspitze betreten. Wer nicht in der höfischen Luft lebt, dem ist es unverständlich, wie ein Oberhofmeister der Kaiserin das Ansehen der Krone — und nur mit diesem Ansehen gelingt dem Freiherrn von Mirbach seine unwürdige Bettelei — so schädigen und dabei Hofbeamter bleiben darf. Das möge die Hofwelt und die kaiserlichen Berater sich gesagt sein lassen: keine 20 sozialdemokratischen Zeitungen ruinieren das Ansehen der Krone so intensiv, wie die Mirbachschen „Wohltätigkeitsbestrebungen". Einmütig ist in diesem Urteil die gesamte Presse gewesen, mit alleiniger Ausnahme der „vornehmen" Kreuzzeitung; sie empfindet das Beschämende, das Unwürdige solchen Bettels nicht. Dem religiös empfindenden Menschen steigt Scham und Zorn auf beim Anblick des auf solche Weise, zu solchem Zwecke zusammengehamsterten Geldes, an dem, so ganz nebenbei, die Verwünschungen von Tausenden haften, aus deren Taschen es gezogen wurde.

Daß die Frauenfrage eine mächtige Frage geworden ist und daß ihr Lösungsversuch von, wenn auch zarten, so doch kräftigen und geschickten Händen angefaßt wird, das hat der „internationale Frauenkongreß" bewiesen, der vom 12. bis zum 18. Juni in Berlin getagt hat. Er war nicht nur eine äußerlich glänzende, er war, was mehr ist, eine innerlich machtvolle, weil zielbewußte Kundgebung. Gewiß gab es Überschwang und Unklarheit — wo gibt es die nicht, wenn Menschen so verschiedener Art zusammenkommen — aber der Grundcharakter der ganzen Veranstaltung, das Leitmotiv der so zahlreichen — zu zahlreichen! — Berichte, Vorträge usw. war die helle Klarheit, das zielbewußte Maßhalten: wir Frauen wollen die geistige Ebenbürtigkeit mit dem Manne; wir wollen seine Bildungsmöglichkeiten, um, **Frau und Weib bleibend**, Kulturträgerinnen sein zu können.

Da im nächsten Heft ein eigener Bericht über den Frauenkongreß erscheint, so gehe ich hier auf Einzelnes nicht ein und hebe nur noch hervor daß der Höhepunkt der Tagung m. E. gebildet wurde durch die Verhandlungen über „die höhere Mädchenbildung und über das Universitätsstudium der Frauen". Dort kam zu mehrfachem, unzweideutigem Ausdruck jener eben formulierte gute, die ganze Frauenbewegung auf das zu erstrebende Endziel hindrängende Willensentschluß.

22. VI. 1904. H.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.

Digitized by Google

Wege und Ziele der Völkerpsychologie.

Von Th. Achelis.

Es ist der ewig unvergängliche Ruhm der neuen Sprachwissenschaft, daß es ihr gelungen ist, in die nebelumsponnenen Anfänge des arischen Urvolks, von denen keine schriftliche oder monumentale Überlieferung auf unsere Tage gekommen ist, ein klärendes Licht geworfen und uns mit der Geschichte der Sprache zugleich eine Entwicklung der religiösen, mythologischen und rechtlichen Ideen, wenn auch nur in ganz allgemeinen Umrissen, gezeichnet zu haben. Mag auch über Einzelheiten zurzeit noch, und vielleicht noch für die Zukunft, unter den beteiligten Fachgenossen ein heftiger Kampf bestehen, — so z. B. über den fraglichen Ursitz jenes Urvolks — so bleibt doch die Tatsache einer neu erschlossenen, großartigen Perspektive, von der sich frühere Generationen nichts träumen ließen, von diesen Diskussionen unberührt. Es lag auch in der Natur der Sache, daß man geneigt war, die Züge dieses Bildes unbedenklich zu verallgemeinern und, z. B. aus der Analyse der ältesten indogermanischen Anschauungen, den Typus des primitiven Mythus überhaupt zu gewinnen, ohne weitere Rücksicht auf die Vertreter einer vielleicht ganz anders gearteten Völkerfamilie. So konnte es nicht ausbleiben, daß allmählich, als auch andere prähistorische Wissenschaften erstarkten, die allzu optimistische Auffassung der Sprachwissenschaft, die geradezu von einem gewissen idealen Zauber getragen war, an kritischer Sicherheit verlor, da die widerspänstigen Tatsachen sich dem Schema nicht recht fügen wollten. Es zeigte sich bald, daß die Sprachforschung in ihrer psychologischen Untersuchung nur allzu sehr an bestimmte, unüberschreitbare ethnische Gruppen gebunden sei, und daß somit die versuchte Verallgemeinerung des einen linguistischen Typus auf das so sehnsüchtig gesuchte Porträt des allgemeinen Menschlichen den schwersten Bedenken unterliegen müsse. Hier setzt eben die in ihrer Schrankenlosigkeit durch-

Digitized by Google

aus nicht beengte Perspektive der Völkerkunde ein, die das geistige Wachstum der Menschheit, und zwar vorzüglich auf den in ihrer Einfachheit so ungemein instruktiven primitiven Entwicklungsstufen der Naturvölker, schildert. Als eine sehr bedeutsame Vorläuferin dieser gerade in unseren Tagen aus den verschiedensten Gründen so blühenden Disziplin möchten wir die Völkerpsychologie bezeichnen, deren Bedeutung wohl eine kurze Betrachtung rechtfertigt.

Es ist eigentümlich, daß das erste ausführliche Programm einer solchen umfassenden Betrachtung von Anhängern der Herbartschen Schule ausging, also eines Philosophen, der in seinem krassen Realismus für die organischen Schöpfungen des Volksgeistes kein Verständnis besaß. Lazarus und Steinthal, zwei auch sonst in ihrer ganzen Weltanschauung verwandte Naturen, veröffentlichten mit dem Beginn der von ihnen gemeinschaftlich herausgegebenen (leider später eingegangenen) Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft einen ausführlichen Artikel zur Einführung, dem wenigstens folgende Leitsätze entnommen sein mögen: Die Psychologie lehrt, daß der Mensch durchaus und seinem Wesen nach gesellschaftlich ist, d. h. daß er zum gesellschaftlichen Leben bestimmt ist, weil er nur im Zusammenhange mit seinesgleichen das werden und das leisten kann, was er soll; so sein und wirken kann, wie er zu wirken und zu sein durch sein eigenstes Wesen bestimmt ist. Auch ist tatsächlich kein Mensch das, was er ist, rein aus sich geworden, sondern nur unter dem bestimmenden Einflusse der Gesellschaft, in der er lebt. Jene unglücklichen Beispiele von Menschen, welche in der Einsamkeit des Waldes wild aufgewachsen waren, hatten vom Menschen nichts als den Leib, dessen sie sich nicht einmal menschlich bedienten; sie schrieen, wie das Tier, und gingen weniger, als sie kletterten und krochen. So lehrt traurige Erfahrung selbst, daß wahrhaft menschliches Leben der Menschen, geistige Tätigkeit nur möglich ist durch das Zusammen- und Ineinanderwirken derselben. Der Geist ist das gemeinschaftliche Erzeugnis der menschlichen Gesellschaft. Hervorbringung aber des Geistes ist das wahre Leben und die Bestimmung des Menschen; also ist dieser zum gemeinsamen Leben bestimmt, und er, der Einzelne, ist Mensch nur in der Gemeinsamkeit, durch die Teilnahme am Leben der Gattung. Daher wird die Grenze zwischen der bisherigen individualpsychologischen und der neuen Forschung so gezogen: Es verbleibe der Mensch als seelisches Individuum Gegenstand der in-

Digitized by Google

dividuellen Psychologie, wie eine solche die bisherige war; es stelle sich aber als Fortsetzung neben sie die Psychologie des gesellschaftlichen Menschen oder der menschlichen Gesellschaft, weil für jeden Einzelnen diejenige Gemeinschaft, welche eben sein Volk bildet, sowohl die jederzeit historisch gegebene, als auch, im Unterschied von allen anderen Kulturgesellschaften, die absolut notwendige und, im Vergleich mit ihnen, die allernotwendigste ist. Einerseits nämlich gehört der Mensch niemals bloß dem Menschengeschlecht als solchem an, und anderseits ist alle sonstige Gemeinschaft, in der er etwa noch steht, durch die des Volkes gegeben. Die Form des Zusammenlebens der Menschheit ist eben ihre Trennung in Völker, und die Entwicklung des Menschengeschlechts ist an die Verschiedenheit der Völker gebunden. Es erhellt aus diesen Ausführungen, daß das Gebiet dieser neuen Wissenschaft das Gesamtleben der Menschheit bildet, sofern sich dieselbe eben schon in einzelne Stämme und Völker mit irgend welcher sozialen Ordnung zerlegt hat. Die ganze Fülle des schaffenden Volksgeistes, die sich in Sprache, Mythologie, Religion, Recht, Sitte und Kunst offenbart, gehört in diesen weiten Rahmen hinein; es ist eine Kulturgeschichte idealen Stils, um die es sich hier handelt, indem zugleich im Detail der Entwicklung die herrschenden Gesetze mit zur Darstellung gelangen. In dieser psychogenetischen Perspektive erscheint die Völkerpsychologie, wie es auch heißt, als die Erforschung der geistigen Natur des Menschengeschlechtes, der Völker, wie dieselbe zur Grundlage zur Geschichte oder dem eigentlich geistigen Leben der Völker wird. Wir müssen uns vorbehalten, später, wo wir genauer die einzelnen realen Elemente der völkerpsychologischen Betrachtung zu bestimmen haben, auf diese Punkte zurück zukommen; zunächst einige Worte, um die Methode unserer Wissenschaft zu erklären.

Hoffentlich bedarf es keiner langatmigen Erörterung, um die Überzeugung zu befestigen, daß wir es in erster Linie mit streng objektiver Materialsammlung zu tun haben, nicht mit irgend welchen, und sei es noch so glänzenden Bildern unserer spekulativ angelegten Phantasie. Man verzichtete von vorneherein auf den wohlfeilen Ruhm, Gesetze zu dekretieren, welchen hinterher die Erscheinungen zu gehorchen hätten, oder, wie Rousseau, alles aus bestimmten Überlegungen und daraus hervorgehenden Verträgen und Verabredungen abzuleiten, sondern man suchte umgekehrt, durch vorsichtige Vergleichung ähnlicher Vorgänge, den inneren Zusammenhang des geistigen Wachstums zu erklären. Es handelt sich aber

Digitized by Google

zunächst, ehe selbst von dieser weiteren Verarbeitung die Rede sein kann, um die Sicherung von wissenschaftlich unanfechtbaren Tatsachen der Forschung, und jeder der mit der Geschichte der modernen psychischen Anthropologie auch nur einigermaßen vertraut ist, weiß zur Genüge, mit welchen Schwierigkeiten das verknüpft ist. Nicht nur deshalb, weil wir leider noch über manche Glieder des menschlichen Stammbaumes allzu kümmerlich unterrichtet sind, von einigen zusammenhangslosen Berichten über einzelne Sitten und Gebräuche abgesehen, über ihren geistigen Horizont so gut wie gar nichts wissen, sondern auch deshalb, weil nicht wenige Schilderungen unserer Reisenden zu sehr mit Phantasie durchsetzt sind, um wissenschaftlich verläßlich zu sein. Die Katastrophe konnte nicht ausbleiben, und die aus solchen minderwertigen Bausteinen errichteten Schlösser mußten über kurz oder lang mit Donnergepolter wieder zusammenstürzen, wie das auch in der Tat mit manchen, anfangs wohl mit stürmischer Begeisterung begrüßten ethnologischen Hypothesen der Fall gewesen ist. Das ist um so verhängnisvoller, als auf diesem schlüpfrigen Gebiet durchaus keine persönliche Stimmungen und Neigungen mitsprechen dürfen, sondern lediglich die schärfste Kritik, völlig wissenschaftliche Unbefangenheit. Ein scharfsinniger (leider verstorbener) Denker, der besonders auf dem Felde der vergleichenden Rechtswissenschaft auf ethnologischer Basis sich rühmlich hervorgetan, H. A. Post, erklärt sehr richtig: Es gibt in der Ethnologie die Frage überhaupt gar nicht, ob irgend etwas gut oder böse, recht oder unrecht, wahr oder unwahr, schön oder unschön sei, sondern es gibt nur die Frage, ob irgend eine Sitte, irgend eine Anschauung im Völkerleben existiert und weshalb sie existiert oder weshalb nicht, ohne daß der individuellen Wertschätzung einer solchen Sitte oder einer solchen Anschauung irgend ein Gewicht beigelegt wird.

Die individuelle Wertschätzung ist ein ganz schwankender Faktor, welcher jede streng wissenschaftliche Behandlung des ethnologischen Gebietes unmöglich macht. Sittliche Entrüstung der Ethnologen darüber, daß ein Volk ehelos lebt, daß es dem Kannibalismus huldigt, daß es Menschenopfer bringt, daß es seine Verbrecher spießt oder rädert oder seine Hexen und Zauberer verbrennt, trägt gar nichts zur Lösung ethnologischer Probleme bei; sie verwirrt nur der Kausalzusammenhang der ethnischen Erscheinungen, dem der Ethnologe mit dem kalten Auge eines Anatomen nachzuspüren berufen ist. Wer imstande ist, von unsinnigen Sitten und unsinnigen Volksanschauungen zu sprechen, der

Digitized by Google

ist für die ethnologische Forschung noch nicht reif. (Einleitung in das Studium der ethnologischen Jurisprudenz, S. 52.) Nun kommt der bedauerlichen Lückenhaftigkeit des Materials freilich auch ein nicht zu unterschätzender Umstand zustatten, nämlich die ausgedehnte Vergleichung ähnlicher, resp. gleichartiger Erscheinungen; ein methodisches Mittel, das schon der berühmte englische Forscher Tylor mit folgenden Worten empfahl, so daß wir, im Gegensatz zu der Autorität des etwaigen Erzählers, das Faktum selbst als Prüfstein der Glaubwürdigkeit nehmen: Erfahrung läßt den Forscher bald erraten und finden, daß die Kulturerscheinungen als die Ergebnisse weitverbreiteter, ähnlicher Ursachen in der Welt wieder und wieder vorkommen. Ja, er mißtraut sogar vereinzelt dastehenden Angaben, zu denen er andererseits keine Parallele kennt, und wartet, bis ihre Echtheit durch entsprechende Berichte von der anderen Seite der Erde oder vom anderen Ende der Geschichte nachgewiesen ist. So stark ist in der Tat dies Mittel, daß der Ethnograph in seiner Bibliothek bisweilen zu entscheiden wagt, nicht nur, ob ein einzelner Forscher ein betrügerischer oder ein ehrlicher Beobachter ist, sondern auch, ob das, was er berichtet, mit den allgemeinen Regeln der Zivilisation vereinbar ist. Non quis, sed quid. (Anfänge der Kultur I, 10.) Man gestatte zur Veranschaulichung ein konkretes Beispiel: schon bei alten Autoren wird gelegentlich eines Brauches bei einigen halbwilden Stämmen Erwähnung getan, daß sich nach der Geburt eines jungen Weltbürgers der Mann zu Bett legt, sich mancherlei diätetischen Vorschriften unterwirft und die Glückwünsche seiner Freunde in Empfang nimmt, während die Frau bald nach der Entbindung ihre gewohnte häusliche Tätigkeit wieder aufnimmt. An sich, d. h. von unserem Standpunkte aus, eine ganz verrückte Sitte, so wird mancher unbedenklich ausrufen. Wer bürgt dafür, daß die Berichterstatter nicht durch romanhafte Erzählungen getäuscht sind oder gar selbst ihrer Phantasie hier den Zügel haben schießen lassen? Dies vielleicht, für den landläufigen historischen Zusammenhang ganz bündige Räsonnement fällt vom völkerpsychologischen Standpunkt völlig in sich zusammen; denn bei näherem Zusehen zeigt sich, daß dieser anscheinende Widersinn sich durchaus folgerichtig aus der spezifischen Struktur jener Organisation ableiten läßt, und das ist wieder nur möglich durch den bündigen Nachweis, daß sich bei verschiedenen anderen, völlig ethnographisch und räumlich zusammenhangslosen Völkerschaften dieselbe Erscheinung wiederfindet. Der Nimbus des Wunderbaren und

Digitized by Google

Seltsamen verschwindet von selbst, er zeigt sich als das, was er in der Tat ist, nämlich als der Reflex unserer mangelhaften sachlichen Orientierung, und jene Institution fügt sich nunmehr als organisches Glied in die Entwicklungsgeschichte unseres Geschlechts auf den primitiven Stufen ein. Für diese Rekonstruktion ist nun noch ein weiteres Moment bedeutungsvoll, das unseren, an die gewöhnliche geschichtliche Betrachtung der Ereignisse gewöhnten Blick anfangs sehr zu beirren geeignet ist, nämlich die Beseitigung der Chronologie. Wie gesagt, für den Rahmen der uns vertrauten Weltgeschichte ist die zeitliche Abfolge der Ereignisse das alle Details verknüpfende Band, das aber für eine umfassende, lediglich die psychologischen Beziehungen und inneren Zusammenhänge der ganzen menschlichen Entwicklung verfolgende Untersuchung gar keine Bedeutung beanspruchen kann. Wiederholen sich in dieser Perspektive dieselben Erscheinungen, so müssen auch nach einem ganz allgemeinen Prinzip die in diesem Prozeß wirksamen Faktoren dieselben sein; ist somit durch dies Ergebnis der gewöhnliche geographische und historische Zusammenhang durchbrochen und erhebt sich dafür eine gewisse allgemeine schrankenlose Aussicht vor unseren Blicken, so ist es offenbar völlig gleichgültig, welcher Epoche die zum Beweise verwandten Völkerschaften angehören. Zeit und Ort haben nur Sinn für die einfache geschichtliche Auffassung, die es mit bestimmten, räumlich und zeitlich abgegrenzten ethnischen Gruppen zu tun hat, nicht aber mit einer allgemeinen Entwickelung der Menschheit. Nur dieselben und gleichen Ursachen sind relevant; wann sie dagegen wirksam geworden sind, ist ganz gleichgültig, und deshalb ist es auch unbestreitbar, daß zu den entlegensten Zeiten dieselben sozialen Gründe aufgetreten sind. Der Ethnologie, als der Wissenschaft von den allgemeinen Formen der menschlichen Assoziationen, muß jede Chronologie fremd bleiben. Der schon erst erwähnte, vergleichende Rechtsforscher Post bezeichnet es als eine Aufgabe, gewisse Erscheinungen zu konstatieren, welche auf der Basis der überall gleichmäßig wirkenden menschlichen Natur sich überall gleichmäßig zeigen. Hierfür sind Rasse, Völkerzweig, Volk und Stamm vorläufig völlig gleichgültig. Ich beabsichtige nur das, was im ganzen ethnischen Gebiet gleichmäßig auftritt, in den Grundzügen festzustellen und durch einzelne Beispiele zu illustrieren, welche, obgleich nach Rasse, Volk und Stamm sämtlich individuell, doch eine allgemeine Bedeutung haben, indem sie in verschiedenen Färbungen stets das wesentlich gleiche Organisationsprinzip zum

Digitized by Google

Ausdruck bringen. Es ist auch vollkommen gleichgültig für mich, in welches Jahrhundert oder in welches Jahrzehnt derartige Bräuche fallen, da die Chronologie nur für die Einrichtung in einem einzelnen ethnischen Gebiete eine Bedeutung hat; nicht aber für das Gesamtgebiet des Völkerlebens, in welchem stets alle Entwickelungsstufen nebeneinander liegen, in welchem man bei einer Völkerschaft, welche heute lebt, dieselbe Erscheinung wiederfindet, welche man bei einer anderen ein paar tausend Jahre vor Christi Geburt wahrnimmt. (Bausteine für eine allg. Rechtswissenschaft I, 17.) Daß damit andererseits nicht der eigentlichen historischen, auf bestimmte ethnographische und geographische Bezirke beschränkten Forschung irgendwie Opposition gemacht werden soll, versteht sich von selbst; nur sollten nicht, wie es öfter geschieht, beide Gebiete verwirrt und dadurch ein verhängnisvoller Irrtum erzeugt werden.

Durch diese Erörterungen haben wir uns bereits der weiteren Frage genähert, welche Elemente unsere Wissenschaft in sich schließt, welche Aufgaben ihrer Bearbeitung harren. Um mit einer negativen Bestimmung zu beginnen, alles das nicht, was nachweislich auf die Wirksamkeit und Initiative eines einzelnen Menschen zurückzuführen ist, also nicht z. B. die Geschichte der geistigen Erzeugnisse in Literatur, Kunst und Wissenschaft. Nun ist es ja freilich unbestreitbar, daß auch hier, wie überall sonst, die Grenzen flüssig sind, daß das Individuum in unmittelbarer Wechselwirkung mit dem geistigen Niveau seiner Epoche steht, aus dem es zum guten Teil erst seine schöpferischen Kräfte saugt, und daß andererseits eine mystische Volksseele ohne diesen realen Hintergrund gar nicht gedacht werden kann. Aber dennoch gibt es, wie W. Wundt mit Recht betont, zwei bestimmte Merkmale, an denen das, was wir im geistigen Leben eines Volkes ein gemeinsames Erzeugnis nennen, von einer individuellen Schöpfung prinzipiell stets zu unterscheiden ist. Das erste besteht darin, daß an jenem unbestimmt viele Glieder einer Gemeinschaft in einer Weise mitgewirkt haben, welche die Zurückführung der Bestandteile auf bestimmte Individuen ausschließt. So ist die Sprache im objektiven, wie im subjektiven Sinne ein gemeinsames Erzeugnis. Objektiv, weil eine unbestimmt große Zahl von Menschen an ihr tätig waren, subjektiv, weil die Einzelnen selber sie als eine Schöpfung betrachten, die ihnen allen zugleich angehört. Das zweite Merkmal ist dies, daß gemeinsame Erzeugnisse in ihrer Entwicklung zwar mannigfaltige Unterschiede zeigen, die vor-

Digitized by Google

nehmlich auf abweichende geschichtliche Bedingungen zurückweisen, daß sie aber trotz dieser Mannigfaltigkeit gewisse allgemeingültige Entwickelungsgesetze erkennen lassen. In diesen Verhältnissen liegt es begründet, daß jedes gemeinsame Erzeugnis fortwährenden Einwirkungen vonseiten einzelner ausgesetzt bleibt, Einwirkungen, die, sobald eine historische Überlieferung entstanden ist, durch diese verstärkt werden. So haben vom Beginn geschichtlicher Erzeugnisse an Dichter, Redner, Gesetzgeber an der Sprache gearbeitet, und manches, was zum allgemeinen Sprachgut geworden ist, kann daher unmittelbar auf einen einzelnen Urheber zurückgeführt werden. (Völkerpsych. I, 6.)*) Jede nüchterne Forschung hat es heutzutage abgelehnt, die großen organischen Schöpfungen des Mythus, der Sitte usw. aus der willkürlichen Tätigkeit und Überlegung eines und sei es noch so genialen Individuums abzuleiten; diese Rousseauschen Versuche und Anläufe sind für immer vorüber; es handelt sich höchstens für eine vorsichtig abwägende Kritik darum, zu prüfen, inwiefern man bei ihnen auch noch von der Bedeutung einzelner (nicht eines einzelnen) zu reden befugt ist. Im übrigen ist hier der soziale Untergrund so bestimmend, daß gerade hier die völkerpsychologische, die allgemeineren Formen und Gesetze zu ermittelnde Untersuchung einsetzt, der wir somit die drei Gebiete der Sprache, des Mythus und der Sitte zuweisen, die ihrerseits wieder, wie Wundt einleuchtend erklärt, den drei menschlichen Formen seelischer Tätigkeit, dem Vorstellen, Fühlen und Wollen entsprechen: In der Sprache spiegelt sich zunächst die Vorstellungswelt des Menschen. Ihr Reichtum an Wörtern entspricht im allgemeinen dem Vorstellungsreichtum des Bewußtseins; in dem Wandel der Wortbedeutungen äußern sich die Gesetze der Veränderungen der Vorstellungen, wie sie unter dem Einfluß wechselnder Assoziations- und Apperzeptionsbedingungen stattfinden; und in dem organischen Aufbau der Sprache, wie er uns in der Bildung der Wortformen und in der syntaktischen Fügung der Redeteile entgegentritt, gibt sich die konkrete Gesetzmäßigkeit zu erkennen, von der die Verbindungen der Vorstellungen unter den besonderen Natur- und Kulturbedingungen der einzelnen Sprachgemeinschaften beherrscht ist. Der Mythus gibt sodann den in der Sprache niedergelegten Vorstellungen vornehmlich ihren Inhalt, da er in dem ursprünglichen Völkerbewußtsein die gesamte Weltanschauung noch in unge-

*) Das Werk ist soeben in 2. vermehrter Auflage erschienen. (Leipzig, W. Engelmann.)

Digitized by Google

ordneter Einheit umschließt. In den Entstehungsbedingungen seiner Bestandteile zeigt er sich jedoch so sehr von Gefühlsrichtungen bestimmt, daß die Erfahrungseinflüsse nur als die äußeren Gelegenheitsursachen erscheinen, die, indem sie Furcht und Hoffen, Bewunderung und Staunen, Demut und Verehrung erwecken, ebenso die Richtung der mythologischen Vorstellungen, wie die Auffassung der Objekte überhaupt bedingen. Die Sitte endlich umfaßt alle die gemeinsamen Willensrichtungen, die über die Abweichungen individueller Gewohnheiten die Herrschaft erringen, und die sich zu Normen verdichtet haben, denen von der Gemeinschaft Allgemeingültigkeit beigelegt wird. In diesem Sinne entspricht daher unter jenen drei Hauptgebieten der Völkerpsychologie die Sprache der Sphäre des Vorstellens, der Mythus der des Gefühls, die Sitte der des Wollens im individuellen Seelenleben (a. a. O. I, 26). Natürlich können wir nicht an dieser Stelle uns in das Detail einlassen und aus dem ungeheuer reichen Inhalt völkerpsychologischer Studien, der noch tagtäglich anschwillt, eingehendere Mitteilungen machen; einige kurze Andeutungen und Striche müssen genügen. Der Mythus repräsentiert die primitive Weltanschauung der Naturvölker, in welche sie alles eintragen, was ihre Aufmerksamkeit erregt, zunächst die Naturvorgänge, besonders die mit elementarer Wucht auftretenden, so daß sie in ihren Herzen Angst und Zittern hervorrufen. Mit der Naturverehrung geht aber der uralte Ahnenkultus Hand in Hand, um so mehr, als die plastische Phantasie alles an persönliche Beziehungen anlehnt und in bestimmten, greifbaren Götterbildern verkörpert. Das gilt auch vom Verhältnis zur Tierwelt, die als Trägerin geistiger Eigenschaften erscheint und durch das gemeinschaftliche Band der Seelenwanderung mit dem Naturmenschen verknüpft ist, — das Märchen beruht z. B. ganz und gar auf dieser uralten Vorstellung einer Verwandtschaft.

Auch auf diesem Gebiet zeigt es sich, daß die betreffenden Übereinstimmungen bei weitem über alle ethnographischen und örtlichen Schranken hinausgreifen, und in dieser ihrer Gleichheit die wahre Einheit des menschlichen Naturells begründen. Aus den einzelnen Entwicklungsstufen, welche wir die Vorstellungen über die Natur der menschlichen Seele bei den verschiedenen Völkern durchlaufen sehen, können wir sodann eine induktive Geschichte der Seelenlehre entwerfen, die uns erst den eigentlichen Schlüssel zum Verständnis mancher philosophischen Spekulation liefert. Nicht minder enthüllt uns das Studium der Sitte eine Geschichte der

Digitized by Google

Moral, die ihr zugrunde liegt, und auch hier warten unser die größten Überraschungen. Während nämlich auf der einen Seite die sittlichen Anschauungen das getreue Spiegelbild des jeweiligen sozialen Zustandes sind, und die Moral somit ganz und gar ein Ergebnis geselliger Beziehungen ist (ebenso wie das Recht), treten uns auf der anderen Seite doch wieder eigenartige Analogien und Parallelen entgegen, die, gegenüber der ethnographischen Bedingtheit, wenigstens einigen, freilich ganz formalen, Vorstellungen eine schrankenlose Allgemeingültigkeit verleihen. Die Entfaltung der menschlichen Persönlichkeit in dem uns geläufigen Sinne des Wortes können wir gleichfalls aus den dürftigsten Anfängen durch alle Stufen der weiteren Individualisierung auf Grund des umfassenden Materials verfolgen, das uns die moderne Völkerkunde zur Verfügung stellt.

Unsere bisherige Betrachtung, die, wie noch einmal ausdrücklich betont sein mag, nur einige wenige bedeutsame Probleme herausgreifen konnte, bezog sich lediglich auf den wissenschaftlichen Charakter der Völkerpsychologie; als eine sehr wesentliche Ergänzung dazu ist aber neuerdings die praktische Bedeutung der ethnologischen Studien getreten, die uns speziell durch unsere Kolonialpolitik nahegelegt ist. Es ist wahrlich kein Zufall, daß alle Regierungen, die Ansiedlungen in überseeischen Ländern angelegt haben, eigene Institute gründeten, um die Anschauungen und Sitten der Naturvölker gründlich zu studieren. Man denke an die großartigen Anstalten der Amerikaner, Engländer und Holländer! Am besten ausgerüstet ist wohl das berühmte Smithsonian-Institution in Washington unter Powells Leitung. Freilich ist die betrübende Tatsache des Aussterbens der Naturvölker, die bei der Berührung mit der höheren Zivilisation rettungslos dahinwelken (von jeder brutalen Vergewaltigung noch ganz abgesehen), jedem Zweifel entrückt. Aber umsomehr ergibt sich für eine weise Politik die Forderung von selbst, diesen Prozeß tunlichst aufzuhalten und, wenn es irgend möglich ist, eine allmähliche Überleitung einzuleiten, was selbstredend eine völlige Vertrautheit mit den in Frage kommenden Stämmen voraussetzt. Ein vortreffliches Beispiel einer solchen allmählichen Amalgamierung bietet Rußland in seinem schrittweisen, erfolgreichen Vorgehen in Zentralasien. Deshalb liegt es auf der Hand, von welchem unberechenbaren Nutzen es ist, für alle solche Unternehmungen tüchtige ethnologisch geschulte Männer zu berufen, die nicht mit irgend welchen, vielleicht in Europa ganz brauchbaren, juristischen und geschichtlichen

Digitized by Google

Kenntnissen ausgerüstet sind, sondern, umgekehrt, vertraut mit dem ganz anders gearteten Denken der Naturvölker. Wieviel Unheil hätte hier verhütet werden können, wenn man rechtzeitig auf den Rat erfahrener Männer gehört und nicht so vieles vom grünen Tisch aus dekretiert hätte, was letzten Endes sich als völlig unhaltbar erwies! Wir wollen hier nicht auf beklagenswerte Einzelheiten eingehen und unnötiges Bedauern und Klagen veranlassen, sondern uns kurzer Hand auf die Äußerungen Bastians beziehen, eines in dieser Beziehung wohl unverdächtigen Zeugen. Als er von einer seiner weltumspannenden Reisen nach der Reichshauptstadt zurückgekehrt war (es war im Jahre 1880), richtete er folgende Worte an den daselbst tagenden anthropologischen Kongreß: Überall auf meiner jetzigen Reise, mehr noch, als auf den früheren, bin ich unter Trümmern und Ruinen gewandert. Nicht nur den monumentalen, die als schweigende Zeugen dastehen versunkener Kulturen, deren Rätselwort noch nicht gesprochen ist, sondern auch leicht ephemerer Gebilde, die, wenn einmal zerfallen, für immer dahingegangen und uns unwiederbringlich verloren sind. . . . Da sich nun im voraus die Tragweite nicht abwägen läßt, so muß zunächst der Grundsatz gelten, um nicht etwa in dem Unscheinbaren das qualitativ kostbarste zu übersehen, alles zu sammeln, anthropologisch, prähistorisch, sowie ethnologisch. Daß es indessen mit solchem Sammeln wieder seine Bedenken hat, ist bekannt. Die von einem Laien zurückgebrachten Steine und Pflanzen bieten für den Botaniker oder Geologen selten viel Brauchbares, und so werden auch wir allmählich daran zu denken haben, ethnologisch geschulte Reisende auszusenden. Es ist mir das besonders klar geworden durch ein paar eklatante Beispiele meiner letzten Reise, und nicht am wenigsten, als ich auf meiner Rückkehr kurz an einigen Punkten Polynesiens verweilen konnte. Die folgenden Jahre mit ihren bedauerlichen Mißgriffen auf dem Gebiete der Kolonialpolitik, trotz aller anderweitigen Erfolge, haben dem erprobten Kenner der Naturvölker nur allzu sehr Recht gegeben. Das wird auch unfraglich seine weiteren Konsequenzen nach sich ziehen; gewiß ist es unsere erste Pflicht, überall die wertvollen Dokumente aus der alles verschlingenden Flut zu retten, welche die moderne Zivilisation über den Erdball ergossen hat, und von deren Zerstörung nur wenige entlegene Erdenwinkel bewahrt geblieben sind. In dieser Beziehung steht unser Museum für Völkerkunde in Berlin als ein unerreichtes Muster da, selbst in den Augen der eifersüchtigen Engländer, und es ist höchstens zu bedauern, daß

Digitized by Google

der imposante Bau schon seit längerer Zeit nicht entfernt mehr, wie Schreiber dieser Zeilen aus dem Munde des Direktors zu wiederholten Malen vernommen hat, ausreicht, um die wertvollen Schätze, die aus allen Weltteilen dort zusammenströmen, in sich aufzunehmen. Das zweite aber ist, wie schon angedeutet, die sachgemäße Vorbildung aller kolonialen Beamten durch gründlich ethnographische Studien, da zu wichtige Interessen auf dem Spiel stehen, und selbst die anscheinend harmlosesten Versehen nicht selten die blutigsten Verwicklungen zur Folge haben. Bastian verlangt deshalb auch mit vollem Recht (was übrigens auch unseres Erachtens nur eine Frage der Zeit ist) die Einführung der Völkerkunde in den Unterrichtsplan der höheren Lehranstalten, um so auch in breiteren Schichten unserer gebildeten Gesellschaft das Interesse und Verständnis für derartige Probleme zu wecken und zu fördern. Ja, der Nestor der Völkerkunde glaubt sich auch für die internationale Konkurrenz auf dem Gebiete des überseeischen Handels dadurch einen nicht unwesentlichen Vorsprung sichern zu können, wenn wir uns eine detaillierte Kenntnis der in Betracht kommenden Völkerschaften zu eigen gemacht haben. Er sagt in seinem bekannten krausen Stil: Wer in dem alten Gesichtskreis vormals historischer Peripherie fortbeharrt, mag Schwierigkeiten empfinden, dem dadurch beschränkten Umblick einen kausal verknüpfenden Zusammenhang zwischen den ethnologischen Sammlungen der Völkerkunde und den schwergewichtigen Zeitfragen des nationalen Lebens im Völkerverkehr am Anbruch eines neuen Jahrhunderts unverletzt einzufügen und von seinen einander bedingenden Gliederungen aus zu verfolgen; wogegen derselbe unwiderleglich vor dessen Augen sich darlegt, der die große Zeit, die uns umgibt, aus denjenigen Konstellationen zu lesen bemüht ist, worin des deutschen Volkes große Zukunft am Firmament des Geschichtshorizonts eingeschrieben steht. Jedenfalls zeigt sich auch hier wieder, wie eng das geistige Leben und wissenschaftliche Bestrebungen mit dem Kulturniveau der Völker zusammenhängen, und wie große, mächtige Ideen auch die praktische Gestaltung der Dinge unmittelbar beeinflussen. In diesem Sinne, das wird die Zukunft immer deutlicher zeigen, ist die Völkerpsychologie auch eine eminent praktische Wissenschaft.

Digitized by Google

Seine Majeſtät, hurra!

Von Roderich Thoweſt.

Steffen ſtapfte durch den Schnee.

Das mühſame Gehen fiel ihm beſonders ſauer, denn das Atmen wurde ihm ſchwer. Aus dem mit der ſchmutzig-goldenen Treſſe beſetzten Uniformkragen drängte ſich ein weißwollenes Halstuch hervor, womit er ſeinen kranken Kehlkopf ſchützen wollte. Er mußte ſich gehörig auf den feſten Handſtock ſtützen, um vorwärts zu kommen.

Dabei ſchnürte ihm der Riemen der ledernen Brieftaſche, die an ſeiner Seite hing, die ſchmale Bruſt noch mehr ein. Wenn man dieſen gebückten Mann mit den leidenden, gefurchten Zügen daher kommen ſah, ſo war es, als trüge er in ſeiner Ledertaſche nicht nur ein abwägbares Gewicht beſchriebenen Papieres mit ſich, ſondern als ginge er ſo gebeugt unter der unwägbaren Laſt menſchlicher Erwartung, die dieſe mit Briefen gefüllte Taſche in ſich barg.

Jetzt ging der Briefträger an der Schmiede vorbei, die mitten im Dorf lag. In der Eſſe glühte das helle Feuer und warf ſeinen Schein auf die Straße hinaus. Ein prächtiger Kerl ſtand am Ambos und ſchwang gewaltig den Hammer. Als er Steffen ſah, hielt er einen Augenblick inne.

„Is nix doa für mi, Steffen? — Bun Marie meen' ick!"

„Nee! Dit mol nich, Hannes," rief Steffen, „awer ick denk' morgen, denn is jo Sünntag und Du haſt ook mehr Tid to'n Leſen!"

Der Hammerſchwingende nickte befriedigt, und Steffen ging weiter. Er hatte es ſich zu einer Art Pflicht gemacht, für jeden, zu dem er mit ſeiner Mappe kam, ein paar freundliche Worte zu haben. Gerade ſo, als wenn er, Steffen, etwas dafür könnte, wenn er den Erwartungen derjenigen, die ihn kommen ſahen, nicht entſprach.

Die zwölf Jahre, die er nun ſchon ſeinen täglichen Poſtweg durch den Landbezirk machte, hatten ihn auch mit all dem Hoffen und Sorgen der Menſchen, zu denen er kam, bekannt gemacht. Er wußte, von wem die Briefe kamen, und er ahnte auch vielfach, was darin ſtand, und wenn er in der einfachen Art ſeines Gemütes ſich auch niemals klar darüber wurde, er empfand es doch, daß er für viele der Bringer von Freud' und Leid, von Hoffnung und Gram war.

Digitized by Google

Für die alte Frau auf dem Bauerhof da drüben, auf welchen er jetzt zuschritt, brachte er eine gute Post; er sah schon, wie die Alte durch die Scheiben nach ihm auslugte. Und neben ihr erschien ein liebes, frisches Gesicht, — das war die Lene, oh, die kannte er auch, das war ein Prachtmädel und die Braut von dem Fritz Wiese, oder doch die heimliche, denn abgemacht sollte das erst werden, wenn er wieder daheim war.

Während Steffen den von Schnee frei gefegten Pfad um den Rasen längs schritt, sagte die alte Frau drin zu der jungen Dirn:

„Sorg' mal schnell für'n Tasse heißen Kaffee und'n paar Stuten, Lene, das soll ihm wohl gut tun nach dem weiten Weg und bei der Kälte."

Und Lene lief gehorsam in die Küche und raunte der Magd rasch zu, was zu tun sei, und war schon wieder an der Haustür, als Steffen diese aufklinkte.

„Was aus China! Fräulein Lene!" sagte Steffen und gab den Brief her, „und wenn Fräulein Lene die Marke davon nicht brauchten, so ließe der Postverwalter darum bitten, der sammelt welche!"

„Warum nicht, Steffen, die können Sie ihm nachher gleich mitnehmen. Und nu kommen Sie man rein, Steffen, Line bringt gleich'n ordentlich heiße Tasse Kaffee."

Drin machte die alte Frau Wiese sich gerade mit der Lampe zu schaffen, denn es begann zu schummern. Ihre Hände zitterten so, daß Glas und Kuppel hart gegeneinander schlugen.

„Soll ich auch anzünden, Mutter?" fragte Lene.

„Laß man, Kind, laß man, es geht schon!"

„Da is'n Brief vom Fritz, Frau Wiese," sagte Steffen.

„Das is man schön, Steffen," meinte die Frau, „legen Sie man auf'n Tisch." Sie sagte das ganz ruhig, wiewohl ein verhaltenes Beben durch ihre Stimme ging und ihr Herz fühlbar hämmerte. Als die Lampe brannte, setzte sich die Frau in Bereitschaft und schob die Brille zurecht. Dann nahm sie den Brief, den die Lene vor sie hingelegt hatte, und griff nach der Nähscheere, ihn zu öffnen. Sie hielt dabei das Kuvert gegen das Licht und schnitt sorgfältig und langsam den Rand ab, daß nur der Inhalt nicht verletzt würde. Dabei fiel der Schein der Lampe voll auf ihre Züge. Es war ein gefurchtes, von schlohweißem Haar umrahmtes Antlitz. Das Leben war nicht eben sanft mit dieser Alten umgegangen. Von acht Jungen, die sie geboren

Digitized by Google

hatte, war dieser da in China der letzte. Er war sehr gegen ihren Willen mit hinüber gegangen, aber sie hatte ihren Willen gegenüber diesem Jungen nie behaupten können, wohl weil er der letzte war.

Auch das schöne Mädchen hatte er ihr ins Haus gebracht gegen ihren Willen. Denn da oben in den behäbigen Bauerdörfern heiratet sonst nur Geld zu Geld; diese aber war arm, eines Lehrers Kind und eine Waise. Inzwischen aber hatte die alte Frau sich an das Mädchen gewöhnt und sie war ihr lieb geworden, und beide Frauenherzen sorgten sich mitsammen um den da draußen, der unter des Kaisers Fahnen in China stand.

Als der Junge damals mit den anderen Freiwilligen vor die Frau getreten war und hernach auf seinem Willen bestand und sich auf eine Reklamation nicht einlassen wollte, hatte die Mutter nur eines noch zu tun vermocht, und das hatte sie getan:

Sie war zu dem Hauptmann gegangen, der für das Kommando der Kompagnie bestimmt war. Es traf sich, daß sie die Frau des Mannes kannte, denn an jedem Sonnabend in der Gemüsezeit fuhr die alte Bäuerin mit dem frischen Gemüse, das ihr Garten brachte, über die Föhrde nach Kiel hinein und besuchte dort eine Reihe alter Kunden. Unter denen befand sich auch die Hauptmannsfrau. Die war auch Mutter und wer konnte für ein Mutterherz besser vermitteln, als eine Mutter?

So kam sie ohne weiteres vor den Hauptmann. Der war ein wohlwollender Mann. Auch hatte seine Frau ihm gesagt, die alte Frau die ihn sprechen wolle, sei die Bauersfrau, die immer den delikaten Spinat und die prächtigen Spargel gebracht habe, die er so oft gelobt.

„Ja, ja, liebe Frau," meinte er dennoch, „es gilt des Kaisers Dienst, — da muß jeder sein bestes tun, und wir können keinen vorziehen!"

„Es ist der letzte von acht Jungens, Herr Hauptmann," sagte die alte Frau.

Dem Hauptmann lief es kalt über den Rücken. „Donnerwetter," dachte er bei sich, „die Frau hat 'was durchgemacht!" und sah forschend in die vielen Furchen.

„Nun, Frau Wiese, — ich werde ihm ein wenig aufpassen," sagte er dann laut, „so'n bischen läßt sich das schon machen, wissen Sie. Und ich glaube auch, so schlimm wird's da drüben nicht sein. Wenn wir hinüber kommen, ist vielleicht schon alles vorüber. Das machen inzwischen, wie's scheint, unsere braven

Digitized by Google

Blaujacken ſchon ganz allein ab. — Im Feuer kann ich nichts für ihn tun, da heißt es vorwärts, da muß jeder ſeine Haut zu Markte tragen, aber ſonſt — wenn er krank werden ſollte, oder das Klima nicht vertragen kann, — verlaſſen Sie ſich auf mich. Ich werde da aufpaſſen. Und im übrigen: tröſten Sie ſich mit meiner Frau, die muß mich auch ziehen laſſen! Alſo, Gott befohlen!"

Der freundliche Mann reichte ihr die Hand.

Aber die Frau ging noch nicht.

„Herr Hauptmann," ſagte ſie, „laſſen ſie den Jungen man ja nicht merken, daß ich hier bei Ihnen war, — er wird furchtbar böſe!"

Der Offizier mußte herzlich lachen.

„Seien Sie ohne Sorge" — beruhigte er, „ſeien Sie ohne Sorge, er ſoll's nicht wiſſen!"

Und nun kam der Junge zurück aus China. Viel früher, als ſie ihn erwartet hatte, mit einem der erſten Ablöſungstransporte. Der Brief, den die alte Frau da las, während Lene geſpannt über ihre Schulter blickte und Steffen ſich an Kaffee und Stuten labte, war ſchon an Bord der „Weſtfalia" geſchrieben.

Nur wenige Tage konnte der Poſtſteamer der „Weſtfalia" vorauf ſein, — nur wenige Tage noch, und ſie würde ihren Jungen wieder in den Armen halten.

In hoher Freude wallte das Mutterherz, aber ſie hielt an ſich, die alte Frau, — das Leben hatte ſie dazu erzogen, an ſich zu halten.

„Er kommt, Steffen," ſagte ſie, „das kann ſchon morgen oder übermorgen ſein."

„Das is man ſchön, Frau Wieſe," antwortete Steffen mit beiden Backen Stuten kauend, „das is man ſchön, und dann kann das Heiraten ja bald losgehen, Fräulein Lene!" ſetzte er hinzu.

Lene ſagte gar nichts, — die Tränen liefen über ihre friſchen Wangen, — Gottlob, daß er wieder kam, ihr Fritz, ihr Schatz, ihr einziger Menſch.

„So raſch geht das mit dem Heiraten nu doch nich, Steffen," meinte die Mutter bedächtig, „erſt müſſen ſie ſich doch mal verſprechen und ordentlich ins Schönberger Wochenblatt müſſen ſie doch auch! Und dann ſcheint er auch'n bischen patſchent*) zu ſein. Er ſchreibt, er hat immer ſo'n Frieren im Nacken."

---

*) Patſchent = Patient, krank.

Digitized by Google

Steffen war inzwischen aufgestanden und hatte seine Tasche wieder umgehängt. Jetzt griff er nach seinem Stock, seine Zeit drängte. Aber er doch hatte noch eines seiner guten Worte bei der Hand.

„O, das' nich so schlimm, Frau Wiese," sagte er, „das' nich so schlimm. So'n Frieren in'n Nacken hab' ich auch immer. Mal besser, mal schlechter. Das hab ich nu schon Jahre lang und tu doch meinen Dienst, nee, das' nich so schlimm! Na guten Aben und vielen Dank!

Der Mann meinte es so gut, er wollte beruhigen. Aber die beiden Frauen lasen besorgt in seinen kranken Zügen. Wenn das Frieren nur nicht der Vorbote so schleichender Krankheit wäre, wie dieser arme Briefträger sie mit sich herumschleppte. Und ihre angstvollen Blicke trafen sich und die Sorge ging mit ihnen zu Bett.

II.

Am nächsten Tage stand es schon in der Zeitung.

„Morgen kommt ein Ablösungstransport unserer tapferen Chinakrieger zurück. Der Zug, welcher die Braven in ihre Heimat führt, trifft von Bremerhaven über Hamburg um 4 Uhr 15 Minuten auf dem hiesigen Bahnhof ein. Die Spitzen unserer Stadtbehörden, sowie die Kriegervereine, werden es sich nicht nehmen lassen, den heimkehrenden Vaterlandsverteidigern ein herzliches Willkommen zuzurufen.

Und also geschah es.

Zwar war der Himmel dem Empfang nicht günstig. Es regnete strömend und die entfalteten gestickten Fahnen der Vereine klatschten gegen die Stangen, und die Hutmacher der Stadt hatten die Aussicht am nächsten Tage einige Hundert Zylinderhüte zum Aufbügeln zu erhalten.

Sonst aber nahm alles programmgemäß seinen Anfang. Der Perron war abgesperrt. Ein Zug Marineinfanterie, eine Gruppe von Offizieren, der Oberbürgermeister und einige Stadtverordnete, die Kriegervereine, sie alle hatten sich dort aufgestellt. Und jenseits der Sperre drängte dicht die Menge. Waren viele darunter, deren Herzen arg klopften, als langgezogene, schrille Pfiffe ertönten und da hinten die Maschine heranfauchte, — immer näher und näher. Auch die Mutter Wiese und Lene standen hinter der Sperre im Menschengedränge und harrten des einen, der ihnen so sehr viel mehr war, als das ganze Vaterland.

Digitized by Google

Nun bremſte der Zug am Prellblock. Und war ein Tücherſchwenken und Mützenſchwingen aus den Fenſtern und ein Hurra über das andere.

Dann begann ein Herausklettern und ſich Sammeln, und kurze Befehlsworte hallten über den Perron. Die Zurückkommenden rangierten ſich zu zwei Gliedern. Fritz Wieſe ſtand ziemlich weit am linken Flügel, und ſo ſehr auch Lene ihren Hals reckte, ſie konnte ihn nicht ſehen.

Er war, eigentlich als Kranker, mit manchen anderen, die das Klima nicht vertragen konnten, dem Ablöſungstransport zuerteilt. Aber als das Schiff ſich Bremerhaven näherte, da hatte er ſich Gewalt angetan und ſich geſund gemeldet. Was ſollte er auch als ein Kranker, als ſchlapper Kerl zu ſeiner Liebſten kommen, — mit dem Faſchienenmeſſer an der Seite und dem Gewehr auf der Schulter, das war doch eine andere Sache. Und der junge Aſſiſtenzarzt hatte ein Auge zugedrückt und ihn geſund geſchrieben. So, nun war's überſtanden und er war da. Auch das verdammte Nackenfrieren hatte er heute nicht geſpürt. Dazu mochte wohl das viele Feiern und Begrüßen auf den einzelnen Stationen geholfen haben, — ſtark angeheitert waren ſie alle. —

Nun ging es los.

„Stillgeſtanden! — Das Gewehr über! — Achtung, präſentiert das Gewehr!“

Der Griff klappte famos, ſie ſpürten es alle, wie es klappte. Donnerwetter, mußten die da hinten einen Begriff von den forſchen Chinakriegern bekommen.

Nun ſprach der Admiral:

„Jungens, daß ihr mir die Zähne ordentlich auseinandernehmt, wenn Se. Exzellenz und der Herr Oberbürgermeiſter geſprochen haben, und wenn ihr acht Tage lang heiſer ſeid, — das Hurra muß wie'n Kanonenſchuß 'raus kommen,“ hat der junge Zugführer unterwegs wiederholt geſagt. Die Leute hatten den kleinen ſchneidigen Kerl alle gern; das war einer, der in des Kaiſers Dienſt ſein Leben für einen Pfifferling achtete; er trug den zerſchoſſenen Arm noch in der Binde.

Es kam denn auch heraus wie ein Kanonenſchuß als Se. Exzellenz zu Ende war:

„Seine Majeſtät Hurra! Hurra! Hurra!“

Nun ſprach der Bürgermeiſter. Er ſprach vom Dank des Vaterlandes und der Heimat und von den Augen ganz Europas und manches andere noch. Er war ein guter Redner.

Digitized by Google

Unbeweglich, unter präsentiertem Gewehr standen die Chinakrieger, unbeweglich vor der Front, mit gesenktem Degen in der Rechten und die Linke in der Binde, der junge Leutnant.

Und dann wieder ein brausendes:

„Seiner Majestät Marine Hurra! Hurra! Hurra!"

Während der Rede des Bürgermeisters war es dem Marinesoldaten Fritz Wiese, als würden ihm seine Kniee schwach. Aber er biß die Zähne aufeinander und klammerte sich fest an sein Gewehr. Obgleich er es war, der es hielt, schien es ihm eine Stütze zu sein.

Der kleine Leutnant war in seiner Antwort kurz. Er war mehr ein Mann des Degens als der Rede. Auch saß ihm das Gefühl der hohen Stunde so sehr in der Kehle, daß seine junge Stimme sich überschlug. Aber seine Leute rissen ihn heraus. Sie hatten alle das Bewußtsein, daß sie ihn nicht im Stich lassen durften, und nochmals brach es donnernd von ihren Lippen, unaufgefordert und spontan:

„Se. Majestät Hurra! Hurra! Hurra!

„Achtung! Das Gewehr über! — Gewehr ab! — Rührt euch!" —

So lange sie unter präsentiertem Gewehr gestanden, hatte Fritz Wiese sich gehalten. Jetzt wurde ihm plötzlich ganz dunkel vor Augen, es war ihm, als träte etwas Warmes, Feuchtes in seinen Mund, — es rieselte über seine Lippen, — er schwankte, „Mensch, Du spuckst ja Blut!" sagte sein Nebenmann und fing ihn auf.

Man rief nach dem Lazarettgehilfen und trug den Kranken in einen Waggon zurück. Aber in dem Taumel der jetzt entstand, denn man hatte die Sperre geöffnet, ging diese Szene verloren. — Vergeblich suchten die Mutter und Lene nach ihrem Einen. Und als Lene endlich bang fragte und fragte, wies man auf ein Koupee dessen Tür offen stand. Auf den Polstern hingestreckt lag ein Sterbender, — seiner Mutter letzter Sohn, ihr Fritz.

III.

Dorothee Wiese war während ihrer sechzig Jahre das Begraben gewöhnt worden. Sie hatte es auch durchgesetzt, daß der Tote noch eine Nacht unter dem alten Strohdach des Vaterhauses schlief. Am anderen Tage hoben sie den Sarg auf einen Leiterwagen und hingen an den Seiten die vielen Kränze auf, die meistens aus Tannenreisern geflochten waren. Und auch der Sarg war mit Tannengrün dicht bedeckt. Es war noch nicht lange her,

Digitized by Google

daß Fritz Wieſe auf demſelben Wagen ſtand und Garben lud, volle, ſchwere, goldene Garben. Und hernach ſaß er dann auf dem Handpferd und fuhr ein, mit Vieren vor der Leine, das ging immer ſo im Galopp.

Aber heute wars ein anderer, der fuhr, der ſchwerfällige Fried Schneekloth, dem ſonſt immer die kurze Stummelpfeife aus dem Munde hing. Es wurde ihm ſchwer genug, heute darauf zu verzichten, da der Oſt ſcharf vom Schönberger Strand herüberwehte und er gern ab und zu einen Mund voll warmen Rauch genommen hätte.

Dem Wagen aber folgten zu Fuß einige Nachbarn, die nicht anſpannen wollten, damit ſich die Pferde nicht die Kolik holten bei dem langſamen Fahren und dem kalten Wind. Auch ein paar Handwerker und Taglöhner gingen mit, denn ſie alle hatten Fritz Wieſe gern gehabt. Manche waren auch wohl neugierig und wollten den Kranz ſehen, den die Kompagnie am Grabe niederlegen wollte. Denn Heinrich Eweſt war geſtern in Kiel geweſen und hatte dort den Kranz in einem Schaufenſter geſehen und Wunderdinge von der ſchwarz-weiß-roten Schleife erzählt und der prachtvollen Goldſchrift darauf.

Manche glaubten auch, daß am Grabe geſchoſſen würde, drei Salven über den Sarg weg, — das wollten ſie wohl gern hören. Sie ſahen alle ſehr unmodern aus mit ihren altmodiſchen Hüten, geſtrikten Handſchuhen, und Hochzeitsröcken, die jahrelang feiern mußten, und an allen Ecken und Kanten zu eng waren.

Auf offenem Stuhlwagen folgten Dorothee Wieſe und Lene. Sie waren beide in ganz tiefer Trauer, an Krep und Stoff war nicht geſpart worden. Sie ſaßen wortlos auf ihrem Wagen; was da vor ihnen hergefahren wurde, war ihre Hoffnung; wenn man die begräbt, hat man ein Recht, wortlos zu ſein.

Geſchoſſen wurde am Grabe nicht. Auch Kameraden waren nicht da; die waren längſt in ihre Heimatsorte geeilt und erzählten am warmen Herd von ihren Taten und Fahrten. Nur einer ſtand da im Uniformrock, den Arm in der Binde und in der geſunden Hand den Kompagniekranz. Das war der kleine Leutnant. Auf den richteten ſich nun aller Augen. „Siehſt Du Nahwer“, ſagte der Schuhmachermeiſter Fiſcher zum Arbeitsmann Baaſch, „ſiehſt Du, dat is een von de Chinakriegers. Dat is awers een ganz Hogen! Awers ſchaten hem' ſe em doch. He ſieht man wat leeg*) ut, de lütt, nüdli Minſch!“

*) Krank.

Digitized by Google

Und Arbeitsmann Baasch nickte dazu.

Vorn stand der alte Pfarrer Hasselmann am offenen Grabe. Um seine Beine flatterte der Talar, und als er das Barett abnahm und betete, ließ der Ost seine wenigen dünnen Haare um seine Sammetkappe spielen.

Als sie die Gestalt des alten Herrn dort stehen sah, zog in fliegender Reihe das ganze Leben, wie es gewesen war, an der Seele von Dorothee Wiese vorüber. Der dort am Grabe stand, der war stets dabei gewesen, wenn große Dinge in ihrem Leben geschahen. Er war jung auf diese Pfarre gekommen und war mit seinen Bauern alt geworden. Er hatte sie noch konfirmiert. Sie sah sich wieder auf den Steinfließen der Kirche knien und fühlte seine Rechte auf ihrem Haupt.

„Ich will Dich segnen und Du sollst ein Segen sein."

Ach Gott, der Spruch war ja so schön, aber was war schließlich daraus geworden!

Und dann als er sie mit ihrem Mann, dem Peter Wiese, zusammen gegeben hatte, — was war das für ein Festtag gewesen für das ganze Dorf, als die beiden wohlhabenden Bauernstellen zusammen heirateten. Auch an ihre und seine Eltern mußte sie denken. Wie beruhigt sich die beiden alten Paare auf das Altenteil setzten, — nun war alles gut, Geld war zu Geld gekommen, das war die Hauptsache — die Aufgabe jener vier zähen Bauernleben war gelöst: Die einzige Erbtochter und der einzige Erbsohn. Denen mußte es ja gut gehen.

Ihr Trauspruch hing auch noch eingerahmt in ihrer Wohnstube, zwei verschlungene Hände, und darunter der Spruch:

„Die Liebe höret nimmer auf!"

Geliebt hatte sie Peter Wiese eigentlich nicht und er sie auch wohl nicht, sie hatten sich nur so genommen, weil sie von den Alten für einander bestimmt waren. Das ging auch ganz gut, verträglich waren sie ja beide. Und dann kamen die Kinder, ein Junge und dann noch einer.

„Twee sünd nog, Peter, twee sünd nog; lat betähmen, sunst geiht dat Arw*) in tauveel Deel," sagten die Alten. „Dat Arw" war der steinharte Götze der Alten; sie weigerten blühendem Leben das Geborenwerden, damit nicht das „Arw" zu schmal würde.

Aber menschliche Rechnung trügt. Die zwei Knaben starben. Und dann noch zwei und noch zwei, der Tod holte sie immer

*) Erbe.

Digitized by Google

paarweis heim. Die Altenteiler hatten auch längſt ihr letztes „Arw“ angetreten, die ſechs Schuh Erde nämlich. Dann kamen zwei Jungen, die groß wurden. Nun ſchien es, daß die Wieſes dem Geſchick ihre Wünſche abgerungen hätten. Dennoch — das Unglück ſchlief nicht. Denn als eines Tages der Älteſte von den beiden mit ſeinem Vater zum Krähenſchießen ging, durchſtiegen ſie einen Knick, — der Vater voran, der Junge hinterdrein, da ſtreifte ein Zweig den Gewehrhahn des letzteren und der Schuß ging dem Vater in den Rücken. Man brachte ihn ſterbend der Frau ins Haus; kein Arzt konnte helfen, die Lunge war zu ſchwer verletzt.

Der Junge aber nahm ſich das ſo zu Herzen, daß er trübſinnig wurde und in unbewachter Stunde in den Mühlteich ging.

Das alles hatte Dorothee Wieſe durchlebt, und jetzt begrub der Alte da ihren Letzten, an dem ihr Herz mit jeder Faſer gehangen hatte.

Sie hörte kaum auf des Redenden Worte, wie aus weiter Ferne klang es an ihr Ohr:

„Glaube nur nicht, du greiſe Mutter, daß du die einzige biſt, die einen Sohn dahin gab. In den drei großen Kriegen, die um des Reiches Einheit geführt wurden, haben tauſend und abertauſend von Müttern ihre Söhne dem Vaterland gegeben, und tauſend und abertauſend werden ſie geben müſſen, wenn das Vaterland ruft. Gott ließ dir von einer reichen Kinderſchar dieſen Einen, er ließ ihn dir durch 22 lange Jahre, du biſt reich in ihm geweſen. Du warſt reich, du hatteſt einen Sohn, du konnteſt ihn dem Vaterland, dem Kaiſer geben; danke Gott hernach in ſtiller Kammer, daß du es konnteſt! Wahrlich, es ſind viele Mütter, wie du, Gebende geweſen, und das höchſte, was Gott uns gab, es iſt nicht Vater, nicht Mutter, nicht Bruder, nicht Sohn, es iſt das Vaterland!“

„Ach das Vaterland, was iſt mir das Vaterland,“ grollte da Dorothee Wieſe in ihrem Herzen, „mein Reich iſt meine Hofſtelle all meine Tag geweſen, und mein Kleinod jener Sohn, auf deſſen Sarg jetzt die gefrorenen Schollen raſſeln.“

So dachte die alte Frau und klammerte ſich ſchwer an den Arm des jungen Mädchens, das da neben ihr ſtand und bitterlich weinte.

„Wie ſchön, mein' Deern, daß du Tränen haſt, — wie ſchön, ach Gott! hätt' ich auch man welche!“

Da trat der kleine Leutnant, der den Kranz am Erdwall niedergelegt hatte, auf die Frau zu und gab ihr die geſunde Rechte

Digitized by Google

und sprach ein paar Worte, wie gern er den Fritz gehabt habe, mit dem er in China Bett an Bett im Lazarett gelegen hätte.

Es war, als ob diese Worte die Mutter wieder zu sich brachten. Ihre Augen kehrten aus dem Innern zurück und sahen wieder die Dinge um sich her. Und sie sah, daß der Leutnant ein ganz blutjunger Mensch war, daß er einen Arm in der Binde trug, und rote hektische Flecken auf den Wangen, und glänzende Augen hatte.

„Der hat auch eine Mutter," durchzuckte es sie, „und sie muß ihn auch hergeben! Denn er sieht gerade so aus, wie Edde Lorenzen, der die Schwindsucht hatte!"

Hernach fuhren sie durch den bitterkalten Ost heim, während des Abends Schatten sich senkten. Fried Schneekloth hatte auf den Leiterwagen alle die Fußgänger aufgeladen und jagte vorauf, denn es gab im Dorfkrug „Totenbier". Die Bäuerin wollte das nicht im Hause haben.

In der Kälte dahinfahrend saßen die beiden Frauen wieder wortlos da. Dorothee Wiese aber grübelte über das Vaterland und des Leutnants Mutter.

In den Herzen und Hirnen der Leute da oben wirken Worte und Geschehnisse nicht eben schnell. Sie sind nachdenklich und zum Grübeln geneigt.

Zu Haus fanden sie ein warmes Zimmer vor, denn die Magd hatte große Buchen-Kloben in den Ofen gesteckt. Das Feuer knisterte und glühte noch und warf seinen traulichen Schein über das stille Zimmer. Nun waren es zwei Witwen, die da saßen.

Aber dem erstarrten Körper tat die Wärme wohl, und die Spannung bang durchlebter Tage begann, sich zu lösen. Auch Dorothee Wiese war mit ihrem Grübeln durch. Es hieß eben weiter leben, und das Mädchen, das dort saß und in sich hinein weinte, tat ihr bitter leid. Sie faßte nach der Hand der Lene und streichelte sie und sagte:

„Hör' mal, Kind, da ist doch wohl vieles von wahr, was Pastor Hasselmann da sagte vom Vaterland, und dem kleinen Leutnant; seine Mutter muß ihn auch bald missen, das wird nicht anders." Da barg das weinende Mädchen den Kopf an der alten Frau Brust.

„Mutter, Mutter, es ist doch so hart."

„Ja, Kind, das is es, — für mich wohl nich so, denn ich bin ja 'ne alte Frau, und die paar Jahre gehn rasch hin, dann

Digitized by Google

komm' ich ja zu ihm und den andern allen. Bloß du, du dauerst mich so, du hast noch so'n langen Weg vor dir."

Die alte Frau stand plötzlich auf. Sie fühlte, daß die Tränen vorbrechen wollten. Das durfte nicht sein, wenn sie sie auch vorhin auf dem Friedhof heiß herbei gewünscht hatte.

Sie preßte die Lippen aufeinander und ging an die Tür.

„Line, bring' 'mal die Lampe!"

So, nun war sie damit fertig. Sie setzte ihre Brille auf und begann, in dem alten Zylinderbureau nach etwas zu suchen. Dann trat sie mit einem Bündel Papiere an den erhellten Tisch zurück. — „Nun wisch' dir die Tränen man ab und sieh 'mal her, mein Deern. Wir wollen morgen nach Kiel nach Justizrat Soetbeer. Da will ich alles auf dich schreiben lassen. Die Wieses in Schönberg haben so genug. Du kommst durch die langen Jahre doch besser durch, wenn du was unter den Füßen hast. Und ich weiß, was ich Fritz schuldig bin. Gleich mit'm 8 Uhr-Schiff wollen wir 'rüber.

Über die Erziehung zur Religion.

Von Laura Frost.

In der Seele jedes Menschen lebt etwas Tiefstes, Innerstes, Heiligstes, das mit ihm geboren wird und ihn durchs Leben geleitet, das ist sein religiöses Gefühl. Kein Ausdruck vermag, dasselbe genau zu beschreiben. Wohl weiß der Verstand vieles, was er sagen will, in Worte zu fassen; aber um ein Gefühl bis in seine feinsten Regungen zu erklären, dazu ist die Sprache zu arm an Worten und an bildlichen Vergleichen. Dieses religiöse Empfinden ist die eigentlichste Wesensart des Menschen; es leitet bewußt oder unbewußt alle Kundgebungen seines Charakters, wie seiner Seele.

„Eine Religion nach der anderen erlischt im Laufe der Jahrtausende", sagt Jean Paul, „aber der religiöse Sinn, der sie alle erschuf, kann der Menschheit nie getötet werden."

Digitized by Google

Die Anlage zur Frömmigkeit ist also bei dem Kinde vorhanden; die Pflicht des Erziehers ist es, ihr den günstigen Boden zur Weiterentfaltung zu schaffen. Er muß sich darüber klar sein, daß seine Einwirkung in dieser Beziehung seine Hauptaufgabe ist, daß alles, was er sonst in dem jungen Menschen bilden und entwickeln kann, schattenhaft und kalt ist, wenn dieses innere warme Licht ihm fehlt. Wichtig ist für diese Aufgabe, daß das Kind in einer sittlich reinen Umgebung aufwächst und vor häßlichen Einflüssen bewahrt wird; die größere Einwirkung aber geht von der Persönlichkeit des Erziehers aus. Wer selbst nicht wahrhaftig ist, wird kaum zur Wahrheitsliebe erziehen können; wer selbst nicht reinen Sinnes ist, wird kaum zur Reinheit des Denkens und Fühlens zu entwickeln vermögen; wer selbst an nichts Heiliges glaubt, kann auch das Heilige in des Kindes Seele nicht pflegen. In jedem Blick, jedem Wort, jeder Tat offenbart sich des Menschen innerstes Wesen. Nicht was er sieht und spricht und tut, sondern wie er dieses alles verrichtet, das zeigt seine Art. Wie wäre es sonst auch möglich, daß das Gleiche so verschieden geschaut werden könnte, daß dieselbe Tat, von verschiedenen Menschen ausgeführt, oft so himmelweit von einander verschieden ist; daß dasselbe Wort zweierlei sagen kann!

Neben dieser unwillkürlichen Beeinflussung durch die Persönlichkeit des Erziehers ist aber eine bewußte Erziehung durch das Wort auch notwendig, und findet wohl auch überall statt. Es wird keine ernste, liebevolle Mutter geben, die nicht die kleinen Hände ihres Kindes zusammenfaltet und es aufschauen lehrt im Gebet zu dem Vater im Himmel. Sobald das Kind anfängt, zu sprechen, verbindet es aber mit jedem einzelnen Wort einen Begriff; jedes neu dazukommende wird nur in seinen Sprachschatz aufgenommen, wenn es sich darunter auch etwas ganz bestimmtes vorstellen kann. Es ist daher ganz notwendig, daß die ersten kleinen Gebete des Kindes so einfach und verständlich, wie nur möglich sind. Denn das Kind will nicht und soll auch nicht nur mit den Lippen Worte stammeln, die sein kleiner Verstand nicht begreift, und von denen sein Herz nichts weiß; es soll mit seinem ganzen Können und Wollen dabei sein. Je einfacher das Gebet ist, um so besser. Man sollte es gar nicht glauben, wieviele irrtümliche Vorstellungen trotzdem vorkommen. Eine Mutter ließ ihren kleinen Knaben beten: „Lieber Gott ich bitte dich, ein artig' Kind laß werden mich." Mit andächtiger Innigkeit sagte der Kleine die Worte; dann fiel es mit der Zeit der Mutter auf,

Digitized by Google

wie eilig er jedesmal sich bei dem Wort „Amen“ zu ihr wandte, um ihr gute Nacht zu sagen. Sie horchte hin und vernahm, daß er stets sagte: „n'Abend (guten Abend), gute Nacht“. Er hatte sich das unverstandene Wort „Amen“ in dieser Weise erklärt. Und ein anderer Kleiner betete treuherzig: „Laß den ‚Mund‘ am Himmel stehn und die stille Welt besehn.“ Man denkt eben oft garnicht daran, wie viel, wie unendlich viel neues solch ein kleines Kind zu lernen und zu verstehen hat.

Alles, was die Mutter dem Kinde sagt, um sein religiöses Gefühl zu entwickeln, muß aus tiefster eigener Überzeugung, aus ihrem Herzen zu Wort kommen. Einem Kinde kann man nichts vormachen; Kinderaugen und Kinderohren sind die schärfsten. Ganz instinktiv fühlt es, wie alles gemeint ist, und weiß wahre Gesinnung von Heuchelei untrüglich zu unterscheiden. Es hat auch wenig Sinn, mit kalten, wortreichen Lehren und Erklärungen auf das Kind wirken zu wollen. *Wahre Religion läßt sich nicht lehren, wahre Religion muß man leben.* Alles Reine und Heilige, alles Gute und Edle in dem Herzen der Mutter muß sich zu dem Herzen des Kindes wenden und zu dem gleichen Gefühl darin sprechen. Wenn das Kind staunend zu dem Himmel in seiner Sternenpracht aufschaut, wenn es entzückt dem schillernden Schmetterlinge nachsieht und glückselig die ersten Frühlingsblumen auf der sonnigen Wiese entdeckt, wenn es schutzsuchend bei starkem Gewitter zur Mutter kommt und angstvoll vor Blitz und Donner zittert, dann sage sie ihm: „Das ist Gott!“ Es wird das Wesen Gottes dann besser verstehen, als durch die Erklärung des Begriffes „Gott“ durch viele Worte. Und ebenso muß dem Kinde jedes Gutsein und jedes Guttun als eine Verbindung mit dem Höchsten gezeigt werden, für die sein gutes Bewußtsein, sein Gewissen, ihm den Beweis gibt.

Religion kann ihrer innersten Natur nach nie mit dem Verstande erfaßt werden; *Religion ist Sache des Herzens.* Was man davon lehren kann, ist die Geschichte der Religion und das Sittengesetz der Religion; die Liebe, die jede Religion predigt, liegt im Herzen, und muß vom Herzen empfangen und belebt werden. Es ist sehr zu bedauern, daß bei dem Religionsunterricht in den Schulen, namentlich in den Knabenschulen, schon so früh, oft schon in den untersten Klassen das Auswendiglernen der Verheißungen und Verfluchungen anfängt. (Es sollten die letzteren lieber ganz fortbleiben und Gott dem zarten Kinde zunächst nur als liebender Vater gezeigt werden.) Die biblischen Geschichten

Digitized by Google

in ihrer einfachen Sprache sind so schön und üben einen tiefen Eindruck auf das Kind; es gibt kaum eines, das nicht gern ihnen lauscht, das nicht andächtig und gläubig z. B. sein kleines Herz dem Wunder der Christnacht auftut. Aber das Auswendiglernen dieser gar nicht oder nur wenig verstandenen Sprüche, ja in manchen Schulen sogar der ganzen Geschichten, ist so mühsam und bringt so viel Schelte und Tränen mit sich, daß es nur kurzer Zeit bedarf, um die Religionsstunde zu einer nicht mehr geliebten, sondern gefürchteten Stunde zu machen. Dann zieht sich das Kind mit seinem religiösen Fühlen verschüchtert in sein Inneres zurück und lernt unnötig früh schon den Zwiespalt kennen, der oft zwischen dem gesprochenen Wort und dem Empfinden liegt. Wohl ihm, wenn das letztere, durch die Herzensfrömmigkeit der Mutter schon genügend innig vertieft ist, um sich allezeit deutlich vernehmbar in ihm zu erhalten!

Je weiter das Kind in der Schule fortschreitet, um so weniger läßt sich ein anderer Widerspruch und Zwiespalt verbergen. Die Lehren der Naturwissenschaft vereinen sich oft schwer oder gar nicht mit den Erzählungen und Berichten der Bibel, die als wahr geglaubt werden sollen. Die Unmöglichkeit, durch den Verstand Religion zu lehren, tritt immer deutlicher zutage. Zweifel bemächtigen sich des jungen Gemütes, ernste Fragen möchten Antwort finden und wagen sich doch nicht hervor, und man kann wohl sagen, daß je klüger und frömmer ein Kind ist, desto größer seine Gewissensnot auftritt. Es ist sehr zu empfehlen, daß die Einsegnung, namentlich von Knaben, möglichst in frühem Alter stattfindet, noch ehe gar zu viele Zweifel in ihnen nach Klärung Verlangen tragen. Graf Adolf Friedrich von Schack erklärte seinem Vater als sechzehnjähriger Jüngling, er könne unmöglich das apostolische Glaubensbekenntnis ablegen; er vermöge es nicht, an die Dreieinigkeit Gottes zu glauben, und er bat voll Verzweiflung, der Vater möchte ihm die Konfirmation erlassen. Es gibt Hunderte und Tausende unter der heranwachsenden Jugend, die ebenso denken, und von denen ein Teil mit derselben Bitte vor Vater oder Mutter steht. Aber es gibt nicht viele Eltern, die wie Graf Schack dem Verlangen ihres Kindes nachkommen können, d. h. die in den Verhältnissen sind, die Laufbahn desselben, ohne Rücksicht auf Kirche und Staat günstig ebnen zu können, oder aber die den Mut haben, ihrem Kinde den Willen zu lassen und ihm dadurch für sein weiteres Leben eine Menge von Schwierigkeiten zu bereiten, die das unerfahrene Kind nicht entfernt zu beurteilen

Digitized by Google

verstand. In welchem Dilemma steht solch ein armer Junge mit seinem ehrlichen Herzen! In welcher Gewissensangst! Und wie ist er doch noch zu jung dazu, um recht zu begreifen, daß tiefste Religiosität nicht an Dogmen und Formeln gebunden ist, daß der Glaube sich nicht lehren läßt, wie eine Wissenschaft, nicht anerziehen, wie eine gute Eigenschaft, und daß doch alle die alten religiösen Formeln ehrwürdig und heilig sind als Überlieferung unserer Voreltern, die seit Jahrtausende dadurch in frommer Gemeinschaft verbunden und gehalten wurden.

Der Glaube läßt sich nicht lehren; der Glaube ist eine Gnade von Gott. Wer derselben teilhaftig ist, gehört zu den Auserwählten. Sein Leben fließt friedlich dahin, denn er fühlt sich jederzeit in Gottes Hand, von Gott behütet und geführt. Was ihm das Leben von Freude oder Schmerz auch bringt, er nimmt es alles hin, als von Gott ihm beschieden. Wahre und sehr bedeutende Geistesbildung ist sehr wohl zu vereinen mit einem ganz kindlichen Glauben. Aber der Auserwählten gibt es nicht viele; die große Mehrzahl der Menschen steht vor ungelösten Fragen und vor schweren inneren Kämpfen.

Was soll nun aber die Erziehung dazu tun? Was soll aller Unterricht in Religion bezwecken?

Zunächst handelt es sich, wie schon gesagt, neben der Kenntnis der biblischen Geschichte um die Unterweisung in dem Sittengesetz, und ich kann das Verfahren einer Schulvorsteherin nur richtig finden, die eine ganz junge Lehrerin für den Unterricht in der Religion wählte, weil sie sicher war, sie noch beeinflussen zu können. „Ich wünsche," sagte sie ihr, „daß Sie den Kindern die Gebote und alles, was sie sonst lernen müssen, so erklären, wie die Kinder es auch wirklich verstehen können. Lassen Sie alles Unverständliche fort in Ihren Erklärungen, zeigen Sie überall die Nutzanwendung auf das Leben. Lehren Sie die Kinder Gottes Willen, Gut und Böse erkennen, weisen Sie sie überall auf die Liebe und Güte desselben hin, und daß jeder Mensch ihm dafür dankt, indem er seinen Willen tut und seine Gebote befolgt. Das kann jedes Kind verstehen, und Sie pflanzen dadurch in sein Herz das Bestreben, gut zu sein und Gott zu gefallen und zu dienen."

Im weiteren ist es ein hohes Ziel religiöser Erziehung, soweit sie sich an den Verstand wendet, Achtung und Verständnis für jede Art ernsten Gottesdienstes zu erwecken. Wer noch, sei er Jude, Christ oder Mohammedaner, im eigenen

Digitized by Google

Glaubensbekenntnis das allein seligmachende erkennt, dessen religiöses Verständnis ist noch recht eng begrenzt. Ein Glaubensbekenntnis dient zur Vereinigung einer großen Gemeinschaft, die den gleichen Gottesglauben und den gleichen Gottesdienst hat; aber es ist nicht dazu da, um die Herzen gegen andere Gemeinschaften zu verhärten oder gar feindlich zu stimmen. Die religiöse Anschauung eines jeden ernsten Menschen muß uns heilig sein, auch wenn sie der unseren ganz entgegengesetzt ist. Wir müssen Ehrfurcht davor haben und dürfen ihre Festigkeit und Ruhe nicht stören. Auch soll man sich hüten, über die Religiosität anderer vorschnell zu urteilen. Viele Menschen sprechen oft von ihrem Glauben. Sie halten es für ihre Pflicht, denselben freimütig überall zu bekennen. Andere äußern darüber kein Wort. Man würde fehlgehen, wollte man alle die letzteren für gleichgültig und irreligiös halten. Es gibt Naturen, die gerade das, was ihnen das Heiligste ist, in sich verschließen. Sie haben eine Scheu, darüber zu reden; denn es scheint ihnen, als entweihten sie dadurch das edelste Gefühl ihres Herzens. Nietzsche nennt religiöse und philosophische Grundanschauungen die Wurzeln unseres Denkens und Wollens; als solche aber sollen sie nicht ans grelle Licht gezogen werden.

Wenn es der Mutter als Resultat ihrer Erziehung gelungen ist, das ihrem Kinde angeborene religiöse Gefühl durch die Einwirkung ihrer eigenen warmen Herzensreinheit und Wahrhaftigkeit so zu stärken und zu entwickeln, daß auch der erwachsene Mensch sich dessen stets bewußt ist, es sei dies das edelste und beste Teil seiner Natur, alle Gelehrsamkeit und alle anderen Anlagen kämen erst in zweiter Reihe, dann hat sie Großes geleistet. Denn dann hat sie ihrem Kinde zu einer Persönlichkeit verholfen, die, allezeit sich selbst getreu, in dem Streben nach dem Edlen und Reinen, bemüht sein wird, Gottes Willen zu tun.

Digitized by Google

Das Heidelberger Schloß.

Von W. Raſſow.

[Teil II.]

Als Friedrich IV. (1592—1610) zur Regierung kam, waren es weſentlich religiöſe Motive und ſolche des Ahnenkultus, die ihn zur Errichtung ſeines Prachtbaues, des „Friedrichsbaues“, bewogen. Das beſagt die ſehr charakteriſtiſche lateiniſche Inſchrift, die über dem Durchgange dieſes Gebäudes nach dem Altane angebracht iſt: der Bau ſolle dem Gottesdienſte und einer bequemen Wohnung dienen und die Bilder der Vorfahren zeigen. Das Gebäude, das in den Jahren 1601—1607 entſtand, hat 2 ausgebildete, im Schema gleiche Faſſaden, nach dem Hofe gegen Süden, und nach der Stadt und dem Altane gegen Norden. Das Strukturſchema iſt dem des Otto Heinrichsbaues ſehr ähnlich, nur iſt die Weiterbildung des Stiles deutlich daran zu erkennen. Wir haben hier wieder ein dreiſtöckiges Gebäude, deſſen Untergeſchoß in ſeiner Höhenausdehnung weſentlich überwiegt. Die Geſchoſſe ſind auch hier, ganz wie am Otto Heinrichsbau, in einzelne von je 2 Pilaſterſtreifen eingerahmte Felder zerlegt, die aus je 2 Fenſtergruppen und, bei der Hoffront, je einer Niſchenfigur in der Mitte beſtehen. Dieſe Niſchenfigur wird an der Nordfront wiederum durch einen Pilaſter erſetzt. An Stelle der zwei Dächer mit den Frontgiebeln, die man nicht mehr zu würdigen wußte, tritt jedoch hier ein längs durchlaufendes Dach; über dem Abſchlußgeſimſe erheben ſich die beiden berühmten Zwerchhäuſer, — von zwerch = quer — die, mit einem zweifenſtrigen Geſchoß und volutengeſchmückten Giebeln darüber, dem Doppelgiebel des vorbildlichen Gebäudes einigermaßen die Wage hielten. Die Pfeilerſtellungen über einander haben hier bereits die berühmte Reihenfolge: toskaniſch, doriſch, joniſch, korinthiſch; ihre Ausbildung, ſowie die der Geſimſe iſt im Schema weſentlich ſtrenger und zeigt eine durchaus einheitliche Durchbildung ohne Willkürlichkeiten, wie am Otto Heinrichsbau. Ein weſentlicher Unterſchied beſteht jedoch darin, daß hier die Geſimſe über allen Pfeilern bei der Nordfront, ſowie über den Konſolen, die oberhalb der Niſchenfiguren bei der Südfront angebracht ſind, vorgekröpft ſind; dadurch finden wir hier die Vertikeln ungleich mehr betont, wie bei Otto Heinrich. Die Fenſter, die die große

Digitized by Google

Schloßkapelle des Untergeschosses zu erleuchten haben, sind durch Rundbogen und eine Art barocker Maßwerke als kirchlich ganz vortrefflich gekennzeichnet. Oberhalb derselben ist, wie allenthalben am Bau, ein flacher Giebel ausgebildet; den reichen Wechsel in den Bekrönungen, wie ihn der Otto Heinrichsbau zeigt, konnte das damalige Stilgefühl nicht mehr ertragen. Auch sind die Seiten und Mittelstützen hier stets gleichartig ausgebildet, und zwar bei den 2 Obergeschossen als Pilasterchen, an den Zwerghäusern als Hermen. Der Grundanstrich war hellrot, während die Ornamente in allen Farben prangten und die figürlichen Teile naturalistisch behandelt wurden. Die Figuren stellen, wie schon die obenerwähnte Inschrift andeutet, Ahnen des Wittelsbacher Hauses dar.

Eine Kapelle nimmt fast das ganze Erdgeschoß ein. Die beiden oberen Geschosse dienten zu Wohnzwecken. Über ihre ursprüngliche Einteilung läßt sich garnichts sagen, da späterhin 2 Brände jede Spur hiervon vernichtet haben. Eigentümlich ist dem Friedrichs- ebenso wie dem Otto Heinrichsbau, daß er anscheinend keine eigene durchgehende Treppenanlage enthielt; man mußte die Wendeltreppen der nebenliegenden älteren Bauteile hierfür mitbenutzen, obgleich diese eng und steil waren, und naturgemäß zur Seite der beiden Neubauten, also recht ungünstig lagen.

Über die allgemeine Wertschätzung des Friedrichsbaues, besonders auch im Vergleich mit dem Otto Heinrichsbau, ist unendlich viel geschrieben worden. Mir erscheint es hierbei interessant, daß die gestrengen philologischen Kunstkritiker, die soviel an den frei behandelten, oder wie sich die Herren ausdrücken „unverstandenen" Renaissanceformen des Otto Heinrichsbaues auszusetzen haben, doch immer wieder nicht umhin können, dessen mehr mittelalterlich anmutenden Reizen den Vorzug zu geben. Daß der Friedrichsbau besonders mit seinen Zwerchgiebeln zu seiner Zeit in erstaunlichem Maße Schule machte, liegt in der natürlichen Stilentwickelung.

Das erste Bauwerk, an dem dieses Motiv wiederholt wurde, ist der sogenannte englische Bau Friedrichs V. (Kurfürst 1610 bis 1620). Dieser hochstrebende und verschwenderische, jugendliche Fürst zog, nach einigen Jahren der Vormundschaft, im Jahre 1614 mit seiner Gemahlin Elisabeth, einer Tochter Jakobs I. von England, auf dem Schlosse ein. Vorher schon hatte er seiner Gattin zu Ehren jenen neuen Prachtbau westlich an-

Digitized by Google

schließend an den Frauenzimmerbau errichtet. Die Architektur ist hier, abgesehen von jenen beiden Zwerchhäusern, einfach und streng, fast eintönig zu nennen. Man findet da im Laufe weniger Jahre einen Umschwung des Geschmackes von der noch durchaus deutsch zu nennenden Renaissance des Friedrichsbaues zu einer ziemlich rein italienischen, bei der schon manches Barocke mit unterläuft. Das Gebäude war auf den Grundmauern der alten Bastionen zwischen dem dicken Turme einerseits und andererseits Frauenzimmer- und Faßbau aufgeführt und erhielt demgemäß einen trapezförmigen Grundriß und im wesentlichen nur 2 ausgebildete Fassaden. Die nördliche, die weithin über das Land als Gegenstück zu der des Friedrichsbaues zur Erscheinung kam, wurde, damit sie nicht allzusehr abstechen sollte, mit Pilasterstreifen, die hier durch die zwei Geschosse reichen, gegliedert. Die Fenster dazwischen waren rundbogig. Oberhalb lag ein dorisierendes Hauptgesims und die etwas reicheren Zwerchhäuser, — so können wir es aus alten Zeichnungen ersehen. Erhalten ist nur wenig von dieser Außenfront. Die Südfassade, nach dem Stückgarten zu, ist viel einfacher, ohne Pilasterstreifen und mit rechteckig umrahmten Fenstern gestaltet, bei deren Gewänden ein leichter Vorsprung — Kropf — unter dem Sturze sogenannte Ohren, den einzigen Schmuck, bilden. Darüber standen wiederum zwei Zwerchhäuser. Vom Inneren können wir, nach erhaltenen Resten, nur sagen, daß es mit sehr reicher Stuckarbeit ausgebildet war. Der dicke Turm wurde alsbald mit seinem Innenraum zum neuen Schlosse gezogen und durch einen Oberbau in passende Form umgestaltet. Hiervon gibt eine interessante Inschrift Kunde, die zwischen zwei sehr charakteristischen Statuen der beiden Erbauer des Turmes hier angebracht ist. Friedrich schuf in diesen Jahren noch das Wunderwerk des sog. „Hortus palatinus“ und die berühmte Elisabethenpforte. Doch bald ereilte ihn — den Winterkönig — das tragische Geschick, das gleichzeitig die Ursache des Verfalls der herrlichsten aller deutschen Burgenanlagen werden sollte.

Dreimal wurde Heidelberg im 30jährigen Kriege erobert. Die Kriegsläufte haben vielerlei Beschädigungen des Schlosses mit sich gebracht, besonders die Südfassade des Friedrichsbaues hat stark gelitten. Den bedeutendsten Schaden hat jedoch der Otto Heinrichsbau davongetragen. Dessen breite stolze Giebel sind zum größten Teil eingestürzt und das dahinter liegende Doppeldach ist bis auf den heutigen Tag in seiner Form nicht wieder aufgebaut worden.

Digitized by Google

Karl Ludwig (1632—1680), der in seiner langen Regierungszeit mit weiser Hand das Land von den Wunden des Krieges heilte, half auch den Schäden ab, die das Schloß betroffen hatten. Außer von vielerlei Ausbesserungsarbeiten hören wir von einer durchgreifenden Wiederherstellung des gläsernen Saalbaues und einer reichen Bemalung des Frauenzimmerbaues mit einer Scheinarchitektur im Geschmacke seiner Zeit. Die Zwerchhäuser über dem Dache, die auf alten Stichen hier dargestellt sind, scheinen Projekt geblieben zu sein. Seine wichtigste Tat war aber die Herstellung eines neuen Daches über dem Otto Heinrichsbau. Leider gewann man es hier, wie meistens in jenen Zeiten, nicht über sich, die für damaligen Geschmack veralteten Giebeldächer wieder herzustellen, wie sie waren. Der Zeitgeschmack forderte ein längs durchlaufendes Dach und in törichter Nachahmung des Friedrichsbaues beschloß man, auch hier zwei Zwerchhäuser zu errichten. Die stehengebliebenen Reste der Giebel mußten zum größten Teile, wenn nicht ganz, das Material und die Formen für die wenig glücklichen Aufbauten, wie sie uns eine bekannte Abbildung aus dem Jahre 1685 zeigt, hergeben, und so hatte man für ein stolzes Meisterwerk des 16. Jahrhunderts ein minderwertiges Stümperwerk aus Trümmern erbaut.

Lange sollten jedoch die Wiederherstellungsarbeiten Karl Ludwigs in seinem Schlosse nicht bestehen. Die unselige Vermählung seiner Tochter, der berühmten und beliebten Elisabeth Charlotte mit dem Bruder Ludwigs XIV., gab nach dem Aussterben des protestantischen Pfalz-Simmerschen Hauses (Kurfürst Karl gest. 1685) den Vorwand ab für Ludwigs dritten Raubkrieg. Zwei entsetzliche Verheerungen der Pfalz — durch Melac im Jahre 1688 und de Lorge 1693 — geben Zeugnis der traurigen Schwäche des Deutschen Reiches, das so frechen und mit empörender Rohheit ausgeführten Übergriffen seines Nachbars keinen Widerstand entgegensetzen konnte. In jener Zeit wurde im großen und ganzen aus dem Schlosse die Ruine, die wir heute noch als Abglanz früherer Pracht bewundern, ein Andenken der tiefsten Schmach für seine Zerstörer und die, die es nicht hindern konnten. Der Kurfürst Johann Wilhelm (1690 bis 1710) sowie sein Nachfolger Karl Philipp mühten sich noch einmal, die Schäden des Schlosses, wenn auch notdürftig, zu heilen.

Karl Philipp hatte auch schon Pläne zu durchgreifenden Veränderungen an der Schloßanlage, da kam den gefährdeten

Digitized by Google

Ruinen ein politisches Ereignis zu Hilfe. Der Kurfürst geriet im Jahre 1720 mit den protestantischen Einwohnern von Heidelberg in einen Streit religiöser Natur und verlegte infolge davon seine Residenz nach Mannheim. So blieben die Ruinen des Schlosses, von denen die wichtigsten: der Friedrichsbau, der Otto Heinrichsbau und der gläserne Saalbau neue Dächer bekommen hatten, zwar in ihrem Bestande erhalten, für ihre Wiederherstellung geschah jedoch nichts. Und es hätte nicht viel genützt, denn ein Blitzstrahl, der das Schloß im Jahre 1764 traf, entzündete hier eine Feuersbrunst, die nochmals alles, was brennbar war, vernichtete. Nur der Friedrichsbau wurde im Jahre 1782 unter Karl Theodor mit einem neuen, aber zu niedrigen Dache versehen und die Kapelle erneuert.

Von da an geschah bis in die Neuzeit so gut wie nichts mehr zur Erhaltung des Baues.

Erst im Anfang der achtziger Jahre vorigen Jahrhunderts wurde die Frage nach der Art der Erhaltung des Schlosses — ob man die Ruinen als solche schützen könne oder ob man sie wieder aufbauen solle — in der Presse lebhaft erörtert. Es fehlte jedoch an genauer Kenntnis des baulichen Zustandes des Schlosses. Die entscheidende Tat, die dem abhalf, und zugleich den Anstoß zu dem großen Werke der Erhaltung des Schlosses gab, war die Einrichtung eines Baubureaus zur Herstellung genauer Aufnahmen und Beschreibungen der Ruinen im Jahre 1883. Hiermit schuf die kunstsinnige badische Regierung eine sichere Unterlage, auf der alle Vorschläge und Erwägungen über den Schutz des Schlosses fußen konnten. Die badischen Architekten Koch und Seitz haben im Auftrage der Regierung in mehr als sechsjähriger Arbeit auf ca. 800 Blatt Zeichnungen und in eingehender Beschreibung den Zustand des Schlosses gewissermaßen urkundlich festgelegt.

Nun war es an der Zeit, einen bestimmten Plan für die Sicherungsarbeiten aufzustellen, und so berief denn die badische Regierung, um bei dieser für die gesamte deutsche Kunstwelt so wichtigen Frage die äußerste Sorgfalt walten zu lassen, im Jahre 1891 eine Konferenz Sachverständiger, die hierüber befinden sollte.

Das Ergebnis der Verhandlungen gipfelt in den einstimmig angenommenen Sätzen: Eine vollständige oder teilweise Wiederherstellung des Schlosses kommt nicht in Betracht. Die vorzunehmenden Arbeiten müssen bis in die kleinsten Teile auf Erhaltung des Bestehenden gerichtet sein. An dem historisch gewordenen Zustande des zerschossenen und ausgebrannten Schlosses

Digitized by Google

dürfe man aus Pietät nichts ändern, und den altgewohnten Anblick des epheuumwobenen Gemäuers dürfe man sich durch neue Bauteile nicht „verkümmern“ lassen. Ferner beschloß man, es solle für eine gründliche Abführung der Tagewässer vom Schlosse gesorgt werden, der Pflanzenwuchs solle dort, wo er die Substanz der Ruine bedroht, oder deren Anblick zu sehr behindere, beseitigt werden, und schließlich solle man auf alle Fälle den Figurenschmuck der Ruinen, ehe er zu sehr verwittert sei, in Gips abformen.

Die Regierung schloß sich dem ersten dieser Sätze jedoch nicht an, sondern begann einstweilen mit der Ausführung der übrigen Vorschläge der Konferenz. Die künstliche Entwässerung, bei der vor allem auch die Innenräume der dachlosen Bauten zu berücksichtigen waren, wurde mit einem Kostenaufwande von 190000 Mark ausgeführt; jedoch schon bei dem Herabnehmen der Statuen fand man, daß sie fast alle bereits derartig verwittert, „standfaul“ waren, daß an ihre Wiederaufstellung nicht zu denken war. Man ließ sie darum von auserlesenen Karlsruher Bildhauern in dauerhaftem Sandstein kopieren und stellte die verwitterten Originale im Ruprechtsbau auf. Die Kopien wurden mit einer künstlichen Patina versehen, damit sie nicht allzusehr von ihrer Umgebung abstechen sollten, und an Stelle der Originale aufgebaut. Hierbei zeigte sich jedoch, daß der Zustand der Konsolen und der übrigen umgebenden Architekturteile am Friedrichsbau auch bereits derartig war, daß die Figuren durch abfallende Steinteile leicht hätten Schaden nehmen können. Zudem wurde es um die Mitte der neunziger Jahre notwendig, für die Altertumssammlung, die der Stadtrat Mays der Stadt vererbte, und die man im Anschluß an die im Friedrichsbau schon aufgestellten Sammlungen hier unterbringen wollte, die oberen Geschosse dieses Bauwerkes auszubauen. Mit dieser Aufgabe wurde der allen Architekten als erster Kenner und bedeutendster Baukünstler für die alten deutschen Bauweisen bekannte Oberbaurat Schäfer, der im Herbst 1894 als Professor von Berlin nach der Technischen Hochschule in Karlsruhe überging, betraut. Schäfer hat sich dieser Aufgabe mit wahrhaft glänzender Meisterschaft entledigt, wie das sogar von seinen Gegnern vielfach anerkannt wird. Mit einem Kostenaufwande von 440000 Mark, die der hochsinnige Großherzog und sein kunstverständiger Finanzminister Buchenberger hierfür bereitstellten, wurde die Kapelle neu ausgemalt, die Innenräume mit teilweise sehr reicher Ausgestaltung der Wände und Decken hergestellt und

Digitized by Google

dem Dache seine alte Form wiedergegeben. Die neuen Giebelwände und Schornsteinköpfe wurden sachgemäß aufgeführt und geputzt.

So hatte man, entgegen den Konferenzbeschlüssen von 1891, bereits mit dem Wiederaufbau eines der bedeutendsten Bauwerke beginnen müssen. Inzwischen wurde man immer mehr gewahr, daß auch der Otto Heinrichsbau, von dem ja in der Hauptsache nur die beiden Frontwände noch bestehen, in bedenklichem Maße seinem Einsturze entgegengeht. Schon dem Laien scheint es glaubhaft, daß eine dreistöckige von Fenstern durchbrochene Wand, der das Dach und die stützenden Quermauern fehlen, in unserem Klima den Winterstürmen und der Verwitterung nur eine beschränkte Zeit lang standhalten kann. Dies wurde von allen Bauleuten, die sich genauer mit dem Bauwerke abgegeben haben, einstimmig festgestellt. Will man eine solche Ruine dann noch künstlich schützen, so müßte man ihr mit Stützkonstruktionen, die ähnlich Strebepfeilern zu gestalten wären, einigen Halt verleihen. Außerdem müßte aller Pflanzenwuchs, dessen Wurzeln mit der Zeit Fugen und Gestein zerstören, entfernt und die verwitterten Steinteile durch neue ersetzt werden. Derartige Eingriffe zu künstlicher Erhaltung lassen sich bei Ruinen von hauptsächlich *historischem* Werte, wie etwa der römischen Baureste in Trier, rechtfertigen, nicht aber bei einem noch so gut erhaltenen Baudenkmal, das hauptsächlich wegen seiner reichen *Architektur* bewundert wird. Der architektonische Eindruck, der hier die Hauptrolle spielt, wäre durch jene Konstruktionen auf immer zerstört. Aber wo bleibt der „ruinenhafte Reiz", das malerische Bild des Verfalls, um dessentwillen wir das Schloß so lieben, so fragte man von vielen Seiten. Dazu ist zu sagen, daß es allerdings Ruinen gibt, bei denen diese Reize die Hauptsache sind, und die man deswegen nicht antasten soll. Das sind einfach glatte Mauerkörper, bei denen Schmuckformen eine nur geringe Rolle spielen, wie etwa auf unserem Schloße der Krautturm, der mit seiner abgestürzten Außenschale in seinem üppigen Pflanzenwerk einen wundervollen Anblick darbietet. Hier kommt es nicht darauf an, ob allmählich noch einzelne weitere Steinteile nachstürzen, und deswegen darf man da nicht an eine gewaltsame Änderung des Zustandes denken.

Anders liegen die Verhältnisse am Otto Heinrichsbau. Die Badische Regierung näherte sich, von solchen Gesichtspunkten ausgehend, der Überzeugung, daß die einzig sichere und richtige Art der Erhaltung des Bauwerks die Wiederherstellung eines

Digitized by Google

Daches und des Innenausbaus sei. Und so beauftragte sie Schäfer, Pläne für den Wiederaufbau dieses und der übrigen Bauten auszuarbeiten. Schäfer machte daraufhin der Regierung die folgenden Vorschläge: Sämtliche Bauten, die um den Schloßhof herum gelegen sind, werden tunlichst in der Gestalt wieder hergestellt, die sie zurzeit ihrer Erbauung oder kurz vor der Zerstörung des Jahres 1689 gehabt haben. Vorerst soll der Gläserne Saalbau, dessen Innenräume Sammlungen aufnehmen sollen, nach einem detaillierten Vorschlage wieder ausgebaut und mit einem Dache, wie es vor der Wiederherstellung durch Karl Ludwig bestanden hat, versehen werden. Ebenso soll der Otto Heinrichsbau seine ursprüngliche Bedachung mit den beiden herrlichen Frontgiebeln wieder erhalten. Die Prunkgemächer daselbst im Untergeschoß werden um ihrer selbst willen als Schaustück wieder ergänzt, die übrigen Geschosse, bis sich eine praktische Verwendung dafür gefunden hat, nur von Konstruktions wegen ausgebaut. Für diese beiden Gebäude legte Schäfer ausgearbeitete Zeichnungen vor und überschlug die Kosten für den erstgenannten Bau mit 140000 Mk., für den Otto Heinrichsbau mit 470 000 Mk., für alle übrigen Bauten am Schloßhof mit 2400000 Mk.

Zum zweiten Male berief der badische Staat eine Konferenz Sachverständiger aus ganz Deutschland, um sich bei der Entscheidung über diese Vorschläge beraten zu lassen. Die Versammlung, die am 15. Oktober 1901 unter Vorsitz des Finanzministers Dr. Buchenberger tagte, setzte sich aus 7 Technikern und 6 anderen Kunstgelehrten zusammen. Das Ergebnis der Verhandlung war, daß von den anwesenden Technikern fünf für völlige Wiederherstellung der Bauten mit Dächern in der alten Form waren, zwei dagegen nur die Frage einer Notbedachung gegebenenfalls für erwägenswert erklärten. Der Hauptgegner der Wiederherstellung, der Kunsthistoriker Öchelhäuser, der fest davon überzeugt war, daß die Erhaltung ohne Dach technisch möglich sei, betonte immer wieder, man dürfe an dem historischen Zustand, der jedermann lieb geworden sei, nicht rühren. Außerdem wurde von seiten seiner Gruppe, bei aller Anerkennung des Schäferschen Entwurfes für die Giebel des Otto Heinrichsbaues, wiederholt darauf hingewiesen, man dürfe durch neu entworfene Teile, für die man nur ganz ungenaue Vorbilder habe, das alte Bauwerk nicht verändern. Außerdem klang sogar verschiedentlich die ganz merkwürdige Ansicht durch, die alten Giebel seien nicht hübsch gewesen, der heutige Zustand mit horizontalem Abschluß sei italienischer und darum

Digitized by Google

beſſer. Die Schäferſche Partei und auch der Vorſitzende ſtellten dem gegenüber feſt, daß man ſich doch nicht der Gefahr ausſetzen dürfe, in einigen Jahrzehnten an Stelle des dann möglicherweiſe eingefallenen Otto Heinrichsbaues eine künſtliche Ruine aufbauen zu müſſen. Gerade jetzt, wo man über eine erſte Kraft zur Herſtellung der durchgreifenden Wiederherſtellung verfüge, ſolle man auch davon Gebrauch machen. Der ruinenhafte Reiz, der ſich zudem nicht auf die Dauer erhalten ließe, werde durch die Pracht der wiedererſtehenden alten Schloßbauten voll aufgewogen werden.

Abermals bemächtigte ſich die Preſſe dieſer Fragen und es iſt nicht zu leugnen, daß ſich auch einige angeſehene Architekten unter den theoretiſchen Gegnern des Wiederaufbaues jener projektierten Giebel befunden haben. Ein Geſichtspunkt vor allem ſcheint mir den Freunden der Erhaltung des geſchichtlichen Zuſtandes des Schloſſes nicht gegenwärtig zu ſein: die Ruine iſt doch eben zuerſt im Jahre 1693 aus einer keineswegs ruhmreichen, ſondern für uns ſehr erniedrigenden Begebenheit hervorgegangen, und es war eine Schande, daß man nicht ehrenhalber ſofort die Spuren jener Schmach für beide Parteien ausgeglichen hat. Ebenſo iſt es nichts Rühmliches, daß das Haus Wittelsbach nach dem Brande von 1764 ſein herrlichſtes Schloß ohne Anteilnahme verfallen ließ. Hiſtoriſch denkwürdig war für das Schloß die Zeit des 16. Jahrhunderts, der damalige Zuſtand der Bauten wäre würdig, dargeſtellt und als Geſchichtsdenkmal erhalten zu werden.

Der einzige einigermaßen ſtichhaltige Grund gegen den Wiederaufbau von Giebeln am Otto Heinrichsbau war damals der, daß man es nicht wagen dürfe, der herrlichen Architektur der Ruine die fehlenden Teile in neu projektierter Form anzufügen. Doch auch dieſe Schwierigkeit iſt durch ein günſtiges Geſchick vor einigen Monaten hinweggeräumt worden. In Wetzlar fand man nämlich eine Skizze eines Architekten, der im Jahre 1616 jene Giebel architektoniſch genau abgezeichnet hat. Durch dieſes Blatt wird völlige Klarheit in die bis dahin viel umſtrittene Geſchichte des Bauwerkes gebracht, andererſeits zeigt uns nun der von Schäfer ſofort nach dieſer Zeichnung umgeſtaltete Wiederherſtellungsentwurf den Otto Heinrichsbau in unbeſtritten echter Form. Naturgemäß weichen die Giebel von den von Schäfer projektierten in einigen Teilen nicht unweſentlich ab. Es handelt ſich hier in der Hauptſache um künſtleriſche Freiheiten, von denen der urſprüngliche Architekt in der Verſchiebung der Achſen und Wahl des Maßſtabes

Digitized by Google

Gebrauch gemacht hatte, die sich aber der sorgfältig ergänzende Restaurator nie hätte erlauben dürfen. Ich will nur soviel sagen, daß die Giebel in der naiven Ursprünglichkeit ihres Aufbaues und mit ihrer prachtvoll kühnen Umrißlinie zu dem Schönsten gehören, was die deutsche Renaissance geschaffen hat. Umsomehr möchte es ein Herzenswunsch jedes Künstlers und Laien werden, diese stolze Pracht in die Wirklichkeit übersetzt zu sehen.

Nachtrag:

Die in dieser bereits vor einiger Zeit geschriebenen Abhandlung besprochene Frage ist jetzt in ein neues Stadium getreten. Die Badische Regierung hat sich dahin entschieden, daß der Otto Heinrichsbau ausgebaut und mit einem Dache versehen werden soll. Leider hält man es jedoch nunmehr noch für nötig über die Form des Daches, — ob flach (!), ein Längs- oder 2 Querdächer — wieder mit einem Sachverständigenausschuß zu verhandeln. Meiner Ansicht nach ist eine Diskussion über diese, wie ich nachzuweisen versucht habe, ganz klarliegende Frage mindestens überflüssig, möglicherweise hat die Verzögerung, die hierdurch entsteht, schlimme Folgen.

Eine Durchquerung Islands.

Von Heinrich Pudor.

Ich hatte, um einen möglichst zureichenden Eindruck Islands zu erhalten, den Plan gefaßt, die ganze Insel von Nord nach Süd zu durchqueren. Den Ausgangspunkt dieser Tour sollte die an der Nordküste gelegene kleine Stadt Akureyri bilden. Mit dem Schiff Ceres kam ich an jenem Tage kurz nach neun Uhr abends an und machte mich sofort daran, einen Führer zu suchen. Ein Engländer Mr. Dymon aus Exeter, wollte sich mir anschließen. Auf dem Schiffe war uns ein Führer namens Sigurjon Sumarlidasson empfohlen worden und es traf sich, daß wir ihm, als wir eben

Digitized by Google

ans Land gestiegen waren, begegneten; er machte einen vorzüglichen Eindruck. Von untersetzter Gestalt, stark muskulös, schien er voll von Kraft und Energie und dabei ehrenhaft. Wir gingen in die Apotheke und besprachen dort in einem Nebenzimmer den Reiseplan. Ich hatte auf acht Tage gerechnet. Er aber sagte, zehn Tage wäre das Mindeste. Auch hielt er es für nötig, einen zweiten Führer mitzunehmen. Wir einigten uns über die Kosten der Reise folgendermaßen:

4 Reitpferde pro Tag	8	Kronen
4 Reservereitpferde pro Tag	8	„
3 Gepäckpferde pro Tag	6	„
2 Führer pro Tag	10	„
Verpflegung für die Führer pro Tag	3	„
Heu pro Tag und pro Pferd	10	Öre.

Für uns selbst hatten wir Proviant (geräuchertes Fleisch, Marmelade, Käse, Brot, präservierte Butter, Tee, Schokolade 2c.) mitgenommen. Auch eine kleine Reiseapotheke fehlte nicht. Dagegen verzichteten wir darauf, ein Zelt mitzunehmen, da wir nur eine Nacht im Freien zu schlafen hätten, wie der Führer sagte.

Am folgenden Morgen um $^1/_2$12 Uhr traten die Führer pünktlich an. Der zweite von ihnen gefiel mir noch besser als der erste. Wir fuhren mit dem Boot ans Land und besprachen noch einmal den Reiseplan. Dabei zeigte es sich, daß wir für die sechs Tage Rückreise den Führer auch noch zu bezahlen hatten, so daß die Kosten nun doch noch ziemlich beträchtlich waren. Statt elf Pferde hatte Sigurjohn Sumarlidasson dreizehn mitgebracht. Die ganze Nacht hatte er damit zugebracht, die Hufe neu zu beschlagen. Den Pferden konnten wir es weder ansehen, daß sie gut, noch daß sie schlecht seien. Unser Gepäck wurde derartig untergebracht, daß es in Holzkisten gestopft und mit Hilfe von Eisenbügeln und Polstern auf dem Rücken der Packpferde befestigt wurde. Um $^1/_2$2 Uhr brach die kleine Karawane auf. Wir ritten zunächst rund um die kleine Meeresbucht zu dem Vorort Akureyris. Hier machten wir in dem kleinen, höchst unsauberen Hotel Halt. Mein Reisebegleiter hatte sich nämlich nicht genügend verproviantiert. Aber es war hier nichts zu bekommen, abgesehen von Käse und Biskuits. Das Lunch, das wir in diesem miserablen Gasthof einnahmen, trug nicht dazu bei, unsere Reisestimmung zu erhöhen und wir waren froh, als wir den Ort im Rücken hatten.

Wir ritten nun zunächst im scharfen Trabe dem Fjord ent-

Digitized by Google

lang nach Norden zu, überschritten mehrere kleine Flüsse und bogen nach ein paar Stunden in das Tal der Hörga ein. Das Wetter war unfreundlich, aber ziemlich klar, so daß wir eine prächtige Aussicht auf den Fjord mit seinen majestätischen Bergen und blauem Wasser genossen. Die Struktur der Berge erinnerte auch hier an die Fär-Ör; von Basaltringen mit Gurten umschlossen erschienen sie wie natürliche Festungen. Farmen waren nur wenige zu sehen. Hin und wieder begegneten wir einigen Pferden oder sahen Schafe auf den Weiden, im übrigen war kein Leben zu bemerken, die Berge waren kahl und zu Füßen wuchs nur spärlich Gras. Und als wir ins Hörgatal einbogen, war die einfache, majestätische Größe der landschaftlichen Szenerie noch mehr ins Auge fallend. Nach Norden zu erhoben sich vor uns sieben, gleichmäßig geformte Basaltberge, einer neben dem anderen, mehrere tausend Fuß hoch, hier und da mit Basaltfelsen in parallelen Linien basteiartig besetzt, während auf der anderen Seite des Flusses, nach Süden zu, die Berge zerklüftet waren: hier rieselten in den fast senkrecht abfallenden Furchen Bäche herab, mit denen, wie mit Silberfäden, die dunklen Felsenwände durchwirkt waren. Ein Stück weiter wurde auch nach Norden zu die Struktur der Berge unregelmäßiger, und die zackigen Spitzen der Felsen in der Höhe ergaben eine interessante Silhuette. Im Tale wuchs etwas Gras, und hier und da sah man, halbswegs an die Berge gelehnt, Farmhäuser in der charakteristischen Art: ein Stück kultiviertes Land von einem Erdwall umzogen, inmitten eine Anzahl Erdhäuser, die als Viehställe dienen, und das Haus des Farmers, dadurch ausgezeichnet, das es nach der Talseite zu Bretterbeschlag und Fenster hat, während es im Innern ebenfalls vollkommen einer Erdhöhle gleicht, und nur ein oder zwei Räume hat, die auf den Namen „Zimmer" Anspruch erheben können.

Derart war auch das Haus, in dem wir nach siebenstündigem Ritte unser erstes Nachtquartier aufschlugen. Der Name des Ortes war Bakki. Unseren Pferden lachte das Herz im Leibe, als wir sie über das fette Gras der Farm führten. Uns selbst nahmen die Leute freundlich auf. Wir bekamen das Giebelzimmer, in das man durch eine Luke in der Decke gelangte, angewiesen. Leider mußten wir schon hier die Erfahrung machen, daß Unsauberkeit zu den Nationaleigenschaften der Isländer gehört. Die Luft in den verschmutzten, mit Torf oder Fischgräten geheizten, niemals gelüfteten — in allen isländischen Häusern ist jeweilen nur ein einziges Fenster zum Öffnen eingerichtet — Räumen ist

Digitized by Google

entsetzlich, und eben diesem Umstand allein sind die Krankheiten, von denen die Isländer heimgesucht werden, zuzuschreiben. Der Konstitution nach sind sie dagegen, besonders die Männer, so kräftig und gesund, wie ich nirgends anderswo Menschen gesehen habe. Wohlbemerkt gilt dies von der Landbevölkerung, nicht von der Stadtbevölkerung. Immer und immer mußte ich mich an diesen kräftigen „harten" und wie frische Früchte anmutenden Gestalten erfreuen, denen man die direkte Abkunft von den norwegischen Häuptlingen noch heute ansieht. Wenn man sie dazu bringen könnte, sich mehr an Reinlichkeit zu gewöhnen, dann würden sie an Hautkrankheiten ꝛc. so wenig zu leiden haben, als die Schwindsucht in Island allein tatsächlich unbekannt ist.

Im Gastzimmer sah ich zu meinem Erstaunen ein Harmonium und eine kleine Bibliothek. Und wenn immer ich wieder in einem isländischen Farmhause einkehrte, fand ich eine Büchersammlung und sehr häufig auch ein Harmonium. Sie lieben noch heute Musik und Gesang, diese Isländer, und obwohl sie in Erdhöhlen leben, verstehen sie, Bücher zu lesen und zu schreiben, und sind auch hierin die würdigen Nachkommen der alten Isländer.

Das Essen schmeckte vortrefflich. Wir bekamen ausgezeichnete Kuhmilch, Sqire, d. i. Quark, und gute Butter, dazu leidlichen Kaffee. Letzterer ist in Island ebenso beliebt, wie in Finnland, während Spirituosen und Tabak, entgegen anderslautenden Berichten, von mir in keinem isländischen Farmhause bemerkt wurden. Auch in einer anderen Beziehung möchte ich gewisse Nachrichten berichtigen, indem nämlich, trotz der fast überall herrschenden Unsauberkeit, Ungeziefer von mir niemals bemerkt wurde: dies mag wohl damit zusammenhängen, daß Island an niederen Tieren überhaupt arm ist, ebenso daß Schlangen, Schnecken, Eidechsen ꝛc. in diesem Lande nicht vorkommen. Auch Ratten und Mäuse habe ich in Island nicht zu Gesicht bekommen.

Wir schliefen in dem unbehaglichen Raum und unsauberen Betten nach den Anstrengungen des vorhergehenden Tages verhältnismäßig gut. Die Ersten, die uns am Morgen in unserem Zimmer besuchten, waren die Hühner. Übrigens findet man nur in wenigen isländischen Farmhäusern Hühner, während aller Orten mehrere Hunde und Katzen gehalten werden. Der isländische Hund ist sehr zutraulich und ohne Falsch; neben der an die lappländischen Hunde erinnernden Rasse findet man viele Spitzhunde.

Ich sah mir das Haus etwas näher an und ging den engen, dunklen, von Torfwänden umschlossenen Gang nach hinten, wo

Digitized by Google

ich rechts eine Art Speisekammer mit großen Fässern von Quark gefüllt und links die Küche fand, in der im offenen Torffeuer Brot aus Sandhafer gebacken wurde, während der Rauch durch den offenen Giebel hinauszog: auch hier nur Erdwände, nur Erdboden und kein Fenster. Aber man muß, um dies zu verstehen, bedenken, daß die Isländer kein Holz, weder zum Bauen, noch zum Feuern, und daß sie keine Kohle haben. Steinhäuser also würden für dieses Klima nicht zu erwärmen sein, abgesehen davon, daß sich nur wenig Kalk in Island findet. Außen sind die besseren und neueren Farmhäuser, soweit sie dem Farmer selbst und dessen Familie zur Wohnung dienen, mit Wellblech beschlagen, das sich ja wohl empfehlen mag, aber jedenfalls diesen Farmhäusern allen Nimbus des natürlichen poetischen Reizes nimmt.

Schon in dieser Farm fiel mir die Menge von Frauenspersonen auf. Und tatsächlich ist das weibliche Geschlecht auf Island stark in der Überzahl vertreten, was sich auch daher schreibt, daß so viele isländische Männer jährlich auswandern, besonders nach Amerika, wo sich in Manitoba im Staate Winnipeg eine isländische Kolonie befindet, die etwa 20000 Kolonisten zählt.

Am nächsten Morgen um 8 Uhr brachen wir auf, nachdem wir für Nachtquartier und zwei Mahlzeiten sieben Kronen für uns beide zusammen bezahlt hatten. Wir verfolgten das Tal der Hörga noch ein paar Stunden weiter, indem wir immer höher stiegen; die Formation der Berge veränderte sich, an die Stelle der gleichmäßigen, einfach großen Linienzüge traten unregelmäßige, vielfach zerklüftete Felsenberge, in der Höhe in zackige Spitzen auslaufend; die Vegetation wurde immer spärlicher, aber immer noch sah man hier und da Kühe und Schafe weiden. Das Tal war streckenweise ganz mit den weißen Blüten der Sumpfwollpflanze bedeckt, die zu Füßen der düsteren Felsen überweltlich anmuteten. Dann bekamen wir den ersten Gletscher zu Gesicht, und als wir wieder ein paar Stunden bergan geritten waren, überschritten wir eine Gletschermoräne, um alsdann bergab in ein neues Tal zu gelangen. Die Berge traten zurück, der Graswuchs wurde reichlicher und endlich bekamen wir wieder eine Farm zu Gesicht. Der Bauer brachte uns Milch, Butter aus Schafsmilch bereitet und Quark, und während wir unsere Pferde weiden ließen, nahmen wir selbst auf dem Rasen, nachdem wir unseren Proviant ausgepackt hatten, unser Mittagsmahl ein.

Frisch gestärkt brachen wir nach anderthalbstündigem Aufent-

Digitized by Google

halt auf, um weiter talabwärts zu reiten, bis wir gegen 6 Uhr die kleine Holzkirche Silfrastadir erreichten. Von nun ab mußten wir wieder ein paar Stunden nordwestwärts reiten, wobei wir uns der See näherten. Das Flußbett wurde breit und nahm die für Island charakteristische Form an: sehr weit, viel Geröll, der Fluß selbst in mehreren Armen zwischen den Steinfeldern in flachem Bette fließend. Die Vegetation wurde fruchtbarer, Vögel stellten sich ein, und die von den Fär-Ör bekannten Basaltberge traten hervor. Wir schlugen für diese zweite Nacht in Miklibaer beim Pfarrer, der, wie gewöhnlich, zugleich Farmer war, Quartier auf. Das von ihm bewohnte Haus gehörte zu den besten und saubersten, die ich in Island zu Gesicht bekommen habe, während die Wirtschaftsräume auch hier aus Torf gebaut waren. Der Pfarrer las gerade Tacitus Germania, sprach ziemlich fließend englisch, etwas deutsch und hatte eine vortreffliche Bibliothek. Das Frühstück nahmen wir am nächsten Morgen in seinem Arbeitszimmer ein, er gab uns Gesellschaft und bewirtete uns mit trefflichem Lachs aus dem nahen See.

Nun verließen wir den Pfad, den wir bisher verfolgt hatten, und ohne Weg und Steg ritten wir ins Tal hinunter. Hier hatten wir den Fluß Jökulsá zu überschreiten. Über die tiefste Stelle führt eine Fähre, das andere Stück mußten wir durchreiten. Mit der Zeit wird man an diese Flußübergänge gewöhnt, aber doch bilden sie in Island eine kontinuierliche Gefahr für den Reisenden. Brücken gibt es nur in der Nähe der Küstenstädte, auch Fähren sind sehr selten. Wenn nun gerade warmes Wetter gewesen ist und der Schnee auf den Bergen geschmolzen ist, sind die Flüsse tief und schwer passierbar. Vor zwei Jahren verlor der englische Schriftsteller Howell auf eben diese Weise sein Leben; sein Führer war damals eben unser Sigurdjohn Sumarlidasson.

Nun mußten wir wiederum ohne Weg und Pfad einen steilen Berg hinan, unsere Pferde hatten unter den Mosquitos, die sich in Island überall, wo Wasser in der Nähe ist, befinden, schwer zu leiden. Nach anderthalb Stunden erreichten wir Vidimyri, wo sich eine kleine Kirche und Farm befindet. Der Pfarrer lud uns ein, einzutreten, er bot uns Milch und Zigarren an, und erzählte uns, daß ein paar Tage vorher ein paar Isländer den Weg, den wir zu nehmen beabsichtigten, gemacht hätten; das Boot auf dem Flusse Heita sei leck und nicht mehr zu gebrauchen. Wir mußten uns daher wohl oder übel zu einer

Digitized by Google

Änderung unseres Reiseplanes entschließen, nämlich, statt zwischen den Gletschern Langjökull und Hofsjökull den sogenannten Kjälvegur zu nehmen, die Route zwischen den Gletschern Okjökull und Eyriksjökull nach Süden einzuschlagen. Wir hatten nunmehr wieder stundenlang bergan zu reiten, wobei sich ein prächtiger Blick auf die isländische Gletscherwelt öffnete; vor uns lagen die weithin sich erstreckenden Eisfelder des Langjökull, der den ganzen Südhorizont einnahm, links davon der Hofsjökull, rechts der Eyriksjökull. Dann ging es abwärts, plötzlich öffnete sich ein weites Tal, von hohen Bergen umrahmt, tief unter uns lag am Flusse Blanda die Kirche und Farm Bolstadarhlid. Die Luft, war, wie fast immer in Island, außerordentlich klar. Dabei ist sie von außerordentlichem Ozongehalt, die mannigfachen, kräftigen Kräuter, vor allem die violett blühende Silene acaulis, die allerorten in Island zu finden ist und überall hin ihren würzigen Duft sendet, — in der öden Steinwüste ein wahrhaftiger Trost für den Wanderer, — schwängern die Seeluft, so daß wohl kaum ein zweites Land zu finden ist, das derartig stärkende Luft hat, wie Island: dieser Umstand erklärt ebensowohl, daß der Reisende fähig ist, die außerordentlichen Strapazen zu überstehen, wie daß es in Island keine Schwindsüchtigen gibt. Ich kann daher nur jedermann, dem mit der üblichen Sommerfrische, auf eine mehr oder weniger idiotenhafte Weise zugebracht, nicht gedient ist, raten, eine Tour durch Island zu unternehmen — freilich muß er Strapazen zu ertragen und Gefahren ins Angesicht zu sehen gewappnet sein. Gerade nun, als wir ins Tal hinabgeritten waren, mußten wir wieder einen Fluß überschreiten, der ziemlich tief war. Der erste Führer nahm aus der Nähe einen Farmer mit, der uns die Furt wies. Dabei möchte ich einschalten, daß der Reisende in Island sich auf die Führer fast niemals verlassen kann. Der Führer kümmert sich immer nur um die Pferde und zeigt den Weg. Er treibt die Gepäckpferde und die Reservepferde voraus und wendet niemals den Kopf nach den zuletzt folgenden Reisenden, die für sich selbst sorgen müssen.

Nachdem wir den Fluß Blanda glücklich durchfurcht hatten, ritten wir ohne jede Art von Pfad eine steile Höhe hinan, wobei ich wieder die Ausdauer und Geschicklichkeit der isländischen Ponnies bewundern mußte. Freilich kursieren auch über diese auf dem Kontinent falsche Gerüchte. Auf einer kurzen, mehrstündigen Tour auf gutem Wege kann sie wohl jeder meistern. Handelt es sich aber um mehrtägige Tagestouren und um schlechte steinige

Digitized by Google

Wege, so muß man erst recht in Island verstehen, sein Pferd zu führen. Mir ging einmal mein Ponny durch und mein Begleiter wurde dreimal abgeworfen. Wie in jedem anderen Punkte rate ich daher dem Reisenden sich vor Antritt einer Tour ins Innere Islands sich auch in dieser Beziehung zu trainieren.

Als wir abstiegen, öffnete sich plötzlich ein Tal, und vor uns lag ein großer, langhingestreckter See, Svinavatn genannt, auf dem wilde Schwäne rasteten. Nach Nordwesten sah man einen zweiten See und, noch weiter, den Fjord. Am Nordufer des Sees lag die Farm Solheimar (Sonnenheim), wo wir für die Nacht absattelten. Das Wetter war noch immer klar, wir hatten einen prächtigen Sonnenuntergang und obwohl wir etwas müde waren, konnten wir den schönen Blick auf den friedlich unter uns liegenden See genießen.

Auch hier wurden wir freundlich aufgenommen. Im Gastzimmer stand ein besonders gutes Harmonium, an den Wänden hingen Bilder von Luther und Melanchthon, — ganz Island ist lutherisch — das Festblatt des tausendsten Jahrestages der Besiedelung Islands (874/1874) und, wie gewöhnlich, einige eingerahmte Todesanzeigen. In der Tat ist die Stimmung, die dem Reisenden in einem solchen isländischen Gastzimmer entgegenweht, nur dazu angetan, ihn dahin zu bringen, daß er sich bald heimisch fühlt: an den Fenstern stehen Blumen — Blumenliebe, Musikliebe und treues Gedenken der Toten, dazu Vaterlandsliebe — in einem solchen Hause müssen gute Menschen wohnen. Nach den Erfahrungen, die ich in Rußland gemacht hatte, hatte ich ein Dolchmesser und einen Revolver mitgebracht, aber schon am zweiten Tage übergab ich beide Waffen dem Führer.

Am nächsten Morgen hatten wir, obwohl durch ein vortreffliches Frühstück — Lachsforellen aus dem See — gestärkt, ein schweres Stück Arbeit vor uns. Wir mußten den ganzen See umreiten, der Boden aber war sumpfig, die Pferde sanken bis über die Knie in dem weichen Boden ein und das Wetter war dabei kalt und nebelig. Wir ritten längs des Flusses in Sandudalr hin, wobei wir den Hunafjord nahe vor uns hatten. Dann ging es um die hohen Berge des Vatndalsfjall herum in das große Seental des Flusses Strangakvisl hinein. Hier folgte ein See dem anderen, von einer Unzahl wilder Enten bevölkert. Die Seen waren zum Teil mit hohem Schilfgras dicht bewachsen — durch Abdämmung könnte dies Tal sicherlich zu großer Fruchtbarkeit gebracht werden. Und im allgemeinen könnte nach dieser

Digitized by Google

Richtung in Island viel geschehen. Das wichtigste und unentbehrlichste Mittel zur Kultivierung des Bodens, Wasser, ist in Island in reichlicher Menge vorhanden. Der isländische Farmer hat indessen niemals sich bestrebt, den Boden zu verbessern, trockenes Land zu bewässern und sumpfiges Land abzudämmen, wohl aber hat er den zwar niedrigen, aber reichen Waldbestand ausgerodet. Er hat immer dem Lande genommen, soviel er nehmen konnte und niemals ihm etwas gegeben. Es gibt viele Strecken Landes in Island, die nicht bebaut sind und bebaut werden könnten. Eine der wichtigsten Aufgaben für die isländische Bevölkerung ist die, die Errungenschaften der modernen Landwirtschaft auf ihr Land in Anwendung zu bringen. Einst blühte sogar der Getreidebau in Island, man nannte Island einst das Butterland, es gab Wälder in Island, — alles das war möglich, weil es in diesem vom Golfstrom berührten und Seeklima, und daher gemäßigtes Klima besitzenden Lande massenhaft geschützt liegende fruchtbare Täler gibt. Die dänische Regierung sollte die Wunden, die sie Island geschlagen hat, dadurch gut machen, daß sie landwirtschaftliche Fachschulen in allen Teilen Islands errichte.

Das Tal, das anfangs sehr breit war, verengerte sich allmählich etwas, und der See ging in den Fluß über. Wir hielten zu Mittag vor der Farm Hdallaland, die von fruchtbaren, üppigen Wiesen umgeben war. Der Farmer, ein von Kraft und Gesundheit gleichsam berstender Mann, wollte durchaus weder für die Milch und Butter, noch für die Grasung der Pferde etwas nehmen — dieser Fall ereignete sich auf unserer ganzen Tour nur zweimal.

Wir ritten nun weiter am Südufer des Flusses entlang. Links ragten tausendfältig zerklüftete, senkrecht geschichtete Basaltfelsen empor, während in das Tal hinab Lava-Steingeröll und Felsen in wirrem Durcheinander lagen — seit Tausenden von Jahren. Stellenweise stiegen die Berge Tausende von Fuß hoch, wagerecht geschichtete Felsen über schräg geschichteten. Hier und da waren diese natürlichen Felsenkastelle infolge des in ihnen enthaltenen Eisens rötlich gefärbt.

Noch immer zeigte das Tal große Fruchtbarkeit. Wir passierten sogar ein Farmhaus, das ganz aus Holz gebaut war, und einem kontinentalen, modernen Landhause ähnlich sah. Die Berge nahmen weichere Formen an, und zogen sich in einfachen, großen Linien weithin. Endlich gelangten wir nach Haukagil, wo wir für die Nacht absattelten. Damit hatten wir die letzte Station im Norden erreicht, und vor uns lag die strapaziöse Überschreitung

Digitized by Google

des Hochlandes im zentralen Island. Diese Tour wird gewöhnlich in zwei Tagen zurückgelegt, da sich halbwegs eine Hütte zum Übernachten befindet. Unser Führer, der immer nur um seine Pferde besorgt war, riet uns, da sich auf der ganzen Strecke kein Gras befindet, den ganzen Weg von Haukagil bis Kalmanstunga in einem Tage zurückzulegen, so daß wir, eine einstündige Pause eingerechnet, sechzehn Stunden zu reiten haben würden. Es war freventlich von uns gehandelt, aber wir haben es getan und die Strecke von 70 Meilen, die auf der Karte $^3/_4$ Grad Luftlinie einnimmt, auf schlechtem Steinboden in weniger als 14 Stunden zurückgelegt. Früh um $^3/_4$7 Uhr brachen wir auf. Zuerst hatten wir etwa zwei Stunden steil bergan zu reiten. Die Schafe, deren man immer weniger sah, schienen nicht mehr genug Futter zu finden, und nur die rötlich blühende, süßduftende, zwerghafte Silene acaulis erfreute hin und wieder das Auge und tröstete den Wanderer — es wurde mir beklommen zu Mute, als wir in dieser von Mensch und Tier gemiedenen Steinwüste höher und höher stiegen und schließlich rings um uns nichts weiter erblickten, als eine weite, von Lava und Basaltsteinen besäte Einöde „Grimstungaheidi" und „Storisandur" genannt, in der selbst das Moos nicht mehr recht sich entwickeln konnte und statt dessen nur hin und wieder Flechten die Steine überzogen. Aber plötzlich tauchte im Süden die Schneekoppe des prachtvollen Gletschers Eyriksjökull auf und dann folgten die meilenweit sich hinziehenden Eisfelder des Langjökull. Und um $^3/_4$3 Uhr nachmittags öffnete sich im Südwesten ein freundlicher Blick auf den Armarvatn genannten See, an dessen Ufern unsere müden nnd hungrigen Pferde für eine Stunde grasen konnten, während wir selbst unseren Proviant auspackten und ein einfaches Mahl einnahmen. Dann ging es wieder weiter über die Steinfelder und Steinblöcke, die hin und wieder nur durch ihre bizarren Formen interessierten. Wir sprachen während der ganzen Tour fast kein Wort; die Einöde, die uns umgab, mußte uns schweigsam machen. Zudem hatte jeder genug damit zu tun, sein Pferd auf diesem denkbar schlechten Wege mit kurzem Zügel zu führen. Und man vergaß die eigene Mühsal über das Mitleid, das man mit den armen Tieren haben mußte, deren Hufe in dem Steingewirre nirgends Halt finden konnten. Schlechter könnte der Weg nicht sein, dachte ich. Aber es kam doch noch schlechter. Denn nun, als wir uns dem Eyriksjökull immer mehr näherten, trat an die Stelle des Basaltgerölles ein Lavafeld und auf diesen der Verwitterung unzugänglichen Lavaplatten vermochten

Digitized by Google

die Hufe der Pferde erst recht keinen Halt mehr zu finden. Wir hatten die Wegspur, die von alten Zeiten her über diesen Paß führt, verlassen, um ein Stück abzuschneiden und ganz langsam nur konnten wir vorwärts kommen. Der prächtige Gletscher Eyriksjökull — er hat seinen Namen von dem geächteten Eyrik, der seinen Verfolgern entkam und auf diesem Gletscher der Sage nach Zuflucht fand — lag nun ganz nahe vor uns, die gewaltige Kuppe ganz und gar mit ewigem Eis bedeckt, während am Fuße nackte Basaltfelsen von dem weißen Schnee tiefschwarz sich abhoben. Nach Westen sahen wir noch einige Seen liegen, auf einem derselben hatte sich ein Pärchen wilder Schwäne mit ihren Jungen niedergelassen. Nach einer Weile flogen sie auf und zogen weiter nach Westen; aus der Ferne hörten wir ihren Gesang: Schwanengesang auf dieser wüsten Heide — das klang wie Schmerz und Herzensstöhnen und zugleich feierlich-friedlich wie Glockengetön. Aber ich gab mich weder sentimentalen noch romantischen Ideen hin, denn an diesem Tage handelte es sich nur darum, auszuharren, — nicht müde zu werden.

Die Sonne versank hinter den Bergen und ihre letzten Strahlen ließen die Kuppe des Eyriksjökull, den wir jetzt von Westen sahen, in feurigem Lichte erglühen. Und dann wurde es schnell dunkel, so daß die Pferde, die ohnedies müde waren, nicht mehr recht vorwärts wollten. Plötzlich hörte ich hinter mir einen Schrei und darnach einen Fall: das Pferd meines Begleiters war gestürzt und er selbst abgeworfen. Er hatte sich nicht geschadet, wollte indessen kein Pferd mehr besteigen und setzte den Weg zu Fuß fort. Im Westen erschienen die schwarzaufragenden, hohen und zackigen Berge wie Gespenster, aber noch konnte ich mich an dem prächtigen kegelförmigen Berg Boula erfreuen. Wir fanden etwas Gras und ließen die Pferde ein paar Minuten lang rasten. Dann ging es eine Anhöhe hinan und nach weiteren zwei Stunden beschwerlichen Reitens hoben sich endlich aus der Dunkelheit die Umrisse einer Farm hervor: um $^1/_2$11 Uhr nachts erreichten wir diese, eine Tagereise weit von anderen menschlichen Wohnstätten entfernte Farm Kalmanstunga. Ich fühlte mich nicht müde, sondern eher noch frisch; aber es war Überreiztheit und die Folgen ließen nicht lange auf sich warten.

Die Bewohner der Farm lagen natürlich im Schlafe, und wir mußten lange draußen stehen, ehe wir eingelassen wurden. Und zudem war es eins der unsaubersten Farmhäuser, die ich in Island gesehen habe. Ein schmutziges Erdloch — anders kann man es

Digitized by Google

nicht nennen. Der Farmer selbst war nicht zu Hause. Man sagte, er sei ausgeritten, um Schwäne zu schießen. Es tut mir leid, sagen zu müssen, daß einige Isländer brutal genug sind, auf diesen Vogel, der jedem Isländer heilig sein sollte, Jagd zu machen — um des schnöden Geldgewinnes wegen.

Im Gastzimmer, das zwar innen mit Holz ausgeschlagen war, aber seit undenklichen Zeiten nicht gesäubert zu sein schien, befand sich nur ein Bett. In den Fenstern fehlten zwei Scheiben und an der Türe fehlte Schloß und Griff. Wenn die Kinder in der „Badstofa" oben spielten, fiel uns der Schmutz von der Decke auf den Kopf. Man schlug ein zweites Bett auf den Truhen auf, die an der Wand standen, indem man Stühle unterstellte. Wir schliefen den Verhältnissen entsprechend recht gut.

Der folgende Tag war Rasttag. In der Nähe von Kalmastunga befindet sich eine interessante Höhle Surtshellir, die wohl zu den merkwürdigsten Höhlen gehört, die es auf der Erde gibt. Sie befindet sich unter einem Lavafelsen, inmitten erhebt sich ein kleiner Gletscher und der Boden ist ein gefrorener See. Auch den Berg Strutar bestiegen wir. Der Anstieg wurde durch den Nordoststurm, gegen den wir zu kämpfen hatten und der uns durch Mark und Bein ging, einigermaßen erschwert. Von der Spitze bot sich für Augenblicke eine prächtige Fernsicht. Ein ganzes Gletscherpanorama lag vor uns: Am weitesten westlich der Okjökull, dann der Geitlandsjökull, der Langjökull und ganz im Osten der Eyriksjökull. Dann trieb der Sturm den Nebel über die Gletscher und im Nebel bildete sich ein Regenbogen, der vom Sturm hin und her getrieben wurde — eine der vielen interessanten atmosphärischen Erscheinungen, an denen Island so reich ist. Auf der Spitze des Strutar war eine Art Steinpyramide errichtet. An einem Stein stand die Jahreszahl 1784, an einem anderen 1813, und an einem dritten fand ich folgendes Gedicht:

Wachse im Sturm.

Sturm ist das Leben,
Hinaus in den Sturm,
Je länger im Sturm,
Desto härter die Sehne,
Nur den zerschellt er,
Der ihn nicht kennt,
Wie der Tod gerade den trifft,
Der ihm entflieht.

Digitized by Google

Wachse im Sturm.
Der Sturm ist die Schule,
Er härtet die Knochen
Und nährt sie mit Mark;

Liebe den Sturm,
Das Leben ist Sturm,
Nur der hat gelebt,
Der den Sturm hat erlebt.

Und auf dem Rückweg hatte ich Gelegenheit genug, diesen Sturm zu erleben. Er zerfetzte die Wolken und ließ sie vor mir tanzen. Mitten hindurch öffnete sich dann und wann ein Blick auf das Gletschereis. Der Ostwind in Edinburgh ist kalt, aber gegenüber diesem isländischen Nordostwind ist er süß. Wie mit Peitschenhieben schlug er das Gesicht und ließ das Blut erstarren. Aber dann rannte ich ihm entgegen, bis ich warm wurde und ihn nicht mehr hassen, nur lieben konnte.

Aber es war zu viel. In der Nacht wurde ich krank. Es war Überreiztheit. Dazu kam, daß wir unverdauliche Speisen gegessen hatten. Man hatte uns Hammelfleisch vorgesetzt, das schmeckte, als ob es nicht gekocht, sondern auf dem Sattel mürbe geritten sei. Das Brot war aus Sandhafer gebacken und klumpig und schwer, als ob es für Haifische berechnet sei. Zudem ist diese Farm berüchtigt dafür, daß man dort bergkrank wird. Auch die Frau des Farmers lag an dieser Krankheit darnieder. Kurz und gut, sobald ich mich niederlegte — mein Freund war so klug gewesen, diese Nacht im Heustall zu schlafen — wurde ich krank. Ich stand auf und ging die halbe Nacht vor dem Hause auf und ab. Die Bewohner hatten mich gehört und weckten den Führer. Ich schickte sie zu Bett und blieb noch eine Stunde im Freien. Es waren wahrhaftig keine angenehmen Empfindungen, denen ich mich da hingab. Krank — hier in dieser weltverlassenen Einöde! Wie sollte ich von hier fortkommen! Das Pferd zu besteigen hielt ich mich nicht fähig, an Gehen oder Fahren war nicht zu denken. Und wenn ich hier bleiben würde, würde es mir noch schlechter ergehen. Aber endlich ward ich müde und konnte noch für zwei Stunden schlafen. Und am Morgen redete mir mein Freund zu, den Versuch zu machen, Reykjavik möglichst bald zu erreichen. Frühstücken konnte ich nicht, aber eine Flasche frischgemolkene Milch nahm ich mir mit, der ich es wohl zu verdanken hatte, daß ich diesen Tag — den beschwerlichsten von allen — gut überstand. [Fortsetzung.]

Digitized by Google

Die Beichte im dreizehnten Jahrhundert.

Von R. Goette.

Man kann für das typische Kirchentum des dreizehnten Jahrhunderts kaum eine geeignetere Stelle finden als Cäsarius von Heisterbach: er ist ganz und gar ein Kind seiner Zeit; kein Eiferer, aber ein ernster, ehrlicher Mann, eine sinnige, beschauliche Natur, mehr Gelehrter und Schulmeister als Priester, der unverfälschter, als irgend ein anderer, erkennen läßt, wie tüchtige Leute seiner Zeit und seines Standes dachten und lehrten. Allerdings ist die Lust am Fabulieren nicht gering in ihm, er kündet unbefangen von allem, was ihm zugeflossen ist, und man darf die mannigfachen würzigen Geschichten, die er bringt, nicht ohne weiteres als Zeichen der Zeit verwerten; auf sein Urteil jedoch darf man etwas geben, dem Jahrhundert geschieht sicherlich kein Unrecht damit.

Es handelt es sich um die Ausübung der Beichte. Da ist das zweite, dritte und sechste Kapitel in der dritten Distinctio des Dialogus miraculorum besonders merkwürdig. Die Geschichtchen, die hier erzählt werden, dienen einem unterrichtlichen Zwecke; sie sollen das Wesen der Beichte erläutern; an jede knüpft sich eine Besprechung zwischen dem Mönch und dem Novizen. III, 2. Ein Kleriker, der mit der Gattin eines Ritters im Ehebruch gelebt hat, der Entdeckung und damit dem Tode entgegensieht, beichtet schnell dem Knecht des Ritters im Stalle und wird gerettet. III, 3. Ebenso beichtet der Knecht, der mit der Frau des Ritters gesündigt hat und in gleicher Gefahr schwebt, einem Bauer. Beidemale steht die Entlarvung des Schuldigen durch die Aussage eines Hellsehenden bevor, der die Frage, ob er etwas Strafwürdiges von dem Verdächtigen wisse, schließlich verneinen muß, als es diesem gelungen ist, vorher zu beichten und Pönitenz zu empfangen. In III, 2 heißt es an der betreffenden Stelle: Respondit ille (der Besessene): Nihil de eo scio. Et cum hoc dixisset lingua Teutonica, Latine mox subjuncit (also für den Ritter unverständlich): In stabulo justificatus est. In III, 3 sagt der Besessene: Multa de eo novi, quae modo (d. h. nach der

Digitized by Google

Beichte) ignoro. So wird in beiden Fällen die Entdeckung des Frevels gehindert. Das weltliche Recht bedrohte den ertappten Ehebrecher mit dem Tode und gab dem Verletzten Gewalt über ihn (Sachsenspiegel: die in overhure begregen werdet, den sal man dat hovet afflan); rechtzeitige Beichte läßt ihn straflos ausgehen. Endlich III, 6. Eine unkeusche, von einem Dämon ihrer Mutter verratene Tochter überzeugt diese, nachdem sie insgeheim dem nächsten Priester gebeichtet und Besserung gelobt hat, durch Beteuerungen und Vorwürfe von ihrer Reinheit. Der Dämon muß ihr jetzt alles bestätigen.

Die drei Beispiele, die ich absichtlich demselben Gebiet entnommen habe, dürften genügen, um eine gewisse Art der Handhabung des Beichtamtes zu kennzeichnen; sie ließen sich leicht ergänzen und vermehren. „Wer durch die Beichte vor Gott gerechtfertigt ist, darf den Geschädigten und andere über sein Vergehen täuschen und sich der irdischen Gerechtigkeit entziehen, ja die göttliche Allmacht hilft ihm dazu. Die Flucht zu den Mitteln der Kirche vermag vor den äußeren Folgen der verschiedensten todeswürdigen Verbrechen zu retten." Solche Lehren prägt der Mönch des Cäsarius seinem jugendlichen Zögling ein. Man darf also wohl behaupten, daß der jesuitische Probabilismus an ältere, verwandte Anschauungen anknüpft. Eine verwirrende Kasuistik ist bereits im dreizehnten Jahrhundert in der seelsorgerischen Anschauung von der Beichte und demnach auch in der Ausübung des Amtes vorhanden. Es ist das romanische Gift, das mit dem Obsiegen der sogenannten Reform im elften Jahrhundert mehr und mehr in die Gemüter eindrang. Der Ursprung des Übels dürfte darin liegen, daß sich die Kirche unter den Einflüssen der Kluniazenser mehr und mehr als weltliche Macht zu gebahren anfing, und sich schrittweise daran gewöhnte, ihren Willen zur Macht christlichen und sittlichen Rücksichten überzuordnen.

Digitized by Google

Björnstjerne Björnson und das religiöse Problem.

Von Arthur Brausewetter.

Die poetische Literatur des Nordens ist von vornherein zu religiöser Richtung veranlagt. Mag dieselbe begründet sein in jenem spezifisch nordischen Idealismus, der, genährt durch die eigenartige Natur des Landes mit ihren hochragenden Bergen und blauen Fjorden, in brütender Träumerei von der Wirklichkeit fort höheren Gefilden sich entgegensehnt, mag sie gefördert sein durch die nordische Märchen- und Sagendichtung, die ihre Lust zum Fabulieren hier in das geheimnisvolle Gewand des Mystizismus kleidet, hinwegzuleugnen ist eine solche ausgesprochene religiöse Richtung nicht aus der nordischen Dichtung.

Eins aber fehlt, was der religiösen Literatur ihren besonderen Reiz verleiht, ohne das beispielsweise in unserem Vaterlande oder auch in der englischen oder russischen Literatur religiöse epische oder dramatische Dichtung moderne Fassung nicht denkbar wäre: Das Problem.

Religiöse Dichtung ohne religiöses Problem, ... das ist der nüchterne, aber scharf geprägte Mangel der nordischen Poesie.

Wie ist das zu erklären?

Vom Weltenstrome abgelegen hat sich Dänemark die umwälzenden Ereignisse, welche, heißen sie Reformation oder Revolution, auf religiösem und sozialem Gebiete ganz Europa bewegten, erst langsam angeeignet und schwerfällig verarbeitet. „Jeder Gebildete weiß", schreibt Georg Brandes (Hauptströmungen der Literatur des 19. Jahrhunderts S. 3/4), „welche gewaltige revolutionäre Bewegung am Ende des achtzehnten Jahrhunderts über die Welt kam und welche Folgen sie anderwärts in Politik und Literatur nach sich zog. Nun wohl! Diese Bewegung ist ja in allen wesentlichen Stücken gar nicht nach Dänemark gelangt. Um ein Beispiel zu erwähnen: eins der Schlagwörter der Revolutionsliteratur war der freie Gedanke. Aber dieser freie Gedanke, der anderwärts in so kühnen Formen auftrat und so gigantische Resultate herbeiführte, kam zu uns in der kläglich abgeblaßten Form des theologischen Rationalismus". In einer so toten

Digitized by Google

Epoche war freilich die Ausgestaltung eines ernsten Problems innerhalb der religiösen Dichtung nicht möglich. Selbst bei einem hochstrebenden Poeten wie Oehlenschläger nicht. Dazu war er zu wenig Psychologe und trotz seines unentwegten Kampfes gegen die nüchterne Moral der Poesie selbst religiös zu reserviert und zu abstrakt lehrhaft.

Aber auch als an Stelle jenes abgeblaßten Rationalismus eine positivere Strömung eintrat, gab es für die Literatur kein religiöses Problem. Denn diese positive Richtung war nicht eine Veredelung oder Ablösung des Rationalismus, wie sie zum Beispiel in unserem Vaterlande durch Schleiermacher geschaffen wurde. Sie wandte sich vielmehr unvermittelt in das Gegenteil und wurde Polemik. Als solche nahm sie bald einen fanatisch-asketischen Zug an, wie er in den Sekten zum Ausdruck kam, vorzugsweise in der der Grundtvigianer, die Dänemark dem gelobten Volke Israel in seiner früheren Herrlichkeit gleichstellten und vermöge ihrer religiösen Schwärmerei und Verblendung einen wachsenden Einfluß auf die Literatur ihres Vaterlandes ausübten. Daß unter so verschrobenen Verhältnissen die Ausbildung eines religiösen Problems in der Dichtung immer noch nicht möglich war, liegt auf der Hand.

Schon ist diese Literatur in Gefahr, trotz mancher leidenschaftlichen Ideale, für die Welt unfruchtbar zu bleiben, da gebiert sie, eine fieche und verfallene Matrone, noch zwei große Dichter, die, anfänglich beide ihren Mutterschoß nicht verleugnend, sich allmählich freier von einengenden Fesseln machen und nun endlich der dänischen Poesie das schaffen, was ihr bisher gefehlt hat: Das religiöse Problem. Björnson sowohl, wie Ibsen sind in ihren Anfängen nicht unberührt geblieben von der einseitigen und fanatisch-asketischen Richtung des damaligen Sektenwesens, bis sie sich zu einer immer freieren Gestaltung des religiösen Elements in ihren Werken hindurchgearbeitet haben.

* * *

Die religiöse Richtung bei Björnstjerne Björnson ist von vorneherein erklärlich, ja natürlich. Das Pfarrhaus auf dem Lande, wie es im allgemeinen zum Ausgangspunkte der modernen nordischen Poesie wurde, war auch die Geburtsstätte Björnsons. Als Predigersohn erscheint sein religiöser Hang ererbt. Aber auch sein theologischer. Denn Björnson ist im Gegensatz zu Ibsen in den meisten seiner Dichtungen Prediger, welcher dem

Digitized by Google

Materialismus seiner Zeitgenossen gegenüber positive Wahrheiten verkündet. Aus den ersten seiner Werke ließe sich nicht schwer und ungekünstelt eine Ethik christlichen Charakters zusammenstellen.

Und gerade wie bei Tolstoi erscheint dieselbe in dem Rahmen einer modernen Weltanschauung, einer realistischen, oft schon naturalistischen Darstellung und wirkt, wie bei dem großen Russen, in dieser Verbindung nur um so packender.

So ist auch Björnson ein neuer Beweis, daß sich moderner Realismus und christliche Tendenz bei einem Schriftsteller sehr gut vertragen. Trotz seines ausgeprägten Wirklichkeitssinnes bleibt Björnson religiöser Idealist.

* * *

Björnson war im Anfang rechtgläubig. Eigentlich religiöse Probleme gab es für ihn nicht, weil die Religion, die er glaubte und verkündete, eine harmonisch in sich geschlossene war, die Fragen oder Zweifel gar nicht aufkommen ließ. Er stand ganz im Bannkreis der Sekten seines Landes, insbesondere der Grundtvigianer, und stellte mit diesen ideale Forderungen, die von unerbittlicher Strenge waren, besonders auf dem Gebiete der sittlichen Askese.

Nichts beschäftigt die religiösen Asketen intensiver als die Moral der Geschlechter. „Es ist ein Kennzeichen aller theologisch veranlagten und erzogenen Menschen, daß die Geschlechtsmoral in ihrer elementaren Gestalt für sie fast zur Gesamtmoral wird." (Brandes, Björnstjerne Björnson, Gose & Tetzlaff, Berlin, S. 6). Björnson trat mit leidenschaftlichem Eifer für die unbedingt gleiche Gültigkeit des sechsten Gebots für beide Geschlechter ein. Wie ein Bußprediger reiste er durch eine ganze Anzahl nordischer Städte und hielt in allen denselben Vortrag, in dem er von dem männlichen Geschlechte dieselbe Keuschheit und Jungfräulichkeit forderte, wie vom weiblichen.

Als Dichter aber trat er, ein Apostel derselben idealen Forderung, im „Handschuh" auf. Eine auf inniger Liebe gegründete Verlobung kommt hier zum schroffen Abschluß: Die Heldin, eine zweite Kunigunde, wirft ihrem Bräutigam den Handschuh ins Gesicht, weil er ihre Forderung, daß er genau so rein müsse sein, wie sie, als Utopie zurückweist. Dieser Handschuh ist der Fehdehandschuh, den der ernste Dichter der Gesellschaft und ihrer laxen Moral ins Antlitz schleudert.

Digitized by Google

Ein anderer Grund aber, der im Anfang religiöse Glaubensprobleme bei Björnson ausschloß, ist der dem dänischen Volke eigene Zug der Harmlosigkeit und Naivetät, der bei keinem anderen Dichter so rein geprägt zum Ausdruck kommt, wie bei Björnson. Seine Frömmigkeit war viel zu kindlich, um Probleme zu erzeugen. In der Naivetät seiner Weltanschauung hatten diese keinen Platz. Wer auch die verhängnisvollsten Weltereignisse in jener schnellfertigen Kindlichkeit des Glaubens zu erklären vermag, die auf dieser durchaus nicht so gerechten Erde jedesmal den Erfolg als sichtbaren Lohn der Tüchtigkeit und Gottesfurcht auffaßt, wer also glückselig noch auf einem Standpunkt steht, der bereits im Buche Hiob überwunden ist, ... wie sollte es für den Probleme auf religiösem Gebiete überhaupt noch geben?! So weiß sich das kindliche Dichtergemüt mit dem überraschenden, ihm sonst unbegreiflichen Siege Deutschlands über Frankreich sehr einfach abzufinden: Die deutschen Offiziere mußten siegen, weil sie . . . fromm waren, weil sie, wenn sie in die Schlacht gingen, vor der Front Psalmen sangen. Später aber, als dieser kindliche Glaube schon mehr erschüttert wurde, war er um eine Erklärung nichts desto weniger verlegen: jetzt siegten die deutschen Offiziere infolge ihrer geschlechtlichen Reinheit und Keuschheit. Man weiß nicht, welche von beiden Erklärungen an rührender Naivetät überwältigender ist. (cf. Brandes, Björnstjerne Björnson S. 6 u. 7).

Naturen von gesunder religiöser Veranlagung sind immer Optimisten. Sie glauben an den Sieg des Guten, sie wissen, daß die Rechte des Herrn den Sieg behält. Auf dem Grund dieses Optimismus ist das Drama: „Über unsere Kraft" und vor allen sein Held, der Pfarrer Sang, aufgebaut. Freilich, . . . um zuletzt mit der pessimistischen Verneinung jäh abzuschließen. Vielleicht ist hier der Entwickelungskampf im Innern des Dichters, der Zwiespalt zweier Seelen in grandioser Gestaltung wiedergegeben.

Damals aber war bei Björnson noch alles Ja und Amen. Die Verneinung kannte er nicht, er ahnte sie nicht einmal. Die fand sich erst später: Als er sich allmählich fort von der sektirerisch-strengen Religiösität seines Vaterlandes einer persönlichen, freieren Glaubensrichtung zuwandte.

* * *

Mit dieser Wandelung tritt eine neue Periode seines Schaffens ein: Das Problem wagt sich schüchtern hervor. Freilich auch

Digitized by Google

jetzt noch nicht auf dem Gebiet des Glaubens. Sondern lediglich als ethisch-religiöses. Als solches bildet es den Kernpunkt zweier innerlich zusammenhängender und deshalb wohl auch gleichzeitig erscheinender Dichtungen: Denn in beiden ist das Problem dasselbe. Es dreht sich um die Forderung der Wahrhaftigkeit. Ist unbedingte Wahrhaftigkeit auch da geboten, wo das Berufsleben sie schwierig, unter Umständen unzweckmäßig, ja schadenbringend macht: in der kaufmännischen oder in der journalistischen Welt? Die erste Frage sucht das Schauspiel: „Ein Fallissement", das zweite: „Der Redakteur" zu lösen.

Im „Fallissement" ist das Problem aufgestellt, ob der Kaufmann, der das Geld anderer Menschen aufs Spiel setzt, diesen gegenüber zur Aufrichtigkeit über seine Geschäftslage verpflichtet ist; mit anderen Worten: bis zu welchem Grade in der Welt des „Soll und Haben" Wahrhaftigkeit geboten ist. Und Björnson erhebt das Postulat rücksichtsloser Offenheit. In der Hauptszene dieses Drama bringt der Advokat Berent den Großkaufmann Tjälde zum Aufgeben seiner unhaltbaren Lage und zum Siege der Wahrheit . . . Im „Redakteur" handelt es sich um das Problem, ob ein Journalist die Wahrheit im Interesse der Sache, der er dient, verschweigen darf. Und auch hier sagt Björnson: Nein! Ob sich diese Forderungen im praktischen Leben durchführen lassen, ist eine Frage für sich. Jedenfalls hat dieser harmlose Idealismus des Dichters auch hier wieder etwas Überwältigendes. Man kann sich seine Lehren in unserer Welt des Scheins und Truges nicht genug zu Herzen nehmen.

* * *

Jeder große Dichter ist für sein Volk zweierlei: Prophet und Erzieher. In der religiösen Richtung Björnsons liegt etwas Prophetisches: Die Verheißung einer neuen und glücklichen Zukunft überall da, wo die Wahrheit siegt. Daher sein überspannter Idealismus.

Und Björnson ist Erzieher. „Er ist kein kalter oder satyrischer Pädagoge. Er ist in seinen Büchern das fühlende Herz, das die Herzen erzieht. Und er übt sein Erzieheramt als einen Beruf, führt seinen Auftrag nicht nur mit Lust und Liebe, sondern mit bewegtem Ernst, mit der äußersten Empfindsamkeit aus. Mit anderen Worten: Er ist als Erzieher der Seelsorger des norwegischen Volkes, betrachtet sich auch in seiner Eigenschaft als Romanschriftsteller als der große nationale Seelsorger seiner

Digitized by Google

Landsleute." Treffender konnte Brandes, auch von seinem Standpunkt aus, die religiös-theologische Richtung Björnsons nicht aussprechen. (S. 50)

Je mehr sich nun aber diese Richtung zu immer freierer Gestaltung wendet, um so deutlicher tritt in den Schöpfungen des Dichters das religiöse Problem in den Vordergrund.

Aber jetzt nicht mehr als lediglich ethisch-religiöses. Vielmehr als religiöses Problem an sich: als Glaubensproblem.

Als Glaubensproblem bildet es den Kernpunkt zweier großen Dichtungen: eines Romans: „Auf Gottes Wegen" und eines Dramas: „Über die Kraft".

* * *

Der Roman „Auf Gottes Wegen" schildert die innere Entwickelung des Pastor Ole Taft, der auf orthodoxem Standpunkt steht oder vielmehr auf ihm zu stehen . . . glaubt. Denn innerlich gärt und ringt in ihm eine entgegengesetzte Macht. Und diese zieht ihn um so mehr von den starren Dogmen fort, je eifriger er in ihr Verständnis einzudringen sucht. Aber Ole Taft will sich diesen inneren Zwiespalt nicht zugestehen. Er sucht ihn zu erdrücken, indem er mit unbeugsamem Sinn an der überlieferten Form festhält und sein Leben nach pastoraler Schablone führt. Diese Zwitterstellung bringt ihn in einen aufreibenden Gegensatz zu seiner nüchternen und logisch denkenden Frau Josefine, die, aus einem wenig gläubigen Hause stammend, als Predigerfrau sich nicht glücklich fühlt. Für alle Bekehrungsversuche des haltlosen Gatten hat sie nur eine Antwort: er solle erst einmal anfangen, aus der Kraft seines Glaubens sich selbst zu überwinden, seine Fleischeslust und Sinnlichkeit abzulegen, dann erst wäre es Zeit für ihn, andere, vornehmlich seine Frau zu bekehren. „Geschwätz!" erwidert sie auf seine erneuten Versuche. „Ich lebe, wie ich will, . . . lebe du, wie du willst!"

So lieblos und unweiblich Josefine auch handelt, das Recht ist auf ihrer Seite. Halbseelen haben nicht die Macht, andere zu bekehren. Und wie zu der eigenen Frau, so bringt seine äußerliche Orthodoxie Ole Taft noch in einen weiteren Zwiespalt: mit Eduard Ballem, seinem Jugendfreunde und Schwager, der seinen Beruf als Arzt vom idealsten Gesichtspunkt erfaßt: er kennt keine Unterschiede von Reich und Arm, von Angesehen und Niedrig. Er ist der Helfer der Menschheit . . nichts anders.

Digitized by Google

Und wie er, denkt seine geliebte Frau Ragni. Aber eins fehlt beiden: der Glaube. Der Sinn für das Überirdische geht ihnen ab. Sie tragen das ungeschriebene Sittengesetz im Herzen. Darüber hinaus erkennen sie kein religiös formuliertes an. Auch Ragnis Tod, der infolge von allerlei Verleumdungen und Verdächtigungen eintritt, denen die freie organisierte Natur des zartfühlenden Weibes nicht gewachsen ist, . . er ändert Ballems Gesinnung nicht.

Dieses Ehepaar ist dem ersten von dem Dichter mit wohlberechneter Absicht gegenübergestellt. Es handelt sich um das Problem des Romanes. Wo sind Gottes Wege? In dem starren Dogmatismus, der, von tausend Vorurteilen befangen, dahinsiecht und bei einer nachdenkenden Natur zum innerlichen Selbstbetrug oder zur verzehrenden Seelenkrankheit führen muß, wie bei Ole Taft? Oder liegen Gottes Wege in seiner freieren Richtung, die, erfüllt von edler Sittlichkeit, sich einer offenbarten Religion nicht anschließt, aber die tiefste Religion unbewußt in der Gott suchenden und Gott schauenden Seele trägt? Für welche von beiden Richtungen Björnson sich entscheidet, liegt auf der Hand. Wie aber wird er als Dichter dieses Problem lösen?

Dazu bedient er sich eines vielgeliebten Mittels: des äußeren Ereignisses.

Ole Tafts Kind wird krank . . . hoffnungslos krank. Mit Josefine ringt er um des Kindes Leben. Und siehe, seine sonst so nüchterne, glaubenskalte Josefine fleht ihn an, mit ihm um die Erhaltung ihres Kindes zu beten. Der Knabe wird durch eine geschickte Operation Ballems gerettet. In Oles Seele aber ist seit dieser Krankheit eine sein ganzes Innere umwälzende Veränderung vorgegangen: Das religiöse Problem, das ihn sein ganzes Leben hindurch beschäftigt, dessen Lösung er in dem strengen Glauben seiner Kirche, im Zwange der Dogmen und Gesetze mit heißem Bemühen und saurem Schweiße gesucht und nicht gefunden, jetzt ist es ihm klar und unwiderleglich aufgedeckt.

Nicht in dem Glauben der Dogmen, in dem christlichen Glauben nicht, überhaupt nicht in irgend einem Glauben . . sondern in etwas ganz anderem liegt seine Lösung. In dem Höchsten nämlich, was es für den Menschen gibt, das die einen vergessen über ihrem großen Streben, die anderen in ihrem Kampfeseifer, ein dritter über seiner Verkehrtheit, ein vierter über seiner eigenen Weisheit. Und was ist dieses Höchste? Der Glaube nicht, . .

Digitized by Google

sondern das Leben! „Beuge dich über dein Kind," so heißt es in der Predigt, die Ole am Sonntag nach der Rettung seines Sohnes hält, „das röchelnd um Atem kämpfte und am äußersten Rande des Lebens liegt, oder sieh, wie deine Frau, von Angst und Nachtwachen geschwächt, dem Kinde bis an diesem äußersten Rand des Lebens nachgleitet, dann lehrt dich die Liebe, daß das Leben das Höchste ist. Und nach diesem Tage werde ich nicht Gott oder Gottes Willen zuerst in einer Formel suchen oder in einem Sakrament oder in irgend einem Buche oder an einer Stelle, als wäre er vor allem dort, wie vor allem im Leben, . . dem Leben, das der Tiefe der Todesangst abgewonnen, im Siege des Lichts, in der Wonne des Hingebung, in der Gemeinschaft des Lebens. Gottes vornehmste Rede zu uns ist die des Lebens, die höchste Verehrung, die wir ihm erweisen können, ist die Liebe zum Leben." „Auf Gottes Wegen" nach der Übersetzung von W. Meinhardt, S. 261 und 262.

Die Liebe zum Leben und das Leben in Liebe, hierin liegt die Lösung des Glaubensproblems für Ole Taft und damit für den Dichter, der aus seinem Helden spricht, eingeschlossen.

Sehen wir uns den religiösen Gehalt dieses mit poetischer Kraft geschriebenen Romanes genauer an, so müssen wir zuerst sagen: „Auf Gottes Wegen" ist ein ausgesprochener Tendenzroman. Er stellt eine bestimmte Behauptung auf und sucht sie zu beweisen, nämlich, daß die ewig gültige Moral höher steht, als ein bestimmt geprägter kirchlicher Glaube. So orthodox der Held auch dargestellt wird, der einsichtige Leser weiß sofort: zu dieser Ansicht soll er erzogen werden. Dabei macht Björnson den uralten Fehler tendenziöser Dichtungen: Er tritt parteiisch von vorneherein für seine Ansicht auf, verteilt Licht und Schatten ungleich und willkürlich, und wird ungerecht. Dadurch leidet immer . . das Künstlerische. Es gibt eben nichts Schwereres, als tendenziös und künstlerisch zugleich zu schreiben; denn Tendenz und Kunst vertragen sich nun einmal nicht. Sie schließen einander aus. Wahre Kunst ist immer ohne Tendenz. Sie kennt und will nichts anderes . . als sich selber. Es gehört das dichterische Genie eines Dichters wie Tolstoi dazu, uns das . . bisweilen vergessen zu lassen.

Tendenziöse Kunst lebt und stirbt mit der Mode. Sie ist nie unvergänglich, was wirkliche Kunst an sich stets sein sollte. Nur etwas kommt der Kunst an bleibendem Werte gleich oder übertrifft sie in dieser Beziehung: der Ewigkeitsgehalt der Religion.

Digitized by Google

Sowie dieser aber tendenziös gefärbt wird, tritt er in den Dienst der Partei und verblaßt zur matten Tagessache.

Und Tagesweisheit ist es, wenn auch in besserem Sinne, die der Dichter in den religiösen Inhalt seines Romanes hineinträgt. Wir lesen langatmige Gespräche, die im Grunde nichts sind als zum Dialoge aufgelöste theologische Untersuchungen. Belehren aber soll wahre Poesie so wenig wie polemisieren.

In beiden Fällen wird sie ihren Zwecken untreu. Sie hat überhaupt keinen Zweck, kann keinen haben, weil sie Selbstzweck ist. Auch diese Regeln sind uralt und ewig wahr. Trotzdem wird immer wieder gegen sie gesündigt. Der Schulmeister steckt zu sehr in dem Menschen. Der Künstler aber sollte ihm endlich den Garaus machen.

Doch nun der Hauptfehler dieses so groß angelegten Romans. Er betrifft seinen Kernpunkt: das religiöse Problem. Es ist trefflich eingeführt. Die Frage: Worin besteht das Höchste für den Menschen? Welches ist das Endziel aller Religion? sie ist scharf gestellt. Aber die Lösung ist matt. Denn wie lautet die Antwort? Das Leben ist das Höchste, das Leben ist das Endziel! Ein Leben in Liebe und Gerechtigkeit ohne irgend welchen Glaubensunterschied. Damit ist das religiöse Problem verflacht, verwischt, unkenntlich gemacht. Das Leben ist das Höchste . . . es braucht kein großer Geist einen großen Roman zu schreiben, um das zu sagen. Denn diese Weisheit ist etwas gar zu alltäglich. Sie benügt sich mit dem Grundelement der eudämonistischen Philosophie: der stärkste Trieb ist der Selbsterhaltungstrieb. Sie hebt damit das Religiöse, das sie in den Mittelpunkt stellen wollte, kalt lächelnd auf. Sie scheidet es aus. Denn mit dem Leben, dem diesseitigen, hat die Religion, ihrer eigentlichen Bestimmung gemäß, am wenigsten zu tun. Ihr Wesen besteht vielmehr in der Anknüpfung unserer Lebensbeziehungen zur Ewigkeit, zu Gott.

Vollends vom Christentum trennt sich der Verfasser. Seiner Weisheit letzter Schluß hat mit der Lehre des Heilands keinen Berührungspunkt mehr. Ja, er setzt sich mit dem Worte Christi in offenbaren Widerspruch: „Wer sein Leben erhalten will, der wird es verlieren. Wer aber sein Leben verlieret um meinetwillen, der wird es finden.“ (Matth. 16, 23.)

Der zum hohen Fluge ausgespannte Roman versandet zuletzt in der Niederung. „Es lebe das Leben,“ auf diese geschmacklose

Digitized by Google

Devise kommt er heraus. Das in der Belletristik vielgeliebte Motto wird das seine: Ein guter Mensch in seinem dunkelen Drange — Ist sich des rechten Weges wohl bewußt! Der Weg in Gerechtigkeit und Liebe, das ist der rechte, das ist Gottes Weg. „Wo brave Menschen gehen, da sind Gottes Wege," so schließt der Roman. (S. 282.)

* * *

Eine gewisse Ähnlichkeit besteht zwischen dieser Dichtung und dem Drama, das neuerdings so viel von sich hat reden machen und das vom künstlerischen Standpunkt betrachtet, die größte Schöpfung Björnsons ist. „Über die Kraft." Auch in ihm wird das religiöse Problem aufgestellt: tief, scharf, eindringlich. Aber gelöst wird es nicht. Ein doppeltes „Oder" und ein doppeltes Fragezeichen . . . damit müssen wir uns zufrieden geben. Die Frage lautet hier: Gibt es ein Wunder? Und die Antwort, wie ich sie verstehe: Es gibt nicht nur kein Wunder; schon der Glaube an das Wunder geht über die Kraft.

Ich will über dieses Drama nicht das hundert mal gesagte wiederholen. Nur meine Ansicht über diese eigenartige Dichtung möchte ich, zumal sie im Gegensatz zu den meisten anderen steht, von vorneherein hier feststellen: Ich sehe in ihr die ausgesprochene Tragödie der Skepsis. Ein großartig angelegtes, konsequent durchgeführtes Glaubensdrama, dessen Ende . . . die Verzweiflung ist, damit kaum noch ein Glaubensdrama, sondern eben eine Tragödie . . . der Skepsis, wie sie vollendeter und ergreifender nicht gedacht werden kann.

Diese den meisten fremdartige, vielleicht wenig sympathische Ansicht werde ich zu begründen suchen.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Das Gewitter.

Von E. Merkel.

Hinter der Häuserreihe drüben hatte es gelauert, den ganzen Tag. Niemand hatte es gesehen, aber gefühlt hatten sie, daß ein Unbekanntes, Furchtbares kommen würde, und sie hatten gesagt: „Es liegt etwas in der Luft!“ Jetzt, gegen Abend, wo das Heer der Schatten auszieht, hatte es sich auch aus seinem Verstecke aufgemacht, seine breiten, trägen Tatzen hatte es über die Häuser hervorgestreckt, sich mit den grauen, eklen Fangarmen an den Dächern festgekrallt, und nun zog es langsam den plumpen ungeheuren Leib nach. Ein schwüler, giftiger Atem ging aus seinem Rachen, längst war alles Leben vor diesem drückenden, lastenden Brodem matt geworden und bangte vor dem Zornausbruch des großen grauenerregenden Tieres, das mit seinem dunkeldrohenden Riesenleib, der am Bauche fahlgelb schimmerte, über dem Himmel lag und die Sonne verschlungen hatte. Allein es kam keine Tat und keine Befreiung, der heiße Atem wehte weiter, doch Flammen brachen nicht aus dem Leibe des Ungetüms hervor; nur ein Zittern durchbebte manchmal, ferngrollend, den schwarzen Schuppenleib, und fahl leuchtete ein Schein aus seinem Rachen, wie Phosphor, doch das Tier war träg und satt, es war kein Kampf und keine Tat, es war ein Drohen und kein angstendender Streit. Mit schwefelgelben Augen blickte das Untier stumpf herab auf die Stadt, satt, gleichgültig, ewig träg — dann schob es langsam seinen Leib weiter, die Arme griffen vorwärts und zur Seite; so kroch es unbeholfen dahin. Hinter sich her schleppte es den Riesenschweif, schwarz mit gelben Streifen. Nur sein schwüler, drückender Atem blieb zurück, und die Leute atmeten nicht auf, als es gegangen war; sie wußten, daß es zurückkommen werde, vielleicht in der Nacht, vielleicht am andern Morgen erst. Hätte es doch lieber Flammen gespien, wäre es über die Dächer dahingerast, daß die Schuppen prasselnd aneinandergedonnert wären — es wäre eine Tat gewesen und eine Befreiung, aber so kam der ekle Drache immer wieder, und es wußte niemand, ob er ein Opfer verlangte!

Digitized by Google

Epilog zum „Internationalen Frauentag" in Berlin.

Von Anna Suffmann-Ludwig.

Nimmt man die Anteilnahme der Öffentlichkeit in ihren beiden wesentlichsten Faktoren: Zuhörerschaft und Presse, als Maßstab für die Bedeutung eines Ereignisses, so war der im Juni in Berlin abgehaltene „Internationale Frauenkongreß" das Ereignis der letzten Wochen.

Seine Veranstaltung, seinen Verlauf und sein Ergebnis einer Nachprüfung zu unterziehen, gilt es heute. Und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal in bezug auf äußere Erscheinungsform; des anderen in Erwägung des mehr innerlichen, geistigen Moments, dessen Früchte die wertvollsten Imponderabilien sind, die ein solcher Kongreß überhaupt zeitigen kann.

Nach beiden Richtungen hin kann man von starkem Gesamterfolg sprechen, dessen Nachwirkungen dem sozialen Gedanken der Frauenbewegung guten Nutzen bringen werden.

Unter die äußeren erfreulichen Tatsachen ist zuerst die sehr gute Gesamtorganisation zu rechnen, deren einzelne Schwächen und Fehler hauptsächlich auf ein Zuviel des Gewollten und auch Gebotenen, wie auf unvorhergesehene Zufälle, — ein jedes Erwarten übersteigenden Andrang, starke anhaltende Hitze — und so weiter zurückzuführen sind.

So verdient schon die völlige Umgestaltung der sonst so nüchternen, kahlen Räume der Philharmonie in ein behagliches, wohliges Heim, in dem man auf Schritt und Tritt das Walten von sachverständigen Frauen merkte, Anerkennung. Denn dem heutigen Menschen in seinem verfeinerten ästhetischen Empfinden sind, ohne daß er deshalb in übertriebene Milieu- oder Intérieurschwärmerei zu verfallen braucht, behaglich und vorsorglich eingerichtete Aufenthalts- und Arbeitsräume etwas fast Unentbehrliches.

Auch die Einteilung in Sektionen war unbedingt das einzig richtige, wenngleich die Gleichzeitigkeit der Sitzungen aller 4 Sektionen sich nicht bewährte. Hier wäre ein Hinzuziehen der Nach-

Digitized by Google

mittage, wie vor allem ein sehr starkes Beschränken des Materials entschieden von Nutzen gewesen.

Bei Fachkongressen sind gleichzeitige Sitzungen der verschiedenen Sektionen wohl angebracht, weil doch jeder Teilnehmer von vornherein weiß, welcher Gruppe sein Hauptinteresse gehört. Hingegen bei propagandistischen Veranstaltungen, die, wie der Frauentag wieder einmal bewies, zum großen Teil mit wenig oder gar nicht orientiertem Massenpublikum zu rechnen haben, entstehen durch solche Handhabung Mißverständnisse und erhöhte Unklarheit. Es wird heut hier und morgen dort etwas gehört, ohne daß sich das Einzelne zu einem Gesamtbild zusammenfügt. Aber auch für die in der Arbeit Stehenden erwies sich diese Art der Einteilung oft recht störend. So kam es z. B. gar nicht selten vor, daß man aus der einen Sektion herausging, weil die folgenden Referate nur die lokalen Verhältnisse der einzelnen Länder besprachen und man das Wesentliche hieraus aus den Zeitungen erfuhr, und daß man bei der anderen, die gerade ein besonders interessantes Thema oder eine hervorragende Rednerin brachte, vor verschlossenen Türen harren mußte, weil während der Dauer der Einzelvorträge mit Recht niemand in den Saal hineingelassen wurde. Wer Pech hatte, versäumte hierdurch leicht gerade das, woran ihm am meisten lag. Sehr erschwert wurde der Verkehr auch durch das Labyrinthartige der Philharmonie, in dem sich trotz der vielen freundlichen Wegweiserinnen manch eine der Zuhörerinnen an jedem Tag mindestens einmal verirrte.

Als weitere recht erfreuliche äußere Tatsachen sind fernerhin zwei auf den ersten Blick vielleicht nebensächlich erscheinende Momente, die bei Männerparlamenten nicht immer zu verzeichnen sind, aufzuzählen. Beide sind negativer Natur. Sie dokumentieren sich im Fehlen von Dauerreden und von häßlichen durch die Parteileidenschaft erzeugten Auftritten mit den bekannten Begleiterscheinungen von direkten persönlichen Schimpfereien und noch schlimmeren, geradezu widerwärtigen Verstößen gegen Sitte und Anstand. Es scheint, als ob die bürgerlichen Frauen, durch deren Reden sich wie ein roter Faden das freimütige Bekenntnis zog, daß sie gar vieles von den Männern gelernt, die ihnen auch überall da, wo sie wichtige positive Erfolge errungen, kräftige Hilfe geleistet, daß sie auch in anderer Hinsicht bei diesen Männern in die Schule gegangen sind. Sie haben augenscheinlich an ihrem Beispiel gelernt, wie man es *nicht* machen soll, und diese Erkenntnis durch straffe Disziplin und bewußte Selbstbeherrschung gefördert.

Digitized by Google

So kam es, daß in einzelnen besonders lebhaften Debatten und Diskussionen wohl scharf pointierte, freie Wortgefechte zum Austrag kamen, die als interessante Episoden, aber nimmermehr als häßliche Zerrbilder im Austausch der verschiedenen Ansichten und Meinungen zu bezeichnen sind.

Noch ein anderes, recht charakteristisches Moment trat in diesen, leider durch die nach englisch-amerikanischem Muster gehandhabte vorherige Feststellung der meisten Diskussionen, viel zu kurzen und seltenen, freien Debatten zutage. Es war dies das Eingreifen der Männer, die fast ohne jede Einschränkung vom Sach- und Fachstandpunkt des zur Kritik Berechtigten, wenn nicht direkt Berufenen, für die Mitarbeit der Frauen eintraten.

Eine ganz kleine Namenauslese illustriert das hier Gesagte wohl in Kürze ebenso gut, wie die Wiederholung aller dieser Äußerungen.

So sprachen Stadtrat Münsterberg, Amtsgerichtsrat Köhne, Oberstleutnant Galli und andere aus ihrer Praxis in der Vormundschaft, Waisen- und Armenpflege, für vermehrte Zuziehung der Frauen zum Kommunaldienst. Die Professoren Drs. Israel und Lassar befürworteten Ausbildungs- und Anstellungsmöglichkeiten für ein den besseren Ständen angehöriges Krankenpflege- und Geburtshelferinnenpersonal. Von größter prinzipieller Bedeutung sind jedoch die Äußerungen von Professor Harnack, der ganz unumwunden, man möchte sogar fast sagen „erfreut", von seiner eigenen Bekehrung in Punkto Koedukation und gemeinsames Studium beider Geschlechter sprach. Früher ein scharfer Gegner, heut ein direkter Förderer des gemeinschaftlichen Universitätsbesuchs! So lautete die Quintessenz seiner Begründung, in der er auch das zögernde Vorgehen Deutschlands in der Freigabe der Hochschulen für die Frauen hauptsächlich auf das besonders scharf ausgeprägte Verantwortlichkeitsgefühl der maßgebenden Behörden zurückführte, bei denen jedoch erfreulicherweise ebenfalls allmählich eine den Frauen günstigere Meinung Platz zu greifen scheine.

Auch Graf von Hoensbroech trat mehrmals in die Diskussion ein. Und zwar geschah dies ebenfalls in durchaus wohlwollender, wenn auch gelegentlich scharf kritischer Weise, die von einem intensivem Verfolgen und feinsinnigem Eingehen auf das eigentliche Wesen der heutigen Frauenbewegung Zeugnis ablegte.

Wenn man bedenkt, wie bedeutsam, sowohl für das große Publikum, wie auch für alle in der Arbeit stehenden oder für sie

Digitized by Google

Intereſſierten, nicht einſeitig Verblendeten, jede lebhafte, angeregte und infolgedeſſen anregende Diskuſſion iſt, und wie ungemein wertvoll für uns Frauen das Eintreten der Männer iſt, ſo wird man fraglos zu der richtigen Schätzung ſolcher Momente kommen.

In einer der Diskuſſionen ſpielte ſich auch das Thema auf die von einigen Seiten als tragikomiſch bezeichnete Situation hin, in der ſich die im Reichskanzlerpalais und in dem angrenzenden Hauſe des Grafen von Poſadowsky gaſtfreundlich empfangenen Kongreſſiſtinnen befanden, während faſt gleichzeitig, d. h. nur wenige Stunden vorher, im Reichstag das Frauenwahlrecht für die Kaufmannsgerichte ziemlich ſchroff abgelehnt wurde.

M. E. nach wurde dieſe Situation von den der Einladung Folge leiſtenden Frauen mit inſtinktivem durchaus ſicherem Takte hingenommen und überwunden.

Gute Diplomaten haben von jeher alle Erfolgsmöglichkeiten erwogen und hierbei den Einfluß der Perſönlichkeit, den direkten mündlichen Gedankenaustauſch der Zuſammentreffenden auf neutralem Boden, auf dem ſich viel leichter und viel öfter folgenſchwere Beziehungen anknüpfen, als irgendwo ſonſt, ſehr wohl gewürdigt. Und die Kunſt der Diplomatie liegt den Frauen vielleicht näher, als mancher Mann bisweilen annimmt. Während alſo hier, auf der ganzen Front, das, was ſich ſchickt und was auch vorausſichtlich frommt, als einzig praktiſcher, gangbarer Weg angeſehen wurde, deſſen Verfolgung freilich wohl ebenſowenig zu baldigen, poſitiven Konſequenzen führen wird, wie der Empfang einiger Kongreßteilnehmerinnen durch die Kaiſerin, ſo wurde doch wenigſtens das eine erreicht: die Frauenbewegung, deren Bürgerrecht von vielen Kreiſen längſt anerkannt wurde, iſt hierdurch auch offiziell geworden.

Ein Umſtand, den ein Teil der Preſſe anſcheinend ebenſowenig verdaute, wie das unbequeme Muß, aus dem heraus ſie dem, notabene von ihr ſelbſt künſtlich vergrößerten Aktualitätsintereſſe des Kongreſſes mehr Zeit, Raum und pekuniäre Opfer zu bringen hatte, als ihr lieb und der Tradition nach nötig erſchien.

Alle Regiſter der Kritik wurden aufgezogen. Von der wirklich ſachlichen, ruhigen, oft durchaus zuſtimmenden Beurteilung des Geſehenen und Gehörten an, bis zu den Hirngeſpinſten der kühnſten Fantaſie, die der vollendeten Kunſt des Hineininterpretierens ihre Entſtehung verdankten.

Digitized by Google

Wieviel Erfindungstalent und Privatweisheit hierbei in einigen Redaktionen zutage gefördert wurde, ist geradezu erstaunlich. Andeutungsweise seien hier ganz plan- und wahllos aus dem Wust dieser Geschreibsel einige wenige herausgegriffen, die vielleicht noch nicht einmal zu den markantesten gehören.

So schreibt zum Beispiel eines jener Organe unter anderen Merkwürdigkeiten auch von der sich wie ein roter Faden durch die Verhandlung ziehenden Abneigung der tagenden Frauen gegen das männliche Geschlecht als solches, das als „notwendiges Übel“ betrachtet würde. Ein anderes Blatt meint, die Frauenbewegung sei auf dem besten Wege, den sozialdemokratischen Zukunftsstaat mit Wirtschaftsgenossenschaften 2c. als Ziel zu erblicken. Nebenbei warnt es auch die heutigen Frauen davor, die früheren Mütter zu Cretins oder Idioten stempeln. Eine dritte Zeitung scheint gar unter dem „giftigen Duft einzelner Blüten“ gelitten zu haben, die sie in dem Kongreßarrangement gefunden haben will, und vor denen sie ihre Leser, zu deren Schutz sie auch die Behörden wachruft, als vor einer Moral der Emanzipierten und Überweiber warnt.

Ihnen, und mit ihnen alle denen, die in dieselbe Kerbe hauen, ist zu antworten: Das direkte Gegenteil von jenen Behauptungen und Verdächtigungen ist, sowohl im Prinzip, wie auch wörtlich, vertreten worden. Nicht einmal, nicht zehnmal, sondern unzählige Male betonten gerade die bedeutendsten und am meisten beachteten Sprecherinnen folgendes:

Es gilt durchaus keinen Kampf *gegen* den Mann, sondern ein Arbeiten, ein *Pflichterfüllen mit* ihm, an seiner Seite. Hieraus ergibt sich auch fernerhin gleichzeitig eine Widerlegung des von verschiedenen Zeitungen wohl nur aus Unkenntnis hervorgebrachten Arguments, daß die Frauen mehr Rechte verlangen, ohne Pflichten dafür leisten zu wollen. Ferner wurde, wie schon oben erwähnt, zu wiederholten Malen sehr energisch darauf hingewiesen, daß die meisten positiven Fortschritte dank der Hilfe und Unterstützung einsichtiger, vorurteilsfreier Männer erreicht worden seien.

So sagte z. B. Frau *Stritt*, deren Stellung als Vorsitzende des „Bundes deutscher Frauenvereine“ ihr ja die größte Verantwortlichkeit zuweist, in der Kongreßeröffnungsrede: „Nicht um es dem Manne gleich zu tun, sondern um ihrer Andersartigkeit willen müsse die Frau besser vorgebildet und besser ausgerüstet in den vergrößerten Pflichtenkreis eintreten. Nur

Digitized by Google

dann wird sie fähig sein, die freie, starke, mütterliche Frau der Zukunft zu werden." Und so anerkannte Fräulein Helene Lange im Schlußvortrag über das „Endziel der Frauenbewegung" ganz ausdrücklich mehrmals sehr dankbar die außerordentlich wertvolle Hilfe und Förderung, die den Frauen von seiten der Männer geworden. Und daß gerade sie, wenn auch vielleicht für manche nicht gerade eine bequeme Persönlichkeit, so doch eine ganze Persönlichkeit ist, an der es auch nicht ein Tüpfelchen zu drehen und zu deuteln gibt, wird jeder mir zugeben, der sie kennt.

Und wie im Anfang und Ende, so ertönte in fast jedem Referat der Appell zur Mitarbeit an den heutigen und zukünftigen Kulturaufgaben, deren Lösung z. B. die Lehrerinnen durch Aufhebung des auf ihnen lastenden Eheverbots näher und leichter halten. Wiederum ein Beweis dafür, daß die heutige Frau, trotzdem sie die Fähigkeiten des Intellektes voll ausbilden und ausleben will, gar nicht an ein Fortstreben vom Manne denkt. Daß freilich auch der feindlichen Strömungen, der durch Gesetz, Tradition und veralteten, heut nicht mehr praktisch durchführbaren Lebensbedingungen entgegenstehenden Hindernisse gedacht wurde, ist selbstverständlich. Denn wenn alles gut und schön wäre, und reine fromme Allerweltsglückseligkeit auf Erden wohnte, dann gäbe es ja ebensowenig, wie manch anderen wunden Punkt, in der heutigen Gesellschaftsordnung eine: Frauenfrage. Daß sie aber existiert, und zwar in einer solchen Ausdehnung, das hat gerade die Presse deutlicher als alles andere bewiesen. Grade die ihr von allen Seiten gewidmete Aufmerksamkeit stempelt sie zu dem bitter ernsten Kulturproblem von wirtschaftlicher und sozialer Tendenz, das sie in der Tat ist.

Für mich, die weder all und jedem, was auf dem Programm der Tagung stand, noch immer der Art und Weise der Ausführung rückhaltlos zustimmte, gilt es heut nur, einigen durchaus ungerechtfertigten Angriffen gegenüber zu treten. In erster Linie jenen, die in der Ferne entstanden und deren Basis aus dem Zusammenhang gerissene Sätze, Mißverständnisse, ungeschickt wiedergegebene, durch Kürzungen, subjektive Auffassung, Zufälligkeiten und manches andere entstellte Inhaltsangaben einzelner Reden und Diskussionen bildet. Den Verfassern all jener kritiklosen Kritik möchte ich zurufen:

„Auch bei Ihnen ist die Energie, mit der Sie Ihre Meinung

Digitized by Google

aussprechen, weder ein Beweis für die Richtigkeit, noch gibt sie ein Anrecht zu höhnischen oder wegwerfenden Angriffen auf Andersdenkende. Und wenn Sie den Frauen Mangel an Vernunft und Logik vorwerfen, so erwidere ich Ihnen, daß von jeher die Vorbedingung für die Richtigkeit eines Schlusses die Richtigkeit der Prämissen ist. Und mit diesen hapert's. Denn erstens urteilen Sie nur nach dem Hörensagen oder nach völlig ungenügender Berichterstattung (bei einem Kongreß, der zirka 60 Sitzungen und über 300 Referats- oder Diskussionsredner brachte, muß, wie mir jeder Fachmann zugestehen wird, jede heut übliche Berichterstattung ungenügend sein). Nur absolut zuverlässige Stenogramme, nach Art der Aufnahmen im Reichstag oder derartiges könnten als einwandsfrei gelten. Zweitens werden auch Sie wohl anerkennen, daß schließlich nicht alles, was ist, vernünftig und gottgewollt ist. Recht und Sitte sind historische Kategorien und also werden sie, wie alles, was in der Geschichte entstanden ist, auch inbezug auf die Frauenbewegung im Wandel der Zeiten Abänderungen ertragen müssen. Schon deshalb wäre es vielleicht richtiger, sich ruhig und leidenschaftslos auch mit diesen Dingen abzufinden, als ihnen ein solches Aufgebot von Scharfschützen gegenüberzustellen, wie dies ein Teil der Presse tat. Daß er es jedoch tat, sollen ihm die Frauen danken, denn so wurde dem Kongreß, der erst hierdurch in den Vordergrund des allgemeinen öffentlichen Interesses gezogen wurde, weit mehr Beachtung und Erfolg gesichert, als die Veranstalterinnen je zu hoffen gewagt. Sehr wahrscheinlicher Weise ist auch dieses lebhafte, ja sogar leidenschaftliche Für und Wider mit Veranlassung zu dem sich täglich vergrößernden Andrang der Teilnehmer gewesen. Man glaubte eben, daß in der Philharmonie etwas los war und wollte mit dabei gewesen sein. Ein Umstand, der durchaus nicht zu verachten ist, denn ein überhaupt einmal geweckte Interesse wird kaum jemals ganz und gar wieder verschwinden.

Unbedingt richtiger wäre jedoch hier bei dieser von einer ganzen Anzahl anderer Zeitungen und vor allem von den meisten Anwesenden als „imposant“ bezeichneten Frauenkundgebung, die der Oberbürgermeister von Berlin bei dem offiziellen Empfang im Rathaus mit dem unaufhaltsamen Hervordrängen einer Naturgewalt verglich, eine unmittelbare Beurteilung angebracht gewesen. Hieß es doch bei einer solchen Gelegenheit, wo so viele fremde oder kaum gekannte Momente mitwirkten, sowohl mit der Persönlichkeit der Referentinnen, wie mit dem Kontakt zwischen den

Digitized by Google

Rednerinnen und der Zuhörerschaft, dem gegenseitigen Eindruck dieser beiden Elemente, rechnen. Und dieser Eindruck löste ganz unbedingt bei dem vielhundert-, ja bisweilen vieltausendköpfigem Publikum die Empfindung aus, daß es sich hier in Wirklichkeit um fundamentale Tatsachen im geistigen, wirtschaftlichen und sozialen Leben handelt. Weder Schwärmer noch Idealisten bildeten den Hauptteil der Erschienenen, deren Ansichten über den Höhepunkt der Tagung dementsprechend ganz verschiedenartig lauteten.

Die einen hielten die Verhandlungen in der „Bildungssektion" für die bedeutendsten Ausführungen. Andere meinten, in den Referaten und Diskussionen über die „Frauenberufe" oder in den Besprechungen der „sozialen Einrichtungen und Bestrebungen" das Wichtigste gefunden zu haben, während einem nicht unbedeutenden Rest die Tagungen der vierten Gruppe, die sich mit „der rechtlichen Stellung der Frau" befaßte und am Schlußtage „das politische Wahlrecht der Frau" auf die Tagesordnung gesetzt hatte, als Interessantestes erschienen.

Die Stofffülle, man kann getrost sagen Überfülle, ließ eben bei jedem Griff Interessantes packen. Hierzu gehörten natürlicherweise nicht nur die Materien, die Vorträge und Themata, sondern, völlig ebenbürtig oder manchmal sie sogar in den Hintergrund zurückweisend, die Persönlichkeiten bei der Veranstaltung und Abhaltung dieser Frauenschau.

Unter ihnen überwog das angelsächsische Element, dessen Vertreterinnen übrigens ebenso wie die anderen fremden Gäste, Italienerinnen, Finnländerinnen, Norwegerinnen ꝛc. fast ausnahmslos in ihren Reden eine bedeutend nationalere Note betonten, als manche Deutsche, bei der die kosmopolitischen, internationalen Ziele der Frauenbewegung vielleicht aus Höflichkeit etwas stärker in den Vordergrund traten, als unbedingt wünschenswert war.

Nach dieser Bemerkung mag es vielleicht etwas absonderlich erscheinen, wenn ich zum Schluß nur einige „Ausländerinnen" mit wenigen Strichen skizziere. Doch möge auch hierfür die Entschuldigung, oder doch wenigstens die Begründung in dem „internationalen Gepräge" des Frauentages und in der Annahme von einer bereits existierenden Popularität unserer deutschen Führerinnen zu suchen sein.

Mit großer und aufrichtiger Pietät sei zuerst der Alterspräsidentin, der 84jährigen Miß Susan B. Anthony, gedacht. Jugendliches Feuer leuchtet aus ihren Augen; weltweise Erkenntnis

Digitized by Google

der die Höhen und Niederungen des Lebens kennenden Matrone spricht aus ihren energischen, klaren Worten, in denen sie mit großer Dankbarkeit der Frau gedenkt, die ihr die Bewegung und das Ziel ihrer Lebensarbeit gewiesen. Eine Deutsche wars, eine Genossin von Karl Schurz, die den Gedanken der politischen Befreiung der Frau, der jetzt so mächtig von Amerika zu uns zurückflutet, einst dort drüben in der kleinen Quäkergemeinde, deren Leiter Miß Anthonys Vater gewesen, zum ersten Male ausgesprochen. Zu den Allergetreuesten von „Tante Susan“ gehören Mrs. Chapman-Catt aus New-York und Reverend Anna Shaw aus Philadelphia.

Jener würde man lauschen und lauschen, wie man einer entzückenden, märchenschönen Weise gebannt folgt, selbst wenn der Inhalt ihrer Rede nicht ebenso ausgeglichen harmonisch, fast möchte man auch hier sagen „rhythmisch“ wäre, wie sie es in der Tat ist. Diese bringt uns in durchaus sympathischer Manier den Typus des weiblichen Predigers nahe, der das Evangelium der Versöhnung verkündet. Zu den Frauen, die von der Höhe des Lebens und der gesellschaftlichen Stellung in ihre soziale Mission eingetreten sind, gehört Lady Aberdeen; den in frühester Jugend vom Vater, einem liberalen schottischen Parlamentarier, überkommenen Ideen sucht sie weiteste Verbreitung und praktische Durchführung zu geben. Ihre Ehe mit Lord Aberdeen und dessen Position als Vizekönig von Irland und Generalgouverneur von Canada gaben ihr reichliche Gelegenheit zu umfassender geistiger und persönlicher Entwickelung. Sie vereint in sich mit der Einsicht und der Erfahrung der praktischen Politikerin echt mütterliche, sich in der Arbeiterinnenfürsorge betätigende frauliche Eigenschaften. Ihr Organisationstalent soll ganz hervorragend sein. Das gleiche wird der stets eleganten, sehr gewandten, wenn auch bisweilen ein ganz klein bischen theatralisch wirkenden Mrs. May Wright-Sewall aus Indianopolis nachgesagt, die in ihrer Heimat mehrere Ämter bekleidet, die bei uns bisher nur von Männer verwaltet wurden. Ein ganz eigenartiger Reiz, aus gütiger Klugheit und sanft eindringender Tatkraft gemischt, spricht aus den überaus sympathischen Zügen der Mrs. Clifford. Ihr Amt als Stadtverordnete von Bristol wird gewiß oft genug von dem Ineinandergreifen jener Eigenschaften Gewinn gehabt haben. Man folgt ihr gern auf den von ihr angedeuteten Wegen zur Bekämpfung von Not und Elend. Von ganz anderer Art ist Mrs. Perkins-Gilman, eine Nichte der Verfasserin von Onkel Toms Hütte. Mrs.

Digitized by Google

Perkins, die den praktischen Weg der Erkenntnis in settlements, sowie im genauen Studium des Volkslebens fand, ist eine Volksrednerin und Agitatorin im guten Sinne des Worts. Klar, sehr nachdrücklich und den Effekt genau berechnend, weiß sie zu wirken und sowohl für sich, wie für das von ihr Vorgebrachte einzunehmen. Daß auch sie sich bisweilen in etwas absurde Theorien verliert, ist verständlich, weil durchaus menschlich. Zwei der entgegengesetztesten Entwickelungsphasen finden in der Negerin Mrs. Mary Church-Terrel ihre Verkörperung. Von Sklaven gezeugt, erblickte sie wenige Wochen nach dem Abschluß des amerikanischen Freiheitskrieges das Leben. Der Kampf um die Befreiung der Frau, vor allem um die Befreiung ihrer Rassegenossinnen rief sie, die ihre Erziehung und Ausbildung in den ersten Instituten Amerikas und Deutschlands, Frankreichs und Italiens erhalten, auf das Podium der Öffentlichkeit, auf dem sie jetzt in Wort und Schrift erfolgreich wirkt. Eine Frau, die bereits mehrere Jahre politische Rechte ausgeübt hat, finden wir in der Vertreterin von Utah, der Honorable Smith-Merril Horne. Sie und die Abgesandte von Neu-Seeland, dessen junge, weder von der Tradition noch von Gesetzen eingeengten, jugendlichen Kulturverhältnisse die besten Vorbedingungen für die Bestrebungen der Frau bieten, machen ebensowenig, wie irgend eine der anderen Rednerinnen, den Eindruck von Frauen, denen ihre Erfolge auch nur irgend etwas von ihrer Weiblichkeit genommen haben. Weiblich, mütterlich in höchster Potenz war auch das Gebahren einer jungen Kopenhagenerin. Frau Ragna Schan hatte ihren drallen, prachtvollen kleinen Buben mit nach Berlin gebracht, wo sie das Wesen der „elterlichen Gewalt und Fürsorge" rednerisch beleuchtete. Mehr als einmal verließ die junge Studentin der Staatswissenschaften die Verhandlungen, um nach ihrem Kinde zu sehen. Glückseligkeit und reiner Friede sprachen aus ihren Zügen, wenn ihr das Kind, das die ebenfalls noch sehr jugendliche Großmutter wartete, im Vorzimmer entgegenzappelte und es kaum erwarten konnte, daß die Mutter es nahm. Womöglich noch bevor sie den eben eingetroffenen Brief vom Gatten daheim gelesen.

Wirksame Verbindung von pathetischer Beredsamkeit und Eleganz der Diktion mit liebenswürdiger, echt französischer Art fand sich bei Madame Avrie de Sainte-Croix. In unwiderstehlicher Weise verstand sie, das Gute und Schmeichelhafte, das ja stets, sowohl auf die große Masse, wie ganz besonders auf die Frauen wirkt, herauszuholen und in steter Folgerichtigkeit ver-

Digitized by Google

ständig auszunutzen. Daß auch bei Frauen Wandlungen der politischen Ansichten vorkommen, zeigte Madame Vincent, die am Rathaus-Abend den Salut fraternel des Gemeinderates von Paris überbrachte. Auf welchen Wegen sie von der überzeugungstreuesten Sozialistin zu der jetzigen Stellungnahme gelangte, ist mir leider unbekannt.

Temperament, Leidenschaft, vielleicht sogar etwas zuviel, bekundete das Wesen und das Sprechen der Comtessa Brazza, einer in Italien verheirateten Amerikanerin, die sich der persönlichen Sympathien der Königin Margherita erfreuen soll.

Ganz famos unterrichtet und sehr überzeugend wirkte auch eine junge holländische Rechtsgelehrtin, Fräulein van Dorp, und noch viele andere Rednerinnen aus diesem oder jenem Lande. Neben mancher Spezialnote gebührt den meisten von ihnen das Prädikat sympathisch und intelligent. Dazu kam noch, daß sämtliche Kongreßteilnehmerinnen, — abgesehen von einigen wenigen, die in der Allgemeinheit völlig verschwanden und als Ausnahmen die Regel bestätigten — auch in der äußeren Erscheinung durchaus geschmackvoll und sogar elegant anmuteten. Somit wurde auch wiederum ein von den Gegnern der Frauenbewegung oft genug erhobener Einwand glänzend widerlegt: daß die Frau, die in der Öffentlichkeit in den Beruf, in das Leben hineintritt, ihr Äußeres vernachlässigen und hierdurch Einbuße in dem vom Manne so hoch geschätzten Reize der Weiblichkeit erleiden muß.

Wenn in dieser Beziehung der Kongreß Ersprießliches, Ausgleichendes erzielt und am Ende gar mancher der früheren Widersacher heut zu der Überzeugung käme, daß der „Gang durchs Leben“ mit einer dieser Frauen oder einer ihrer Gesinnungsgefährtinnen keinem allzu tollkühnen Wagnis gliche, so wäre noch ein weiterer nicht allzugering anzuschlagender Faktor erreicht worden.

Digitized by Google

Hans Peter.

Von A. Behrens-Litzmann.

Hans Peter steht vor der Haustür, über seinem gestreiften Blusenanzug trägt er eine Art Schurzfell mit Taschenklappen, das ihm seine Mutter auf besonderen Wunsch so gemacht. In diese quasi Taschen versenkt er seine Hände, im Mund hat er eine Pfeife, die aber nicht gestopft ist. Er ist eigentlich heraus gegangen, um nachzudenken, aber zwischendurch betrachtet er sich mit Vergnügen die Vorübergehenden.

In der kleinen Stadt Gadebek kennt sich so ziemlich Jeder, sonst würde ihn gewiß mancher, wie er da so steht, auch mit Vergnügen betrachten. So aber wissen alle, daß es Hans Peter ist, und Hans Peter ist eben der unartigste Junge im ganzen Städtchen, das ist eine anerkannte Tatsache, gegen die sich nicht streiten läßt. Der eine weiß es aus Erfahrung, der andere vom Hörensagen. Freilich, wie es auch bei erwachsenen Leuten zuweilen geht, daß sie in einem Nimbus von Größe leben, der zu den wirklichen Dimensionen ihrer Taten nicht ganz im richtigen Verhältnis steht, so ist es auch mit Hans Peter und seinen Streichen, deren faktische Bedeutung nicht ganz dem entspricht, was sein Ruf aus ihnen gemacht. Und weil er für diese seine Streiche immer tapfer und unverfroren eintritt, ja, noch manches auf seine kleine Schulter nimmt, was eigentlich ein anderer hätte tragen sollen, hat sich allmählich um ihn ein Sagenkreis gebildet, der noch immer im wachsen begriffen ist.

Allerdings, daß er einmal auf eine Malerleiter gestiegen ist, um einer seiner Tanten heimlich beim Frisieren zuzusehen, weil er gern wissen wollte, was sie mit ihrem falschen Zopf macht, ist eine wahre und dunkle Geschichte, die in ihren Folgen sehr verhängnisvoll für ihn geworden. Daß er im Krankenzimmer seiner Mutter einmal aus Wissensdrang eine spanische Fliege aufgegessen, was ihm natürlich sehr schlecht bekommen, daß es ihm unendlich schwer wird, von Wasserhähnen abzubleiben, so daß er einmal bei Bekannten eine Badestube unter Wasser gesetzt, das sind Tatsachen, denen sich noch viele ähnliche an die Seite stellen ließen.

Digitized by Google

Wenn daher ein Neuer in die Schule kommt, es ist eine Schule für heranwachsende Jünglinge im ersten Knabenalter, dann warnen die Eltern den betreffenden Paul, Fritz, oder wie er heißt: „Um Gotteswillen laß dich nicht mit Hans Peter ein, du kannst ja freundlich sein, aber nimm dich in Acht, er ist ein gefährlicher Junge.“

Und wenn dann Paul oder Fritz doch nicht den Pfad der Tugend wandeln, und gelegentlich Klagen einlaufen, dann heißt es gewiß: „Da steckt natürlich Hans Peter dahinter, warum laßt ihr ihn nicht laufen, er verdirbt die ganze Schule.“ Und wenn gar wieder eine von Hans Peters eigensten Taten ruchbar wird, dann hat gewiß die Kunde davon, bis sie das letzte Haus von Gadebek erreicht, einen solchen Umfang angenommen, der wirklich über lebensgroß zu nennen ist.

Und dabei ist Hans Peter selbst solch ein kleiner Knirps. Er hat etwas Gnomenhaftes an sich. Die Mütter von Gadebek streiten sich zuweilen darüber, ob es an seiner Figur, oder an seinem Anzug liegt. Aber seine eigene Mutter, die ihren kleinen Jungen zärtlich liebt, weiß ganz genau, daß er auch in dem elegantesten bestsitzendsten Anzug, immer der kleine possierliche Kerl bleiben würde, der er nun einmal ist. Das hervortretendste an Hans Peter sind seine Augen, große mächtige, beinahe schwarze Augen. Viel zu groß für sein Gesicht und den ganzen kleinen Mann. Augen, die übermütig blitzen und lustig lachen können, aber auch tief ernst dreinschauen, denn bei alledem ist er ein kleiner Grübler, der wie seine Geschwister behaupten, zuweilen das Gründlichkeitsfieber hat, daß es zum Davonlaufen ist. Hans Peters Vater ist Kantor, ein vielseitig gebildeter Mann, der wirklich gebildete Bücher liest, auf die „Woche“ abonniert ist, Zeitungspolitik treibt und jeden Sonntagmorgen ein Kapitel aus der Bibel vorliest, mit einer Stimme so tief und feierlich, daß es die Kinder immer durchschauert, als spräche der liebe Gott selbst. Hans Peter artet seinem Vater nach, nur daß er es natürlich in der Bildung noch nicht soweit gebracht hat, aber er möchte alles wissen, und wenn er etwas nicht versteht, es sei im Gespräch oder in seinem Lesebuch oder gar in der Bibel, dann wehe jedem, der in seine Nähe kommt; den kann er mit seinen Warums, und „was bedeutet das“ zur Verzweiflung bringen. Und wenn dann schließlich der oder die Gefragte entweder keine Zeit hat, oder wirklich nicht mehr weiß, was antworten, und ihm kurz und bündig erklärt: „So, Junge,

Digitized by Google

nun weißt du's, nun laß mich in Ruh'." Und er findet dann, daß er's noch nicht weiß, dann kann er so außer sich geraten, und wenn all sein Drängen nichts hilft, mit den Füßen stampfen und mit den Händen um sich schlagen, daß jeder, der nur einmal einer solchen Szene beigewohnt hat, nun heilig davon überzeugt ist, mit Hans Peter ist nichts anzufangen. Am besten versteht ihn noch seine Mutter, aber die hat ihr reichlich Stück Arbeit und kann nicht immer auf ihn eingehen, wie sie wohl möchte.

Besagter Hans Peter steht also vor der Haustür, und genießt im Augenblick sein Dasein ungetrübt. Es ist Sonnabendnachmittag und daher keine Schule. Sehr bald gesellt sich Emma, die ältere Schwester, zu ihm und setzt sich mit ihrem Strickstrumpf auf die Bank vor dem Hause. Diese Bank, die, entgegen der Gadebeker Sitte, von den Eltern wenig benutzt wird, ist ein Lieblingsaufenthalt der Kinder. Es gibt da immer soviel zu sehen, gegenüber wohnt ein Schlachter. Hans Peter weiß immer ganz genau, was und wo geschlachtet wird. „Mutter, da hängt ein Kalb," oder „Mutter, morgen gibt's Schweinernes", verkündet er oft mit lauter Stimmer.

Heute ist nichts zu sehen, die Leute haben früh Feierabend gemacht und sind ausgegangen. Emma, die morgen zum erstenmal ihr neues rosa Kattunkleid anziehen soll, ist in sehr gnädiger Stimmung und läßt sich von Hans Peter Schulgeschichten erzählen. Er ist eben dabei, ihr vorzumachen, wie ein „Neuer" heute morgen geheult hat, als ihm Herr Hannemeier eins übergewischt, da tönt in das künstliche Geheul hinein ein sehr echtes, schon mehr Gebrüll zu nennendes, das durch die geöffneten Fenster der Wohnstube kommt.

„Das ist Erne," meint Hans Peter gleichmütig. Er mag den kleinen Ernst nicht besonders gern, er ist ihm noch zu dumm und zu quarrig, wie er sagt.

„Ja, er bekommt Strafe!" sagt Emma. „Wofür? Hat er gebockt?"

„Nein, genascht! Das tut er ja immer."

„Genascht, was?" fragt Hans Peter plötzlich interessiert.

„Ich glaube Zucker aus der Zuckerdose, neulich . . ."

Hans Peter hört den Satz nicht zu Ende. Er stürmt ins Haus, über die Diele direkt in die Wohnstube, wo die Mutter eben dem kleinen Bruder einige, wie sie meint, wohlverdiente Klapse, appliziert, deren Wucht übrigens in keinem Verhältnis zu dem

Digitized by Google

darauffolgenden Geschrei steht. „Ich hab' es nicht getan," heult der Kleine, und dagegen an schreit nun Hans Peter: „Mutter, laß nach, hör' auf, sag' ich." Die Mutter sieht sich eben um. „Was fällt dir ein, Hans Peter, mach daß du weg kommst, das geht dich nichts an."

„Es geht mich wohl was an! Du darfst nicht, Mutter, Mutter nicht." Und als sie nicht danach hört, stürzt er wie ein keiner Berserker auf sie zu und schlägt mit seinen kleinen Fäusten nach dem erhobenen Arm. Die Mutter sieht ihn ganz entsetzt an, das hat er noch nie getan, keins ihrer Kinder, und nun gar Hans Peter, ihr kleiner zärtlicher Junge.

Im nächsten Augenblick ist es zweifelhaft, wer mehr erschrocken ist, Mutter oder Kind. „Hans Peter," sagt die Mutter vorwurfsvoll, „schlägst du deine Mutter?" Sie sieht, daß er an seinen Tränen schluckt. „Ich wollte es ja nicht," stammelt er, die Tränen zurückdrängend; er will nicht weinen, weil er doch ein Junge ist, „aber du darfst Erne doch nicht schlagen für was . . . für was . . ."

„Warum darf ich ihn nicht schlagen, du bist doch sonst nicht so auf Erne."

Sie sieht, daß etwas Besonderes dahinter steckt, und nimmt ihn abseits. Der Kleine, dessen Klagetöne sofort verstummt sind, sieht mit großen Augen auf die Szene, er begreift nicht, wie Hans Peter dazu kommt, so für ihn einzutreten.

„Nun heraus damit, Hans Peter, warum soll ich Erne nicht strafen?"

„Weil er es nicht getan hat."

„Nicht genascht?"

„Nein."

„Und woher weißt du das?"

„Weil ich den Zucker genommen habe."

„Du, du hast genascht, du großer Junge, das habe ich doch noch nie gemerkt, daß du so etwas tust."

„Ich habe auch nicht genascht," sagt Hans Peter.

„Und eben sagst du, daß du den Zucker genommen?"

„Ja, genommen, aber nicht genascht, ich habe ihn für meinen Laden gekauft."

Die Mutter wird ärgerlich.

Digitized by Google

„Was faselst du jetzt für Unsinn. Nun kurz, hast du den Zucker genascht oder nicht?"

„Nein nicht genascht, gekauft, ich habe zwei Münzen aus meiner Münzsammlung dafür hingelegt. Ich wollte es dir sagen und habe es vergessen."

Die Mutter kennt ihren ehrlichen Hans Peter und weiß, daß es keine Ausflucht ist. Sie begreift, daß es wieder einmal einer von den Fällen ist, wo sie versuchen muß, mit Geduld auf seine absonderlichen Gedankensprünge einzugehen, um so allmählich etwas mehr Ordnung in seine Begriffe zu bringen.

Kaufen und verkaufen ist jetzt sein neuester Sport, da gilt es beizeiten die Augen offen zu halten.

Als Hans Peter abends nach zärtlichem Gutenacht in seinem Bettchen liegt, kann er noch lange nicht einschlafen. Er hat noch so viel, worüber er mit seinen Gedanken ins Reine kommen muß. Er möchte so gerne ganz genau wissen, was Münzwert ist. Der Vater hat das Wort gebraucht, als von einer Münzsammlung die Rede war. Hans Peter hat auch eine Münzsammlung, er bewahrt sie neben seiner Sparbüchse. Sie besteht zunächst aus einigen Centimes, die der Vater noch aus Frankreich mitgebracht, und die er ihm abgebettelt. Dann aus einigen holländischen Kupfermünzen, die ihm Onkel Hans geschenkt, der einmal in Holland war. Dazu haben sich noch einige Spielmarken und Zahlpfennige gesellt, alles, was nur Geld irgendwie ähnlich sieht. Münzwert ist, soweit es Hans Peter bis jetzt, nach einer ziemlich undeutlichen Erklärung eines älteren Schulkameraden, begriffen hat, und sich weiter selbst zurechtgelegt, daß die Münzen den Wert haben, wie die Geldstücke, denen sie ähnlich sehen. Danach hat er auch seine Münzen, entsprechend seiner Sparbüchse, geordnet, und deshalb hat er auch heut, wie er meint, ganz ehrlich den Zucker gekauft. Nun hat ihm die Mutter gesagt, ihr Schrank wäre kein Laden, und außerdem, wenn man etwas kaufte, nehme man die Sachen nicht einfach weg und legte soviel Geld hin, wie man wolle, sondern man fragte erst, was es koste, dann bekäme man das Gewünschte, und bezahlte soviel, wie gefordert würde, oder wenn es zu teuer wäre, ginge man weg.

Eigentlich wußte Hans Peter das ja auch ganz gut, aber er hatte gedacht, so mit Mutti ginge das einfacher.

Wenn er nun aber in einen ordentlichen Laden geht, zu Frau Holst gegenüber der Schule, fragt dann, was es kostet, und

Digitized by Google

bezahlt mit seinen Münzen, dann ist die Sache in Ordnung, und er kann seinen Laden versorgen, ohne die Sparbüchse immer anzugreifen, was er eigentlich nicht soll und auch nicht gern tut, weil er das Geld lieber für Geschenke behält. Er hat so eine Idee, daß es in großen Geschenkläden doch mit den Münzen vielleicht nicht recht angeht.

Als er so weit mit seinen Gedanken gekommen ist, kann er ruhig einschlafen. Der nächste Tag ist Sonntag, aber am Montag läßt sich das Experiment versuchen. Er möchte gern Lakritzen haben, das ist immer so in Läden, und Erne kann es ihm dann abkaufen, der ist doch solch ein Süßschlecker.

Hans Peter ist in glücklicher Stimmung. Sein Ladengeschäft blüht.

Frau Holst, die noch nicht lange in Gadebek ist, hat die Münzen unbesehen genommen und sich nur an dem drollig wichtigen Gebahren ihres kleinen Käufers amüsiert. Außer Lakritzen hat er noch einige Stücke Kandiszucker und einige zugegebene Himberbonbons mit nach Hause gebracht. Erne, das anerkannte Leckermaul in der Familie, steigt in Hans Peters Gunst, weil er solch ein guter Kunde ist. Er bezahlt mit Bilderbogenbildern, die Emma dann wieder für ihre Puppenstube brauchen kann. Dafür gibt sie Bleistiftenden, abgebrochene Griffel und dergleichen, die bei dem großen Hermann wieder Abnahme finden, der sich mit Pfeffernüssen bezahlt macht, die er im Lotto gewonnen, und über die er sich erhaben fühlt. So blüht und gedeiht nicht nur das Tausch- und Handelsgeschäft, es herrscht auch eine ungewöhnliche Eintracht im Hause und unter den Geschwistern, und die Eltern freuen sich alle Tage, daß Hans Peter so beschäftigt ist, und von keiner Seite Klagen über ihn einlaufen.

In diesen schönen Frieden hinein, kommt er eines Tages aus der Schule nach Haus, wie eine geladene, kleine Kanone, in furchtbarster Aufregung.

Die Mutter, die der nicht großen Einnahme des Vaters mit Stundengeben nachhilft, ist gerade mit einer Schülerin beschäftigt, als er hereinstürmt. Sie merkt sofort die drohenden Gewitterzeichen. Das Klavier steht oben in der guten Stube, in die die Kinder nicht ungerufen hereindürfen, sie wirft ihm einen mahnenden Blick zu, und macht schnell Stundenschluß, damit die unvermeidlich bevorstehende Szene womöglich keinen Zeugen hat.

Digitized by Google

Er ist herausgegangen; als die Schülerin aus dem Hause ist, ruft die Mutter ihn.

Und nun bricht er los. „Es ist gemein, und ich tue es nicht, ich kann nicht.“ Er ballt die kleinen Fäuste, und nur gerade noch kann die Mutter einen Brief retten, den er im Begriff ist, zu zerreißen. Es ist ein Brief vom Lehrer an den Vater, worin demselben mitgeteilt wird, daß Hans Peter wegen völlig ungebührlichen Betragens aus der Klasse hätte verwiesen werden müssen. Der Herr Kantor möge seinen kleinen Sohn veranlassen, noch heute Abbitte zu leisten, und zu sorgen, daß so etwas nicht wieder vorkäme, sonst könne er für die Folgen des Geschehenen nicht einstehen. Es ginge auf die Dauer nicht, daß die Ordnung und Disziplin in der Schule durch einen Einzelnen so in Gefahr gebracht würde. Um ein Vergehen handele es sich ja nicht, aber Ordnung müsse sein usw.

Der Vater, der müde und hungrig nach Haus gekommen, ist sehr wenig erbaut über diesen neuen, ihm bevorstehenden Kampf. Er ist im ganzen nachsichtig gegen seinen Jungen, dessen gute Seiten er kennt, und dessen Eigenart ihn eigentlich meist amüsiert. Dies aber ist ihm zu bunt. Respekt und Ordnung in der Schule muß sein, und es kann keine Kleinigkeit den als gutmütig bekannten Lehrer veranlaßt haben, so zu schreiben.

Aber Strenge hilft bei Hans Peter nichts, er wird immer trotziger. Es ist nichts aus ihm herauszubringen, als „ich tue es nicht, ich kann es nicht, ich hatte Recht. Ich soll die Wahrheit sagen und ich will es. Ich kann nicht hingehen und abbitten, es geht nicht.“ Dabei bleibt's.

Der Vater geht mißmutig auf sein Zimmer. Hans Peter wird eingesperrt, um sich zu besinnen. Er läuft in dem kleinen dunklen Kabinett wie ein gefangenes Tier im Käfig auf und ab, bis er müde ist, und sich grimmig und traurig auf eine Truhe in der Ecke hockt.

So findet ihn die Mutter, als sie nach Erledigung häuslicher Pflichten ein Weilchen Zeit hat und zu ihm kommt. „So, Hans Peterchen, nun setz' dich einmal ruhig zu mir. Ich will dir ja glauben, daß du nicht hingehen kannst, und du sollst es auch nicht tun, wenn es gar nicht geht, aber ich möchte doch gern wissen, warum nicht, das kannst du mir doch ordentlich sagen. Ich weiß ja noch gar nicht, was vorgefallen ist. Reden können wir doch darüber, nicht wahr?“ Das hilft. Obgleich Hans Peter ein

Digitized by Google

Junge ist, fließen jetzt die Tränen und er birgt sein Trotzköpfchen wie ein kleines Kind an der Schulter der Mutter, die ihn in den Arm nimmt, mit der einen Hand beruhigend über seine verwirrten Haare streicht und mit der anderen seine zuckenden Händchen festhält. „So, nun erst ganz ruhig sein, ganz ruhig, und dann ordentlich erzählen." Und da kommt es heraus. Paul Henning hat ein Buch mit in die Geographiestunde gebracht, die sie alle so langweilig finden. Darin ist ein Hampelmann abgebildet und dabei liegt ein Zettel mit einem Ulk über Herrn Hannemeier (Hampelmeier). Das Buch geht unter dem Tisch herum. Paul Henning hat es getan, aber der ist schlau, der hält sich still, doch als es zu Heine Meier kommt, der doch solche Prustmaschine ist, kriegt der es mit dem Lachen; das wirkt ansteckend und der Lehrer merkt's. Er greift plötzlich unter den Tisch und zieht das Buch heraus. „Und nun soll Heine Meier bestraft werden, das geht doch nicht." „Und Paul Henning?" fragt die Mutter.

„Der sagt natürlich nichts, der ist immer solche Memme."

„Und die anderen."

„Die dürfen nichts sagen, petzen gilt nicht."

„Aber Heine Meier hat doch auch gelacht."

„Ja, gelacht! Das haben die anderen auch getan, aber Herr Hannemeier sagt, er hat das Buch mitgebracht, er ist immer der Unruhstifter, und er soll nun Strafe haben, das geht doch nicht, das ist doch nicht wahr, das mußte ich doch sagen."

„Warum denn gerade du?"

„Weil kein anderer es tut."

„Und hast du es denn ordentlich manierlich gesagt, wie es sich gehört für einen kleinen Jungen gegenüber seinem Lehrer." Hans Peter schweigt.

„Oder bist du auf ihn losgefahren, wie neulich auf deine Mutter."

„Nein, so nicht, aber, . . . erst ging es noch, aber als er nicht nach mir hören wollte, da wurde ich wohl ein bißchen wild."

„Und kannst du denn dafür nicht um Verzeihung bitten? Du fühlst doch selbst, daß dein Betragen nicht ganz gehörig war."

„Ich mußte es doch sagen."

„Aber nicht so. Du kannst doch sagen, daß es dir leid tut, und erklären, wie es kam."

Digitized by Google

„Das kann ich eben nicht, Mutti! Ich soll nicht lügen und ich will nicht lügen, deshalb kann ich nicht hingehen; dann muß ich es erklären und das tue ich nicht. Ich kann es nicht und ich will es nicht.“

So drehen sie sich wieder im alten Kreise. Aber die Mutter fängt jetzt an, zu begreifen, was der eigentliche Grund seiner hartnäckigen Weigerung ist.

„Du meinst, du mußt dann sagen, daß Paul Henning es getan.“

„Ja, Mutti, und das geht doch nicht.“

„Aber kannst du es nicht dabei lassen, daß Heine Meier es nicht gewesen ist, der das Buch herumgegeben?“

„Das geht nicht, Mutti, das weißt du nicht, dann fragt er weiter.“

Es ist eine schwierige Geschichte. Die Eltern bereden sich.

Hans Peter ist jetzt artig, aber er steht auf seinem Stück. Daß „angeben“ nicht gilt, steht auch schon in seinem Ehren-Kodex, und daß es ohne das nicht abgeht, behauptet er steif und fest, davon ist er nicht abzubringen.

Wenn er aber heut nicht abbittet, weiß man nicht, was die Folgen sind. Für kein Kind ist eine offizielle Strafe oder gar Verweisung oder Herabsetzung in der Klasse so schlimm, wie für Hans Peter, dessen Ruf doch schon nichts mehr leiden kann. Der Vater beschließt endlich, selbst zum Lehrer zu gehen, ihm den Fall zu erklären und zu beraten, was mit dem verstockten kleinen Sünder anzufangen ist.

Das Resultat dieser Unterredung ist eine zweite zwischen Hans Peter und Herrn Hannemeier, wobei ihm vorher versprochen wird, daß er nichts zu sagen braucht, was er nicht für recht hält.

Aus dieser Konferenz, deren intimste Geheimnisse nie jemand genau erfahren, kehrt Hans Peter sehr befriedigt nach Haus, erklärt den Lehrer für famos, die Angelegenheit in bester Ordnung.

„Hast du denn ordentlich um Verzeihung gebeten,“ fragt die Mutter.

„Ja natürlich, das konnte ich nun doch.“

„Und hast du versprochen, nicht wieder so ungebärdig zu sein?“

Digitized by Google

„Ja, Mutti," und dabei macht er ein so verschmitztes Gesicht, daß die Mutter begreift, zwischen Lehrer und Schüler ist irgend ein geheimer Pakt geschlossen. Wer weiß, wozu es gut ist, denkt sie.

Von dem Tage an hat Hans Peter in der Schule einen mächtigen Beschützer. Es werden lange nicht mehr so viele Sünden und Vergehen auf seine Schultern abgeladen, wie früher, und manchmal passiert es, daß beim Nachhausegehen der große Herr Hannemeier und der kleine Hans Peter einträchtig miteinander wandern, um eine wichtige Frage zu diskutieren. Hans Peter findet, daß niemand so gut, wie Herr Hannemeier, versteht, auf seine Fragen zu antworten und seinen Wissensdrang zu befriedigen. Für seine Hausgenossen ist diese Ablagerung eine Wohltat, und da, entgegen sonstiger Gewohnheit, die Gunst, die von oben ausstrahlt, sich auch abwärts, d. h. auf seine Mitschüler ausdehnt, erlebt Hans Peter glückliche Tage. Die Jungens mögen ihn mit seinen lustigen Einfällen und drolligem Gehaben eigentlich sehr gern. Seine kleinen Schelmenstreiche, daß er z. B. seinen Geschwistern einen nassen Schwamm oder eine Bürste ins Bett legt, oder seinen Kameraden Maikäfer in den Ranzen stopft, die dann zur Unzeit ausfliegen, haben sie immer als das angesehen, was es auch ist, richtigen Jungensulk; und die eine Geschichte, daß er einem Dienstmädchen Spiritus ins Essen gegossen haben sollte, daß sie beinah daran gestorben wäre, ist nie recht aufgeklärt. Die ewigen Warnungen der Eltern haben aber doch allmählich gezogen und ihn mehr isoliert.

Nun der Bann einmal gebrochen ist, macht sich der Umschwung in der Meinung des Lehrers auch weiterhin merkbar und dringt bis in die Häuser von Gadebek durch. Es kommt jetzt hin und wieder vor, daß er eingeladen wird, bei einem Schulkameraden im Garten zu spielen, oder gar zum Essen zu bleiben, und dann ein Vater oder eine Mutter meint, „Hans Peter ist doch eigentlich gar nicht so schlimm, man hat doch wohl viel übertrieben, er entwickelt sich jetzt sehr nett."

So geht der Sommer vorbei und der Herbst kommt ins Land, mit viel Regen und Wind. Die Blumen, die in den Gärten von Gadebek noch so schön geblüht, sind mit einem Male hin, die Bäume werfen ihre Blätter, im Wald wird es kahl, über den Wiesen braut der Nebel, die Menschen flüchten in die Häuser und machen es sich da gemütlich.

Digitized by Google

Und in diese Tage der Vernichtung hinein fällt auch ein Tag, der all die aufblühenden Hoffnungen für Hans Peters Zukunft in der menschlichen Gesellschaft wieder zerstört und ihn tiefer als je zurückschleudert in den Abgrund der Verworfenheit, aus dem er kaum errettet zu sein schien.

An einem Nachmittag vor Schulzeit kommt Emma ins Kinderzimmer und findet Hans Peter hockend vor ihrer Puppenkommode.

„Hans Peter, was tust du doch immer und immer an meinen Sachen," ruft sie ärgerlich, „du wirfst mir gewiß alles durcheinander, du sollst nicht daran." Emma ist schlecht gelaunt, weil sie eben einen Verweis wegen Unordnung von der Mutter bekommen.

„Und du hast mir die Schublade selbst gegeben," sagt Hans Peter entrüstet.

„Ja die eine Schublade, aber du bist nun schon solche Ewigkeit dabei, du kramst gewiß zwischen Minna ihren Sachen."

„Minna ihren Sachen," sagt Hans Peter verächtlich. Minna ist Emmas große Puppe, eigentlich halb abgedankt, aber doch an Sonn- und Festtagen noch hervorgeholt. Hans Peter verachtet Puppen und gönnt der Schwester keine weitere Antwort. Wie ein richtiger kleiner Gnom kauert er auf dem Boden und kramt zwischen seinen Münzen. Während der eigentlichen Sommermonate hat das Ladengeschäft mehr geruht, durch Spiele im Freien zurückgedrängt. Nun ist es Hans Peter wieder eingefallen und er beschließt heut auf dem Schulwege sich mit neuen Vorräten zu versorgen.

Frau Holst ist seine Gönnerin geblieben, sie hat immer ihren Spaß an dem kleinen Kunden, und nimmt seine Kupfermünzen unbesehen als Pfennige hin. Oft führen sie lange Unterhaltungen, nach denen sie wohl zu ihrem Manne sagt, „Ich begreife gar nicht, was die Leute alle gegen Hans Peter haben, bei mir ist er immer so nett und manierlich. Und wo der alles über nachdenkt, da ist ja das Ende von weg, der möchte rein alles wissen, der hat mehr in seinem kleinen Kopf, als unsereins, der wird gewiß mal ein Professor oder so was."

Als nun Hans Peter heut nach längerer Pause den Laden betritt, gibt es fröhliche Begrüßung.

„So, da bist du ja mal wieder, was mußt du heute haben, hier, ganz feine Bonbons, oder dein geliebtes Kandis?"

Hans Peter sucht aus, für 10 Pfennig will er kaufen.

Digitized by Google

„Für 10 Pfennig gleich, dann bist du ja reineweg ein Krösus.“

„Ein Krösus, was ist das?“ fragt Hans Peter neugierig.

„O, ein Krösus ist der reichste Mann in der Stadt.“

„Den kenne ich ja gar nicht, wo wohnt er denn?“

„O, der wohnt hier nicht, der lebt überhaupt gar nicht mehr, das heißt man so. Er hat früher mal irgendwo gewohnt, ich glaub', es war ein alter Kaiser.“

Hans Peter möchte sehr gern mehr wissen von Krösus, der so reich, wie er, ist, aber er besinnt sich, daß es doch wohl besser ist, Herrn Hannemeier danach zu fragen, als Frau Holst.

Die hat inzwischen die ausgewählten Schätze in kleine Düten verpackt, wie er es gern hat, und noch etwas aus einem beliebten Vorratsglas dazu getan. Hans Peter zieht sein Portemonnaie. Er hat heut eine Münze, die einem Nickelstück ähnlich sieht, ein Schulkamerad hat sie in einem Laden geschenkt bekommen, also echt muß sie sein. Nur über den Wert ist er sich nicht ganz klar.

„Ist es nicht so viel?“ fragt er ängstlich, als Frau Holst das Geldstück kopfschüttelnd betrachtet.

„Nicht so viel? es ist ja überhaupt gar kein Geld, Junge, was gibst du mir denn da, sieh doch mal an.“

„Es ist aber doch eine echte Münze,“ meint Hans Peter.

„Ja, Münze hin, Münze her, ich muß doch Geld haben, ordentliches Geld, das ist ja keine Bezahlung.“

„Und ich hab' doch immer mit meinen Münzen bezahlt, und dann war es gut.“

„Du hast immer mit so was bezahlt? du hast mir doch immer Pfennige gegeben, Kupfer und kein Blech. Aber warte mal,“ ihr fährt plötzlich ein Gedanke durch den Kopf. „Bist du denn etwa der, der all das falsche Geld hier herein geschmuggelt hat, das ich neulich in meiner Lade fand.“

„Ich hab kein falsches Geld eingeschmuggelt,“ sagt Hans Peter empört, „es sind alles echte Münzen.“

„Ach, hör' auf mit deinen Münzen, hast du ordentliches Geld gegeben, Pfennige, ja oder nein.“

„Nein, Geld nicht, aber Münzen, Vater sagt . . .“

„Na ich will deinen Vater mal fragen, was er dazu sagt, daß du so was hier in den Laden trägst. Nee, Hans Peter, es tut mir furchtbar leid, ich hab dich immer gern gemocht, aber nun

Digitized by Google

merk' ich doch, daß du ein gefährlicher Junge bist; wenn man kaufen will, muß man ehrlich bezahlen."

„Aber das tue ich doch auch," ruft Hans Peter aufgeregt. „Ich bezahle doch, du weißt vielleicht nicht, was Münzwert ist."

„Papperlapapp Münzwert, da kannst du mir morgen Kaffeebohnen bringen oder Kieselsteine, und sagen, sie sind soviel wert. Ich glaub' ja, daß du es nicht so gewußt hast, aber mein Laden ist kein Spielzeug für dich, gib die Sachen nur wieder her, ich verkauf' nichts mehr an dich."

„Dann verklag' ich dich," ruft Hans Peter wütend, „ich hab' es gekauft."

„Ja, klag' du man zu," ruft Frau Holst nun auch wirklich böse, „wir wollen sehen, wer zuerst klagt. Und nun mach' fort, ich hab' keine Zeit."

Der Lehrjunge, der in der offenen Tür steht, hat alles mit angehört.

„Nun nimm dich in acht," flüstert er Hans Peter zu, als der hinaus stürmt. Er kocht innerlich und äußerlich, sein Gesicht brennt, wie Feuer, und seine großen Augen funkeln unheimlich. Er möchte am liebsten gleich nach Haus, aber er muß erst noch seine zwei Stunden in der Schule absitzen. Er kann es beinah nicht aushalten, der Lehrer muß ihn mehrmals wegen Unaufmerksamkeit berufen, und die Mitschüler sehen sich untereinander an, „der hat heut' 'was." Endlich ist die Schule aus und er trabt im Galopp davon. Nur schnell die Mutter suchen, die muß ihm helfen.

Aber als er zu Hause ankommt, ist schon Frau Holst dagewesen, nicht eigentlich um zu klagen, aber um die Eltern zu warnen.

Die sind tief erschrocken. Und nun bricht ein Unwetter über ihn herein, wie er es noch nie erlebt. Er begreift eigentlich nichts von all den Anschuldigungen, mit denen der Vater ihn niederdonnert. Aber er begreift, daß derselbe sehr böse ist, daß die Mutter weint, weint über ihn, daß ihm seine Münzsammlung und seine Sparbüchse abgenommen, und alles kaufen und verkaufen in und außer dem Hause zunächst aufs strengste verboten wird. Er will sich verteidigen, wird heftig und es kommt zu einer der Szenen, die die Mutter immer so fürchtet. So schlimm ist es noch nie gewesen. Und dann ist er oben in der halbdunklen Kammer, eingeschlossen, allein. Das Essen wird ihm heraufgebracht und still auf den Tisch gesetzt. Er ißt aber nicht, er tobt auch nicht wie

Digitized by Google

sonst. Er ist wie niedergeschmettert, und ganz still. Niemand kommt zu ihm, niemand fragt ihn, er wird nicht gehört. Niemand versteht und weiß seine Not, die Not eines Kinderherzens, das sich selbst und das Leben nicht mehr begreift.

Das Ganze hat ihn überfallen wie ein Gewitter aus heiterem Himmel, er begreift weder das Warum noch das Woher. Er fühlt sich nicht schuldig, im Gegenteil, er hat das Gefühl, daß ihm ein Unrecht geschieht, aber es ist ein Unrecht, das er nicht greifen kann, und er hat niemand, der ihm hilft.

Der liebe Gott aus der Bibel ist ihm zu unpersönlich, und die Mutter läßt ihn im Stich. Zum erstenmal. Das ist die große Bitterkeit, das nagende Weh, das ihn nicht mehr verläßt. Was er in diesen Stunden durchringt, ist nicht das Leid eines Kindes, es ist das Leid eines Menschen, der Glauben und Halt verliert, der sich nicht mehr zurecht findet.

Seine fragende kleine Seele rührt an die schwierigsten Rätsel und findet die Antwort nicht. In sich zusammen gesunken kauert er in der Ecke, die schon so manches Kinderweh gesehen.

Heut' kommt die Mutter nicht, ihn zu erlösen. Dunkler wird es um ihn und in ihm.

Daß die Mutter aufgehalten ist, immer wieder, weiß er nicht. Und nun will er auch nicht mehr. Beim Gutenachtsagen wendet er sich ab, die Mutter zögert noch einen Augenblick . . . und geht.

Von diesem Tage an ist Hans Peter nicht mehr der lustige kleine Kobold, das lebendige Fragezeichen; er ist ein scheuer wortkarger Junge, der am liebsten seine eigenen Wege geht.

Die Mutter sieht die große Veränderung, aber versteht ihn diesmal nicht. Sie hält es für Scham und Reue. Sie möchte ihr Sorgenkind am liebsten ans Herz nehmen, das alt erprobte Mittel liebevollen Zuspruchs brauchen, sein Vertrauen wieder gewinnen; aber sie meint, es muß seine Zeit haben. Sie und der Vater sind sich einig geworden, daß sie doch wohl zu nachsichtig mit dem Jungen gewesen, ihn zu sehr haben gehen lassen, seiner ehrlichen Natur vertrauend.

Sie sind so erschrocken, nicht so sehr über das, was er getan hat, als über die abschüssige Bahn, auf die ihn seine Einfälle gebracht und weiter bringen können. Das muß ihm zu Gemüt geführt werden, das muß er einmal reell fühlen. Und es scheint ja auch Eindruck gemacht zu haben, wie sie meinen.

Die Nachricht, daß Hans Peter mit falschem Gelde zu schmuggeln versucht, hat sich wie ein Lauffeuer im Städtchen ver-

Digitized by Google

breitet. Frau Holst, zu ihrer Ehre sei es gesagt, schweigt, aber der Lehrjunge hat geschwatzt, und die Kunde findet nur zu bereitwillige Ohren. Jedes Haus und Herz, das sich ihm eben hat öffnen wollen, schließt sich aufs neue fest zu, die Kinder werden wieder gewarnt. Aber die Warnung wäre unnötig, Hans Peter will gar nicht mehr. Er sondert sich gänzlich ab. Die Jungens haben eigentlich alle etwas Mitleid mit ihm und glauben nicht recht an seine Schuld. Sie erklären in der Stille Frau Holst für gemein, und der sonst so beliebte Laden wird in nächster Zeit gemieden. Auch der Lehrer hält zu Hans Peter, er ist der einzige, der etwas von dem versteht, was in der kleinen Seele umgeht, und ein Gefühl davon hat, daß ihm irgendwie Unrecht geschieht, aber er weiß sein Vertrauen nicht zu gewinnen. Manches Mal beim Nachhausegehen fragt er: „Kommst du mit, Hans Peter?“ und dann trabt er auch, wie sonst, an seiner Seite, gibt Rede und Antwort, wenn er gefragt wird, aber er selbst hat nichts mehr zu fragen, und den Weg zum Herzen findet auch Herr Hannemeier nicht; und schließlich gibt er die fruchtlosen Versuche auf.

Hans Peter wird blaß, das Gesicht erscheint noch kleiner und die dunklen Augen unheimlich groß. Sie bekommen einen finsteren Ausdruck, der ihnen sonst ganz fremd war.

Die Mutter kann es nicht länger mit ansehen, sie ängstigt sich und findet, daß es nun lange genug gedauert hat. Sie fängt ihn eines Tages ab, als er aus der Schule kommt, und nimmt ihn mit. „Komm mal her, Hans Peterchen, sei nun wieder der alte. Nicht wahr, du versprichst uns, daß du so was nie wieder tust“.

„Ich weiß nicht, was du meinst,“ sagt Hans Peter, „meinst du kaufen? ich hab' ja nichts mehr, ich kann nicht kaufen, und es macht mir auch keinen Spaß.“

Sein Ton tut ihr weh.

„Tut es dir leid, daß du uns Kummer gemacht hast, bist du darum so anders?“

„Tu' ich dir leid,“ fragt Hans Peter unvermittelt, mit einem Aufblitzen von Hoffnung. Sie möchte sagen: „Ja, du tust mir leid, kleiner Kerl, sei nur wieder unser lustiger Junge, dann ist alles gut.“

Aber sie will die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen und sagt: „Was du getan hast, tut uns leid, Kind, begreifst du das nicht?“

Digitized by Google

„Nein, das begreif ich nicht," sagt Hans Peter kurz. „Ich muß arbeiten, Mutter." Er macht sich los.

„Hans Peter" . . .

„Was soll ich noch, Mutter?"

„Sieh mich mal an, glaubst du, daß ich dich lieb habe?"

„Ich weiß es nicht, Mutter, ich weiß nichts mehr, und es ist mir auch alles einerlei."

Er geht, und ihr dämmert eine Ahnung, daß, um eine Gefahr zu vermeiden, da eine andere groß gezogen ist, vielleicht noch größer und jedenfalls sehr traurig für ihren kleinen Jungen.

Sie denkt wieder an die Tage vor seiner Taufe, wo es solche Debatten gab über seinen Namen. Onkel Hans und Onkel Peter sollten Paten sein, und um keinen zurückzusetzen, wurde der Doppelname gewählt.

„Wenn er dann nur nicht auch die Doppelnatur bekommt," hatte einer scherzend gemeint. „Nun, die Mischung ist vielleicht gesunder, als jede einzeln für sich," sagt der Vater. Onkel Peter ist ein Sonderling, der voll Schrullen steckt, und es zu nichts Rechtem gebracht hat, er hat Hunde und Vögel und Blumen, aber den Menschen geht er am liebsten aus dem Wege, obgleich er im Grunde weich und gutmütig ist. Onkel Hans dagegen ist ein liebenswürdiger Bruder Leichtsinn, der nur grad' immer um die Klippen herumgeschifft ist.

„Es ist wirklich, als hätte er die Doppelnatur," denkt die Mutter, „wo liegt die größte Gefahr, und was tut man, um die Mischung gesund zu halten."

Im Augenblick scheint es ihr doch am wichtigsten, sein Vertrauen zurückzugewinnen und ihm seine Fröhlichkeit wiederzugeben. Er ist ja noch ein so kleiner Junge. Sie will mit dem Vater sprechen, was dabei zu tun ist, denn so geht es nicht weiter.

Am Nachmittag dieses Tages aber klagt der kleine Ernst über Kopf und Halsweh. Er wird ins Bett gesteckt, und den nächsten Tag erklärt der Doktor es für Masern. Das Masernkind soll isoliert werden, die Mutter widmet sich ganz der Pflege. Tante Emma, eine ältere Freundin, kommt ins Haus und übernimmt die Wirtschaft und die Sorge für die anderen Kinder.

Tante Emma hat sich eigentlich etwas vor Hans Peter gefürchtet, und ist nun erstaunt einen so ruhigen, bequemen Jungen zu finden, der ihr nicht die geringste Not macht. Amüsant ist er freilich auch nicht mehr, aber in ihrer jetzigen verantwortlichen Stellung ist er ihr so lieber, und sie ist immer abends Lobes voll. Der Vater

Digitized by Google

ist sehr zufrieden mit diesen Resultaten seiner pädagogischen Maßregeln. Er meint, die Lustigkeit kommt auch schon wieder, und seine Frau hat unnötig schwarz gesehen.

Inzwischen ist es Spätherbst geworden. Der Winter hat seine ersten Vorboten geschickt, man fängt an, zu heizen. Dann kommen plötzlich wieder sommerliche Tage, einer wie der andere mit strahlendem Sonnenschein und tiefblauem Himmel. Wenn Hans Peter seine Schularbeiten gemacht, in jeder freien Stunde ist er jetzt draußen, immer allein, im Garten oder auf dem Hof, der den Übergang zum Garten bildet, oder auf der abgeschlossenen Wiese, die dahinter liegt. Er ist im Begriff, ein kleiner Menschenfeind zu werden, und dabei geht es ihm, wie es auch großen Menschen geht in diesem Stadium: er sucht sich andere Gefährten und findet, daß es sich mit denen leichter und bequemer leben läßt. Er tollt und rennt mit Hektor über die Wiese, er füttert die Hühner, er schließt Freundschaft mit einem Pferd, das auf einem angrenzenden Stück Wiesenland sich noch der warmen Sonnenstrahlen und des grünen Futters freut.

Jeden Sonntag bekommt Liese sein Stück Zucker, das ihm für seinen Kaffee zukommt. Die Hühner kennt er alle, und hat für jedes Tier einen Namen eigenster Erfindung. Mit Hektor schließt er einen Freundschaftsbund, der seiner Natur nach auch darin besteht, daß er ihn oft neckt und dann wieder lange Unterhaltungen mit ihm führt. Im Verkehr mit seinen vierfüßigen Freunden bricht auch zuweilen der alte Frohsinn und Übermut wieder durch. Mit seinem angeborenen und oft geübten Nachahmungstalent, lernt er auch ihre eigene Sprache, und es kann in nächster Zeit passieren, daß mitten auf der Wiese ein Hahn kräht, oder so was ähnliches.

Aber die Tage werden kürzer und kälter, das Leben im Freien hört mehr und mehr auf. Es ist ein Glück für den kleinen Einsiedler, daß er jetzt in die Leseperiode kommt. In seinem Stühlchen zusammengekauert über einem Buch, Hektor als Fußbank benutzend, so wird er oft gefunden.

Er ist jetzt der stillste Hausgenosse geworden.

Als der kleine Erne noch kaum in der Besserung ist, legt sich auch der große Hermann; Emma und Hans Peter bleiben verschont, aber es wird doch Winter, bis die Quarantaine aufgehoben werden kann, und Weihnachten ist nicht mehr fern, als die Genesenen so weit sind, daß von Schule die Rede ist und sie wieder an die Luft dürfen.

Digitized by Google

Zur Feier dieses Ereignisses wird an einem wunderschönen Sonntag mittag ein gemeinsamer Spaziergang, mit Einkehr ins Schützenhaus, geplant. Im Schützenhaus ist auch zuweilen im Winter Sonntagsmusik.

Noch vor wenigen Monaten würde niemand über diese Aussicht lauter gejubelt haben, als Hans Peter. Jetzt hält er sich ganz still, und kurz, ehe sich die Familie zum Aufbruch rüstet, kommt er und fragt: „Mutter, darf ich nicht zu Haus bleiben".

„Du zu Haus bleiben? was fällt dir ein, und du gehst so gern ins Schützenhaus und hörst die Musik."

„Ja früher, jetzt nicht."

„Jetzt nicht? Aber Junge, was ist mit dir? Du denkst doch nicht, daß wir noch böse auf dich sind. Tante Emma sagt, du bist so artig gewesen die ganze Zeit, du weißt doch, daß du wieder unser guter alter Junge bist, nicht wahr?"

„Ja, das wohl, aber ich möchte lieber nicht mit, ich möchte lesen."

„Und freust du dich denn gar nicht, daß deine Geschwister wieder gesund sind und du wieder mit Erne spielen kannst?"

„Ich spiele nicht mehr mit Erne."

„Warum denn nicht? Ihr wart doch in letzter Zeit ganz gute Freunde."

„Ja, aber ich spiele überhaupt nicht mehr mit jemand, nur noch mit Hektor."

„Und warum denn nicht? Tut dir jemand was?"

„Nein, das nicht, aber es ist . . . . ." er sucht nach einem Wort, „es ist so mühsam." „Es ist so mühsam," darin liegt alles.

„Und willst du denn nicht mir zuliebe heut' mitgehen? Ich habe ja gar kein Vergnügen, wenn mein kleiner Junge allein zu Haus bleibt, ich hab' ihn doch schon so lange entbehren müssen, du kannst ja mit mir gehen."

Hans Peter hängt das Köpfchen. „Na dann bleib' zu Haus, aber heut' abend kommst du zu mir, da sprechen wir uns mal ordentlich aus."

Trotzdem die Sonne so herrlich scheint, die Musik so lustig klingt, und die Kinder fröhlich plaudern und herumspringen, hat die Mutter nur halbe Freude an dem Spaziergang. Sie denkt immer an ihre bevorstehende Aussprache.

Wenn das Gift nur nicht schon zu tief gewurzelt ist, wenn sie nur das rechte Wort findet. Jedenfalls ist es höchste Zeit.

Digitized by Google

Als sie nach Haus kommen, finden sie Hans Peter auf seinem gewohnten Platz; Hektor liegt zu seinen Füßen, und beide, er, wie sein kleiner Herr, in tiefem Schlaf. Der Vater trägt den nicht erwachenden, kleinen Jungen aufs Sofa, die Mutter bittet Tante Emma, die anderen fernzuhalten, und bleibt bei ihm sitzen, bis er aufwacht. Ehe er sich recht besinnen kann, nimmt sie ihn in ihre Arme, wie früher so oft; noch schlaftrunken, schmiegt er sich fest an sie, und als er dann ganz wach wird, da ist es ihm so wohl und geborgen an dem lang entbehrten Platz, daß sein kleines Herz auftaut. Und da erfährt die Mutter alles, was sie wissen will. Langsam, oft schwer verständlich, kommt es heraus. Aber sie versteht es jetzt, die Geschichte der letzten Wochen, all' die Verzweiflung, die bittere Einsamkeit, wo niemand hilft, ihn niemand versteht, und zuletzt die trübe Resignation.

Sie begreift, daß bei dem Ganzen wenig von Schuld, und viel von Mißverständnis die Rede ist. Aber sie fühlt auch deutlicher als je, daß Hans Peter ihr Sorgenkind ist und bleiben wird. Die eigenartige, frühreife, und dann wieder ganz naive Natur wird sich immer schwer in die bestehende Ordnung finden, entweder anstoßen oder leiden, immer aus einem Extrem ins andere. Er wird noch lange viel Liebe und viel Geduld brauchen, eine feste, aber um Gotteswillen keine harte Hand, um ihn in die richtigen Bahnen zu lenken. Die Hauptsache ist vorläufig, daß sie sein Vertrauen zurückgewonnen.

„Nicht wahr, Hans Peterli, jetzt glaubst du doch wieder, daß wir dich sehr lieb haben, und daß du immer zu mir kommen darfst um Rat und Hilfe."

„Ja, Mutti."

„Und nun will ich dir mal was sagen, ich mag gar nicht, daß du dich länger so quälst, und gar nichts mehr tun magst, weil du denkst, es geht alles doch verkehrt, du sollst wieder unser alter fröhlicher Junge sein. Aber wenn du einen Einfall hast, etwas Neues, und du weißt nicht ganz sicher, ob es wohl gut und richtig ist, dann kommst du erst zu mir und fragst mich, ob du es tun kannst. Und dann sage ich vielleicht, du mußt es etwas anders machen, oder es geht nicht, oder auch, das geht wohl. Findest du das nicht einen guten Ausweg?"

„Ja, Mutti," sagt Hans Peter, entschieden etwas erleichtert, „aber . . ."

„Nun, was für ein Aber noch?"

Digitized by Google

„Wenn es nun mal wieder was Lustiges ist, dann ist doch eigentlich der Spaß davon ab, wenn ich erst fragen muß."

„Nun, wenn es etwas Lustiges ist, dann brauchst du allein deinen kleinen Verstand, aber bei etwas Ernsthaftem, sowie bei dem Kaufen, da kommst du zu mir! So ist's gut, nicht wahr?" Im stillen denkt sie „ich bin ja viel zu froh, wenn du wieder was Lustiges tust, und will schon besser die Augen offen halten." „Und nicht wahr, Hans Peter, du bist auch ein bißchen nett mit deinem Brüderchen, er war so betrübt, daß du nicht mit wolltest, und er ist doch so lange krank gewesen."

Als die Mutter abends ins Schlafzimmer kommt, findet sie Hans Peter und Erne in schönster Eintracht, und beim Gutenachtsagen verkündet letzterer ihr: „Hans Peter hat mir seine Pfeife vererbt, ist das nicht fein?"

Auch der große, sonst etwas erhabene Hermann in seiner weichen Rekonvaleszentenstimmung nimmt sich Hans Peters an, und man sieht zuweilen die beiden in lebhafter, aber freundschaftlicher Debatte.

Doch es gehen noch viele Wochen ins Land, bis etwas Lustiges von Hans Peter verlautet, nur ganz langsam vollzieht sich die Wandelung, und es fragt sich, ob der kleine Kobold überhaupt wieder zum Vorschein kommt.

Als an einem Morgen nach dem Bibellesen Hans Peter beginnt: „Vater, was bedeutet das, geistlich arm sein," da sehen sich die Eltern untereinander an, als wollten sie sagen, „nun wird er wieder der alte."

In seinem kleinen Kopf spuken auch schon wieder allerlei Pläne, die nur auf den richtigen Zeitpunkt der Reife warten.

Die Mutter hat inzwischen ihre Klavierstunden wieder aufgenommen.

Die Stunden der Frau Kantorin sind sehr gesucht. Sie ist nicht nur durch und durch musikalisch, sie hat auch ein besonderes Talent, mit Kindern umzugehen, den Eifer zu wecken und festzuhalten. Es haben sich wieder neue Schülerinnen gemeldet, Grete und Henni Meier kommen zum Klavierunterricht, Toni Henning nimmt Singstunde, und dann sind noch junge Mädchen da zum Vierhändigspielen, außerdem einige kleine Schüler für die Anfangsgründe. So sind die freien Nachmittage ganz besetzt.

Nun passiert es in letzter Zeit mehrmals, daß die weggehenden Schüler und Schülerinnen durch Tiere belästigt werden, die scheinbar in nächster Nähe sind, und die sie doch nicht finden können.

Digitized by Google

So ist Grete Meier neulich erschreckt durch wütendes Hundegebell. Sie fürchtet sich etwas vor dem großen Hund, und als deshalb schnell jemand herbeieilt, um Hektor zur Ruhe zu verweisen, findet sich, daß derselbe friedlich in der Ofenecke schläft. Noch wunderbarer ist die jetzt häufig bemerkte Anwesenheit von Katzen im Hause, während nie jemand die Tiere zu Gesicht bekommt.

Und doch müssen welche da sein, bald hört man ein ängstliches Miauen, wie wenn Miez irgendwo eingeschlossen säße, bald ein jammervolles Geheul oder ein wütendes Gefauch und Gebrumm. Alle suchen nach den Katzen, aber keiner findet sie.

„Sie sind vielleicht hinter den Mäusen her," meint die Köchin. „Ich hab' neulich auch mal Mäuse piepen hören, wir wollen sie man in Ruhe lassen, so lange sie nur nicht naschen."

Aber auch gackernde Hühner werden gehört, und keiner begreift doch, wie Hühner ins Haus kommen können. Doch das Unbegreiflichste von allem ist, daß Fritz Lehmann steif und fest behauptet, er hätte ein Pferd wiehern hören in unmittelbarer Nähe, als er die Treppe heraufgekommen wäre. Natürlich wird er von allen Seiten ausgelacht, jeder hält es diesmal für Einbildung, aber er bleibt dabei. „Wenn es kein wirkliches Pferd gewesen ist, dann spukt es im Haus."

„Und wo soll denn dein Pferd gewesen sein," fragt Hermann.

„Es klang wie unter der Treppe," sagt Fritz.

„Ein Pferd unter der Treppe." Die Kinder wollen sich ausschütten vor Lachen. Aber es ist ihm nicht auszureden, und er geht nie mehr die Treppe herauf oder herunter, ohne sich erst vorsichtig umgesehen zu haben, natürlich zum Gaudium der anderen.

Der einzige, der sich bei den Debatten über die geheimnisvollen Tiere ganz still verhält, und nie dabei ist, wenn sie gesucht werden, ist Hans Peter. Und doch wäre gerade er derjenige, der ganz genau Auskunft geben könnte.

[Fortsetzung.]

Digitized by Google

Zur Wahlrechtsfrage.

Von Prof. Dr. Julius v. Pflugk-Harttung, Archivrat.

In weiten Kreisen unseres Volkes, nicht am wenigsten in denen der Volksvertreter, herrscht die Ansicht, es müsse das Wahlwesen geändert werden, um den Willen des Volkes unverfälschter zum Ausdruck zu bringen. Man verweist auf die Mängel des Klassensystems der Landtagswahlen, wie auf die des allgemeinen Wahlrechts für den Reichstag, zeigt, zu welchem Widersinne dort die Bevorzugung des Kapitals, hier die der Massenstimme führt, wie auf diese Art weder dem Volke noch dem Staate wahrhaft genützt wird.

Ist man somit in der Überzeugung von der Mangelhaftigkeit des Bestehenden weithin einig, so gehen die Vorschläge zur Verbesserung desselben auseinander, um so mehr, als sie wesentlich von rein rationellen Gesichtspunkten oder von Parteigedanken beherrscht werden. Sei es deshalb gestattet, einen anderen, sehr wichtigen zur Geltung zu bringen: den historischen. Sagt doch einer unserer namhaftesten Gelehrten: „Wer die Geschichte für sich hat, ist der Zukunft gewiß."

Die Volksvertretungen auf dem Festlande waren im 18. Jahrhundert: Vertretungen nach Ständen. Das berühmte französische Parlament von 1789 wurde von Klerus, Adel und Dritten, sagen wir: Bürgerstande gewählt. Erst als die Revolution über Frankreich einhergebraust war und die Stände vorübergehend hinweggefegt, sie wenigstens äußerlich vernichtet hatte, erfolgte mit der „Legislative" eine allgemeine Volkswahl. Sie entsprach also dem damaligen Zustande Frankreichs, der sich freilich bald wieder veränderte. Demnach ist die allgemeine Volkswahl auf dem europäischen Festlande das Ergebnis eines revolutionären Ausnahmezustandes, und es war ein großer Fehler, daß man dieses Gebilde ganz bestimmter Umstände in die spätere Zeit mit völlig veränderten Grundlagen übertrug. Natürlich paßte es nicht hier hinein und führte zu allerlei Unzuträglichkeiten. Neben den demokratischen Volkswahlen setzte man das aristokratische Einkommensystem. Dasselbe hatte in dem damaligen, wesentlich agrarischen Staate seine volle Berechtigung: denn hier war der Gutsbesitzer der reiche Mann für die erste Wahlklasse, der Kaufmann

Digitized by Google

und Handwerksmeister der kleinen Stadt der gegebene Wähler der zweiten, und der Arbeiter, der ebenso naturgemäße Wähler der dritten. Da die alten Stände inzwischen zerfallen waren, so bot die Wahl nach dem Einkommen eine Art Vertretung der neuen inzwischen erwachsenen Gesellschaftsgruppen. Das hörte auf mit dem Emporkommen der Industrie. Mit ihr traten gewaltige und gewaltsame Vermögensverschiebungen, -schwankungen und -anhäufungen ein. Nun wurde ein Herr Meyer durch Glück und Fleiß: Millionär, er spekulierte, verlor und wurde wieder der arme Meyer. Anders die frühere Art, da saß Herr Graf von Gleichen von alters her auf seinem angestammten Stammsitze, er war geborener Grandseigneur und folglich naturgemäßer Wähler erster Klasse, seine Lieferanten waren zweiter, seine Arbeiter dritter gewesen, die Verteilung des Wohlstandes erwies sich gewissermaßen naturgemäß. Hiermit war es jetzt vorbei: der Fabrikarbeiter Schulze sagte nunmehr ingrimmig: der Meyer war früher ein Schlucker, wie du, jetzt ist er Millionär, er ist es nicht durch Geburt, Erziehung und Kenntnisse, sondern weil er rücksichtsloser, gemeiner, glücklicher war, als du. Wie kommt nun solch ein Mensch dazu, Bürger erster Klasse zu sein, während du nur einer dritter Garnitur bist. Noch unangenehmer berührte die Sache den akademisch Hochgebildeten, den sein Beruf ausschloß, die Reichtümer eines Spekulanten oder glücklichen Industriellen zu erwerben. Kurz gesagt: das ursprüngliche, durchaus vernünftige Wahlsystem wurde unvernünftig.

Da läge nun eigentlich nichts näher, als das Wahlsystem den inzwischen erwachsenen Grundlagen wieder anzupassen und damit das kranke zu gesunden. Die Grundlagen sind eben die der Bevölkerung selber, der Bevölkerungsgruppen, sagen wir schroff, aber nicht recht passend, seiner Stände. Selbstverständlich bestehen die Kulturvölker der Gegenwart nicht mehr aus Klerus, Adel und drittem Stande, und dennoch setzen sie sich aus Ständen zusammen: nicht aus Geburts-, sondern aus Berufsständen, nämlich aus Ackerbauern, Gewerbetreibenden, Kaufleuten und akademisch Gebildeten. Es steht gar nichts im Wege, diese vier Gruppen für die Wahl zugrunde zu legen, und zwar so, daß in denselben Kreisen jede Gruppe für sich abstimmt. Die großen Bezirke wären in Unterbezirke zu teilen, von einem Umfange, den die Zugehörigen noch ungefähr zu übersehen vermögen. Diese wählten ihren Vertrauensmann und aus den Vertrauensmännern des Viertelkreises ginge schließlich dessen Vertreter hervor, sei es

Digitized by Google

durch Wahl, sei es durch das Los, was hier keinen großen Unterschied bewirken würde, weil schon die Auswahl Gleichartige gebracht hat. Bekanntlich hat auch bei den gleichartigen Bürgern Athens das Los entschieden.

Auf diese Weise bestände der Reichstag nicht aus künstlich erzeugten Parteimännern, sondern er bildete die Vertretung des Volkes in seinen wirklichen Teilen. Der Ackerbauer würde in der Regel einem Ackerbauer und nicht einem Advokaten, der Kaufmann einem Kollegen seine Stimme geben; schon aus dem bloßen Triebe zur Selbsterhaltung. Im Parlamente säßen Fachmänner, das gefährliche Partei-Berufsparlamentariertum träte zurück vor der sachlichen Erwägung wirklich Kundiger. Ein Hauptübelstand unserer Parlamente besteht darin, daß die Mitglieder derselben in alter Auffassung, nach politischen Parteien gewählt werden, sie dann aber mit Politik wenig, sehr viel aber mit Handels-, Steuer- und anderen Fragen zu tun haben. Früher meinte man: der Konservative sei Schutzzöllner, der Liberale sei Freihändler, seitdem man aber das demokratisch-liberale Amerika und die demokratische Schweiz mit Schutzzöllen arbeiten sieht, hat man seinen Irrtum hier, wie in unzähligen sonstigen Fragen erkannt. Bei einer Wahl nach Wirtschaftsgruppen würde nun die bisherige Auffassung der Parteien von selbst in Wegfall kommen. Durch eine Standesvertretung erhielte das ganze parlamentarische Denkwesen eine andere Richtung; an die Stelle der Parteibestrebungen träten die Bedürfnisse der Gewerbsgruppen, an die Stelle der politischen Erwägungen die sozialen. Will der Kaufmann oder Ackerbauer als solcher etwas, so hat man Greifbares in Händen, will es aber ein Fortschrittler oder Konservativer, so liegt von vornherein ein innerlich nicht hingehöriges Parteiwesen in der Sache. Die vielen sozialen Ansätze, welche sich in den Parlamenten gebildet haben, würden durch die Klassenwahl ihren natürlichen Ausgleich und Sammelplatz erhalten.

Dabei würde auch die Gefahr der Sozialdemokratie sich am leichtesten lösen, denn nun stimmen Fabrikherr und Arbeiter in der nämlichen Erwerbsgruppe, beide haben innerhalb derselben gegenüber den anderen die gleichen Interessen, was sie mit eiserner Notwendigkeit zusammenschmieden wird. Ein Arbeiter gibt seinem Fabrikherrn viel leichter in der Eigenschaft eines Fachvertreters die Stimme, als in der des Angehörigen einer ihm fremden oder überhaupt einer politischen Partei, und umgekehrt hat der von seinen Arbeitern als Fachvertreter gewählte Fabrikherr jetzt ganz andere

Digitized by Google

und wirksamere Berufsverpflichtungen, wie als Konservativer oder Liberaler. Ebenso wird der Arbeiter als Standesgenosse viel eher das gemeinsame Interesse wahren, wie als Sozialdemokrat vor dem kapitalistischen Fortschrittler. Eben alle diese Übel, welche bisher Volk und Reichstag zerrissen, kämen durch die sich völlig verändernde Denk- und Auffassungsweise in Wegfall. Die bisherigen Parteien würden aufhören, zu existieren. Freilich würden jetzt die Standes- und Berufsinteressen aufeinander stoßen. Eine Sache, die den Kaufleuten genehm wäre, könnten die Ackerbauer als gefährlich erachten; dabei blieben dann aber zwei andere Stände, die nach Anhören des Für und Wider die Entscheidung mit Rücksicht auf das allgemein Bessere geben könnten. Hier würde sich ganz von selber innerhalb der Berufsgruppen eine konservativere und eine liberalere Strömung herausbilden; beide liegen in der Natur des Menschen, und dies wäre zugleich ein wirksames Gegengewicht gegen zu schroffe Standesauffassung. Sollten dennoch die Stände einmal so geschlossen vorgehen, daß Stimmengleichheit einträte, so wäre der Antrag abgelehnt.

Auf diese Weise bliebe das allgemeine Wahlrecht, Wahlalter und Wählbarkeit erhalten, womit eine Hauptschwierigkeit etwaiger Reformen beseitigt wäre, denn die im Besitz befindlichen brauchen nichts aufzugeben. Die Regierung, der das leidige Parteigezänk abgenommen würde, hätte eine unvergleichlich leichtere und klarere Stellung, besäße im Ackerbauer- und Akademikerstande auch von vornherein zwei konservativere Gruppen.

Ferner würden die Wahlumtriebe und das politische Preßgetriebe gemildert, oder doch in ganz andere Bahnen gelenkt werden. Die Wahlumtriebe schon deshalb, weil die Abteilungen kleiner, die Verhältnisse vereinfacht, und die in Betracht kommenden Personen bekannter, die Einzelwähler also imstande wären, sich selbständig ein Urteil zu bilden. Mit dem Aufhören der jetzigen Parteien ginge deren Preßvertretung von selber zugrunde.

Nun könnte man erwidern: Der Wahlmodus sei nicht scharf genug, weil viele Menschen zwei oder gar drei Gewerbe betreiben. Solchen Leuten könnte man die Freiheit lassen, in die Gruppe einzutreten, die sie für ihr Hauptgewerbe erachten, und da würde sie der Trieb der Selbsterhaltung schon in die richtige führen. Rentiers zählten in dem Gewerbe, was sie emporgebracht hat, pensionierte Berufsmilitärs und Subalternbeamte in den Kreis der Akademischen, den man auch den der „Außergewerblichen"

Digitized by Google

nennen könnte. Wirklich falsche Angaben ließen sich durch eine Vertrauensmännerkommission verbessern.

Statt der einheitlichen Massenwahlkreise sowohl, als statt der kapitalistisch in drei Teile zerlegten Wahlkreise, denken wir an solche, die in vier große Ge- oder Erwerbsgruppen zerfallen; innerhalb dieser an kleinere, noch übersehbare Bezirke, deren Angehörige die Vorwahl treffen, aus denen dann die gewerbsständischen Volksvertreter hervorgehen.

Sollte man erst Erfahrungen mit einer solchen Einrichtung sammeln wollen, so brauchte man nicht gleich mit dem Deutschen Reiche, sondern könnte erst mit einem Mittelstaate beginnen.

Auf einer Lausitzer Bauernhochzeit.

Von Wilh. Wölkerling.

Rumidow, eine der vielen hufeisenförmig gebauten Ansiedelungen in der wasserreichen Niederlausitz, prangte im Festschmuck. Ein lachender Himmel blaute über dem Dorfe nach der schier endlosen Regenzeit. Üppig strotzte das junge, saftige Gras auf den von zahlreichen Fließen und Gräben durchzogenen Wiesen, und dickblättrige Kuhblumen hoben ihre dottergelben Blüten und reckten und streckten sich in der lauen Frühlingsluft. Muntere Kiebitze huschten mit schnellem Flügelschlage geräuschlos über sie fort, setzten sich aber bald wieder und trippelten geschäftig auf dem trügerischen Moorboden hin und her, hier und da für ihre hungrige Brut ein Würmlein haschend. Auch die sauberen Gärten, von grüngestrichenen Staketenzäunen eingefaßt, mit den unzähligen schneeigen Blütenbüscheln der weißgetünchten Obstbäume atmeten eitel Maienwärme, und das fleißige Volk der Immen schlürfte aus duftenden Veilchen und leuchtenden Aurikeln den süßen Honigseim. Selbst die kranzartig nebeneinander liegenden Wohn-

Digitized by Google

häuser mit der künstlich geschnitzten Giebelverzierung entbehrten nicht der lieblichen Kinder Floras. An allen Hoftoren prangten frische Birkenzweige im jungfräulichen Grün, und überall schmückten Himmelsschlüssel und zartwangige Anemonen die mit sauber gewaschenen, geblümten Gardinen versehenen Fenster. Die auf die Gehöfte führenden, sonst von den Pferden und Rindern zerstampften Wege waren geebnet und die Fußsteige zu beiden Seiten der Dorfstraße mit weißem Sand oder Sägespänen bestreut. Eggen und Pflüge standen geordnet im fernen, abgelegenen Winkel, während die mutigen, wohlgenährten Rosse ungeduldig mit den Hufen scharrten und auf die Knechte warteten, welche ihnen sonst zur bestimmten Stunde das Futter schütteten. Ganz Rumidow zeigte sonntägliche Ruhe, galt es doch, die letzten Vorbereitungen zu der prunkvollen Hochzeit des jungen Wehlan mit der einzigen Tochter des Nachbars und Vollbauern Suptan zu treffen.

Beide kannten sich von der allerfrühesten Jugend, und bei den Eltern war es längst eine abgemachte Sache, daß ihre Kinder einst ein Paar würden. Willig fügten sich diese dem Wunsche, zumal sie bei der Sparsamkeit der Vorfahren ein sorgenvolles Leben nicht kennen lernten, und die gegenseitige Neigung fand sich mit den Jahren schon von selbst. Nachdem die Mitgift der Braut genau festgesetzt und die Wirtschaft dem Bräutigam gerichtlich verschrieben war, stand der Hochzeit nichts mehr im Wege. Alle Hände hatten vollauf zu tun, um zu der Feier in möglichst reicher Garderobe zu erscheinen.

Endlich war nun der Tag gekommen. Die Männer hatten gleich am Morgen ihr bestes Gewand angelegt. Sie schauten über den Zaun, tauschten mit den Vorübergehenden Grüße aus und studierten mit sachverständigen Blicken das Wetter, wobei sie mit vollen Backen mächtige Rauchwolken aus der brennenden Pfeife in die reine Luft bliesen. Das Resultat schien allgemein zu befriedigen und kein dunkles Wölkchen das schöne Fest zu trüben. Inzwischen hatten auch die Damen ihre Toilette beendet, und mit dem üblichen Rosmarinstrauß begaben sich alle in das Hochzeitshaus zum reichen Bauern Suptan.

Jetzt naht auch der Bräutigam mit seinem Vertrauten, dem Drauschemann oder Hochzeitsbitter, welcher schon die Gäste zur Feier mündlich einlud. Aber o weh! Die gastliche Pforte bleibt ihnen verschlossen. Nach mehrmaligem Klopfen erkundigt man sich von innen nach ihrem Begehr und schickt nach längerem

Digitized by Google

Bitten um die Braut statt der Auserwählten eine alte Frau heraus. Auf diesen Augenblick aber hat der Drauschemann gewartet. Mit Ungestüm dringt er vor und macht so seinem Begleiter und sich den Weg frei. Nun sind beide in der Stube. Dort sitzt die Braut mit den Drauschken oder Kranzjungfern vor einem Tisch. Erstere wird erst dann von den Eltern freigegeben, nachdem der Bräutigam den Drauschken ein größeres Geldgeschenk geopfert hat. Die feierliche Stunde des Abschieds ist gekommen. Der Hochzeitsbitter dankt den Eltern für alle Liebe und Güte, die sie bis zum heutigen Tage ihrer Tochter angedeihen ließen, um sich nun einen eigenen Herd zu gründen.

Es ordnet sich der Zug zur Kirche. Die Braut geleiten die beiden Väter, während bei dem Bräutigam die Drauschken diesen Dienst übernommen haben. Allerlei gute Bekannte drängen sich mit verschiedenen Sympathiemittelchen heran. Die Frauen stecken der Braut heimlich Leinsamen in die Tasche, damit es ihrer Wirtschaft später nie an Flachs fehle, und die Bauern versuchen dem Bräutigam neunerlei Getreidekörner unbemerkt in die Schuhe zu bringen, weil dann Scheuer und Kornboden stets gefüllt sein werden. Unter Musik und Glockengeläut setzt sich der Zug langsam in Bewegung an der Dorfaue vorbei, in deren Teich sich die Gänse tummeln, aber bei dem ungewohnten Schauspiel schleunigst ihr nasses Element verlassen und die Näherkommenden mit erhobenen Flügeln und lautem Geschnatter begrüßen. Bald sind die Gäste vor dem auf einer kleinen Anhöhe liegenden Gotteshause angelangt. Weihevoller Orgelklang empfängt die Eintretenden. Geräuschlos nehmen alle Platz. Eindringlich und zu Herzen gehend redet der Pastor zu dem Brautpaar, das eng aneinander geschmiegt steht, damit keine böse Macht sich zwischen beide dränge. Überall kommen Taschentücher zum Vorschein, um die hervorquellenden Tränen zu trocknen, und bei den Frauen hört man sogar heimliches Schluchzen. Es werden die Ringe gewechselt, der Geistliche erteilt den Segen, und die ernste Feier ist beendet. Vor der Kirche erfolgt nun unter kräftigem Händedruck die übliche Gratulation. Dann rüstet sich alles zum Rückzuge. Jubelnd zieht die festliche Schar heim. Aus alten Büchsen werden Freudenschüsse abgegeben, welche die unsichtbaren Geister von dem jungen Paar verscheuchen sollen. Die Braut darf sich nicht umsehen, weil sie in dem Falle nach einem zweiten Mann Umschau hält und darum bald Witwe werden wird. Plötzlich muß der Zug halten. Übermütige Burschen haben über die Dorfstraße eine Leine ge-

Digitized by Google

zogen und entfernen diese erst nach Zahlung eines bestimmten Sperrgeldes. Mehrmals wiederholt sich dies bis zum Hochzeitshause, wo darauf die vorgeschriebenen Ehrentänze von der Braut und dem Bräutigam mit den Honoratioren ihre Erledigung finden.

Inzwischen war das Mahl angerichtet, bei dem größtenteils die Quantität den Ausschlag gab. Die gelbe Suppe, ein Gemisch von Braunbier und Milch mit Rosinen, Kuchenwürfeln und Safran, bildete den ersten Gang, dem sich als Zwischengericht Milchreis mit Rosinen anschloß. Besonders beliebt war in Pfannen gebackener Quark, frischer Weichkäse mit Mehl, Eiern, Butter, Zucker und Rosinen. Das Hauptgericht bestand in gebratenem Schweinefleisch mit dünner Sauce, auch wohl in Rindfleisch mit Meerrettich; außerdem wurden noch, je nach der Jahreszeit, Erbsen, Kalbs- oder Gänsebraten, Schwarzsauer herumgereicht. Die mehr als reichlichen Portionen waren so groß geschnitten, daß selbst die Bauern mit ihrem gesegneten Appetit das Gewehr strecken mußten. Aber sie verstanden, sich zu helfen. Die Überbleibsel wanderten in mitgebrachte Töpfe, um für zu Hause noch ein Mahl zu bilden. Dieses „Essenteilen" war jedoch nur auf großen Hochzeiten gebräuchlich, weil es bei der Fülle der Speisen nicht so darauf ankam. In dem Falle gedachte man sogar der Armen und Nichtgeladenen durch Übersendung einer gefüllten Schüssel, und die Kinder auf der Straße erhielten ein großes Stück Kuchen. Für die nötigen Getränke hatten die Gäste gemeinschaftlich zu sorgen, und erfreute sich das süße Lübbener allseitiger Bevorzugung. Beim Hochzeitsmahl überreichten die Gäste auch ihr Geschenk in klingender Münze. Zu dem Zwecke verschaffte sich ein kleines Mädchen einen Schuh der Braut. Dieser machte an der Tafel die Runde, und jeder legte nach Gutdünken seine Gabe in denselben. Der Bräutigam kam zuletzt heran und mußte die gesamte Summe bringen, so daß auf diese Weise die Braut oft verschiedene hundert Mark erhielt.

Hatten alle Teilnehmer zum Schluß noch Wurst und Kuchen nach Bedarf geprobt und sich so gehörig gestärkt und gelabt, dann zog jung und alt gewöhnlich in den Dorfkrug, wo nun der Tanz in seine Rechte trat. Dort drehten und schwenkten sich die Paare unermüdlich, daß bald der Schweiß von der Stirn triefte. Die Tänzerinnen wechselten mehrmals die Garderobe, und die älteren Damen musterten mit Kennerblicken die Qualität des Stoffes. Wer Hunger verspürte, ging an die stets gedeckte Tafel

Digitized by Google

und traf dort nach persönlichem Geschmack seine Auswahl unter den aufgestellten Gerichten. Allgemein sprach man dem zerschnittenen, gerösteten Rindermagen und dem Kalbsgekröse zu. So verstrich die ganze Nacht, und erst der anbrechende Morgen brachte der tanzlustigen Gesellschaft die nötige Ruhe. Aber bereits am Vormittag lud die Musik zur Fortsetzung der Feier ein. Zunächst statteten die Gäste in den Wohnungen Besuche ab, wobei die Kapelle aufspielte. Dann dachte man wieder an das Mahl, bei dem es die Reste des gestrigen Tages gab, die auch heute noch vortrefflich mundeten. Darauf wechselte Tanz und allerlei Kurzweil miteinander ab, und jeder weilte so lange, wie es ihm sein körperlicher Zustand noch gestattete. Der dritte Tag zeigte einen ernsten Charakter. Sämtliche Gäste beteiligten sich an dem Kirchgange des jungen Ehepaares und saßen nach der Rückkehr vom Gotteshause noch lange bei Speise und Trank gemütlich beisammen.

Impressionistische Malerei.

Von Alfred W. Fred.

I.

„. . . . . Dem Maler sagen, er müsse die Natur nehmen, wie sie ist, das heißt, dem Spieler sagen, er solle sich aufs Piano setzen. Daß die Natur immer recht hat, ist eine Behauptung, die künstlerisch ebenso unwahr ist, wie man ihre Wahrheit allgemein als bewiesen annimmt. Die Natur hat sehr selten recht, so selten sogar, daß man beinahe sagen kann, sie habe gewöhnlich unrecht: das heißt der Zustand der Dinge, der die Vollkommenheit der Harmonie erzeugen soll, welche eines Bildes würdig ist — dieser Zustand ist selten und durchaus nicht gewöhnlich . . . . . .

Digitized by Google

Von den Göttern abseits gestellt, um ihre Werke vollkommen zu machen, schafft der Maler jenes Wunder, das man Kunstwerk nennt, das an Vollkommenheit alles übertrifft, was sie in ihrer ‚Natur' ersonnen; und die Götter stehen dabei und staunen und sehen, wie unendlich viel schöner die Venus von Milo ist, als ihre Eva war." Diese stolzen Worte, das ungeschminkteste Bekenntnis einer artistischen Weltanschauung hat James Meneil Whistler, dieser genialste Erfasser menschlicher Eigenart in der Bildniskunst in seinem „Ten o'clock" aufgeschrieben.*) In derselben Zeit, als solche Meinung in Whistler wuchs, dem letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts, schrieb Emile Zola, der Kämpfer für die Malerei der Realisten, die Sätze: „Das Leben allein redet vom Leben, es leiten sich Schönheit und Wahrheit nur aus der lebenden Natur her."

Diese beiden Thesen sehen recht gegensätzlich aus. Und man merkt doch sogleich, daß sie beide Erfahrungen heftiger Intensitäten entstammen; ja mehr noch: daß sie auf der Grundlage derselben Entwickelung derselben Kunstschule, derselben Werke und Bemühungen erwachsen sind. Beide Männer, Whistler der ästhetisierende Maler, und Zola, der ästhetisierende Dichter, wobei dem Wort „ästhetisierend" kein böser Beigeschmack gegeben werden soll, sind durch den Impressionismus zu ihren Kunstmeinungen gekommen. Aus den Werken der Manet, Monet, Renoir und Degas hat Zola seine Meinung über Malerei abgeleitet, und die Whistlersche zarte Farbenkunst, diese elegante und subtile Kraft, eines Menschen Seele und Form durch eine koloristische Stimmung auszudrücken, hat sich gebildet aus der Kunst des Turner so gut, wie der des Manet und seines Kreises.

So schien es mir gebührlich, diese Sätze anzuführen, bevor der Versuch gemacht wird, vom Wesen und der Entwickelung impressionistischer Malerei einige Andeutungen zu geben. Daß hierzu in unserer Zeit es weder an Grund, noch an Anlaß fehle, ist klar. Man weiß, und jede Ausstellung der letzten Jahre gab hiervon neue Bestätigung, daß die französische Malerei des letzten Drittels des vergangenen Jahrhunderts stärker, als je, auf die deutsche Kunst eingewirkt hat. So haben in Wien im letzten Jahre die klugen Leiter der „Sezession" eine Ausstellung veran-

*) Man mag diesen Abschnitt der „Gentle art of making ennemies" jetzt in deutscher Übersetzung, der auch diese Stelle entnommen ist, im Märzhefte der Neuen Deutschen Rundschau lesen.

Digitized by Google

staltet, die, wenn auch höchst lückenhaft, die Reihe der malerischen Werke, die dem Impressionismus zunächst stehen, aufgestellt. Jede dogmatische kunstgeschichtliche Grenze war aufgehoben, und so fing mit Tintoretto der Zug der impressionistischen Maler an, um mit den belgischen Punktierern, Neo-Impressionisten, zu enden. (Die anregende historische Übersicht, wie sie hier geboten war, ergab die Grundlage dieses Aufsatzes.)

II.

Ruskin hat Turner geliebt und an dessen flimmernden Landschaften ist ihm die Kunst aufgegangen. Darum durfte er den Praeraffaeliten in ihrem Kampfe gegen die Rückständigkeit erstarrter akademischer Malerei ein Herold sein. Der Naturalist Emile Zola liebte Manet, an dessen vollkräftigen und kühnen Naturbildern ist ihm die Kunst aufgegangen, und so wurde er für die jungen Franzosen, was Ruskin den jungen Engländern war: der zornige Dolmetsch. Die Naturen der beiden Männer scheinen im seltsam verzerrenden Spiegel unserer Lebensgefühle, die von beiden weite Distanz haben, einander bald gleich, bald meilenweit verschieden. Sie liebten beide mit heißem Atem die Natur, die fruchtbare, samenreiche Erde. Sie waren beide Agitatoren, Propagandisten, beide bewußt und auch naiv. Sie erlitten auch, bei aller sonstigen Verschiedenheit, das gleiche Schicksal. Sie kämpften für die Jugend, und die Jugend wendete sich von ihnen ab. Whistler hat gegen Ruskin seine schärfsten Worte gesagt, und als der alte Kunstphilosoph starb, kräuselten die englischen Ästheten ihre Lippen in Verachtung gegen diesen wundervoll bornierten Mißversteher unserer Zeit und Kultur. Und über Emile Zolas Kunst und Kunstmeinungen konnte man in den letzten fünf Jahren von der Pariser Jugend höhnische Worte im Übermaß vernehmen. Allein Zola, der Kämpfer für den Impressionismus, ist nicht, wie Ruskin, — an ihrem Wert gegeneinander seien diese beiden representative men nicht gemessen — bei seinen Ansichten geblieben. Er hat dreißig Jahre nach seinem ersten heftigen Auftreten sein Urteil revidiert.

Zola, den Beurteiler malerischer Kunst, muß man kennen, wenn man die Entwickelungslinie der impressionistischen Malerei verständig besehen will. Und darum ist das Unternehmen des Bruno Cassirerschen Verlags zu loben, der, in guter Übertragung und von Hermann Helferich klug eingeleitet, Emile Zolas Schriften über Malerei eben herausgibt.

Digitized by Google

„Mes Haines", — so überschrieb er die Aufsätze, die der Evenement, der spätere Figaro, druckte und die unsägliche Stürme hervorriefen. „Mon Salon" — so nannte er seine Zusammenstellung erwähnenswerter Kunst und hassenswerter Macherei. „Prozeß-Akten" — so nennt er die Sammlung dieser Aufsätze, deren Reihe er abbrechen mußte, weil opportunistisch, wie jeder großkapitalistische Zeitungsunternehmer, Villemessant, der Figaro-Herausgeber, die Wut seiner Abonnenten und Gönner über diese tollen Heftigkeiten gegen alle „anerkannte", alle „akademische" Kunst nicht über sich ergehen lassen wollte. Ein Prozeß, Zornausbrüche, — das ist der Ton dieser Sechziger- und Siebzigerjahre, als man Manet in der jährlichen Ausstellung des „Salon" zurückwies, als man ihn für einen Schwindler, Zola für einen Bestochenen ansah und keiner begreifen wollte, wie viel ehrliche Energien, wie viel kräftiger Fanatismus in dieser jungen Malerei lag. Heute begreifen wir die Intensität dieses Kampfes, da wir die Wirkungen jener neuen Kunstschule — man verzeihe das banale, böse Wort — erkennen. Heute sehen wir aber auch, daß die Neuheit gar keine unbedingte Neuheit war, sondern sich an die große Malerei großer Zeiten getreulich anschloß; aber das erkennen nie die Zeitgenossen, für die „Tradition" immer lediglich der Anschluß an die letzte, versteifte Gegenwart bedeutet und Pietätlosigkeit die Verachtung des eben Anerkannten, selbst wenn diese Pietätlosen ehrfürchtig zu den Meistern der Vergangenheit aufblicken.

Der Kampf um den Impressionismus bedarf in seiner äußeren Peripherie hier keiner Schilderung. Der Weg jeglicher Kunstentwickelung ins Publikum, in die Massen ist der nämliche; und die Verschiedenheit der Rassen und der Zeitverhältnisse ändert nichts, als die Dauer und die Intensität der Kämpfe. Ob es sich also um die Millais und Rosetti, die Manet und Degas, die Liebermann und Leistikow, die Segantini und Klimt handelt — es ist ewiglich dieselbe Historie. Wenige Propheten werden geschmäht, die Massen sind zornig. Die Zeit versöhnt, die Mode wirbt Freunde — die Mengen bekehren sich. Der eben noch Beschimpfte ist schon der gefeierte, einzige Held. Seine Art ist die allein gültige, seine Richtung die beseligende. Nun ist man bereit, um seinetwillen unrecht zu tun; und eine neue Generation, eine neue Jugend, neuer Verstand, neue Kunstliebe bemüht sich, die alten Götter zu zerschlagen. Das spielt sich das eine Mal deutlicher und schärfer, das andere Mal verwischter ab, und in der Geschichte des Publikumsgeschmacks, die

Digitized by Google

ja einmal geschrieben werden wird, wird solcher Entwickelungen immer wieder gedacht werden müssen. Der Impressionismus hat in Frankreich diese Linie längst durchlaufen, wir in Deutschland haben den Kampf um die neue Farbenkunst, soweit es sich um Naturdarstellung handelt, ja auch schon fast hinter uns. Man weiß, daß viele Tendenzen der letzten Jahre aufs deutlichste zur Stilkunst gehen, womit dekorative oder allegorische Malerei gemeint wird. Denn im tiefen Wortsinne ist ja der Impressionismus auch Stilkunst, weil jedwede Kunst Stil ist. Denn Kunst, man mag es getrost wiederholen: ist gesteigertes Leben, Leben in höherer Potenz, und Stil ist Auswahl der Natur und Lebensmomente, natürlich auch nach einem Wahlpunkte, der für den Wählenden Erhöhung, Harmonisierung darstellt. Als Emile Zola sein Buch über Manet schrieb, ein Buch voller Wärme und voller Helläugigkeit, sagte er, um die Wut des Publikums zu erklären: Er schreckte nicht vor dem Ungestüm der Natur zurück.

Man kann über das neue Moment der französischen impressionistischen Malerei nichts Wesentlicheres sagen, als dieses: Sie schrecken nicht vor dem Ungestüm der Natur zurück. Die Kühnheit, mit der sie den Moment erfaßten — das war es, was empörte; das ist es, was als letztes Eigentum dieser neuen Malerei zurückblieb. Die neue Technik wurde notwendig, um eben diesen Ungestüm der Natur auszudrücken. Diesem Ziele nachgehend, fanden sie ihre künstlerischen Vorzüge und Eigentümlichkeiten: die Lehren von der Relativität aller Farben, vom Wirken durch grelle Kontraste, von der Darstellung der schroffen Bewegung, von der Ausschaltung jeden anderen Motivs als eines „rein malerischen".

Das „Rein-Malerische", das ist der Sinn vieler Auseinandersetzungen dieses jungen Zola, der die Frische, die Treue, die „zarte Richtigkeit" des Manet so über alles liebte. In allen Kunstkämpfen ist die Betonung der neuen technischen Ausdrucksweise das hervorstechende Moment gewesen. Es muß naturgemäß so sein. Die Akademiker jeder Zeit trachten nicht, der Natur nahe zu kommen, nicht, ihr Weltbild mit ihren Augen neu zu geben, sondern eine bereits erstarrte Form epigonenhaft zu variieren. Sie bedürfen keiner neuen Sprache, um die alten Worte wieder zu sagen. Anders die Jungen. In ihnen gärt eine neue Vorstellungswelt, die sie mit den überkommenen Mitteln nicht von sich ablösen können. So tasten sie, so ringen sie nach einer neuen Technik. Die scheint dann ja das hauptsächlich Neue, indes sie

Digitized by Google

nur den jungen Künstlern das Mittel war, ihr Gefühl von der Natur den Menschen, dem Leben auszudrücken.

Man hat die höhnischen Worte Whistlers noch im Gedächtnis, die er für alle Bemühung hat, durch Kunst der Natur nahe zu kommen. Er stellt die Kunst höher. Der Kreis um Manet fühlte anders. Für sie galt es Eines: ihren Eindruck des Belebten, ihr — abstrakt gesagt — pantheistisches Weltengefühl, mit jenen Formflecken, Färbungen, Tönungen, Belichtungen wiederzugeben, wie sie es in der Natur vor Augen hatten. Und niemals wollten die Farben der Palette grell und stark und kühn genug sein, um die Frischheit der Gräser und Blüten, der menschlichen Körper im Sonnenlicht zu erreichen. Das war ein Ringen voll Wut, ein förmlich gigantesker Kampf der Nerven. Ich kann es mir nicht versagen, jene Seiten aus Zolas L'œuvre hierherzusetzen, die das fast unmenschliche Kämpfen des Malers (gemeint ist Manet) um die Treue seiner Malereien schildern:

„Ah! cet effort de création dans l'œuvre d'art, cet effort de sang et de larmes dont il agoni sait, pour créer de la chair, souffler de la vie! Toujours en bataille avec le réel, et toujours vaincu, la lutte contre l'Ange! Il se brisait à cette besogne impossible de faire tenir toute la nature sur une toile, épuisé à la longue dans les perpétuelles douleurs qui tendaient ses muscles, sans qu'il pût jamais accoucher de son génie. Ce dont les autres se satisfaisaient, l'à peu près du rendu, les tricheries nécessaires, le tracassaient de remords, l'indignaient comme une faiblesse lâche; et il recommençait, et il gâtait le bien pour le mieux, trouvant que ça ne „parlait“ pas, mécontent de ses bonnes femmes, ainsi que le disaient plaisamment les camarades, tant qu'elles ne descendaient pas coucher avec lui. Que lui manquait-il donc, pour les créer vivantes? Un rien sans doute. Il était un peu en deça, un peu au dalà peut-être. Un jour, le mot de génie incomplet, entendu derrière son dos, l'avait flatté et épouvanté. Oui, ce devait être cela, le saut trop court ou trop long, le déséquilibrement des nerfs dont il souffrait le détraquement héréditaire qui, pour quelques grammes du substance en plus ou en moins, au lieu de faire un grand homme, allait faire un fou. Quand un désespoir le chassait de son atelier, et qu'il fuyait son œuvre, il emportait maintenant cette idée d'une impuissance fatale, il l'écoutait battre contre son crâne, comme le glas obstiné d'une cloche.“

Digitized by Google

Welch ein Bild menschlicher Energien! Rein als die Lösung heftiger schöpferischer Energien angeschaut, ist der Impressionismus ein wundervolles Kapitel menschlicher Geschichte.

IV.

„Der Künstler arbeitet nicht im Leben aller, nicht, um allen zu gefallen: er arbeitet für sich und um sich zu gefallen; er soll nicht denken, wie ich, und für mich arbeiten — er soll denken, wie er, und für sich arbeiten." — Auch diese Worte sind von Zola. Klug aber setzt sie schon Helferich in einen Gegensatz zu Zolas eigener Art der kritischen Betrachtung. Das ändert natürlich nichts daran, daß in ihnen das tief individualistische Kunstprinzip des Impressionismus ausgesprochen war, die schmerzlich errungene Weisheit jener Montmartre-Ateliers, von denen die neue Malerei nach Paris herabstieg. Gewiß — er ist die Formel jeglicher großen Kunst gewesen. Gewiß, auch jenes berühmteste Wort des Zola: „Ein Kunstwerk ist ein Winkel der Schöpfung, gesehen durch ein Temperament" gilt nicht allein für die Impressionisten und Naturalisten. Aber hier ist derlei am heftigsten und dann am bewußtesten betont worden. Der Stil des Impressionismus war eben die unbedingte, plötzliche, unversöhnliche und ungeschminkte Spiegelung in einem Menschen. Man kommt hier auf einen Wesenszug dieser Art der Malerei: Eine große Zahl von Künstlern hatte gesagt: wir streben der Natur nach. Wir wollen den Eindruck einer Wiese, die malerische Substanz eines Dämmerabends, das Nebeneinander von Rot und Schwarz, Hell und Dunkel geben. Aber sie taten es, indem sie die Essenz eines solchen Eindrucks gaben; mehr oder weniger, je nach ihren Temperamenten, entfernten sie sich von der Unmittelbarkeit, und die kühnsten kamen dahin, gleichsam nur die platonische Idee, die kühle Vorstellung eines Dämmerabends, des Frühlings usw. zu malen. Man verstehe: es kam ihnen auf ein Moment an. Sie suchten also im Schatze ihrer Eindrücke alles, was sich auf dieses Moment bezieht, vereinigten es, trugen es sorglich zusammen, und malten dann eine Konstruktion. Dagegen wehrt sich der Sinn des Impressionismus. Diese Maler gehen ins Freie, nehmen ein Bild auf und setzen es dann auf die Leinwand, wie es ihre Netzhäute gefaßt haben. Sie wollen nichts vereinfachen, nichts dazugeben. Sie malen einen Baum, nachdem sie ihn des Abends gesehen haben. Die Flecken und Farben, Lichtstreifen und Luftformen dieses einen Abends reizten sie. Sie haben etwas gesehen, machen gleichsam

Digitized by Google

die Augen wieder zu und gehen dann hin, die Impression dieses einen Moments zu malen, statt, wie das andere vor ihnen taten und wieder andere nach ihnen tun, eine Reduktion vieler aufgenommener Eindrücke. Solches nannten sie wohl Idealisieren und Stilisieren. Sie wußten nicht, daß auch der Impressionismus ein Stilisieren ist, nämlich unter dem Gesichtswinkel des Moments, der Bewegung.

V.

Bewegung — dies ist eines der am heftigsten befruchtenden Motive des Impressionismus gewesen — jede Kunstform, die sich um Bewegung bemühte, war, soweit sie frisch und nicht in Akademischem erstarrt war, impressionistisch. Man betrachte die Skizzen des Raffael und man wird selbst da diese Erwägung bestätigt finden. Die Darstellung der bewegten Natur — das ist es auch, was Zola im Sinne des Manetkreises: die Kühnheit des Moments nennt. Bewegt aber erschien diesen Männern mit den ungeahnt flinken Augen jegliches. Das war ihre Weltauffassung, dieses *πάντα ῥεῖ*. Und was andere als Studie betrachteten: nämlich zu zeigen, wie alles sich regt, um dann im Bilde den Ruhestand — gleichsam nach einem Kristallisationsprozeß — zu geben, kam es ihnen auf den Gärungsprozeß, die Entwickelung, wiederum: den Moment an. Das war natürlich mehr als Schrulle, als malerischer Witz. Auch mehr als Kunstprinzip, Reaktion gegen eine Generation, die an das ewige Werden der Natur vergessen hatte. Es war Ausdruck des Lebensgefühls der schöpferisch Begabten in jener Generation französischer Rasse. Der Dichter Zola, ja noch Barrès, und mit ihnen die Evolutionisten der Wissenschaft hatten in vielerlei Abwandlungen die nämliche Grundstimmung. Die großen Zolaschen Romane sind ja desgleichen nichts, als die Darstellung der ewigen heftigen Bewegung, des steten Blühens und Welkens. So war es das törichteste Verkennen, dem Naturalismus und Impressionismus einen pessimistischen Wert zuzuschreiben. Wenige Geschlechter hatten eine solche Liebe zur Erde, zum Düngergeruch, zur Fruchtbarkeit, wenige auch ein so festes Naturvertrauen. Man verirrt sich noch nicht in Abstraktionen, wenn man diese Malereien, die nichts, als Malereien sein wollten, pantheistische Kunstwerke nennt. Denn nicht allein mit der gleichen Liebe, auch mit den gleichen Merkmalen malten diese Menschen die Wiesen, die Blüten, die Tiere, die Menschen. Allem gaben sie Bewegung und Wandel-

Digitized by Google

barkeit der Erscheinung. Jahrzehnte, bevor in der sogenannten exakten Wissenschaft Spuren jener — noch nicht durchgedrungenen — Erkenntnis sichtlich wurden, die den Unterschied von organischen und anorganischen Objekten aufhebt, hatte das malerische Gefühl und die schöpferische Intuition der französischen Impressionisten diese Grenzen verwischt. Kein anderes Gefühl läßt die Darstellung eines Gartens von der Hand Manets in uns erstehen, als die einer Büfettdame. In beiden sehen wir vor allem: die wache Welt. Und eine Harmonie des Lebens bindet alles Erschaute und in der Grellheit des Eindruckes Wiedergegebene aneinander. Fühlten die Zeitgenossen aus den Bildern des Manet auch etwas Bitteres heraus — wir sehen in ihnen vor allem unsäglich Harmonisches.

VI.

Man denkt bei den Impressionisten vor allem an Farbe. Das ist es in der Tat, was als unerschütterliches Erbe aus diesen Kämpfen bleiben wird. Zur Befreiung vom Atelierdunkel, von der sogenannten „braunen Sauce" war der Impressionismus ja nicht der einzige Weg, aber doch der wirkungsvollste. Und sicherlich der gegenwärtig noch am stärksten sichtbare. Innerhalb der naturtreuen, grellen Farben hatten die Impressionisten aber noch manches andere Motiv — nicht erfunden oder entdeckt, sondern neubelebt. Vor allem die Verwertung der Töne in ihren tausendfältigen Nuancen, die Luftstimmung, und die Technik der Gegensätze. Das alles hatte man schon vordem oft, wenn auch nicht so unerschrocken verwendet. Dazu kam nun noch die Lehre von der Relativität der Farbe. Das ist das Kapitel von den violetten Bäumen, den roten Pferden. Heute muß man von diesen Dingen, die ja allerdings in jeder Kunstausstellung noch entsetzte Gesichter zeitigen, nicht mehr des langen und breiten sprechen. Gerade wir, denen es auf diese Farbenscherze nicht mehr um jeden Preis ankommt, die auch in anders gesehenen Bildern Offenbarungen starker und eigentümlich erregter Seelen sehen, wissen nur allzu gut, daß es ganz richtig ist, daß ein jedes Objekt im wechselnden Lichte, in wechselnder Umgebung wechselnde Färbung hat. Ein Baum ist nicht allein grün, sondern auch rot, violett, gelb usw., je nachdem die Sonne oder der Mond steht, und je nach der Verteilung der Farben in der näheren und ferneren Umgebung dieses Baumes. Ein nackter Leib ist nicht weiß und rosa, sondern auch grün oder lila, gefleckt, gesprenkelt, gestreift — ebenso nach der Art

Digitized by Google

der um ihn befindlichen Farben-, Licht- und Luftwerte. Jener alte griechische Philosoph hatte es in seinem Worte über Erkenntnisse schon ausgesprochen: Die Dinge sind nicht nur so, wie wir sie sehen, aber sie sind auch so. Dieser philosophische Satz mag eines der Motti zur Geschichte des malerischen Impressionismus abgeben.

[Fortsetzung.]

Neuland.

Von Hermann Klingebeil.

Ein Jährchen ist verflossen seit meiner letzten Sommerfrische am Strande der Ostsee. Begreiflich, daß ich jetzt, wo die schöne Erinnerung daran ihren ersten Geburtstag feiert, Rück- und Umschau halte; um so mehr als „des Dienstes ewig gleich gestellte Uhr" solch erfrischende Ferien nicht jedes Jahr gestattet. Erfrischung, geistige und leibliche, hatte ich damals erhofft, die Tragikomödie des Lebens sollte einem lieblichen Badeidyll weichen. Die blaue unendliche See, der grüne Wald und absolutes Nichtstun! Sogar meine Sammelleidenschaft, der ich in gewöhnlichen Zeiten eifrig oblag, sollte brachliegen.

Alles hatte sich programmmäßig angelassen, wie ich aus einem damaligen Tagebuch ersehe, das ich nur hatte führen wollen, um die Zeit totzuschlagen. Da hieß es am zweiten Tage unseres Dortseins:

„Wir liegen im Sande — am Strande
Und streifen durch Flur und Wald — wo's Hüfthorn schallt."

So rezitiert und dichtet meine sonst einfach, hier aber doppelt aufs Poetische gestimmte Jüngste.

„Recht so, liebe Jugend, genieße die schönen Jahre, in denen es noch nicht heißt:

Digitized by Google

„Die Milch der frommen Denkungsart
Hat sich in Drachengift verwandelt."

„Genieße in vollen Zügen, atme den harzigen Duft unseres deutschen Waldes, laß dein entzücktes Auge schweifen über die unendlich scheinende See, — daß unterdessen hoch am Himmel fast ungesehen, ein Raubvogel, wie das Verhängnis, über unschuldigen Wesen lauernd, seine Kreise zieht, über Wesen, die das Unglück haben, schwächer zu sein, — das braucht ja dich blonden Backfisch nicht zu kümmern. — Auch darüber brauchst du nicht zu grübeln, warum und zu welchem Zwecke wir solch gewaltige, Tod und Verderben speiende Kriegsschiffe haben müssen, wie sich gerade jetzt eins am äußersten Horizonte, vorüberfahrenderweise, bemerkbar macht. — — Dieses und, ach, noch so vieles andere braucht dein junges Köpfchen noch nicht zu verwirren, und auch ich bin ja nicht hier, um Trübsal zu blasen. Also fort mit solchen Betrachtungen, die — für mich wenigstens — bei Lichte besehen, nichts anderes sind, als ein Versuch in die Sommerfrische verbotene Waren einzuschmuggeln, die doch am letzten Ende mit der für vier Wochen ausgeschalteten Sammelleidenschaft zusammenhängen."

Ich muß lachen, wenn ich jetzt nach einem Jahre diese Einleitung zur damalige Sommerfrische lese, denn nie sind gute Vorsätze und die wohlgemeinten Ermahnungen der Angehörigen, geistiges Ausruhen zu suchen, jämmerlicher in die Brüche gegangen. Die Ursache war mein schon erwähnter Sammeleifer!

Hatte ich in meinen Knabenjahren Steine, Schmetterlinge, Käfer und mit besonderer Vorliebe Pflanzen gesammelt, so war das Interesse für diese greifbaren Belege der uns umgebenden Welt mit den Jahren mehr in den Hintergrund getreten und hatte sich Fragen zugewandt, die das Denken und Ringen unserer Zeit mehr und mehr in Anspruch nehmen: Weltanschauung, Religion, kurz die Grundlagen, auf welchen sich das geistige Sein des „homo sapiens" aufbaut, nahm mich gefangen. Hatten mich früher Pflanzen erfreut, die ich trocknete und sorgfältig nach dem Schema des „natürlichen Systems" einreihte, so begann nun eine ganz andere Art des Sammelns — hatte ich einst die lebhafteste Freude empfunden, wenn es mir nach langem Suchen gelang, den Standort einer seltenen Pflanzengattung zu entdecken, so waren es jetzt Aussprüche großer — und kleiner — Denker, die notiert und der „Sammlung" einverleibt wurden, besonders dann, wenn durch den neuen Fund einer der bearbeiteten Gedankenkreise einen annähernden Abschluß fand.

Digitized by Google

Von Anfang an war es mir klar gewesen, daß hierbei noch mehr als anderswo „Ordnung“ herrschen müsse, und dem entsprach eine Art von ad hoc konstruiertem „natürlichen System“ — just wie in der Botanik! — Einige Hauptabteilungen, wie „Philosophie,“ „Protestantismus,“ „Katholizismus,“ „Moderne“. Dazu die nötigen Unterabteilungen, z. B. zur Philosophie: Die alten Griechen, die Scholastiker ꝛc.; zum Protestantismus: Die Strenggläubigen, die liberale Richtung ꝛc. ꝛc. — ja es ging fein säuberlich und ordentlich in meiner „Sammlung“ zu; mochte draußen der Kampf toben, so viel er wollte, in meinen Schubfächern erschien Stöcker friedlich neben Harnack, die Männer des Syllabus neben Hoensbroech, sogar Bebel, der wilde, und Tolstoi durften nicht fehlen, ebensowenig wie die Suttner, die Übermenschen e tutti quanti!

Aber weit entfernt davon, nur aus Büchern zu sammeln, hatte ich mich schon lange und zwar ganz besonders auch dem Studium des „lebenden Objekts“ zugewandt, hatte versucht, es psychologisch zu begreifen, mir es verständlich zu machen aus seiner Umgebung, seiner Erziehung und den vielen Momenten, die mitsprechen, wenn es sich darum handelt, den homo sapiens als einheitliches Ganzes zu erfassen.

Ohne irgendwelche Eitelkeit als Sammler kann ich behaupten, hierin oft Glück gehabt zu haben; eine ganze Anzahl „reiner Typen“ gelang es mir zu „fangen“ und, sorgfältig „beschrieben“, meiner „Sammlung“ einzuverleiben, und nun wird man es auch begreiflich finden, wie alle guten Vorsätze in den vier Wochen der Sommerfrische mich „sammelrein“ zu halten durch besondere Umstände zu Wasser wurden.

Nichts Böses ahnend war ich von einigen liebenswürdigen Tischgästen aufgefordert worden, doch auch zu ihrem regelmäßigen Stammtische zu kommen, man könne doch nicht ganz und gar auf alles verzichten, auch im angenehmsten Seebade nicht und die Diskussion interessanter Fragen im engeren Kreise würde sicher auch mir gut tun. Das leuchtete mir ein und als ich am selben Abend schon der Tafelrunde neues Mitglied wurde, da waren binnen einer Stunde alle Ermahnungen, nicht zu „sammeln“, einfach vergessen.

Das Auge eines Sammlers sieht scharf und diese erste Stunde schon brachte mir die Überzeugung, daß ich so rein ausgeprägte Typen verschiedener Weltanschauungen, in so engem Raum faßbar und sich so offen und rückhaltlos gebend, noch nie beisammen

Digitized by Google

gehabt hatte: eine Korona meist akademisch gebildeter Menschen, durch gemeinschaftliches Badeleben der alltäglichen Zugeknöpftheit und Zurückhaltung enthoben. Jeder ging, wie man sagt, „aufs Ganze“ und ich diskutierte sofort eifrig mit. Die Geister platzten oft heftig aufeinander; aber die ungeschriebenen Höflichkeitsgesetze der gemeinsamen Sommerfrische schienen, wie ein versöhnender Genius, über allen zu schweben, und jetzt, nach einem Jahre macht mir ein kleiner Rückblick unter Zuhilfenahme meiner „Sammlung“ besonderes Vergnügen.

Da war, um den würdigsten zuerst zu nennen, ein evangelischer Geistlicher, dem man heimlich den Beinamen „der Synodalkorrekte“ beigelegt hatte. Er war nicht salbungsvoll, bestand aber unbedingt auf allem und verteidigte alles, was unsere Strenggläubigen behaupten und als „unveräußerlichen Glaubensbestand“ ansehen.

Ich habe in meiner Sammlung nachgeschlagen und gefunden, daß die Anschauungen dieser unter der Bezeichnung „homo sapiens synodalis“ rubrizierten Gattung sich genau mit den von der „Vereinigung der Freunde des kirchlichen Bekenntnisses“ aufgestellten Sätzen decken.

Dem Manne war nicht leicht beizukommen. Häufig fand er einen Bundesgenossen in einem rheinländischen Dr. juris, der ebenso ultramontan-katholisch war, wie der andere orthodox-evangelisch.

Ich will nicht sagen, daß diese beiden sich nicht auch gelegentlich befehdet hätten, aber in der richtigen Unterstellung, daß die Neuzeit überhaupt nicht mehr viel für „Dogmen“ übrig hat, waren sie stets darin einig, daß man in der Fassung des „kirchlichen Bekenntnisses“ auch nicht die kleinste Bresche dulden dürfte und hoch pries der Jurist die stramme Organisation des Katholizismus mit dem in Glaubenssachen unfehlbar dekretierenden Papste.

Etwas bewegt wurde die Szene, als der Jurist eines Abends, von seinem Tischnachbar, einem Arzte, gefragt wurde, wie er sich die Heilwirkung vorstelle, welche die Reliquien, z. B. der Trierer heilige Rock, oder die wundertätigen Wasser in Lourdes ꝛc. ꝛc. ausübten. Er empfahl dem Fragesteller die Lektüre eines von dem bekannten Bischof Korum verfaßten Buches, das die gewissenhafte Beschreibung der einzelnen Heiligenrockheilungen enthält. Der böse Arzt ließ aber nicht so schnell locker, sondern wollte aus dem mittelalterlichen Reliquien- und Heiligenkultus noch so vielerlei Aufklärungen haben, daß der Jurist endlich mit der Ausflucht kam, „wissenschaftlich“ könne man ja allerdings nicht alles erklären,

Digitized by Google

ein berühmter Mann habe sogar unbequemen Fragern gegenüber geantwortet: Credo quia absurdum! Religiös war unser Jurist jedenfalls nach dem Rezept des Bischofs Keppler von Rottenburg erzogen, das auch manches enthält, was sich mit den Anschauungen des evangelischen Theologen deckt.

In meiner Sammlung finde ich darüber unter Rubrik: „Homo sapiens ultramontanus" folgende Notiz:

„Der streitbare Bischof Keppler, durch dessen neugeprägtes Wort die nicht schwarz genug gefärbten Schäflein als „Margarine-Katholiken" bezeichnet werden, schlägt eine kräftige Klinge. „Echte Bildung ist zu pflegen," sagt er — also „eine Bildung, die es weder allein, noch vorwiegend auf Verstand und Wissen absieht, sondern die auf Seele, Willen, Gewissen, Charakter beruht, die nicht bloß unterrichtet und abrichtet, sondern auch erzieht; die nicht den Geisteshochmut nährt, sondern Geist und Herz veredelt durch wahre Einfalt und Reinheit des Denkens und Fühlens; eine Bildung, die nicht bei der ‚modernen' Bildung betteln geht, sondern von den eigenen Bildungsschätzen und Bildungsmitteln des Katholizismus: Mystik, Mittelalter, Leben der Heiligen, kirchliche Kunst, katholische Philosophie, Theologie und Dichtung lebt."

Der gute Bischof gestattet freundlichst, unserer Bildung auch Philosophie zuzuführen, aber katholische. Kant ist päpstlich verpönt, der alte Scholastiker Thomas von Aquino muß es sein! Aus dem Jungborn der Kunst soll geschöpft werden — aber katholische Kunst!

Auf den kirchlichen Isolierschemel werden die Opfer solcher Erziehung gesetzt, eine fest von der Außenwelt abschließende Glasglocke über sie gestülpt und dann beginnt die „Erziehung" — so ungefähr sprach auch zum Juristen sein Gegenüber, ein Gymnasialoberlehrer und hartgesottener Häckelianer, ein Ideologe, dessen begeisterte, aber milde und liebenswürdige Art, zu diskutieren, mich lebhaft an den seligen Egidy erinnerte. In seinen Augen hatte der große Mann in Jena, dessen „Welträtsel" mit einem Nachworte: „Das Glaubensbekenntnis der reinen Vernunft" in vielen Zitaten natürlich ebenfalls meine Sammlung ziert, längst den Stein der Weisen gefunden.

„Es fehlt eben unseren Theologen," zitierte er aus dem großen Häckel, „ebenso wie unseren Philologen, unseren Politikern, ebenso wie unseren Juristen, an jener unentbehrlichen Naturerkenntnis, die sich auf die monistische Entwickelungslehre

Digitized by Google

gründet, und die bereits in den festen Besitzstand unserer modernen Wissenschaft übergegangen ist."

Und doch gibt es böse Menschen, die, sich ebenfalls auf ihre „Spezialstudien" berufend, das Gegenteil behaupten; nämlich, daß die Entwickelungslehre nur eine Theorie sei, wie so viele andere, und noch keineswegs als in den „festen" Besitzstand unserer modernen Wissenschaft übergegangen, zu betrachten sei; und Dr. Max Apel in seinen „Kritischen Anmerkungen zu Häckels Welträtseln" behauptet frisch und frei dem Monismus gegenüber, daß wir ohne „ethische Willensrichtung" nicht auskämen. „Gerechtigkeit soll herrschen und sittliche Würde gelten — das sind Gedanken, die wir nicht bei den Zellen und Protisten finden."

Damit aber auch die eben so echt deutsche, wie „reine" Theorie, (an „Theoritis" erkrankte Richtung hatte der boshafte Arzt sie genannt) würdig vertreten sei, präsidierte dem interessanten Stammtische ein eifriger Anhänger Egidyscher und Tolstoischer Ideen, auch etwas „ethische Kultur" mochte ihm anhaften. Was das bedeutet, ist ja bekannt; trotzdem kann ich es mir nicht versagen, aus meiner Sammlung — Rubrik: Homo sapiens Theoreticus — einen Ausspruch Egidys und einen von Tolstoi zu bringen.

Egidy: „Nur ein einziger Antrag: Wir wollen von morgen ab Menschen, d. h. Christen sein — und an demselben Tage, wo dieser Antrag angenommen ist, können drei Viertel unserer Gesetze ins Feuer wandern!" — —

Tolstoi: „Sie (nämlich die plötzlich entstehenden Tolstoischen Idealmenschen) führen weder Rechtsstreite untereinander, noch suchen sie Anerkennung des Rechtes bei einem staatlichen Gerichte. Sie setzen dadurch sämtliche Tätigkeiten des Staates matt; dessen Werkzeuge, das Heer der Beamten, finden keine Arbeit mehr ꝛc. — Den gleichen Weg geht der Nicht-Widerstand gegen die Kirche. Er gebraucht deren Heilmittel nicht und macht zuletzt die gesamte Einrichtung hinfällig."

Damit wäre nun wohl genug, wenn nicht schon zuviel von dem aus der Schule geplaudert, was diese Herren an unserem Stammtische besprachen, wenn nicht noch ein behäbiges durch den Titel „Kommerzienrat" geziertes Mitglied der Tafelrunde mit einer hundertmal wiederholten Behauptung zu erwähnen wäre. Auch in ihm stellte sich ein reiner Typus unserer heutigen Gesellschaft dar, den es sich lohnt kennen zu lernen.

Unser Kommerzienrat pfiff immer dieselbe Melodie, eine

Digitized by Google

Melodie, die ich für verdammungswürdig und schlecht halte, ja geradezu für volksverderbend und staatsgefährlich, weil sie in einer Zeit, in der die deutsche Volksseele abgetanen oder doch schon sehr verblassenden Formen gegenüber nach einem neuen Lebensinhalt ringt — eben diese Volksseele in zwei Teile zerreißt, in Gebildete und nicht Gebildete.

Der Gebildete, sagte der Kommerzienrat, brauche überhaupt keine Religion; notwendig sei sie nur für das sogenannte „Volk", denn dieses würde ohne Religion sofort entgleisen und den Strafgesetzbüchern aller Länder anheim fallen! Atheist oder dgl. solle eben nur derjenige sein, der es sich leisten könne! Ich hatte dem Manne bemerkt, einem bekannten Ausspruch nach, sei die Religion ein Wasser, in welchem ein Lamm waten, aber ein Elefant unter Umständen keinen Grund finden könnte, und in meiner Sammlung finde ich Harnacks schönes Wort: „Die Religion, nämlich die Gottes- und Nächstenliebe, ist es, die dem Leben einen Sinn gibt; die Wissenschaft vermag das nicht! Und weiter: Es ist eine herrliche Sache um die reine Wissenschaft, und wehe dem, der sie gering schätzt oder die Sinne für die Erkenntnis in sich abstumpft! Aber auf die Fragen nach dem Woher, Wohin und Wozu gibt sie heute so wenig eine Antwort, wie vor zwei- oder dreitausend Jahren. Wohl belehrt sie uns über Tatsächliches, deckt Widersprüche auf, verkettet Erscheinungen und berichtigt die Täuschungen unserer Sinne und Vorstellungen. Aber wo und wie die Kurve der Welt und die Kurve unseres eigenen Lebens beginnt — jene Kurve, von der sie uns nur ein Stück zeigt, — und wohin diese Kurve führt, darüber belehrt uns die Wissenschaft nicht. Wenn wir aber mit festem Willen die Kräfte und Werte bejahen, die auf den Höhepunkten unseres inneren Lebens als unser höchstes Gut, ja als unser eigentliches Selbst aufstrahlen, wenn wir den Ernst und den Mut haben, sie als das Wirkliche gelten zu lassen und nach ihnen das Leben einzurichten, und wenn wir dann auf den Gang der Geschichte der Menschheit blicken, ihre aufwärts sich bewegende Entwickelung verfolgend, und strebend und dienend die Gemeinschaft der Geister in ihr aufsuchen — so werden wir nicht in Überdruß und Kleinmut versinken, sondern wir werden Gottes gewiß werden, des Gottes, den Jesus Christus seinen Vater genannt hat, und der auch unser Vater ist."

Wohl wirbelten, wie ich gezeigt habe, die verschiedensten Meinungen am Stammtisch durcheinander, ohne daß wir uns besonders aufregten; nur der zuletzt genannte Kommerzienrat ging

Digitized by Google

mir, wie man zu sagen pflegt, auf die Nerven. Ich kann mich heute noch nicht über seine Behauptungen beruhigen. Mitarbeit und Verständnis an der unendlich wichtigen Frage nach unseren heiligsten Gütern soll den „Gebildeten“ zugewiesen werden — der blinde Glaube dem „Volke“; als wenn diese Fragen ein wissenschaftliches Elaborat, ein mit dem Destillierkolben zu findendes chemisches Produkt oder ähnliches wären.

Das scheint mir einer jener grundlegenden Irrtümer zu sein, welche in Zeiten, wo große Fragen in Fluß geraten sind, höchst verhängnisvoll werden können.

Des Kommerzienrats Meinung, die Religion sei nur für das Volk notwendig, wird von unendlich vielen geteilt; das betreffende Fach meiner Sammlung beweist, daß dieser Nonsens bei alt und jung — ja, bei sich klug und weise dünkenden Schülern und jungen Studenten — zu Hause ist. Und merkwürdig, je mehr ich darüber nachdenke und nachlese, desto weniger kann ich mich darüber wundern!

Dasselbe gefährliche und unwürdige Versteckspiel, wie zwischen Gebildeten und Ungebildeten, besteht zwischen Lehrern und Schülern, zwischen Eltern und Kindern, zwischen Theologen und Publikum. Dinge sollen immer noch vertuscht werden, welche die Spatzen längst von den Dächern pfeifen. Die Wissenschaft hat längst darüber aufgeklärt, daß die Welt nicht in sechs Tagen geschaffen wurde, und nicht so, wie der alte mosaische Schöpfungsbericht es erzählt; aber Schule und Kirche suchen in ihren Lehrbüchern alles zu konservieren wie kostbare Petrefakten.

Auf wie menschliche, ja allzumenschliche Art die kirchlichen „Glaubenssätze“ entstanden, kann man in hundert wissenschaftlichen Werken lesen, aber die offiziellen Kirchen suchen mit aller Macht, die Fiktion aufrecht zu erhalten, alles sei göttlichen Ursprungs. Sie machen unserer Seelen Seligkeit davon abhängig, daß wir so glauben — und die Anstellung der Seelsorger davon, daß sie so lehren!

Aber das Volk hat sich längst nicht nur seinen Vers darauf gemacht, sondern es läuft längst Gefahr, nun das Kind mit dem Bade auszuschütten. Ein drastisches Beispiel dafür sollte mir in unserem Badeorte ein biederer Sattlermeister liefern — ein braver Mann, der durch seiner Hände Arbeit, durch Nüchternheit und Sparsamkeit zu Wohlstand gelangt war. Sein Sohn sollte studieren. „Was soll er denn studieren?“ frage ich den Mann eines Tages, „vielleicht will er 'mal Pastor werden?“ — Ein

Digitized by Google

vorwurfsvoller Blick seitens des Vaters trifft mich. — „Theologe?? — wohl, damit er den Leuten etwas vorlügen kann?“

Ich zitiere das häßliche Wort, wie es fiel, und sein Sprecher wurde unter der Rubrik „homo sapiens furiosus“ der Sammlung einverleibt. Ich muß wohl den guten Sattlermeister im ersten Augenblick etwas entsetzt angestarrt haben. Auf meine Frage, ob viele Leute so böse über die Pfarrer dächten, lautete die prompte Antwort: „Alle, die ich kenne!“ Ich hatte genug, zahlte die kleine Reparatur am Reisekoffer, die der Mann besorgt hatte, und verließ das Lokal.

Wie tief war in den Augen dieses Mannes unser ganzer Predigerstand gesunken. Hatte er noch eine Ahnung davon, daß vom deutschen Pfarrhause jahrhundertelang viel Segen ausging? So viel, daß ein so in der Wolle gefärbter Glaubensfeind, wie der alte Professor Dodel in Zürich, in seinem Buche „Moses und Darwin“ den ehelosen katholischen Geistlichen das evangelische Pfarrhaus gradezu als Muster und vom heilsamsten Einfluß auf seine Umgebung preist.

Viel und eingehend habe ich über den mich aufs peinlichste berührenden Ausspruch meines Sattlermeisters nachgedacht und bin heute noch nicht fertig damit.

Vor mir liegen Aussprüche eines Mannes, der sich „freireligiöser“ Prediger nennt, der seinen Zuhörern beweisen will, daß es überhaupt keinen Gott gibt, vor mir liegen eigene Aufzeichnungen über ein Gespräch mit einem akademisch gebildeten jungen Manne, der sich als „Anarchist“ bezeichnete, die nicht bloß Gott, sondern überhaupt alles leugnen, was uns heilig ist. Ich kann die Ausführungen dieser und so unendlich vieler Theoritiskranken ruhig lesen — sie lassen mich kalt! Nicht einmal die Nachricht, daß sich in Frankreich Schülerverbindungen gebildet haben mit dem Leitsatz: „Ni Dieu — ni maître!“ vermag mich zu erschüttern; denn nichts ist natürlicher, als daß der Franzose aus dem Ultramontanismus direkt in den Atheismus verfällt — dem Volkscharakter entsprechend, aus einem Extrem ins andere.

Daß aber wir Deutsche mit dem uns so gern nachgesagten „Gemüt“ in Zeiten, wo Jahrtausende alte Anschauungen ins Wanken geraten sind, in Gefahr schweben, den Inhalt und Kern der Religion zu verlieren, weil zu starr am Dogma festgehalten wird, und, wie es der Sattlermeister tat, das Kind mit dem Bade auszuschütten, das erscheint mir in der Tat großer, ja aller-

Digitized by Google

größter Beunruhigung wert; denn für den Reichen, wie für den gemeinen Mann gilt mir das Wort: Religion verloren — alles verloren!

Den biederen Sattlermeister dürfen wir als Typus, nämlich als einen von den vielen Tausenden betrachten, für welchen die Kirchen keine volkstümlichen Institutionen mehr sind. Das Fernbleiben des Volkes in dem beliebten Kanzeltone als „Gottlosigkeit", strafwürdigen „Unglauben" usw. zu brandmarken, mag recht bequem sein. Mit verständnisvollem Eingehen auf des Volkes Gedanken würden unsere Geistlichen mehr erreichen! Denn gerade das Volk nimmt sehr viel Anteil an den zeitbewegenden Fragen. Vielleicht mehr, als man ihm zutraut. Ein Pfarrer, welcher zu erforschen gesucht hat, was das Volk liest, hat dafür überraschende, statistische Beweise erbracht. Aber aus der verwerflichen Gepflogenheit, an der großen Bewegung der Geister nicht das Volk, sondern nur die Gebildeten teilnehmen zu lassen, ist schwer herauszukommen, — zu sagen: „So habt ihr zu glauben" — ist leichter!

Man muß, um in dem heutigen Durcheinander von Meinungen einen Ruhepunkt zu entdecken, den Blick schon fleißig umherschweifen lassen, aber die ersten Ansätze von „Neuland" ragen doch schon aus dem Chaos hervor. Der aufmerksame Sammler der Zeichen der Zeit kann nach dieser Richtung hin schon manches Erfreuliche einheimsen.

Noch immer präsentiert sich das Christentum in Gestalt von Dogmen, deren Entstehung die moderne Wissenschaft als weit entfernt von göttlichen Einwirkungen aufgedeckt hat und viele der besten Geister, Theologen und Nichttheologen, sind sich darüber klar geworden, daß Kern und Inhalt der Lehre Christi nicht mehr in dem bisherigen Schematismus zu suchen sind. Man wird also den sprudelnden Quell von dem Schutt und den Trümmern, unter denen er vergraben ist, befreien müssen. Ein erfreuliches Suchen nach Mitteln, um diesen Zweck zu erreichen, hat begonnen, und bei den sonstigen Fortschritten der Wissenschaften erscheint es erklärlich, daß unsere Zeit auch die Lösung der religiösen Frage der Wissenschaft zuschreiben zu dürfen glaubt.

Dieser Irrtum ist begreiflich, aber Christus hat kein wissenschaftliches System aufgestellt und aufstellen wollen, als er seinen armen Fischern, Handwerkern, kurz den Leuten aus dem Volke predigte. Von „Übermenschen" oder „Pessimismus" ist da keine Rede, aber satte Kommerzienräte, die sich hoch erhaben dünken über

Digitized by Google

Ungebildete, die werden uns in scharfen Umrissen gezeichnet und mit den Worten gerichtet: „Eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, ehe denn ein Reicher ins Himmelreich kommt."

Ein philosophisches Kunstfeuerwerk hat Christus nicht abgebrannt. Die griechischen Denker, bei denen die Philosophie die Hauptrolle spielte, würden dazu wohl große Augen gemacht und diese neue Sonne angestaunt haben, aber das Feuerwerk wäre bald verpufft.

Was Christus der Menschheit bringen wollte, war etwas Anderes, Größeres, den inneren Menschen packendes, umwandelndes.

In Gleichnissen und Aussprüchen, wie sie einfacher, eindringlicher und volkstümlicher nie vorher und nie nachher einer buntscheckigen Menge vorgetragen wurden, hat er dem Volke seine Lehre verständlich zu machen gesucht, und das die Lehre erläuternde Beispiel hat er selber den Zeitgenossen vorgelebt, als der Reinste der Reinen und bis zur Besiegelung durch einen qualvollen Tod.

In den ersten Jahrhunderten nach Christo ist dann der Geist der verschiedenartigsten Menschen und Völker mit Christi Lehre verquickt und in Christi Lehre hinein geheimnißt worden: „Kirchenväter wie Hieronymus und Chrysostomus," sagt Houston Chamberlain, „ermutigte die pia fraus (der fromme Betrug); bald darauf kommt die Begründung von Macht und Recht des römischen Stuhles, anstatt durch Mannesmut und Sieg, durch großartig betriebene Dokumentenfälschung!". Und weiter: — „So war es z. B. Konstantin I., der noch nicht getaufte Gattin- und Kindesmörder, der die erste ökumenische Synode zusammenberief (325 in Nicäa), und der gegen die erdrückende Mehrheit der Bischöfe seinen Willen, d. h. die Lehren seines ägyptischen Schützlings Athanasius durchsetzte." So entstand das nicäanische Glaubensbekenntnis: auf der einen Seite die kluge Berechnung eines zielbewußten, gewissenlosen und gänzlich unchristlichen Politikers, der sich nur die eine Frage vorlegte: wie knechte ich meine Untertanen am vollkommensten; auf der anderen die feige Unaufrichtigkeit eingeschüchterter Prälaten."

Und was alles hat sich im Laufe weiterer Jahrhunderte diesen ersten Glaubensbekenntnissen ankristallisiert! bis endlich Luther, der große deutsche Volksmann, die unabweisliche Reinigung vornahm und sie wenigstens so weit durchführte, wie die damaligen Mittel und der damalige Überblick es zuließen.

Ein saures Stück Arbeit, das die Jetztzeit mit größeren

Digitized by Google

Mitteln und schärferen Waffen wieder wird aufnehmen müssen, wenn anders sie den eisernen Ring der Dogmenkirchen sprengen und wieder zur einfachen Lehre Christi zurückkehren will.

Ihre Anhänger hat diese Lehre zu allen Zeiten und in allen Konfessionen gehabt, verkörpert in Persönlichkeiten, auf welchen ein Abglanz unseres großen Vorbildes zu ruhen scheint. Taten der Aufopferung und Nächstenliebe sind in der Öffentlichkeit, wie im verborgenen vollbracht worden, mitten im Konfessionshader und trotz ihm. Ein Beweis dafür, daß Geist und Inhalt dessen, was Christus lehrte und der Welt bringen wollte, nicht an ein Glaubensschema gebunden ist, sondern über den Konfessionen und über den Dogmen steht.

Hatte ich früher nur meinen in der Sommerfrische erhaltenen Eindrücken Luft machen und sie sozusagen bei mir selbst zur Diskussion stellen wollen, so bin ich durch das Nachsuchen, Nachlesen und Ergänzen in meiner nicht kleinen „Sammlung" doch etwas tiefer in die Materie hinein geraten.

Wenn ich die Gebildeten auf der Jagd nach neuen Religionen und Religiönchen sehe, dann muß ich an unser Volkslied von den drei Jägern und dem weißen Hirsch denken. Während die drei Jäger sich ihre schönen Träume erzählen:

„Da rauschte der weiße Hirsch vorbei,
Und eh' die Jäger ihn recht gesehn,
Da war er davon über Tiefen und Höhn!"

Glauben die Gebildeten, die Gelehrten die „neue" Religion erträumen, „entdecken" zu können, so sind sie im Irrtum.

Das Volk, das ganze Volk in allen seinen Schichten, muß in seine tiefsten Seelentiefen hinabsteigen, um sie zu finden, in sie hineinzuwachsen, sie zur Tat werden zu lassen.

Vielleicht sind wir aber dem rechten Ziele schon näher, als wir selber es zu hoffen wagen. Jedenfalls ist in allen Dogmenkirchen die Anzahl derer nicht klein, die sehnend nach ihm Ausschau halten.

Lang mag dem Erwartungsvollen die Zeit erscheinen, in welcher die auf Kundschaft ausgesandte Taube noch ängstlich flatternd und mit leerem Schnabel zurückkehrt. Aber einmal kommt doch im Leben des einzelnen Wahrheitsuchers, wie in dem ganzer Völker — jener heiß ersehnte Augenblick, der die Ausgesandte zurückführt als Trägerin des wieder festes Land bedeutenden Ölzweiges: Neuland!

Digitized by Google

Deutsche Kunstausstellungen 1904.

I.

Berlin.

Von Max Osborn.

Seit Jahren haben die Berliner Kunstfreunde den großen Sommerausstellungen nicht mit so lebhaftem Interesse entgegengesehen, wie diesmal. Die stürmischen, ja leidenschaftlichen Kämpfe, die im vergangenen Winter zwischen den künstlerischen Parteien getobt und sich zu Angelegenheiten von so allgemeiner Bedeutung entwickelt hatten, daß sie sogar in den Parlamenten ein lautes Echo fanden, erfüllten das Publikum mit ungeduldiger Neugier. Nach all den Worten, die gewechselt waren, wollte man nun endlich wieder einmal Taten sehen; es stieg eine Ahnung auf, daß dies doch immerhin die natürlichste Form künstlerischen Wettstreits sei. Die Reichstags- und Landtagsdebatten klangen dann noch einmal in den Eröffnungsfeierlichkeiten nach, indem in Moabit der Ausstellungspräsident Prof. Körner und der Kultusminister Dr. Studt Gelegenheit nahmen, die „Unparteilichkeit" der offiziellen preußischen Kunstpflege zu rühmen, worauf drei Tage später in Charlottenburg aus dem Munde Max Liebermanns die Antwort erscholl. Dann aber ward es ruhig und man begann, sich ohne besondere Erregung die Ausstellungen selbst und ihre Werke anzusehen.

Auf beiden Seiten hatte man sich große Mühe gegeben, um die aufs höchste gespannten Erwartungen nicht allzusehr zu enttäuschen. Das war freilich ein Ziel, das sich mit dem guten Willen allein nicht erreichen ließ, und woher sollten plötzlich neue Effektmittel genommen werden? Der Kreis der Großen Kunstausstellung, wie der Sezession ist schließlich seit Jahren von bestimmten Linien umschrieben, und es ist beiden kaum möglich, mit einem Schlage neue Sensationen aus dem Boden zu zaubern. So konnte es nicht fehlen, daß die Erfüllung jener Erwartungen ausblieb, und das bis zur Siedehitze emporgeschnellte Thermometer des allgemeinen Kunstinteresses rasch wieder sank. Wenn man es noch nicht gewußt hätte, so hätte man es aus diesem jähen Abflauen der Teilnahme erkennen können, wie äußerlich das scheinbar so innige Verhältnis des großen Berliner Publikums zu den Kunstfragen unserer Zeit im ganzen leider noch ist. . .

Der Wettkampf, den die beiden Ausstellungsleitungen unternahmen, war von vornherein ein ungleicher. Die Sezession ist frei und braucht nach niemand zu fragen; sie kann machen, was sie will. Die „Große Berliner" ist an allen Gliedmaßen gebunden und durch zahllose Rücksichten in ihren Bewegungen gehemmt. Darum wird ja gewiß ein gerechter Beurteiler jeden Fortschritt bei der letzteren relativ höher einschätzen, als bei anderen Unternehmungen. Darum ist aber auch die Gefahr vorhanden, daß der Fortschritt hier allzu langsam vor sich geht. Diese Klage muß jetzt wieder laut erhoben werden. Im vergangenen Jahre wurde an dieser Stelle ausgeführt, wie klug und umsichtig die Moabiter Ausstellungskommission unter Arthur Kampfs tatkräftiger Leitung aus der alten Schablone herauszukommen

Digitized by Google

strebte. Aber von solchen frischen reformatorischen Bemühungen, die schon als der Beginn einer neuen Epoche froh begrüßt wurden, ist nichts mehr zu spüren. Das kann allerdings nach den Vorgängen der Zwischenzeit nicht Wunder nehmen. Von oben, wie von unten ist auf die Ausstellungsleitung auf direktem und indirektem Wege ein Druck ausgeübt worden, dessen Folgen nicht ausbleiben konnten. Man weiß, wie es Arthur Kampf erging, dessen ausgezeichnetes vorjähriges Bild der beiden kleinen Tingeltangelmädchen statt in die Nationalgalerie in die Sammlung Ravené gelangte. Man weiß, daß der verständige Dezernent für die Kunstangelegenheiten im preußischen Kultusministerium, der als der „Scharfmacher" der damaligen Jury galt, von seinem Chef an eine andere Stelle versetzt wurde. Man kennt den allgemeinen Ärger der reaktionären Kunstpartei über die bescheidenen Verbesserungen und den Ansturm der Refusés unter Führung des Malers Holtzbecher gegen die Kommission von 1903. Alle diese Vorgänge mußten ihren Niederschlag finden. Vergebens sucht man Kampf in der diesjährigen Ausstellungskommission, vergebens sogar im Katalog! Vergebens irgend einen Versuch, aus dem eintönigen Trott des alten, zum Überdruß bekannten Betriebes herauszukommen. Nichts stört die lange und langweilige Aufzählung der jüngsten Berliner Produktion, die sich durch das Labyrinth des Glaspalastes am Lehrter Bahnhof zieht. Jedes Mittel, das dazu hätte dienen können, eine reizvollere Abwechselung, eine angenehme Unterbrechung in das Einerlei zu bringen, ist von vornherein ängstlich gemieden worden. Man scheute geradezu davor zurück, eine irgendwie auffallende Verbesserung einzuführen, um nur ja nicht in den verpönten Geruch der „Modernität" zu kommen.

Um die Tragweite dieses bedenklichen Stillstandes, der dem frischen Vorwärtsgehen des letzten Jahres gegenüber sogar ein Rückschritt ist, ganz zu würdigen, muß man einmal rings in Deutschland Umschau halten. Man wird dann entdecken, wie trefflich es unsere kleineren Kunststädte, Dresden, Düsseldorf, Karlsruhe, Darmstadt, seit Jahren verstanden haben, die wachsende Öde der alljährlichen riesenhaften Bilder- und Skulpturenparaden zu durchkreuzen; durch klug gewählte Separatausstellungen, retrospektive Veranstaltungen, Abstecher in Nachbargebiete, wie in die Provinzen des Kunstgewerbes oder des Gartenbaues, das erschlaffende Interesse des Publikums neu zu beleben. Und man wird dann erst erkennen, was hier in Berlin Jahr für Jahr versäumt wird. So ist es denn glücklich soweit gekommen, daß die Große Berliner Kunstausstellung, also die gewissermaßen offizielle Veranstaltung des größten Bundesstaates in der Reichshauptstadt, unter sämtlichen deutschen Sommerausstellungen an allerletzter Stelle rangiert. Die spätere Kunstgeschichte unserer Zeit wird, wenn sie den Zustand der deutschen Malerei und Skulptur zu Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts schildert, in ihren vorbereitenden Studien dieses Institut fast ganz übergehen können. Denn die großen und entscheidenden Ereignisse gehen außerhalb der Mauern des Berliner Landesausstellungsgebäudes vor sich. Immer wieder muß betont werden, wie tief bedauerlich das ist. Es böte sich ja gerade hier die schönste Gelegenheit, mancherlei Einseitigkeiten der Berliner Sezession auszugleichen, manches zu ergänzen, was sie versäumt, manches zu leisten, was sie nicht leisten kann, weil ihr die Mittel und die Beziehungen zu den staatlichen Stellen fehlen.

Digitized by Google

Doch, wie gesagt, die Moabiter Ausstellungsleitung der einzelnen Jahre ist für diese Zustände nicht so sehr verantwortlich zu machen wie andere Verhältnisse, die allbekannt sind und hier nicht wieder auseinandergesetzt werden sollen. Die Jury kann, wie die Dinge einmal liegen, nicht viel Anderes tun, als wenigstens in der Auswahl und Sichtung streng sein, um so dem Unternehmen doch ein gewisses künstlerisches Niveau zu sichern. Auch dabei hat sie freilich viel zu leiden. Denn nun rückt wieder das Heer des Künstlervereins an und verlangt, daß allen seinen Mitgliedern auf dieser großen Ausstellung Gelegenheit geboten werde, ihr Können zu zeigen. Auf den ersten Blick erscheint diese Forderung nicht unbillig, aber wenn man näher zusieht, so merkt man, daß sie gar nicht erfüllt werden kann, wenn nicht die Ausstellung als Ganzes darunter ganz erheblich leiden soll. Es zeigt sich hier eben mit erschreckender Deutlichkeit, wie seltsam und ungesund sich unser öffentlicher Kunstbetrieb, namentlich unser Ausstellungswesen, entwickelt hat, und wie schwer es sein wird, aus diesem Wirrwarr wieder zu einer gesunden, Künstlern wie Kunstfreunden zuträglichen Situation zu gelangen.

Auch der jetzigen Ausstellungskommission ist jener Vorwurf der Hartherzigkeit nicht erspart geblieben — dem dann stets auf der anderen Seite der Vorwurf allzu großer Gutmütigkeit entgegentritt! Wägt man sie gegen einander ab, so wird man als Resultat feststellen, daß sie nach Kräften bemüht war, eine Mittellinie zu ziehen und daß es ihr immerhin gelungen ist, die Hauptsäle einigermaßen „rein" zu halten, — wenigstens soweit das unter dem Druck jener zahlreichen, nicht ganz abzuweisenden Rücksichten, die in Moabit sehr anspruchsvoll ihr Recht verlangen, denkbar ist. In diesen Hauptsälen findet sich nun gewiß allerlei Respektables zusammen, wenn wir von den historisch-militärisch-repräsentativen Bildern des sogenannten „Ehrensaals" absehen. Den Hauptanteil an diesem günstigen Eindruck hat die Gruppe jüngerer Künstler, die vor einigen Jahren aus der Sezession ausgeschieden und an den Lehrter Bahnhof zurückgekehrt sind. Sie schlagen, wie im vergangenen Jahre, die Brücke zwischen moderner und älterer Auffassung und erwerben sich damit ein Verdienst, das freilich noch größer wäre, wenn sie über stärkere Einzelpersönlichkeiten verfügten. Aber auch so stehen sie ihren Mann. Ihre gemeinschaftlichen Säle, die im Vorjahre an hoher Stelle Unzufriedenheit erregt haben, sind in diesem Sommer aufgelöst worden; um so weiter haben sie sich dafür ausbreiten können und um so stärker wird ihre Bedeutung für den Eindruck der gesamten Ausstellung.

Otto H. Engel zum Beispiel, dessen großes Bild „Trauerfeier auf Föhr" vielleicht überhaupt an erster Stelle zu nennen ist, beherrscht dadurch den wichtigsten Hauptsaal. Mit unbeirrter Ruhe setzt Engel, wie er in diesem schönen Werke zeigt, seinen Weg konsequent weiter fort, der darauf hinausgeht, die Lehren der modernen Malweise seinem persönlichen, im tiefsten Sinne deutschen Empfinden dienstbar zu machen. Das ist bei ihm kein ängstliches „Vermitteln", sondern ein Prozeß, der sich mit Notwendigkeit aus seiner Natur ergibt, und es ist zugleich ein Schritt über den schulmäßigen Impressionismus hinaus. Mit schlichtem Ernst ist die Szene geordnet: wie dort der Sarg auf den Leichenwagen gehoben wird, wie hier die Leidtragenden stehen, Frauen und Mädchen in dunkeln Festkleidern, zwischen ihnen der tröstende Pastor. Und sehr schön ist es, wie die

Digitized by Google

Gestalten, Gesichter und Kostüme malerisch behandelt sind, mit einer gewissen soliden Schwere, die der Stimmung des Bildes entspricht, wie sie als große farbige Silhouetten vor der weiten, sommerlichen Ebene stehen, auf der die Kühe weiden, wie die Luft der niederdeutschen Insel die harten, wortkargen Menschen und die stille Landschaft, deren Kinder sie sind, umfächelt. Einigen anderen Künstlern aus dem Kreise der sezessionistischen Renegaten sind eigene Säle zur Verfügung gestellt worden, die zu den Hauptanziehungspunkten der ganzen Ausstellung gehören. Die Kollektion Oskar Frenzels macht von ihnen den geschlossensten und stärksten Eindruck. Das ist um so bemerkenswerter, weil das Stoffgebiet des Künstlers ein ziemlich eng umgrenztes ist, und man sieht wieder, wie stark ein Maler wirken kann, der mit immer neuer Liebe seine Welt durchstreift und studiert. Über Frenzels von Kuhherden, Ochsen und Stieren belebten Landschaften liegt ein klares Leuchten, eine satte, reife Ruhe, die dem Auge ungemein wohl tut. Diese Tierschilderungen sind nicht mit dem hinreißenden Temperament der Zügel und Weishaupt gemalt, aber es steckt doch auch in ihnen ein natürliches, innerlich bewegtes Leben voll gesunder Frische, das bei einer solchen großen Überschau über Frenzels Tätigkeit erst in seiner ganzen imponierenden, sicheren Kraft zur Geltung kommt. Der Saal Max Liths wirkt in ähnlicher Weise. Auch er zeigt sich nicht auf neuen Wegen, aber gerade diese große Reihe seiner Arbeiten gibt einen starken Eindruck von der eigenartigen impressionistischen Technik, die er sich, namentlich als Aquarellist, für seine kostbaren Bildchen aus kleinen Städtchen und Dörfern gebildet hat, und von der geistreichen Art, wie er den krausen Tanz der farbigen Flecke, Reflexe und Nuancen, der über eckige Pflastersteine, verwitterte Winkel, alte Mauern, zusammengedrängten Hausrat hüpft, in seinen tausend Reizen naturtreu und doch höchst persönlich festzuhalten weiß. Max Schlichting, der dritte aus dieser Gruppe, dem ein eigener Saal eingeräumt wurde, hat mit seinen jüngsten Bildern aus Venedig dagegen ein ganz neues Stoffgebiet betreten, auf dem er sich mit großer Sicherheit bewegt, so daß man den Eindruck hat, er habe hier erst die seiner speziellen Begabung zusagenden malerischen Aufgaben und Probleme gefunden. Auch Carl Langhammer, der für die ausgezeichneten Monotypien, die er in Gemeinschaft mit Carl Kappstein in so unerschöpflicher Fülle herstellt, einen ganzen Saal in Anspruch nimmt, gehört zu jener ehemals sezessionistischen Moabiter Kerntruppe. Und auch Skarbina darf man zu ihr rechnen.

Daneben stehen die Mitglieder der ansässigen Garde, die ihre letzten Werke zur Schau stellen: Knaus, Meyerheim, Hugo Vogel, Kallmorgen, Hamacher. Und, was besonders wichtig ist, es meldet sich eine ganze Schar jüngerer, zur Zeit noch unbekannter Künstler zum Worte, die einen Platz in den ersten Reihen beanspruchen dürfen: Karl Holzapfel und Leonhard Sandrock mit einigen temperamentvoll gemalten Hafenbildern, Alfred Scherres und Fritz Douzette, zwei jüngere Träger bekannter Vätternamen, Ernst Gentzel und Johannes Hänsch mit frisch gesehenen Landschaften, Erich Elze, Fritz Pfuhle und Max Fabian mit flotten Porträts. Es erfüllt mit guten Hoffnungen, daß auch in der Lehrter Bahnhofpartei der Berliner Künstlerschaft unter dem Nachwuchs ein so beherztes Vorwärtsgehen anzutreffen ist. Außerhalb Berlins freilich beginnt nun die Gegend, in der die Ausstellungsleitung sich noch weniger frei bewegen konnte. Sie mußte hier sehr

Digitized by Google

vorsichtig sein, um nirgends Anstoß zu erregen, und so hielt sie sich an die Unschädlichen. Unschädlich sind die Düsseldorfer, die, wie gewöhnlich, zwei Säle füllen, aber in diesem Jahre ihre besten Sachen für die eigene Ausstellung zurückbehalten mußten. Unschädlich ist auch Lenbach, der zwar oft fatal eigenartig sein kann, den anzuerkennen heute aber zum guten Ton gehört, und der ja nun auch, durch seinen Hingang kurz nach der Eröffnung der Ausstellung, zu den Toten gehört, die man in Deutschland selbst dann offiziell ehren darf, wenn sie wirklich etwas gekonnt haben — ein Verfahren, das den Lebenden und vor allem den Jüngeren gegenüber nur in Ausnahmefällen gestattet ist. Unschädlich waren auch die Ungarn, die man ohne sonderlichen Grund herbeirief, und die nun mit ein paar prachtvollen Munkacsys, allerdings auch mit einer Reihe entsetzlicher „überlebensgroßer" Historienbilder sich eingefunden haben. Auffallend unter dem Nichtberlinischen der Ausstellung ist nur der Saal, in dem Ludwig Dill, der ehemalige Präsident der Münchener Sezession, eine Kollektion zeigt. Aber Dill hat sich so sehr auf einen trüben schottischen Ton eingeschworen, daß seine Bilder in solcher Anzahl recht eintönig wirken und dadurch gleichfalls keinen Schaden anrichten werden. Was ließe sich nicht alles mit dem schier unbeschränkten Raum des Glaspalastes am Lehrter Bahnhof anfangen! Wie ließe er sich namentlich auch zu interessanten und umfassenden Vorführungen aus dem Gebiete der Plastik, des Kunstgewerbes, der Architektur, der graphischen Künste benutzen! Denn was man hier bietet, steigt nicht über ein Mittelmaß empor. Die Ideen zu einer Reformierung unserer großen Sommerausstellung liegen tatsächlich auf der Straße; man brauchte sie nur aufzuheben!

Auch die Sezession wird nicht in Verlegenheit sein, wenn sie nun im nächsten Jahre daran geht, ihre Ausstellungen aus dem kleinen Hause in der Kantstraße in das größere Gebäude am Kurfürstendamm zu verpflanzen, mit dessen Errichtung jetzt begonnen wird. Denn auch sie wird dann daran denken müssen, daß man nicht immer dieselbe Melodie auf demselben Instrumente spielen darf, wenn man den Hörer nicht schließlich ermüden will. Die Verdienste der Sezession um das Kunstleben und Ausstellungswesen Berlins sollen hier zuletzt gering geachtet werden. Wir verdanken den Anregungen, die seit 1899 von der Kantstraße ausgegangen sind, so viel, daß man nun diesen Gewinn nicht mit Undank lohnen wird. Aber auch die Sezession wird allmählich gemerkt haben, daß das Publikum einer gewissen Ermunterung bedarf. Und wir, das Publikum, würden, wenn man diese Erkenntnis nicht benutzen sollte, merken, daß es außer der akademischen auch eine moderne Schablone gibt, die recht einseitig sein kann. Aber man hat ja wahrhaftig Auswahl genug, wenn man sich ernstlich darum bemüht, den Veranstaltungen neue Reize zuzuführen. Die spezielle Geschichte des Impressionismus und der sonstigen in der Sezession maßgebenden künstlerischen Anschauungen wird sich sehr eindrucksvoll verfolgen lassen. Dadurch könnten sich historische Ausblicke ins Inland wie ins Ausland ergeben, die größten Genuß und Nutzen bringen müßten. Dann wäre es von Wichtigkeit, auch einmal dem modernen Kunstgewerbe die Hand zu bieten. Weiter würde die stärkere Heranziehung der jüngeren West- und Südwestdeutschen, die jetzt nur in einzelnen Vertretern (und es sind fast immer dieselben) erscheinen, neue Gesichtspunkte in die Ausstellung tragen; doch hierfür wird

Digitized by Google

schon der Deutsche Künstlerbund sorgen, der ja wohl nach seinem diesjährigen Debut in München bald in Berlin erscheinen wird — der Plan einer Lenbach-Ausstellung im Münchener Ausstellungsgebäude an den Propyläen für 1905 scheint ja darauf hinzudeuten, daß die dortige Sezession das ihr von der Bayrischen Regierung überlassene staatliche Gebäude im nächsten Jahre nicht in Anspruch nehmen will.

Wenn die Berliner Sezession die Zeichen der Zeit erkennt und den Umzug an den Kurfürstendamm benutzt, um ihr Ausstellungsarrangement zu revidieren, so würde sie ihre Stellung, die in jüngster Zeit zu Unrecht und zu Recht vielfach angefeindet wird, auf lange Jahre hinaus neu festigen. Die diesjährige letzte Veranstaltung in dem alten kleinen Hause konnte noch nicht nach neuen Prinzipien geleitet werden, und man muß mit dem zufrieden sein, was sie trotzdem bietet. Und ganz unmerklich hat sich überdies schon in diesem Sommer eine übersichtlichere und angenehmere Anordnung eingeschlichen, die das sonst gar zu bunte und gedrängt-überladene Gesamtbild, wenigstens in einigen Sälen, erheblich straffer ordnet. Vielleicht durch Zufall ist der Porträtsaal entstanden, der den Mittelpunkt der Ausstellung bildet; ich glaube, nicht fehl zu gehen, wenn ich annehme, daß der Gedanke sich der Hängekommission aufdrängte, weil eben so überraschend viele Bildnisse einliefen. Aber da der Saal einmal da ist, können wir uns mit ihm freuen und brauchen nicht nach seinem Ursprung zu fragen. Was er bedeutet, ist gar nicht so bald zu erschöpfen. Er zeigt vor allem, welchen Effekt eine solche, von der Schablone abweichende Zusammenstellung machen kann. Er zeigt ferner, daß es denn doch auch für die Anhänger der modernen Doktrin noch etwas anderes gibt, als nur kleine Landschafts- und Interieurstudien, deutet aufs neue auf die Wichtigkeit der Forderung, daß über dem „Farbenfleck", über der technischen Analyse und Syntheſe der Luft- und Lichterscheinungen, über der sinnlichen Erfassung des Malerischen die Empfindung für seelisches, innerliches Leben, für allgemeine künstlerische und menschliche Werte, und schließlich auch für die Form nicht vernachlässigt werde, und beweist zugleich zu unserer Freude, daß es mit dieser Vernachlässigung denn doch noch lange nicht so weit gekommen ist, wie manche Gegner der jungen Kunst glauben oder glauben machen wollen. Daß die ausländischen Vorbilder unserer Sezessionisten gerade im Porträt Hervorragendes geleistet haben, ist zwar nichts Neues. Immerhin ist eine solche Sammlung, wie sie hier geboten wird, wieder einmal sehr lehrreich. Whistlers Bildnis des französischen Schriftstellers Duret, ein Meisterstück seiner raffinierten Geschmacksmalerei, das geschickt arrangierte, wenn auch gewiß etwas leere Gruppenbild des Pariſers Blanche, des Norwegers Werenskjöld Eduard Grieg, des Schweden Zorn virtuos gemaltes Bild seiner Gattin in einem roten Mantel, des Dänen Tuxen Kroyer-Porträt — das ist eine vielsagende Reihe. Noch wichtiger aber ist für uns die Tatsache, daß auch die jüngeren Deutschen, und namentlich die Berliner, und gerade der sezessionistische Nachwuchs sich diesen Fremden gegenüber so tapfer hält. Was die Kardorff, Breyer, Leo von König und Linde-Walther hier zur Stelle geschafft haben, ist sehr anerkennenswert. Was Corinth, Lepsius, Dora Hitz und Slevogt hinzufügen, ergänzt diesen vortrefflichen Eindruck. Slevogt hat auch diesmal, zu der sonst so ruhigen und sachlichen Ausstellung, einen „Schlager" beigesteuert: das Bild der Marietta di Ri-

Digitized by Google

gardo, der reizenden spanischen Tänzerin eines Berliner Kabarets. Er hat hier in der pikanten Farbenkontrastierung des blauen Kleides, des gelben Tuches, das sich in großer Wellenlinie darum schlingt, und der bunten Farben des Teppichs, sowie einiger Gegenstände und Personen im Hintergrunde, wieder einen famosen Wurf gemacht, wenn das Ganze auch in der Konzentrierung des Aufbaues und in der Form des Vortrags nicht so fortreißend ist, wie der „d'Andrade-Don Juan" vor zwei Jahren. Hier überall verbindet sich selbständige Farbenwirkung mit einer scharf und schnell gelungenen Charakteristik und einem intimen Studium der Gesichter und Gestalten. Was vor allem überall wichtig ist, ist die Einfachheit der Auffassung. Wenn man von Slevogts Bild absieht, das ja auch mehr sein will, als ein Porträt, so wird man überall eine auffallende Beschränkung auf das Wichtigste, eine strenge Konzentrierung und einen Verzicht auf Nebendinge, vor allem auf äußerliche Charakterisierungsmittel finden. Damit biegen unsere Sezessionisten in die Bahn der besten Porträttraditionen ein. Und es steigt in uns die Hoffnung auf, daß das Bildnis, wie so oft, auch hier wieder einmal die Vermittlung zu neuen Zielen werden wird. Zur Zeit der Kartonschule und des romantischen Überschwangs war es das Porträt, das die Maler wieder zur Natur zurückrief, dafür sorgte, daß die Kunst der Farbe und des Wirklichkeitsstudiums nicht ganz verloren ging, und die besten Reste des alten realistischen Gefühls so treu bewahrte, daß die nächste Generation hier wieder anknüpfen konnte. Heute, wo das Wirklichkeitsstudium auf der Höhe seiner Macht steht, ist es vielleicht das Porträt, das die Künstler zur Figurenmalerei und zu selbständiger Komposition aufs neue anregt.

Daß auch dies, Figurenmalerei und Komposition, mit den Mitteln des fortgeschrittenen malerischen Sehens sehr wohl möglich ist, beweist uns auf der diesjährigen Sezessionsausstellung der Schweizer Ferdinand Hodler mit seinem prachtvollen Historienbild des „Rückzugs von Marignano". Mit einem Schlage wird uns hier etwas demonstriert, was wir schon fast nicht mehr glauben konnten: daß auch unter den lebenden Künstlern einer sich findet, der ein Geschichtsgemälde von packender Kraft zu malen weiß. Hier sind freilich alle die konventionellen Mätzchen der ehemaligen „Historienmalerei" Kaulbachschen und Pilotyschen Angedenkens über Bord geworfen. Nicht auf eine Theaterszene, auf einen photographierten und dann kolorierten Aufzug der Meininger, auf ein „lebendes Bild" kommt es an, sondern auf die eindrucksvolle Wiedergabe eines mit der Phantasie geschauten Vorgangs in den Formen einer Kunst, die nicht unmittelbare Wirklichkeitsbeobachtung vortäuschen will, wo sie unmöglich ist. Hodler projiziert seinen Zug der schweizerischen Krieger, die blutend und in knirschender Wut vor der Übermacht den Rückzug antreten, auf die Fläche. Er denkt an die ursprüngliche Aufgabe des Freskobildes und des Wandbildes überhaupt, das die Wand schmücken, aber nicht die Illusion einer Wandlosigkeit hervorrufen wollte. Eng sind die kriegerischen Gestalten zusammengerückt. Wie ihre Körper und Beine auf dem Wege, so drängen sich ihre Lanzen und Fahnen in der Luft; eine herbe, eckige Gesellschaft ist es, die hier ihre Toten und Verwundeten vom Schlachtfelde trägt, etwas von der Strenge und Rauheit, die wir mit der Vorstellung von der Landsknechtszeit verbinden, liegt in der herrlich zusammengefügten Gruppe. Das

Digitized by Google

sind keine Bühnenfiguren, sondern in künstlerischer Vision geschaute Männer aus längst verklungenen Jahrhunderten. Diese Lanzen und Schwerter stammen nicht aus der Theatergarderobe, sondern vom Waffenschmied, diese Wunden bluten wirklich. Aber dieser starke Eindruck wird nicht durch einen aus moderner Anschauung gewonnenen „Realismus" erzielt, sondern eben durch eine monumentale Abstraktion und dekorative Vereinfachung. Die Wirkung des Wahren ist ja bei verschiedenen Aufgaben grundverschieden. Und das ganze Bild Hodlers verzichtet nun auch in der Farbe auf den Realismus der Beleuchtung etwa eines Aufzugs bei einem modernen Kostümfest. Es entnimmt sein helles, klares Kolorit wohl der lichteren Farbenanschauung unserer Zeit, aber es vereinfacht auch hier und reduziert das Gewimmel der zahreichen Werte auf ein paar starke Hauptkontraste, die den dekorativen Eindruck außerordentlich steigern.

Auch sonst wird das Bild der sezessionistischen Malerei — wenn denn diese kaum berechtigte Formulierung gestattet sein soll — reicher und mannigfaltiger. Wenn man Martin Brandenburgs phantastisch belebten, aber dabei im malerischen Ausdruck sehr reifen und feinen „Sommertag", Hans Baluschecks prachtvolle Studie des Schienengewirrs unter dem Gleisdreieck der Berliner Hochbahn, die aus der nüchternen Welt der Züge, Weichen, Signalzeichen, Lokomotiven, Gitter, Wärterhäuschen eine moderne Phantasie von eigentümlichem Leben macht, wenn man ferner Hans Thomas wundersame Träumerei an einem Schwarzwaldsee, dazu etwa Strathmanns kostbare, ernsthaft-ironische Mosaiklegenden und Adolf Adam Oberländers, des lieben Münchener Meisters, humorvolle Impromptus sieht, so wird kein Mensch mehr behaupten, daß in der Sezession mit versteckter, finsterer Einseitigkeit französelnder Impressionismus getrieben wird. Wenn man dazu dann die schöne dänische Gruppe des Eingangssaales, die großen Volksszenen der Pariser Cottat und Lucien Simon, hält, so wird dieser Eindruck nur bestätigt und vertieft. Daß Max Liebermann und seine Freunde und Jünger, die unter dem Einfluß seiner starken Persönlichkeit stehen, ihre Straße mit Energie weiter gehen, wird wahrhaftig niemand ärgern können. Es würde uns sehr viel fehlen, wenn wir uns diese Elemente etwa aus der Sezession fortdächten; ja ihr Grundstock würde verloren gehen. Denn so sehr man wünschen muß, daß wir nicht beim „Nurmalerischen" stehen bleiben, so verhängnisvoll wäre es, wollte man die malerische Reform der letzten Jahre unterschätzen. Wir sind in Deutschland immer in Gefahr, die Kunst der Farbe einzubüßen, und müssen uns davor hüten, die großen Errungenschaften der jüngsten Zeit wieder preiszugeben. Es ist Liebermanns Lebenswerk, daß er nach dieser Richtung bei uns entscheidend und als Führer gewirkt hat. Wenn der deutschen Art das sinnlich-malerische Farbengefühl der südlichen Völker fehlen sollte, so wäre es ganz falsch, sich mit der Feststellung dieser Tatsache zu begnügen. Der Weg, der uns dadurch angezeigt wird, ist vielmehr der: uns mit aller Energie das Fehlende anzueignen, versteht sich, ohne unsere Haut dabei zu Markte zu tragen, ohne unser inneres Wesen aufzugeben. Aber daß dies gar nicht nötig ist, daß jene Verbindung vielmehr sehr wohl möglich ist, hat uns der große Meister der deutschen Renaissance gezeigt, dessen Name wahrlich als Inbegriff deutscher Art und Kunst gelten darf. Auch Albrecht Dürer wußte wohl,

Digitized by Google

was er den Italienern zu verdanken hatte und daß er nicht umsonst in Venedig war. Wir können ruhig ein bischen handwerkliche Sicherheit aus dem Auslande bei uns importieren. Es bleibt uns doch noch genug Eigenes, worin keiner in der Welt uns übertreffen kann.

Streiflichter.

Auch in der sommerlichen Ruhe darf die Besprechung des Schulantrages nicht ruhen. Der Gegenstand ist von so hervorragender und tiefgreifender — hier sind beide Worte am Platze — Bedeutung, ja Wohl und Wehe unseres Vaterlandes hängen so sehr von Herbeiführung gesunder Schulverhältnisse ab, daß es zu den dringendsten Bedürfnissen gehört, immer und immer den Schulantrag zu beleuchten. Im Spätherbst soll im Abgeordnetenhause die Entscheidung fallen; bis dahin muß die nationalliberale Parteileitung von dem Irrwege, den sie betreten hat, zurückgetreten, bis dahin muß ihr unseliges Kompromiß mit den Konservativen rückgängig gemacht sein. Dazu ist aber nötig, daß die Überzeugung von der Verderblichkeit der konfessionellen Schule in immer weiteren Kreisen Wurzel faßt.

Mit vielen Freunden der konfessionellen Schule habe ich inzwischen gesprochen; alle ohne Ausnahme haben anerkannt, daß die konfessionslose Schule zwar grundsätzlich das richtige sei, daß aber praktische Erwägungen für die Festlegung des Schulkonfessionalismus sprächen.

Überaus wertvoll ist zunächst das Zugeständnis der grundsätzlichen Richtigkeit der konfessionslosen Schule. Ja, damit ist gerade in dieser Frage alles gesagt; denn die Schulfrage, die Frage der Konfessionalität oder Nichtkonfessionalität der Schule ist eine Grundsatzfrage wie kaum eine andere. Gewisse Zeitungen, auch liberale, schreiben wegwerfend, man wolle in dieser Frage „Prinzipienreiterei“ treiben. Hier heißt „Prinzipienreiterei“ in richtiges Deutsch übersetzt Grundsatztreue, und da frage ich: Wo ist Grundsätzlichkeit mehr angebracht, als in einer Frage, deren Lösung ganz und gar von Grundsätzen getragen sein muß? Wohl weiß ich, daß man nicht mit dem Kopf durch die Wand rennen, daß man nicht alles auf einmal erreichen kann, daß man sich unter Umständen mit Kompromissen begnügen muß. Niemals aber darf ein Kompromiß die Verleugnung von Grundsätzen enthalten. Und eine Verleugnung liberaler, pädagogischer, ja religiöser Grundsätze schließt der heillose Schulantrag in sich. Hätte die nationalliberale Partei schon seit Jahrzehnten etwas mehr „Prinzipienreiterei“ getrieben, d. h. hätte sie fester, mannhafter im Sattel nationaler und liberaler Grundsätze gesessen, ihr stolzer Ritt, den sie in den 70er Jahren des vorigen Jahrhunderts durch die deutschen Lande tat, bei dem der beste Teil der Nation ihr Gefolgschaft leistete, hätte angehalten und nicht ein so klägliches Ende genommen. Wiederholt muß werden, ins Land, in die Volksvertretungen hinein geschrieen muß es werden: Nur deshalb sind Ultramontanismus und Sozialdemokratie so

Digitized by Google

mächtig und ziehen die Massen an, weil sie unentwegt, in guten wie in bösen Tagen, Grundsätze vertreten haben und noch vertreten. Lernet doch von ihnen!

Welches sind nun aber die praktischen Erwägungen, die eine Preisgebung des als richtig erkannten Grundsatzes rechtfertigen sollen? Da wurde mir gesagt:

1. „Schon allein, daß endlich einmal ein Zusammengehen der Nationalliberalen mit den Konservativen in einer so wichtigen Frage zustande gekommen ist, daß die Konservativen gerade in der Schulfrage sich vom Zentrum getrennt, und der liberalen Seite sich zugewandt haben, ist ein überaus günstiges Zeichen für die Zukunft unserer Schulpolitik." Wer so spricht, kennt die Partei-Konservativen herzlich schlecht. Nicht weil die Konservativen etwas von ihren Grundsätzen zugunsten des Liberalismus opfern wollen, haben sie sich im Schulantrag mit den Nationalliberalen zusammengetan, sondern lediglich, weil im Schulantrag der im Nationalliberalismus verkörperte Liberalismus den ersten Schritt zur vollständigen Konfessionalisierung der Schule getan hat; und weil die Konservativen ganz genau wissen, daß sie nach dieser Richtung hin — Konfessionalisierung der Schule à toute mesure — im Zentrum die kräftigste und machtvollste Unterstützung finden werden — sobald sie die Zeit gekommen erachten, weiter zu gehen. Temporum ratione habita — um im hier angebrachten Kurialstil zu sprechen — haben sich die Konservativen mit den Nationalliberalen vereinigt, um nach kurzer Zeit auf das Zentrum als starke Reserve zurückzufallen und dann mit ihm vereint die Schule ganz zu klerikalisieren. Kurz, Herr Pfarrer Hackenberg, als Vertreter des Nationalliberalismus, ist von Herrn v. Heydebrand, als Vertreter des klerikalen Konservativismus, gründlich, wie man sagt, übers Ohr gehauen worden, und die Schule, d. h. die Jugend unseres Volkes wird die hohen Kosten des Hereinfalls bezahlen, falls der Schulantrag Gesetz wird. 2. „Unter den gegenwärtigen Umständen würde durch die allgemeine Einführung der Simultanschule nur der Ultramontanismus gewinnen. Der evangelische Lehrer z. B. im Geschichtsunterricht dürfte seiner Überzeugung nicht freien Ausdruck geben, katholische Schüler würden ihn anzeigen und bei der Schwäche der Regierung gegenüber dem Zentrum würde in 100 Fällen 99 Mal der Lehrer Unrecht bekommen; nur in der rein evangelischen Schule kann der Lehrer ungescheut und mit Erfolg den evangelischen Standpunkt vertreten. In der Simultanschule kann der katholischen Kinder wegen aus den Werken unserer Dichter die ihrer Gesinnung entsprechende sittlich-religiöse Nutzanwendung gar nicht herausgearbeitet werden; und in der vaterländischen und Reformationsgeschichte muß der Unterricht, um nicht die Gefühle der Kinder zu verletzen, notwendig so kraft- und saftlos gehalten werden, daß er unmöglich die Herzen zu wahrer Vaterlandsliebe zu erwärmen vermag."

Diese Worte enthalten unter pädagogischem Firniß ein Übermaß von Halbheit und Gesinnungslosigkeit. Zunächst ein argumentum ad hominem: Glauben denn die, welche so sprechen, daß der Ultramontanismus in konfessionell-ultramontanen Schulen nicht noch vielmehr gewinnen werde? Würde etwa in solchen Schulen die Vaterländische und Reformationsgeschichte „kraft- und saftvoll" vorgetragen werden? Würde in solchen Schulen der kulturelle

Digitized by Google

Gehalt unserer großen Klassiker herausgearbeitet werden? Geradezu sicher ist, daß in ultramontan-konfessionellen Schulen eine verbohrte, fanatische Rückständigkeit allem gegenüber was Kultur, Duldung und geschichtliche Wahrheit heißt, Platz greifen wird. Also weil katholische Kinder ihren Lehrer, wenn er für die Wahrheit Zeugnis ablegt, anzeigen werden, deshalb soll die Wahrheit für Millionen unserer Kinder verheimlicht, entstellt, gefälscht werden! Nette Kulturarbeit in der Tat! Freilich wir haben eine gegenüber dem Ultramontanismus jammervoll schwächliche Regierung, ein Kultusministerium, das seiner hohen Aufgabe nicht gerecht wird, unter dessen Herrschaft es wohl möglich ist, daß, um „die Gefühle der Katholiken" nicht zu verletzen die Wahrheit gebeugt wird, aber sollen wir diese charakterlose Schwäche wirklich als berechtigten Faktor einstellen in unsere Kulturentwickelung? Täten wir es, wir wären nicht mehr wert, Kulturträger zu heißen. Was aber die „Vertretung des evangelischen Standpunktes" angeht, so wollen wir diesen Standpunkt, als Gegner der Konfessionsschule, in der Schule gar nicht vertreten haben. Der evangelische Standpunkt gehört lediglich in den Religionsunterricht und in die Kirche. In die Schule aber, als Mittelpunkt des weltlich-profanen Unterrichts, gehört einzig und allein der Standpnnkt der menschlichen Wahrheit und Wahrhaftigkeit, der menschlich-irdischen Kultur. Der Ausgangs- und Endpunkt der evangelischen Lehre, Christus der Herr ist kein Schullehrer, sondern ein Religionslehrer gewesen; seine Wissenschaft ist die überirdische, nicht die irdische, sein Ziel ist das Gottesreich, nicht dieser oder jener profane Beruf. 3. „Augenblicklich können wir den Kampf mit dem Ultramontanismus in der Simultanschule noch nicht aufnehmen; wir müssen erst ein oder zwei Geschlechter in evangelischen Schulen dazu erzogen haben." Nein und tausendmal nein! Die Schule soll nicht die Palästra, nicht der Drillort, gleichsam der Kasernenhof sein, aus dem dann die konfessionellen Soldaten mit dem Rufe: hie evangelisch, hie katholisch, hie jüdisch hervorgehen um konfessionelle Schlachten zu schlagen. Wehe dem Volke, das seine Schulen dazu mißbraucht! Die Schule muß sein der Boden, auf dem die Kinder aller Konfessionen gleichmäßig und im Frieden ringen um die Güter der menschlichen Kultur. Und was wird aus den ein oder zwei Geschlechtern, die inzwischen ultramontan geschult worden sind? Unsere Kinder und Kindeskinder würden Zustände erleben, denen Religionskriege vorzuziehen wären. Noch einmal: Stunden für Religionsunterricht innerhalb des offiziellen Schulplanes, aber Trennung der Religion von den Profanfächern! Das ist die Quintessenz eines m. E. richtigen Schulprogramms, die Basis für einen gesunden Schulantrag (vergl. die „Streiflichter" im Juliheft).

Im Abgeordnetenhaus und im Herrenhaus sind große Reden gehalten worden für den konfessionellen Frieden. Niemand wünscht den konfessionellen Frieden aufrichtiger, als ich. Das religiöse Bekenntnis und seine Betätigung unterliegt nicht der verletzenden Kritik, noch weniger darf es Anlaß sein für Feindschaft und öffentliche Kämpfe. Solange es aber eine Macht gibt, die unter dem Deckmantel der Religion weltlich-politische Ziele verfolgt, die statt Kulturförderer zu sein, wie jede wahre Religion es ist, der gesamten menschlichen Kultur als geschworene Feindin gegenüber steht, die, von widerreligiöser Herrschsucht beseelt, die verkörperte

Digitized by Google

Unduldsamkeit ist, so lange darf es mit dieser Macht keinen Frieden geben, so lange hat der Kulturkampf, d. h. der Kampf für die Kultur ein unbestreitbares Daseinsrecht, ja er ist eine Notwendigkeit. Solch eine feindliche, widerreligiöse Macht ist aber der Ultramontanismus, der die katholische Religion zu seinen Zwecken mißbraucht, der sie fast ganz und gar mit seinem Gift durchseucht hat. Graf Douglas im Abgeordnetenhaus ruft Friede, Friede, und ich glaube, daß er es ehrlich meint; aber er ist absolut unwissend in bezug auf den Gegner. Graf Wilhelm von Hoensbroech und Freiherr von Manteuffel im Herrenhaus rufen Friede, Friede, aber sie sind nicht bona fide. Als ich die Rede meines Bruders las, da fragte ich mich erstaunt, wie kann ein gebildeter Katholik so sprechen? Er weiß doch, daß seine ultramontanisierte Kirche — nicht etwa bloß einzelne Katholiken — alle nicht-katholischen Bekenntnisse in Grund und Boden verflucht, ihnen jede Daseinsberechtigung abspricht, sie als „vom Geiste des Teufels geleitet" erklärt; er weiß doch, daß seine Kirche jeden nicht katholischen Christen mit dem schönen Worte „Ketzer" brandmarkt und ihn als solchen einen „Rebellen" gegen das Papsttum nennt und der Todesstrafe für würdig erklärt; er weiß doch, daß seine Kirche die christlich-evangelisch geschlossenen Ehen von Nicht-Katholiken grundsätzlich für Konkubinate erklärt und nur stellen- und zeitweise einige Ausnahmen gnädigst gestattet; er weiß doch, daß seine Kirche das „Recht" beansprucht, in das innerste Leben der Staaten einzugreifen, indem sie behauptet, Staatsgesetze und Untertaneneide annullieren und Fürsten absetzen zu können; er weiß doch, daß die wütende Unduldsamkeit seiner Kirche bis über den Tod hinausgeht, indem sie „Ketzerleichen" auf ihren Friedhöfen — ultramontane Kirchhöfe müßten eigentlich Unfriedhöfe heißen — nicht duldet; er weiß doch, daß seine Kirche auf dem Boden des Syllabus steht, jener aller religiösen und menschlichen Kultur hohnsprechenden Kundgebung des ultramontanisierten Papsttums. Das alles weiß das Herrenhausmitglied Graf von Hoensbroech und doch ruft er pathetisch: Friede, Friede! Wo bleibt da die Wahrhaftigkeit? Geschmackvoll bezeichnete er diejenigen, die mutig und überzeugungstreu ankämpfen gegen den großen Unterdrücker der religiösen und bürgerlichen Freiheit, gegen die ultramontanisierte katholische Kirche, mit einem Pferdestallausdruck: „Strangschläger". Ich will ihm sagen, wer seit Jahrhunderten der große „Strangschläger" unter den Religionen und Konfessionen ist: das ist das römische Papsttum. Nicht das Papsttum, wie es noch zu Zeiten Gregors des Großen war, als religiöse Macht, als Mittelpunkt — wenn auch nur menschlich gewordener, unberechtigter Mittelpunkt — einer religiösen Gemeinschaft; sondern das weltlich-politisch entartete Papsttum Gregor VII., Innozens III., Leo X., Pius V., Benedikt XIV., Pius IX., Leo XIII. und Pius X., kurz das Papsttum, wie es seit einem Jahrtausend unter uns steht; jenes antichristliche, verfluchende, im Blute von Christen watende (Inquisition), alles, auch die weltlichen Staaten unter sein Joch beugende, die Kultur hemmende, den Fetischismus fördernde Papsttum. Das ist der „Strangschläger", und dieser „Strangschläger" steht im römischen Augiasstall! So ist also der Stalljargon des Herrenhausmitgliedes Grafen von Hoensbroech doch nicht deplaziert gewesen. Und Freiherr von Manteuffel als Friedenssänger?? Alles ist gesagt, wenn man sagt: er ist Führer der konservativen Partei. Dieser Partei

Digitized by Google

— nicht jedem einzelnen ihrer Mitglieder — gilt „Aar und Halm" d. h. der klingende Erlös für Aar und Halm alles; sie brauchen das Zentrum, um ihre Ernte in die Scheuer zu bringen und deshalb: Friede, Friede, Friede! Der evangelische Freiherr von Manteuffel weiß, daß Deutschland, daß die Welt der Großtat Luthers, seinem heroischen Befreiungswerk fast alles verdankt, was wir an echtem Christentum, an Kultur und Zivilisation besitzen; der evangelische Freiherr von Manteuffel weiß, daß Luthers Lebenswerk gegen Rom gerichtet war und daß die Erben Luthers gegen Rom gerichtet bleiben müssen, so lange Rom das ultramontane Rom bleibt. Allein was ficht das den „konservativen" Politiker an? Do ut des singt er girrend Rom entgegen, ich gebe Frieden, gib nur, gib! Und Rom „gibt": Fußtritte, Beschimpfungen, Verfluchungen für das evangelische Bekenntnis und seine Bekenner, aber Marktstücke in Gestalt von Getreidezöllen und Fleischbeschau-Gesetzesnovellen von Zentrumsgnaden für die konservative Partei. Und was will ein „Realpolitiker" mehr, als Marktstücke? Ideale Güter sind ihm Hekuba. Für Nicht-„Realpolitiker" ist solche Schaustellung ausgedehntester Gesinnungslosigkeit widerwärtig.

Wir wollen ehrlich den konfessionellen Frieden. Aber zuvor muß Rom seine unreligiösen Ansprüche fahren lassen, zuvor muß es seine maßlose Unduldsamkeit, seine unbegrenzte Herrschsucht, seine starre Kulturfeindlichkeit ablegen. Wir wollen Frieden mit der katholischen Religion, aber Krieg, Krieg bis aufs Messer mit dem Ultramontanismus. Und wenn das verblendete Papsttum, wenn der ränkevolle Jesuitismus, wenn das herrschsüchtige Zentrum katholische Religion und Ultramontanismus identifizieren, wohlan, habeant sibi!

Wenn auch nichts Bestimmtes verlautet über die Ergebnisse der Kieler Zusammenkunft, so darf doch als sicher angenommen werden, daß sie Gutes gezeitigt hat für Deutschland und England, für den Weltfrieden und damit für die Kultur. Eduard VII. ist nichts weniger als eine sympathische Persönlichkeit und England hat uns gegenüber viele Sünden auf dem Gewissen, aber Gefühle dürfen in der großen Politik nicht maßgebend sein, Tatsachen haben in ihr das Wort, und die Tatsache friedlich-freundlichen Zusammengehens zwischen Deutschland und England ist — so wenig man auch England zu lieben braucht — eine der erfreulichsten der Weltpolitik.

Mit wachsender Sorge sieht der Blick auf den fernen Osten. Die Entscheidung scheint ferner gerückt, denn je, und die furchtbare Kriegsfurie schwingt ungehindert ihre Geißel weiter. Und warum? Der Mandschurei und Koreas wegen, lautet die Antwort. Nein, das sind Anlässe, aber keine Ursachen. Es ist nun einmal so, und für den Kulturfreund ist das Geständnis tief betrübend: die Fortentwickelung, das Aufstreben einzelner Völker tritt je und je in blutigen Gegensatz zu einander. Armer Weltfriede!

Zum Schluß noch ein bezeichnendes Kultur-Kuriosum. Freiherr von Zedlitz, der freikonservative Abgeordnete, befürwortet im „Tag" (8. Juli) allen Ernstes eine Stätte innerhalb des Staates für katholische Parallelkultur, sie müsse geduldet werden!" Mit wie viel Unverstand und kulturgeschichtlicher Unwissenheit doch Zeitungsartikel geschrieben und Parlamentsreden gehalten werden! Der Mann muß von Kultur überhaupt

Digitized by Google

und von „katholischer Parallelkultur“ im besonderen — der Ausdruck ist übrigens gut — weniger, wie nichts wissen. „Katholische Parallelkultur“ sind die Scheiterhaufen der Inquisition, die Wunder von Lourdes und Trier, der Index, der Syllabus, die Höllenkunde des Münsterschen Theologieprofessor Bautz, die Liguori-Gürysche Moral, die Unfehlbarkeit des Papstes, die Benediktusmedaille usw. usw. Wird dieser Kultur eine staatliche Stätte eingeräumt, dann bestellt sich hoffentlich Freiherr von Zedlitz als Hüter dieser Stätte, aber innerhalb der Umzäunung, bitte.

20. VII. 1904. H.

Bücherbesprechungen.

Carl Weitbrecht, Deutsche Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts. 2 Bände. Deutsche Literaturgeschichte der Klassikerzeit. 1 Band. (Sammlung Göschen.) Preis des Bandes gebunden 80 Pf.

Dr. J. Löwenberg, Vom goldnen Überfluß. Eine Auswahl aus neueren deutschen Dichtern. R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Preis gebunden 1,60 M.

Sammlung „Neue Buchkunst“, R. Voigtländers Verlag in Leipzig. 5 Hefte. Preis des Heftes 80 Pf.

Die eben genannten Werke haben zunächst ihren billigen Preis gemeinsam. Das ist keine bloße Äußerlichkeit, weil es das Eindringen von gutem Lese- und Anschauungsstoff in die Kreise der kleinen Geldmittel ermöglicht. Denn gut ist das Genannte durchweg; so gut, daß man ein Gefühl der Dankbarkeit empfindet gegen die Männer, denen wir diese Darbietungen verdanken, Verfasser, Herausgeber, Verleger, und daß man in der Veröffentlichung ein bescheidenes, aber wertvolles Stück sozialen Handelns sehen darf. Die äußerlich zusammengereihten Werke haben aber noch eine andere innere Verwandtschaft, die sie gerade dem Leserkreise dieser Zeitschrift empfiehlt: es sind Auswirkungen deutschen Geistes und Gemüts.

Im eigentlichen Sinne gilt das von Weitbrechts Literaturgeschichte des 19. Jahrhunderts, die übrigens schon im Jahre 1901 erschienen ist, aber bei dem Verzichte des vornehmen alten Verlags auf die Hülfsmittel der Reklame noch jetzt der Ankündigung bedarf und sie in hohem Maße verdient. Man wird es schwer haben, zu glauben, daß ein so reicher Stoff, wie der darin behandelte, auf 300 Seiten kleinsten Oktavformats nicht nur mit einiger Vollständigkeit, sondern auch lebendig, geschmackvoll, erfreulich und gehaltvoll dargestellt werden kann. Weitbrecht vermag dies, weil er selbst eine Dichter- und Künstlernatur und eine Persönlichkeit ist und als solche den spröden Stoff formt. Künstler in Feinfühligkeit des Verständnisses für die Individualitäten, Künstler in Plastik und Farbenreichtum der Darstellung. Nicht wenige der von ihm gezeichneten Charakterköpfe — Hoffmann-Fallersleben, Möricke, Gottfried Keller seien herausgegriffen — sind geradezu Kabinetsstückchen. Und nun diese Kunst der feinsinnigen Auf-

Digitized by Google

fassung und Formgebung, gestellt in den Dienst einer Weltanschauung, die sittlich auf gesundem, echtem, die wahren Lebensmächte in sich tragenden Boden, nicht nur auf ästhetischer und ästhetisierender Grundlage ruht, und intellektuell-geschichtlich die literarischen Erscheinungen als Teil und Organ des nationalen Lebens begreift. Dies Buch zu lesen, ist Genuß und Gewinn, wenngleich man natürlich über manche Einzelheit mit dem Verfasser wird streiten, z. B. bestreiten können, daß Conrad Ferdinand Meyers wunderbare Lyrik die verdiente Würdigung erfahren habe.

Die Literaturgeschichte der Klassikerzeit scheint mir nicht völlig ebenbürtig. Sie hat ein mehr akademisches Gepräge. So wird z. B. das Gefühl freudiger, beglückter Dankbarkeit, welches in jeder Darstellung Goethes den Grundton bestimmen sollte, zurückgedrängt durch reichliche polemische Erörterungen, gegen diejenigen, denen auch Goethes Wäschezettel und Schusterrechnungen noch Offenbarungen sind, gegen die Herabdrückung Schillers zu Gunsten Goethes u. dergl. mehr. Auch die Einzeldarstellungen befriedigen nicht durchweg; daß eine so edel gereifte, seelenvolle Frauengestalt wie Lenore von Este Ewigkeitswert hat, das zu betonen, würde mir wichtiger scheinen als die Betonung des Elements der höfisch-formalen Vornehmheit im Tasso. — Immerhin gibt auch dies kleine Werk viel Gutes und viel kräftig Persönliches.

Vortreffliche Wege geht der Voigtländische Verlag, auf dessen teilweise köstliche und unglaublich billige Originalsteinzeichnungen ($2^1/_2$ bis 6 Mk.) aus dem Karlsruher Künstlerbund hier beiläufig hingewiesen sei. Die Löwenbergsche Sammlung — für die reifere Jugend gedacht, für jeden eine Quelle der Freude — gibt auf fast 300 Seiten in sehr guter Ausstattung eine, wenn nicht vollständige, so doch reiche und fast nur Wertvolles einschließende Auslese aus der modernen Lyrik bis hinauf zu A. v. Droste-Hülshoff, Mörike, Hebbel. — Die „Neue Buchkunst" schließt Verschiedenartiges ein. Das Schönste eine Passionsgeschichte, aus den Biblischen Erzählungen zusammengestellt, begleitet von schönem, schlicht-kräftigem Buchschmuck, mit 17 Holzschnitten des Dürerschülers Schäuffelin; das Ganze auf Büttenpapier gedruckt, im Charakter alter Drucke gehalten, ein ganz entzückendes kleines Werk nicht nur für den, der der älteren deutschen Kunst nahe steht, sondern für alle diejenigen, die in der kernigen, zuweilen spröden Form des deutschen Holzschnitts die innige, treuherzige Empfindungsweise des Künstlers zu erkennen vermögen. Das wird für 80 Pfennig geboten! Wenn der Verlag in der gleichen Weise noch die Dürerschen Passionen, das Marienleben und Ähnliches veröffentlichen wollte, er würde sich ein neues Verdienst erwerben und warmer Dankbarkeit bei vielen sicher sein. — „Aus der schönen weiten Welt" ist eine Sammlung von Kinderliedern von Wolradt Eigenbrodt, die eben so sehr aus dem Verständnis der Kinderseele herausgeboren sind, wie die begleitenden Zeichnungen Hans von Wolframs — Bilder, die mit Richard Leanders Märchenaugen geschaut sind, Lieder und Bilder eine Erquickung auch für Erwachsene. — Ähnliches läßt sich von den reichhaltigen und teilweise sehr hübschen „Musenklängen aus dem Karlsruher Künstlerbund" und den anderen Heften sagen; alle haben ein apartes Gepräge und sind in der Ausstattung Zeugnisse eines gediegenen Geschmacks. Konrat Weymann.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.

Digitized by Google

Zur Frage der konfessionellen Volksschule.

Von Theodor Lipps.

Hat der Staat eigene sittliche Aufgaben, oder hat er keine solchen? Setzt er selbst sittliche Zwecke, oder gibt es eine Macht außer ihm und über ihm, die — nicht auch sittliche Zwecke setzt, und vielleicht sittliche Zwecke höherer Art, sondern der allein alle sittliche Zwecksetzung als ihr ausschließliches Recht vorbehalten ist, und bleibt dem Staat nur die Aufgabe, der Verwirklichung der Zwecke, welche diese Macht vorschreibt, zu dienen? Ist der Staat, oder ist das einheitliche Ganze, Staat, oder Volk, oder Nation genannt, hinsichtlich der sittlichen Aufgaben der Menschheit etwas für sich, oder ist dasselbe lediglich der Handlanger einer solchen fremden Macht, bestimmt, sie zu schützen und ihr die materiellen Mittel zur Verwirklichung ihrer Zwecke zu beschaffen? Dies ist die große Frage, die in unseren Tagen wiederum an uns herantritt, und von allen, vor allem von den Gebildeten unserer Nation, gebieterisch eine klare und runde Antwort fordert.

Vielleicht stört hier der Ausdruck: „sittliche" Aufgaben. Natürlich meine ich damit nicht einzig die „Sittlichkeit" der „Sittlichkeitsvereine". Hierbei ist der Begriff des „Sittlichen" in einem ganz spezifischen und allerengsten Sinne genommen. Diese Verengerung des Begriffes des Sittlichen ist vom Übel. In jedem Falle ist derselbe von mir nicht so eng gemeint. Sondern ich nehme ihn im umfassendsten Sinne. Es gibt ja nicht nur in jenem einen Punkt, den die „Sittlichkeitsvereine" im Auge haben, den Gegensatz des Sittlichen und des Unsittlichen. Es ist nicht einmal so, daß in diesem einen Punkte vorzugsweise sich entscheidet, ob ein Mensch einen sittlichen Wert hat, oder wie es mit der Höhe desselben bestellt ist. Sondern der sittliche Mensch ist einfach der Mensch, d. h. der tüchtige Mensch. Die Frage, ob und wieweit

Digitized by Google

ein Mensch sittlich sei, ist die Frage, wie weit überhaupt er — Mensch sei und auf Menschenwert Anspruch habe. Es gibt kein Gebiet menschlicher Lebensbetätigung, das dem sittlichen Urteil entrückt wäre.

Aber lassen wir den Streit um das Wort „sittlich". Sprechen wir statt von sittlichen von ethischen Aufgaben.

Oder sollte jemand meinen, damit sei nicht viel gebessert, dann lassen wir auch diesen Ausdruck, und nennen die sittlichen Aufgaben einfach Kulturaufgaben. In den „Kulturaufgaben" sind die Aufgaben der materiellen Kultur eingeschlossen. Aber auch diese schon zielen, da sie Aufgaben sind für das Wohl des Menschen, über das bloß Materielle hinaus. Sie zielen auf das Ethische, sind also, ihrem Ziele nach, ethische Aufgaben. Im übrigen umfaßt der Begriff der Kultur auch allerlei Aufgaben, und schließlich eine unendliche Mannigfaltigkeit von Aufgaben, die unmittelbar auf Ethisches zielen. Es gibt neben den materiellen Kulturaufgaben oder richtiger, über sie hinaus, die Aufgaben der sittlichen und geistigen Kultur.

Und diese speziell meine ich, wenn ich hier von sittlichen Aufgaben rede. Dabei wiederum denke ich nicht allein an die Aufgaben der höheren und höchsten geistigen und sittlichen Kultur, sondern ich meine jede Aufgabe, die darauf zielt, Menschen zu Menschen zu machen und zu einem lebendigen Ganzen aus Menschen zusammenzuschließen.

Stellen wir die Frage, ob der Staat eigene sittliche Aufgaben habe, in diesem Sinne, dann ist sie gleichbedeutend mit der Frage: Ist der Staat in sich selbst ein lebendiger Organismus, ist er ein Ganzes, das selbst etwas will, oder ist er lediglich die in sich leblose und willenlose Institution, ein System von Bedingungen zur Erhaltung eines ihm fremden Organismus, der einzig und allein lebt und zu leben berechtigt ist. Hat überhaupt der Staat ein Existenzrecht in sich, oder hat er ein solches nur, sofern er sich als brauchbarer Diener und Handlanger erweist für die Zwecke, die eine andere Macht ihm setzt. Empfängt er alle Sanktion einzig durch die Autorität dieser Macht?

Diese Frage hat in der Geschichte ihre Antwort gefunden. Der Staat, so wie er jetzt besteht, ist ein eigener Organismus; er lebt sein eigenes Leben; er setzt sich eigene Zwecke; er hat insbe-

Digitized by Google

sondere eigene sittliche Aufgaben; er umfaßt die mannigfachsten Sphären der sittlichen und geistigen Kultur.

Dann läßt sich unsere Frage auch so stellen: Soll der Staat so, wie er historisch geworden ist, weiter bestehen, oder soll er in das Nichts zurücksinken?

Und für uns Deutsche hat die Frage noch den spezielleren Sinn: Sollen die einzelnen staatlichen Gemeinwesen, welche das Deutsche Reich umfaßt, und soll dies Deutsche Reich selbst, sei es in der jetzigen, sei es in einer anderen Gestalt, sollen jene lebendigen Organismen, und soll dieser große lebendige Organismus weiter leben und weiter zu leben ein Recht haben, oder sollen alle diese Organismen sich aufgeben, auf ihr eigenes Existenzrecht verzichten, und zu Dienern, zu Sklaven, schließlich zu toten Werkzeugen herabsinken für eine fremde Macht und fremde Machtgelüste?

Vielleicht muß die letztere Möglichkeit bejaht werden. Vielleicht liegt es so im Gang der Weltgeschichte. Dann bedenke man, was damit gesagt wäre. Eine Nation kann ihre politische Selbständigkeit verlieren. Dann hat sie viel, aber nicht notwendig alles verloren. Vielleicht bleibt sie ein lebenskräftiger und lebendiger Organismus in einem größeren Organismus.

Anders, wenn ein Staat seine eigenen Kulturaufgaben aufgegeben hat. Dann hat er ganz und gar sich selbst aufgegeben. Er ist innerlich nichts mehr, keiner Achtung mehr wert. Man darf ihn anerkennen, soweit er dem Organismus, dem er die Kulturaufgaben überlassen hat, und der nun allein das Recht hat, ein lebendiger Organismus zu heißen, seine Dienste leistet, ihn schützt, für ihn arbeitet und ihn ernährt. Man muß ihn wegwerfen, nicht nur als wertlos, sondern als schädlich, wenn er sich dazu nicht mehr als brauchbar erweist. Man muß dies, wenn man weiß, was Konsequenz heißt.

Umgekehrt, soll es nicht so sein, will man, daß der Staat, wollen insbesondere wir, daß unsere staatlichen Gemeinwesen, und daß das große Ganze, zu dem nun endlich das deutsche Volk zusammengeschlossen ist, etwas für sich sei, ein eigener lebendiger Organismus, ein selbständiger Träger von Kulturaufgaben, nicht der willenlose Sklave einer fremden Macht, dann muß man wissen, was dies heißt. Dann ist es heiligste Pflicht aller, soweit sie es vermögen, diesen Staat zu erhalten und mehr und mehr zu dem zu machen, was er sein soll, sich einzusetzen gegen jeden Versuch, ihm seine Kulturaufgaben zu nehmen.

Digitized by Google

Das Wort „Kulturkampf“ ist jetzt verpönt. Man denkt an einen Kulturkampf von eigener Art. Lassen wir dahin gestellt, ob dieser Kulturkampf so beendigt werden durfte, wie er beendigt worden ist, fragen wir nicht, ob es männlich, würdig und recht war, daß diejenigen, die ihn kämpften, so unbedingt die Waffen streckten, ob das höhnische Triumphgeschrei, das nach dem Friedensschluß da und dort aus dem Lager der Sieger herübertönte, dem deutschen Volke zur Ehre oder zur Schande gereicht.

Wie es damit sein mag, in jedem Falle ist zum Kampfe um die Kultur jeder verpflichtet. Und, wer dem Staate Kulturaufgaben zuschreibt, ist zum Kampf um diese staatlichen Kulturaufgaben verpflichtet; also zum Kulturkampf gegen alle diejenigen, die dem Staate diese Aufgaben rauben wollen.

Zu welcher dieser beiden Anschauungen aber man sich bekennen mag, Pflicht jedes Gebildeten ist es unter allen Umständen, ernstlich sich zu fragen, was bei solchem Raub an den Kulturaufgaben des Staates auf dem Spiele steht, nicht gedankenlos sich treiben zu lassen, sondern die Konsequenzen zu bedenken. Nicht um eine Kleinigkeit handelt es sich ja dabei, nicht um ein Spiel, sondern um bitteren Ernst; ein Stück Weltgeschichte steht dabei in Frage.

Nichts aber kann dem Denkenden klarer sein, als dies, daß das Fundament aller Kulturaufgaben des Staates die Aufgabe der allgemeinen Volkserziehung ist, daß der Staat, der auf die Erziehung seiner Jugend verzichtet, und sie in fremde Hände gibt, damit im Prinzip auf eigene Kulturaufgaben überhaupt verzichtet und zum bloßen Diener oder Werkzeug derjenigen Macht herabsinkt, die die Jugenderziehung in die Hand nimmt, und als ihre Aufgabe in Anspruch nimmt und nehmen darf.

Und hat der Staat die allgemeine Volkserziehung zu seiner Aufgabe, dann ist, da der Staat eine interkonfessionelle Macht ist, diese Erziehung notwendig interkonfessionell. Umgekehrt, ist sie konfessionell, so hat der Staat auf diese seine fundamentale Kulturaufgabe und damit auf Kulturaufgaben überhaupt, wenn nicht ausdrücklich, so doch prinzipiell verzichtet. Und auf diesen prinzipiellen Verzicht folgt der tatsächliche Verzicht, wenn es eine Konsequenz der Weltgeschichte gibt.

In jedem Falle: Wer den Verzicht auf die in der Hand des Staates liegende, also interkonfessionelle Erziehung der Jugend des Volkes, wer mit einem Worte den Verzicht auf die inter-

Digitized by Google

konfessionelle Volksschule, nicht leichtsinnig oder gedankenlos vollbringt, — und solcher Leichtsinn wäre verbrecherisch — der muß auch jeden weiteren Verzicht des Staates auf selbständige Kulturaufgaben wollen, oder er weiß nicht, was er will. Wem nichts daran gelegen ist, daß in diesem Punkte der Staat seine Majestät — ich meine nicht die äußere, sondern die sittliche Majestät — einbüßt, muß leichten Herzens zusehen, wenn auch im übrigen ein Stück nach dem anderen vom Staat wegbröckelt. Er darf sich nicht beklagen, wenn dies geschieht. Und es wird geschehen, wenn nicht endlich der Ruf durch das deutsche Volk geht: Bis hierher und nicht weiter. Vielmehr der Ruf muß anders lauten. Nicht: Bis hierher und nicht weiter, sondern: Zurück auf der abschüssigen Bahn, die wir bereits betreten haben, und auf der wir im Begriffe sind, rascher und rascher abwärts zu gleiten; zurück und nach oben, auf einen Punkt, wo wir feststehen und weiter nach oben gelangen können.

Die Rede von den sittlichen Aufgaben des Staates kann bedenklich erscheinen. Gemeint sind, wie schon vorher gesagt, Aufgaben, welche der Staat sich selbst setzt. Er setzt sie sich, d. h. er bestimmt, welche Aufgaben von seinen Gliedern zu vollbringen seien. Damit fällt er sittliche Entscheide; er sagt, was sein soll. Der Staat pflegt aber nicht nur zu „sagen", sondern zu befehlen. Seine Normen sind Zwangsnormen.

Damit ist jenes „Bedenken" bezeichnet. Dem Boden läßt sich seine Frucht, dem Bergwerk seine Kohle und sein Erz, der Maschine ihre Arbeit abzwingen. Das Sittliche läßt sich nicht erzwingen. Nur die frei vollbrachte sittliche Leistung hat Wert. Kunst und Wissenschaft etwa sind nichts mehr, wenn sie nicht frei sind. Kein Staat und keine Staatsgewalt kann dekretieren, was wahre Kunst und wahre Wissenschaft sei. Und kein Staat kann zwangsweise Menschen zu sittlichen machen.

Hiermit scheint ein Widerspruch gegeben. Setzt sich der Staat einmal sittliche Zwecke, Zwecke der geistigen und sittlichen Kultur, so scheint es in dieser Zwecksetzung für ihn keine Grenze mehr zu geben. Und doch muß sittliche Zwecksetzung frei sein.

Dieser Widerspruch nun löst sich in der Einsicht, daß es die Aufgabe des Staates ist, die sicheren Bedingungen und notwendigen Grundlagen dafür zu schaffen, daß die Aufgaben der spezifisch sittlichen und geistigen Kultur frei vollbracht werden können; die materiellen Bedingungen und Grundlagen, und die Bedingungen und Grundlagen intellektueller und sittlicher Art.

Digitized by Google

Hiermit ist das „ethische Minimum" bezeichnet, von dem man gesagt hat, daß es der Staat fordere und setze.

Dies ethische Minimum ist nicht etwas ein für alle Mal Feststehendes. Dasselbe wächst im Fortschritt der Kultur. Immer mehr und immer höhere Aufgaben stellen sich der Kulturmenschheit dar, und fordern ihre Erfüllung; und von immer mehr und immer höheren Aufgaben zeigt es sich, daß sie nicht von einem Einzelnen vollbracht werden können, sondern daß zu ihrer Erfüllung der staatliche Organismus die Bedingungen schaffen muß. In dem Maße, als dies geschieht, erweitert sich die Sphäre der staatlichen Fürsorge. Breitere und reicher differenzierte Bedingungen für die Lösung der Kulturaufgaben hat er zu schaffen.

Nicht alle diese Kulturaufgaben nun sind unmittelbar Aufgaben für alle. Nicht alle sind Künstler oder können es sein, und nicht alle können zu beliebiger Höhe der wissenschaftlichen Bildung und Arbeit sich erheben. Aber alle sind Glieder und sollen lebendige Glieder des Ganzen sein, welchem die Kulturaufgaben gestellt sind. Jeder Einzelne soll ein lebendiger Baustein sein in dem allgemeinen Unterbau für die Vollbringung der höheren und schließlich der höchsten Kulturaufgaben. Alle müssen als lebendige Kräfte eingefügt sein in das ganze System der Kulturaufgaben. In solcher Weise können und sollen mittelbar doch auch an den höchsten Kulturaufgaben alle mitarbeiten. Nur so können dieselben Aufgaben des Ganzen sein; und nur sofern sie dies sind, können sie eine Angelegenheit des Staates sein, der ja doch nicht um Einzelner, sondern um des Ganzen willen da ist.

Und damit ist nun zugleich gesagt, daß diesen lebendigen Unterbau zu schaffen, die erste und oberste Aufgabe des Staates ist. Das Recht zu allen sonstigen Kulturaufgaben hängt an der Erfüllung dieser Aufgabe. Dieser Unterbau aber wird geschaffen durch den allgemeinen Jugendunterricht und vor allem die Jugenderziehung, durch die allgemeine intellektuelle und sittliche Volksbildung, wie sie die Volksschule gibt oder geben soll. Die Volksschule ist also das Fundament des Staates; die staatliche Volksschule das Fundament aller seiner Aufgaben; die Erfüllung dieser Aufgabe das Fundament aller seiner Rechte.

Hier mache ich eine Zwischenbemerkung. Es ist eine triviale Einsicht, daß es keine katholische und protestantische Geographie, Arithmetik, Recht- und Schönschreibkunst gebe. In der Tat geht

Digitized by Google

der konfessionelle Gegensatz nicht so weit, daß etwa für die eine Konfession die Flüsse bergab, für die andere bergauf fließen, für die eine zweimal zwei gleich drei, für die andere gleich fünf wäre, die eine diese, die andere jene Recht- oder Schönschreibung für die wahre erklärte.

Indessen bei allen solchen Erwägungen handelt es sich ausschließlich um die intellektuelle Bildung. Und wer darauf allein hinwiese, dem antwortete der Verfechter der konfessionellen Trennung der Volksschule mit Recht, „daß die Volksschule nicht nur unterrichte, sondern auch erziehe, und daß alle Erziehung sittliche Erziehung sei."

Aber eben von dieser in der Volksschule geschehenden Erziehung sage ich, daß sie das Fundament des Staates und seiner Aufgaben, seiner Rechte und seiner Pflichten ausmache. Und ich füge hinzu: So gewiß in der Schaffung dieses Fundamentes die erste Aufgabe des Staates besteht, diejenige, ohne welche er Kulturaufgaben überhaupt nicht haben kann, so gewiß muß der Staat als solcher, d. h. als dies einheitliche Ganze, als der staatlich geordnete einheitliche Volksorganismus, diese Aufgabe vollbringen; d. h.: so gewiß muß die Volksschule interkonfessionell sein.

Vielleicht denkt jemand, wenn von dem Fundamente des Staates die Rede ist, zunächst an etwas anderes, nämlich an das Heer. In der Tat ist der Volksschule nichts vergleichbarer als das Heer. Nur ist das Heer weder eine so allgemeine noch eine so primäre Grundlage des Staates oder des zur Einheit verbundenen Volkes.

Im Heere dienen die Männer. Also nach Geschlechtern zum mindesten ist hier das Volk geschieden. Die Volksschule aber ist die Schule des ganzen Volkes.

Und das Heer schützt das Volk und seinen einheitlichen Bestand. Was aber geschützt werden soll, muß erst da sein; und es wird des Schutzes umso mehr wert sein, je mehr es innerlich existenzfähig ist. Der Staat ohne innere Lebenskraft mag auch äußerlich zugrunde gehen, der Staat ohne innere Einheit mag auch äußerlich in Stücke gehen. Der Staat hat aber in sich Kraft, in dem Maße, als er sich Kulturaufgaben setzt, nicht nur materielle, sondern auch geistige und sittliche, und zu ihrer Vollbringung sich, d. h. seine Glieder fähig macht, oder erzieht; und er ist eine innerliche Einheit in dem Maße, als er durch einheitliche sittliche Erziehung vereinheitlicht ist. Und dazu eben ist die einheitliche Volksschule da.

Digitized by Google

Ich dringe aber hier weiter auf den Vergleich der Volksschule mit dem Heer. Unser Heer ist ein Volksheer, nicht ein Prätorianerheer. Und wir sind stolz darauf, daß es so ist. Aber es ist so, wenn und so weit das Heer das Volk ist, das Volk in Waffen, nicht äußerlich zusammengezwungen, sondern innerlich zusammengehörig, mit dem Gefühl der Zusammengehörigkeit, dem Bewußtsein, daß es stehe für das ganze Volk, daß es das Interesse des Ganzen, die Volksgüter, schließlich die heiligsten Volksgüter, zu verteidigen habe.

Und man nennt das Volksheer eine Schule des Volkes, eine Schule der Zusammengehörigkeit, der gemeinsammen Zucht und Ehre, der Liebe für das große Ganze, für welches der Einzelne sein Leben zu lassen bereit sein müsse.

Aber so gewiß und noch viel gewisser, als das Heer oder das Volk in Waffen, muß die gesamte Jugend des Volkes, das ganze werdende Volk, kurz die Volksschule, das eine Volk darstellen; so gewiß und noch viel gewisser als das Heer, muß die Volksschule eine Schule des Volkes, nämlich des ganzen Volkes oder des Volksganzen sein. Die Einheit der Volksschule ist die notwendige Voraussetzung für die innere Einheit des Volkes in Waffen. Die Volksschule ist freilich nicht der Ort, wo das Ganze des Volkes verteidigt, aber sie ist der Ort, wo es begründet wird. Hat es überhaupt einen Sinn, daß das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit der Glieder des Volkes geschaffen und gepflegt werde, daß das Volk innerlich zum Volke zusammenwachse, daß das feste einheitliche Fundament geschaffen werde, auf welches das Volk seine Kulturaufgaben aufbauen kann, dann muß dies in der Volksschule geschehen. Sie ist nun einmal die Stätte, wo das Volk zum Volke wird. Sie muß darum die Stätte sein, wo es zum einheitlichen Volke wird. Man vollziehe da eine Spaltung, und man hat das Volk innerlich in zwei Völker zerrissen, und das eine Volkstum in seiner Wurzel zerstört. Man gebe in diesem Punkte den Forderungen derer nach, welche diese Zerstörung wollen, — und dazu zweifellos ihre Gründe haben, — und es wird auch das eine Volksheer zur Phrase. Nur der Zwang noch kann es zusammenbinden.

Und nun geschieht das Unglaubliche, daß deutsche Männer, nicht solche, die sich so nennen, sondern die es sind, und sonst sich als solche erweisen, Männer, denen unser einheitliches Volkstum und modernes Staatswesen, d. h. das Staatswesen mit eigenem sittlichem Recht und eigenen, nicht nur materiellen, sondern geistigen

Digitized by Google

und sittlichen Kulturaufgaben am Herzen liegt, denen insbesondere das große Staatswesen, das die Deutschen verbindet, nicht eine gleichgültige oder widerwärtige Sache ist, sondern die dafür mit Wort und Tat eintreten, es geschieht, daß Männer, die wollen, daß unser deutsches Heer stark sei und festgefügt, ein einheitliches Volksheer, nicht nur dem Namen nach, sondern in Tat und Wahrheit, innerlich eines in sich und mit dem Volksganzen, ein mächtiger Schutzwall für das innerlich einheitliche Reich, für das „ganze Deutschland" — es geschieht, sage ich, das Unglaubliche, daß solche Männer schwanken, ob sie die Spaltung des werdenden Volkes in konfessionell getrennte Heerlager, die grundsätzliche Zerstörung des einheitlichen Volkstums, die Zerreißung des Staatswesens in seinem Fundament. billigen sollen oder nicht. Ja wir haben es erlebt, daß solche Männer für solche Zerreißung aktiv eingetreten sind, daß „Liberale" für die konfessionelle Spaltung der Volksschule Partei ergriffen haben.

Die so taten, waren verblendet. Es ist unmöglich, daß sie bedachten, was sie taten. Wollen sie etwa auch, daß unser Heer, das Volk in Waffen, in mehrere konfessionell geschiedene Heerlager auseinander gehe? Ich antworte, sie müssen es wollen, wenn sie wissen, was sie wollen.

Oder haben vielleicht die wirtschaftlichen Fragen, die jetzt im Vordergrunde des öffentlichen Interesses stehen, sie vergessen lassen, was in der Frage der Einheitlichkeit oder konfessionellen Spaltung der Volksschule auf dem Spiele steht? Dann haben die Feinde des einheitlichen Volkstums die Zeit klug benutzt; und jene deutschen Männer haben sich überrumpeln lassen. Der Feind kam bei Nacht, als jene deutschen Männer, jene Liberalen, die berufen waren, Kämpfer zu sein für den innerlichen Bestand und das sittliche Wohl des deutschen Volkes, schliefen. Und so konnte der Feind ungestört das Unheil säen.

Aber mögen die wirtschaftlichen Fragen noch so große Wichtigkeit besitzen, nimmermehr dürfen sie den Blick uns trüben für das eigentliche und letzte Fundament unseres Volks- und Staatswesens, für das, was endgültig, weil in der tiefsten Tiefe, darüber entscheidet, ob dies Volkswesen innerlich und sittlich einheitlich, kraftvoll, gesund und frei, oder ob es innerlich und sittlich zerrissen, kraftlos und der Herrschaft seiner Zerstörer preisgegeben sein soll.

Die liberalen Männer dürfen nicht schlafen. Sie dürfen auch durch die wirtschaftlichen Fragen sich nicht einschläfern lassen, wenn es um dies Allerwichtigste sich handelt.

Digitized by Google

Es ist ja klar: Wollen diese Männer, daß die Volksschule und in ihr das werdende Volk konfessionell geteilt sei, so wollen sie nicht, daß das Volk sich fühlen lerne als einem und demselben großen Ganzen zugehörig, sondern sie wollen, daß unsere Kinder sich fühlen lernen als zugehörig und einzig zugehörig zu ihren Konfessionsgenossen oder ihrer Kirche, daß alles, was sie innerlich aneinander bindet, und das ist für die heranwachsende Jugend die Schule, sie einzig bindet an das, was unser Volk trennt und immer weiter zu trennen droht, daß unsere Kinder diejenigen, die außerhalb ihrer Konfession stehen, betrachten lernen als ein fremdes Volk, nicht nur als ein äußerlich, sondern als ein innerlich fremdes, als ein irrendes, schließlich als ein verworfenes. — Dann aber ist auch die Forderung, daß das Volksheer als ein innerlich einheitliches sich fühle, illusorisch.

Man bedenke doch nur, was einzig und allein der konfessionellen Trennung der Volksschule ihren Sinn geben kann. Doch gewiß nur dies, daß die Kinder konfessionell, also im Geiste der Konfessionen und des Gegensatzes der Konfessionen erzogen werden sollen. Die Trennung hätte keinen Sinn, niemand könnte auf den Einfall kommen, sie zu fordern, wenn nicht die Erziehung der verschiedenen Konfessionen eine verschiedene und grundsätzlich verschiedene wäre und sein sollte, wenn nicht das Sinnen und Denken, die ganze Welt- und Lebensauffassung der zu Erziehenden durch die konfessionelle Erziehung in ihren Grundlagen in divergierende Richtungen gedrängt werden sollte.

Wer also konfessionell getrennte Volksschulen — d. h. in Wahrheit nicht Volksschulen, sondern Konfessions- oder Kirchenschulen — will, der will, daß ein Teil des Volkes in sich und nur in sich zu einem einheitlichen Ganzen verwachse, daß andere Teile ebenso in sich und nur in sich zu einem solchen Ganzen verwachsen, und er will, daß das Volk in solche innerlich sich entfremdete Teile zerfalle; er will nicht die Vereinheitlichung, welche allein die einheitliche Volksschule zu geben vermag.

Stellen wir uns jetzt einen Augenblick auf den extrem konfessionellen Standpunkt. Geben wir versuchsweise alles zu, was der extreme Konfessionalist irgend behaupten mag, um den Anspruch auf konfessionellen Volksunterricht und konfessionell getrennte Volkserziehung zu begründen. D. h. es sei so, daß nur die Konfession, oder konkreter gesprochen, die Kirche, zu erziehen fähig und innerlich berechtigt ist. Dies will sagen: Es gibt nur in der

Digitized by Google

Kirche, und vermöge der Autorität derselben, Recht und Unrecht, Gut und Böse; die Kirchen allein entscheiden über alles, was sein soll und nicht sein soll. Es gibt nichts dergleichen außerhalb derselben. Es gibt keine interkonfessionelle Kraft und Tüchtigkeit, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Duldsamkeit, kein interkonfessionelles Gefühl der inneren Zusammengehörigkeit und wechselseitigen Achtung, keine interkonfessionelle Pflicht der Arbeit und Aufopferung für das Ganze und dergl. Denn gäbe es etwas dergleichen, so wäre es ja die selbstverständliche Aufgabe des interkonfessionellen Staates, zu diesen interkonfessionellen Tugenden zu erziehen.

Ich frage aber: Wenn es so sich verhält, wie kann dann der Angehörige einer bestimmten Konfession fordern, daß die Volkserziehung konfessionell getrennt sei? Damit erklärt er doch offenbar, daß nicht nur die eigene, sondern auch die fremde Konfession der Aufgabe der Erziehung zu genügen vermöge und dazu innerlich berechtigt sei. Er will ja doch eben, daß die nicht der eigenen Konfession Angehörigen von der fremden Konfessionsgemeinschaft und in der fremden Konfession erzogen werden. Er hält es also für richtig und gut, daß es so sei. Wenn nicht, wie käme er zu seiner Forderung? Der Konfessionalist will doch allemal das, was in seinen Augen das Rechte und Gute ist. Oder will er mitunter vielleicht das, was seiner Kirche Macht und damit ihm den Kitzel des Machtbewußtseins gibt?

Machen wir die erstere Voraussetzung. Dann leuchtet ein: Der Konfessionalist, der die konfessionell getrennte Volkserziehung fordert, widerspricht sich selbst. Kann die Erziehung, welche die Volksschule erstrebt, durch die verschiedenen Konfessionen, trotz ihrer Verschiedenheit, vollbracht werden, nun, dann ist die Volkserziehung, wie sie in der Volksschule geleistet werden soll, etwas von der Verschiedenheit der Konfessionen Unabhängiges. Und dann kann sie, unbeschadet dieser Verschiedenheit, also unbeschadet auch der extremsten Sonderansprüche der Konfessionen oder Kirchen, vom interkonfessionellen Staate vollbracht werden. Und sie ist dann naturgemäß Sache dieser, von der Verschiedenheit der Konfessionen unabhängigen Macht. Sie ist Sache des einheitlichen Staates. D. h. sie ist interkonfessionell.

Dabei ist freilich, wie man sieht, vorausgesetzt, daß der extreme Konfessionalist ehrlich ist, daß ihm wirklich gelegen ist an dem Wohl des zu erziehenden Volkes, an der rechten Volkserziehung. Dann bleibt es bei dem bezeichneten Widerspruch.

Digitized by Google

Nehmen wir aber an, der extreme Konfessionalist heuchelt, oder lügt oder täuscht sich, wenn er um des Wohles des zu erziehenden Volkes willen konfessionell getrennte Schulen fordert; er betrachtet die anderen Konfessionen als nicht innerlich berechtigt zur Erziehung ihrer Kinder. Dann verfällt er in einen neuen Widerspruch, falls er trotzdem dem Staate das Recht zuerkennt, auch für die anderen Konfessionen Schulen zu errichten und von ihnen zu fordern, daß sie in solchen Schulen ihre Jugend erziehen. Denn der Staat kann ein solches auf alle Konfessionen sich erstreckendes Recht nicht haben, wenn er nicht eine interkonfessionelle Macht ist, und er kann nicht die sittliche Jugenderziehung allgemein fordern, wenn er nicht eine interkonfessionelle sittliche Macht ist, oder wenn er nicht als diese interkonfessionelle Macht, die er ist, ein sittliches Existenzrecht besitzt und sittliche Aufgaben hat.

Ist aber dies einmal zugestanden, dann ist damit zugleich anerkannt, daß der Staat, als diese interkonfessionelle Macht, das Recht und die Pflicht hat, zu seinen sittlichen Aufgaben, die ja doch nicht das Abstraktum „Staat" erfüllen soll, sondern die durch das einheitliche Volk vollbracht werden sollen, zu erziehen. Der Staat kann nicht die Pflicht haben, sittliche Aufgaben zu erfüllen ohne die Pflicht der Fürsorge, daß sie tatsächlich erfüllt werden und erfüllt werden können. Ich wiederhole, die allgemeinen materiellen, intellektuellen und sittlichen Bedingungen oder Grundlagen zu schaffen für die Erfüllung der gemeinsamen Kulturaufgaben, darin besteht eben die ganze Leistung, die der Staat zu vollbringen hat.

Und noch mehr: Der Staat kann oder darf nicht den verschiedenen Konfessionen, trotz ihrer Verschiedenheit, die für seinen Bestand und die Erfüllung seiner Kulturaufgaben nötige allgemeine Jugendbildung und Jugenderziehung anvertrauen, es sei denn, daß er weiß, oder darauf vertrauen darf, es könne und werde die Jugendbildung und Jugenderziehung, so wie er sie um seiner interkonfessionellen sittlichen Zwecke willen fordert und fordern muß, in gleicher Weise von diesen verschiedenen Konfessionen vollbracht werden. Indem also der Konfessionalist dem Staate das Recht gibt, für die verschiedenen Konfessionen Volksschulen zu errichten und damit von den verschiedenen Konfessionen zu fordern, daß sie, jede an ihrem Teile, die Aufgabe der allgemeinen Volkserziehung erfüllen, gesteht er zu, daß die vom Staate geforderte und notwendig zu fordernde allgemeine

Digitized by Google

Volkserziehung von den verschiedenen Konfessionen trotz ihrer Verschiedenheit geleistet werden könne; mit anderen Worten, er gesteht zu, daß die allgemeine Volkserziehung eine von der Verschiedenheit der Konfessionen unabhängige, also nicht eine konfessionelle, sondern eine interkonfessionelle Sache sei, daß demgemäß der Staat die Aufgabe dieser allgemeinen Volkserziehung nicht den Konfessionen zu überlassen, sondern daß er sie selbst zu vollbringen habe; daß sie Sache der interkonfessionellen Macht sei, die den Namen „Staat", oder „staatlich-einheitlicher Volksorganismus" trägt.

Gesteht aber der extreme Konfessionalist dem Staate das Recht, auch Schulen für die fremden Konfessionen zu errichten, nicht zu, nun dann fordert er eben in Wahrheit, daß der Staat seine Schulen der einen Konfession oder Kirche, nämlich derjenigen, der er selbst angehört, übergebe. Damit aber leugnet er offen das sittliche Existenzrecht des Staates in seinem Fundament; und er leugnet damit zugleich alle eigenen Kulturaufgaben desselben. Denn, ich wiederhole, hat der Staat solche, so muß er dazu erziehen. Und sind dieselben eigene, also interkonfessionelle, dann muß er als der einheitliche interkonfessionelle Staat dazu erziehen, d. h. seine Erziehung muß interkonfessionell sein. Dies ist, so scheint mir, die einleuchtendste Sache von der Welt.

In Wahrheit aber hat erst, wenn sich der extreme Konfessionalist offen auf den zuletzt bezeichneten Standpunkt stellt, seine Forderung, daß die Volkserziehung konfessionell geschieden sei, ihren eigentlichen Sinn gewonnen. Es handelt sich eben beim extremen Konfessionalisten in Wahrheit gar nicht um die Konfessionen oder Kirchen, sondern um den Staat und die eine, nämlich seine eigene Kirche; es handelt sich nicht um die Konfessionalisierung der Volksschule, sondern um ihre Beseitigung und die Ersetzung derselben durch die Kirchenschule. Nicht das Volk soll in der Schule erzogen werden für das Volksganze, sondern möglichst viele Individuen sollen erzogen werden für seine Kirche und ihre Zwecke. Und der Staat soll für diese Erziehung die Mittel hergeben und im übrigen sich jeder Einrede enthalten.

Aber auch derjenige, der nicht extremer Konfessionalist ist und doch die konfessionelle Spaltung der Volksschule will, bekämpft damit das Existenzrecht des Staates. Ja er geht dabei sogar gründlicher zu Werk. Er will nicht, daß der Staat seine Angehörigen für die eine Kirche erziehe, aber er will, daß er sie erziehe für die Kirchen. Auch er will, daß die Volksschule verschwinde und

Digitized by Google

Kirchenschulen an die Stelle treten. Auch seiner Meinung nach hat der Staat lediglich die Pflicht, die Mittel zu beschaffen, damit die Kirchen das Volk für die Interessen der Kirchen erziehen. Indem er aber für die verschiedenen Kirchen das Recht der Volkserziehung fordert, will er zugleich, daß das Volk für die gegensätzlichen Interessen der verschiedenen Kirchen erzogen werde. Der extreme Konfessionalist ist wenigstens darin mit dem Staate einig, daß er eine einheitliche Erziehung, also eine Einheit des Volkes will. Wer will, daß die verschiedenen Kirchen in die Volkserziehung sich teilen, will die Zerteilung. Jener will den Staat auf ein anderes, aber immerhin einheitliches Fundament stellen, dieser will, daß er überhaupt kein einheitliches Fundament mehr habe, sondern zerfalle.

Und gegenüber diesen beiden Feinden des Staates, des einheitlichen Volksorganismus, des Vaterlandes, lautet nun die Frage: Soll der Staat, so wie er nun einmal ist, d. h. soll er als das einheitliche, die Angehörigen verschiedener Konfessionen in sich befassende Gemeinwesen, sich negieren oder soll er es nicht? Wenn nicht, dann muß er den Kampf aufnehmen gegen diese beiden Feinde, gegen diejenigen, die ihn zum einheitlichen Kirchenstaat machen, und gegen diejenigen, die ihn durch Zerteilung vernichten wollen. Er muß beiden gegenüber festhalten, daß nicht die Kirchen einzig und allein, auch in den allgemeinsten sittlichen Fragen, entscheiden, was gut und böse, recht und unrecht ist, sondern er muß dieser Meinung mit seiner ganzen sittlichen Autorität den Satz entgegenstellen, daß es eine interkonfessionelle Sphäre gebe des Rechtes und Unrechtes, eine interkonfessionelle Kraft, Tüchtigkeit, Ehrlichkeit, Wahrhaftigkeit, Zucht, wechselseitige Duldung und Achtung, eine interkonfessionelle Pflicht, seine Kräfte in den Dienst des Ganzen zu stellen; kurz, eine Sphäre, in welcher der Staat vermöge seiner interkonfessionellen Majestät entscheidet, was sein soll und nicht sein soll. Er muß sich im Gegensatz zu jenen beiden Standpunkten als Träger von Kulturaufgaben, die Aufgaben des einheitlichen Volksganzen sind, behaupten.

Als solcher kann er sich aber nicht behaupten, wenn er die gemeinsame Erziehung dazu aus der Hand gibt. Es ist unmöglich, daß der Staat irgendwelches sittliche Existenzrecht, also eigene, für alle gültige Maximen von Recht und Unrecht habe, und eigene Kulturaufgaben sich setze, und gleichzeitig die Erziehung

Digitized by Google

dazu solchen überlasse, die grundsätzlich dies sittliche Existenzrecht leugnen.

Wie gesagt, behauptet aber der Staat ein solches sittliches Existenzrecht auch schon, wenn er verschiedenen Konfessionen das Recht der allgemeinen Volkserziehung gibt. Aber eben dann darf er es ihnen nicht geben. Denn der Staat allein kann erziehen für den Staat und seine sittlichen Zwecke. Die interkonfessionelle Einheit des Volks allein kann erziehen zu dieser Einheit. Der Staat, der dies nicht will, hat aufgehört zu existieren. Die Einheit, die sich spaltet im Fundament, ist keine Einheit mehr.

Damit ist die Frage für jedermann klar. Sie lautet so, wie ich sie schon formulierte: Soll der historisch gewordene Staat mit seinen sittlichen oder Kulturaufgaben bestehen oder nicht? Soll Deutschland, das einheitliche deutsche Volk, dauern, oder soll es zugrunde gehen? Wer die Frage im ersteren Sinne entscheidet, muß verlangen, daß der Staat in der einheitlichen, also interkonfessionellen Volksschule diejenigen, die seine Glieder sein sollen, zu seinen Gliedern, also zum einheitlichen Volk erziehe. Wer dies nicht verlangt, will, daß der Staat durch die eine Kirche oder die vielen Kirchen ersetzt werde. Er will insbesondere, daß es mit der Herrlichkeit des deutschen Volkes ein Ende nehme.

Ich enthalte mich nun des Entscheides über Recht und Unrecht der einen oder der anderen Anschauung. Vielleicht haben diejenigen Recht, die das letztere wollen. Vielleicht muß man wünschen, daß Deutschland und die Kulturwelt in eine Anzahl von Kirchenstaaten zerfalle. Vielleicht muß man die letzte Konsequenz ziehen und sagen, sittlich berechtigt sei in unseren Tagen nur noch der Religionskrieg. Denn es ist kein Zweifel: Wie groß auch der Haß und die Erbitterung einer Nation gegen eine andere Nation sein mögen, sie sind an Tiefe nicht vergleichbar dem konfessionellen Haß und dem kirchlichen Fanatismus, wie sie jetzt vor allem in Deutschland aufblühen und aufgeblüht sind. Man sagt, der Krieg zwischen Nationen sei unvermeidlich, wenn „vitale" Interessen in Frage stehen. Nun, keine Interessen sind — wenn auch nur vermeintlich, und darauf allein kommt es hier an — vitaler, als die konfessionellen; und ohne Frage ist das vitalste Interesse des Menschen das Interesse an der Freiheit des Geistes und Gewissens. Gewiß sollte auf diesen Gebieten der Kampf mit geistigen Waffen ausgefochten werden. Aber dazu bedarf es des

Digitized by Google

gemeinsamen Bodens. Und der soll uns ja durch die konfessionell gespaltene Volksschule genommen werden.

Indem ich mich aber des Entscheides in dieser Frage über das sittliche Existenzrecht des Staates oder des einheitlichen Volkes enthalte, fordere ich um so bestimmter, nicht in meinem Namen, sondern im Namen der Logik und des gesunden Menschenverstandes, daß man sich klar werde, was die konfessionelle Spaltung der Volksschule in Wahrheit und letzten Endes bedeute. Ich nehme mir die Freiheit, jedem, der in dieser Frage Partei ergreift, im Namen der Logik und des gesunden Menschenverstandes, zu sagen: Wolle was du willst; aber wisse, was du willst, und wohin du treibst.

Dies führe ich noch etwas weiter aus. Ein Wortführer der konfessionell gespaltenen Volksschule, ein Ultramontaner, wie ich nicht hinzuzufügen brauche, ist in jüngster Zeit aufgetreten und hat gesprochen von den Hochreservoirs der Bildung, den Universitäten, von denen Wirkungen ausgehen auf das ganze Volk. Und er hat zu verstehen gegeben, daß diese Hochreservoirs vergiftet seien. Er wollte sagen, sie seien noch nicht geistig geknechtet von seiner Konfession oder Kirche. In der Tat gibt es in Deutschland noch im Prinzip die Freiheit der Wissenschaft, die Freiheit, die nach „liberaler" Meinung die Lebensbedingung der Wissenschaft ist. Wir haben ja freilich katholische Philosophieprofessuren; es ist also in Deutschland auch kirchlich approbierte „Philosophie" zu haben. Und wir haben, in die Körper unserer staatlichen Universitäten eingefügt, kirchlich gebundene Priesterfakultäten. Und jüngst erst hat das Deutsche Reich, Gott sei es geklagt, in der katholisch-theologischen Fakultät in Straßburg mit viel Mühe eine neue Hochburg der kirchlich approbierten „Wissenschaft", und mit ihr zugleich eine neue Hochburg des Kampfes gegen das Deutschtum errichtet. Und die deutsche Regierung nannte dies — seltsam, höchst seltsam — einen Triumph der deutschen Staatskunst.

Indessen wir fühlen noch immer diese katholischen Philosophieprofessuren und diese Priesterfakultäten als Fremdkörper in unseren Universitäten. Wir dürfen, abgesehen davon, noch den Grundsatz der unbedingten wissenschaftlichen Wahrhaftigkeit proklamieren.

Aber eben darum hatte jener Konfessionalist von seinem Standpunkte aus das volle Recht, die deutschen Universitäten vergiftet zu nennen. So gewiß jener Ultramontane konfessionelle Volksschulen fordert, so gewiß muß er konfessionelle Universitäten

Digitized by Google

fordern. Die Konfession, die ein Recht hat auf eigene Volksschulen, hat ein gleiches Recht auf eigene Universitäten. Und der Staat, der die Volksschulen konfessionell trennt, muß die Universitäten konfessionell trennen.

Damit stelle ich nicht die Volksschulen auf eine Linie mit den Universitäten. Ich kenne recht wohl den Gegensatz. Die Universitäten sind Stätten der wissenschaftlichen Forschung, in den Volksschulen wird Feststehendes gelehrt und gelernt. Die Erziehung, die dort stattfindet oder stattfinden sollte, ist die Erziehung auf Grund einer selbstgewonnenen Welt- und Lebensanschauung; die Erziehung, die hier stattfindet, ist die Erziehung nach feststehenden Grundnormen, die für alle gelten, und das ganze Volk zur innerlichen Einheit verbinden sollen.

Aber eben aus diesem Gegensatze folgt, daß konfessionell getrennte Universitäten mit gleichem, ja mit höherem Rechte gefordert werden müssen, wenn konfessionell getrennte Volksschulen gefordert werden dürfen.

Der Staat steht auf dem Boden der unbedingten Freiheit der Wissenschaft. Er nimmt keiner der Konfessionen das Recht, ihre Überzeugungen zu bekennen, auch wenn dieselben den Ergebnissen der Wissenschaft zuwiderlaufen. Aber er stellt doch zugleich diesem Recht das Recht der freien Wissenschaft gegenüber. Er schützt es auch gegen den Widerspruch der Konfessionen. Damit macht er einen eigenen sittlichen Standpunkt geltend. Er geriert sich als eine über den Konfessionen stehende sittliche oder Kulturmacht.

Wie aber kommt er dazu, wenn er keine eigene sittliche oder Kulturmacht ist? Wie kann er sich vermessen, in der interkonfessionellen Universität ein Gebiet zu schaffen für den freien Kampf der Geister und den freien Wettstreit der Welt- und Lebensanschauungen, wenn er nicht das Recht und die Pflicht hat, dazu das Fundament zu legen in der einheitlichen Volkserziehung, wie sie die interkonfessionelle Volksschule gibt? Oder anders gesagt: Wenn er die Volksschule spaltet nach Konfessionen, und damit in das Volk geflissentlich, und in seiner Wurzel, den Gegensatz und die Entfremdung hinein bringt, wie kann er dann wollen, daß der Kampf der Welt- und Lebensanschauungen geführt werde auf einer einheitlichen Basis, der Basis des einmütigen Strebens nach der einen Wahrheit, und der Basis der wechselseitigen Anerkennung des Rechtes der Überzeugungen?

Dies wäre vollendeter Widersinn. Ist die Spaltung im Beginn, im werdenden Volke, wie ich oben sagte, vollzogen,

Digitized by Google

sind die Teile des Volkes in der Wurzel sich entfremdet, dann steht auch weiterhin nur Konfession gegen Konfession. Es gibt dann auch nicht mehr die eine wissenschaftliche Wahrheit, sondern es gibt so viele Wahrheiten, als es Konfessionen gibt. Ein Bau kann in seinen oberen Regionen sich teilen in viele Teile, Türme und Türmchen, und doch einer sein, wenn sein Fundament eines ist. Man kann aber nicht einen einheitlichen Bau errichten auf einem geteilten Fundament. Man kann am allerwenigsten fordern, daß der Bau in seinen höheren Regionen trotz alles Auseinandergehens der Teile doch als einer sich darstelle, wenn im Unterbau die Einheitlichkeit fehlt. Darum, wer konfessionell getrennte Volksschulen will, begehe nicht den Widersinn, interkonfessionelle Universitäten zu wollen.

Jener ultramontane Redner meinte auch, daß von den Hochreservoirs der Bildung, den Universitäten, das vergiftete Wasser — er meinte, das Wasser der freien oder schlechthin wahrhaftigen Wissenschaft — durch unzählige Kanäle ins Volk herabrinne. Auch damit hatte er Recht.

Dies aber ist ein neuer Grund für die Befreiung der Universitäten von jenem „Gift", d. h. für die Schaffung konfessioneller Universitäten, oder genauer gesagt, die Auslieferung der Universitäten an die Konfessionen, wenn einmal das Prinzip der konfessionellen Trennung der Volksschule, oder wiederum präziser ausgedrückt, der Auslieferung der „Volksschule" an die Konfessionen, anerkannt ist. Oder was für einen Sinn hat es, in der Volkserziehung das Volk zu konfessionalisieren, ihm den Geist der Entfremdung, der unüberbrückbaren inneren Gegensätzlichkeit, der doppelten oder mehrfachen „Wahrheit" einzuflößen, wenn man die Gefahr bestehen läßt, daß von den Universitäten her immer wieder ein ganz anderer Geist, ein Geist der Zusammengehörigkeit, des Strebens nach der einen Wahrheit, der Anerkennung des Rechtes der Überzeugungen, „vergiftend" in dasselbe eindringt, ja daß am Ende gar konfessionell ungemünzte Wahrheit ihm zufließt?

Und zwischen den Universitäten und der Volksschule liegen die Mittelschulen. Und auch diese sind noch nicht konfessionell getrennt. Aber auch sie müssen es werden. Ihre Konfessionalisierung muß gefordert werden, wenn nicht diejenigen, die berufen sind, später Leiter des Volkes zu sein, von dem Bewußtsein dessen, was alle Volksgenossen aneinander bindet, von wechselseitiger Verträglichkeit und Anerkennung, von gemeinsamen, diesseits der konfessionellen Gegensätze liegenden Pflichten, vom Glauben

Digitized by Google

an interkonfessionelle Tüchtigkeit, Zucht, Ehrenhaftigkeit u. dgl. „infiziert" werden und das Volk damit „infizieren" sollen. Schließlich werden ja in den Gymnasien sogar allgemein menschliche, also gewiß interkonfessionelle Ideale der Jugend vorgeführt und damit auch dem Volke übermittelt. Ich frage, wenn es so ist, was für einen Sinn hat es dann, konfessionell getrennte Volksschulen zu fordern, und gleichzeitig interkonfessionelle Gymnasien bestehen zu lassen.

Und so wenig wie die Wissenschaft, so wenig kann die Kunst interkonfessionell bleiben. Man redet jetzt viel von „Volkskunst". Auch von der Kunst sagt man, sie solle eine Schule des Volkes sein. Dann muß die Kunst konfessionalisiert werden, so gewiß die Volksschule konfessionalisiert werden muß. Es muß konfessionell getrennte Kunstakademien und sonstige Kunstanstalten geben, so gewiß diese Anstalten nicht für einige Bevorrechtete da sind, sondern dem Ganzen des Volkes gehören, und letzten Endes dem ganzen Volke dienen sollen. Es ist widersinnig, die Volksschule konfessionell zu trennen, und dann das „Gift" einer konfessionslosen Kunst ins Volk herabsickern zu lassen. Man kennt die Rührigkeit derer, die sich jetzt bemühen um die „christliche", d. h. die konfessionelle Kunst. Dazu haben sie alles Recht. Aber sie müssen weitergehen. Sie müssen vom Staate fordern, daß er die Kunst den Konfessionen ganz und gar ausliefere. Auch dazu haben sie alles Recht, wenn sie das Recht haben, die Auslieferung der Volkserziehung an die Konfessionen zu fordern. Und jeder, der die letztere Forderung sich gefallen läßt, muß ebenso in jene erstere Forderung einstimmen. Oder — er weiß nicht, was er will.

Und ganz gewiß gilt, was ich hier von Wissenschaft und Kunst sage, von der Rechtspflege. Ist es so, daß die Konfessionen und sie allein bestimmen, was Gut und Böse, Recht und Unrecht sei, gibt es keine sittlichen Forderungen, welche der interkonfessionelle Staat zu stellen berechtigt, und zu deren Erfüllung er demnach zu erziehen, berufen ist, dann gibt es auch keine Sphäre, wo dieser interkonfessionelle Staat richten darf. Das Erziehen und das Richten sind die beiden zu einander gehörigen Seiten einer und derselben Sache. Der Staat, der nicht erzieht, hat auch kein Recht, zu richten. Und der Staat, der nicht erzieht zu seinem Rechte, zu dem, was in ihm, diesem einheitlichen Ganzen, gilt und sittlich ist, hat kein Recht, als dies einheitliche Ganze zu richten. — Überläßt er die Erziehung den Konfessionen, so haben diese auch das Recht zu

Digitized by Google

richten. Der Vertreter der konfessionell geschiedenen Volksschule muß auf konfessionell geschiedene Rechtspflege dringen, oder ich sage wiederum: Er weiß nicht, was er will.

Und diese Argumentation läßt sich weiter führen. Und sie muß weitergeführt werden. Und es gehört wenig Logik dazu, um einzusehen, wie sie weitergeführt werden muß. Alle Institutionen des Staates sind in irgend einer Weise aufgebaut auf der Volksschule, und der intellektuellen Bildung und vor allem der Erziehung, welche diese gibt. Keine Institution kann darum eine Institution des von den Konfessionen unabhängigen Staates sein, oder kann dem Volke als Ganzem angehören, wenn nicht jener Unterbau Sache des von den Konfessionen unabhängigen Staates ist, und dem Volke als Ganzem angehört. Alle Institutionen des Staates müssen Institutionen der Konfessionen, alle Staatsgewalt muß Gewalt der Konfessionen werden, wenn die Volksschule Sache der Konfessionen ist. Und dies ist sie, wenn sie konfessionell geteilt wird.

Hier komme ich noch einmal zurück auf das Volksheer oder das Volk in Waffen, auf diese „Schule des Volkes". Das Heer ist in der Tat eine Schule des Volkes, genau in dem Sinne, in welchem die Volksschule eine solche ist oder sein soll.

Jeder nun fände den Gedanken einer konfessionellen Teilung des Heeres lächerlich. Aber warum? Ist nicht die Geschlossenheit des Heerverbandes und die Enge des Zusammenlebens im Heere für die Konfessionen eine ebenso große „Gefahr", wie die interkonfessionelle Volksschule? Ist es vom Standpunkte des konfessionellen Fanatismus zulässig, daß ein protestantischer Offizier einem katholischen Soldaten, oder umgekehrt, Autorität sei, daß er ihn belehre, nicht nur über äußerliche Dinge, sondern darüber, was das Vaterland von ihm fordere, was Pflicht, Zucht, Ehre sei u. dgl.?

Man antwortet vielleicht: Solche Fragen sind hier nicht mehr am Platze. Hier handelt es sich um eherne Notwendigkeit. Hier steht das Sein oder Nichtsein des Staates und der Nation in Frage. Der Staat muß fordern, daß das Heer stark und innerlich einheitlich sei.

Aber muß dann nicht zunächst das Volk stark und innerlich einheitlich sein? Muß nicht der Staat zunächst diese Forderung stellen? Und muß er dann nicht auf die Erfüllung dieser Forderung mit allen Kräften hinwirken? Kann er aus einem zerspaltenen Volke ein einheitliches Volksheer nehmen? Und wenn nicht, wie

Digitized by Google

kann er die einheitliche Volkserziehung preisgeben? Nichts ist klarer als dies: Ist das starke und einheitliche Volksheer eine „eherne Notwendigkeit", dann ist nicht minder die einheitliche Volksschule eine solche.

Das einheitliche Volksheer soll der mächtige Wall sein zum Schutze des Ganzen. Dann schütze der Staat das Ganze zuerst da, wo es zuerst des Schutzes bedarf. D. h. er sorge dafür, daß es nicht im Keime zerstört werde.

Und ist man denn so sicher, daß jene Frage, ob die Konfessionen sich das interkonfessionelle Heer gefallen lassen dürfen, niemals auftauchen wird? In der Tat muß diese Frage auftauchen. Und die Stellung der Frage ist zugleich ihre Beantwortung. Die konfessionell geteilte Volksschule fordert auch ein konfessionell geteiltes Heer. Der Staat, der nicht, als über den Konfessionen stehende Macht, das Volk zu seinen sittlichen Zwecken und Aufgaben erzieht, darf es auch nicht zu seinem Schutze und zum Schutze dieser Zwecke und Aufgaben in die Waffen rufen. Tut er es, so handelt er mit äußerer Gewalt, nicht mit innerem Rechte. Vielmehr, er ruft es dann gar nicht in die Waffen für solche Zwecke und Aufgaben. Er hat ja seine sittliche Existenz aufgegeben. Sein Zweck kann kein anderer sein, als die Macht der Machthaber. Und in jedem Falle: Hat er selbst freiwillig das Volk in seinem Fundament gespalten, so darf er nicht fordern, daß es nun als eines sich fühle und für das einheitliche Ganze Gut und Leben lasse.

Noch ein Zusatz: Man läßt es nicht nur zu, sondern man wünscht es, daß in der Volksschule die Kinder der Reichen und die der Armen, die der Hochgebildeten und die der minder Gebildeten nebeneinander sitzen. Man will, daß dieselben sich wechselseitig als Menschen achten und vielleicht lieben lernen. Aber wichtiger ist, daß die Kluft überbrückt werde, welche die Konfessionen in unserem Vaterlande schaffen, die Kluft, die so groß zu werden droht, daß schließlich keine Hand mehr herüber und hinüber reicht.

Und man baut nicht Schulen für die Angehörigen der verschiedenen politischen Parteien. Warum nicht, wenn man Schulen errichten will für die verschiedenen Konfessionen, die doch, sobald sie politische Forderungen stellen — und die Forderung der konfessionellen Trennung der Volksschulen ist eine eminent politische Forderung — auch politische Parteien sind?

Digitized by Google

Die Antwort lautet: Weil der Staat über den politischen Parteien steht und nicht dulden kann, daß er in die verschiedenen Parteien völlig zerrissen werde. Nun, der Staat steht ebenso über den Konfessionen. Und keine Zerreißung kann gründlicher sein, als diejenige in verschiedene konfessionelle Heerlager.

In allem, was ich hier sage, rede ich nicht als Angehöriger einer politischen Partei. Ich gehöre zu keiner solchen. Wohl aber rechne ich mich zu der Gemeinde, von der ich hoffe, daß sie in Deutschland noch nicht zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgesunken ist, nämlich zu der Gemeinde derjenigen, für welche die Worte Vaterland, deutsches Volk, deutsches Reich nicht leere Worte sind, sondern etwas Hohes und Erhabenes bezeichnen. Ich bitte alle diejenigen, die zu dieser Gemeinde gehören, den Ernst der Frage zu bedenken, um die es hier sich handelt.

Vielleicht nennt man meine Betrachtung dieser Frage theoretisch oder doktrinär, nicht praktisch oder „realpolitisch". Dann bitte ich: Man lasse doch in einer so wichtigen Frage diese verderblichen Schlagworte zu Hause. Denn verderblich sind sie gewiß. Wieviel Unheil hat man schon geschehen lassen unter Berufung auf jenen angeblichen Gegensatz der Theorie und Praxis, der Doktrin und der Realpolitik? Gewiß gibt es einen Doktrinarismus, der vom Übel ist. Aber es ist gewissenlos, die ernste Betrachtung einer Sache, die ehrliche Besinnung darüber, worum es sich in einer Frage eigentlich und im letzten Grunde handelt, als Doktrinarismus zu brandmarken. Solche Besinnung ist einfache Pflicht jedes Denkenden.

Was aber unsere Frage betrifft, so führt, wenn ich irgend zu denken vermag, allergemeinste Logik zu dem Ergebnis, daß es sich darin um den Bestand unseres Volkes handelt. Es gibt ein Sprichwort, das anrät, nicht den Finger zu geben, wenn Gefahr bestehe, daß die Hand genommen werde. Dies Sprichwort paßt hier nicht. Nicht der Finger und die Hand stehen in Frage, sondern der Boden, auf dem wir stehen.

Ein anderes Sprichwort sagt: Schiedlich, friedlich. Und es ist wohl denkbar, daß mancher meint, um des lieben Friedens willen die konfessionell gespaltene Volksschule zugestehen zu sollen.

Dazu sage ich: Man gebe Frankreich erst Lothringen zurück und dann Elsaß. Man gebe ihm weiter das linke Rheinufer. Und man gebe ihm späterhin alles, was es späterhin von uns fordern wird. Und — wir werden mit Frankreich in ewigem Frieden leben.

Digitized by Google

Und man gebe England die Schiffe und die Häfen und die überseeischen Handelsplätze, und es wird — vielleicht — auch der Friede mit England für alle Zeiten gesichert sein.

Frankreich und England sind fremde politische Mächte, und insofern scheint der Vergleich, den ich hier ziehe, nicht zu passen. In Wahrheit paßt er nur zu gut.

Ich habe im Vorstehenden mitunter von Kirchen, in der Regel von „Konfessionen" gesprochen. Dieser letztere Ausdruck war nicht am Platze. „Konfession" heißt Bekenntnis, und ursprünglich ist damit das religiöse Bekenntnis gemeint. Nun, niemand bedroht in Deutschland die schrankenlose Freiheit der Bekenntnisse, auch solcher, die nur angeblich religiöse Bekenntnisse sind. Man bedroht die Freiheit solcher angeblich religiöser Bekenntnisse selbst dann nicht, wenn sie offen und unverhüllt jedes eigene Existenzrecht des Staates leugnen. Man tut dies wenigstens nicht, wenn die fraglichen „Bekenntnisse" von ultramontaner Seite kommen.

Bekenntnisse stehen also hier in Wahrheit gar nicht in Frage. Sondern es handelt sich um die politische Macht einer einzigen „Konfessionsgemeinschaft"; oder, da politische Macht einer Konfessionsgemeinschaft im Grunde ein Widerspruch in sich selbst ist: es handelt sich um um die Herrschgelüste einer „Kirche", die vorgibt, eine Konfessionsgemeinschaft zu sein, und das religiöse Wohl ihrer Glieder im Auge zu haben, und einer Partei, die von dieser Fiktion lebt.

Die Frage lautet, kürzer und bestimmter gesagt: Soll Deutschland ganz und gar an Rom verkauft werden, oder soll diesem Verkaufe Einhalt getan werden. Wir sehen dies Kaufgeschäft jetzt Schritt für Schritt sich vollziehen. Und vielleicht wird Deutschland ganz geopfert werden. Geschieht dies aber, dann soll man wenigstens sagen können, daß es in Deutschland Männer gegeben hat, die dazu nicht die Hand boten.

Wer aber zu diesen letzteren gehören will, der hat die Pflicht, gegen die konfessionelle Spaltung der Volksschule, die eben doch auch nur als eine Etappe in jenem Verkaufsgeschäft gemeint ist, bis zum letzten Atemzuge zu kämpfen.

Möge kein deutscher Mann dadurch, daß er in die konfessionelle Spaltung der deutschen Volksschule einwilligt, sei es auch unwissentlich und in bester Meinung, zum Verräter an unserem deutschen Volk und Vaterlande werden.

Digitized by Google

Vierzig Jahre.

(Eine kleinruſſiſche Legende mit einem Schlußkapitel von L. N. Tolſtoi.)

Deutſch von M. Beßmertny.

In dem Journal „Die Bildung“ veröffentlichte jüngſt Koſtomarow nachſtehende Legende.

In dem Dorfe Mandrik lebte ein reicher Bauer namens Schpack und er hatte den Knecht Trochim gemietet. Trochim verliebte ſich in Waſta, die Tochter ſeines Herrn, und ſie verliebte ſich in ihn. Sie beſchloſſen, ſich zu heiraten, aber der reiche Bauer wies mit Verachtung die Werbung des armſeligen Trochim zurück. Dieſer wußte ſich vor Kummer nicht wo zu laſſen. Das Leben wurde ihm zuwider, die Sonne war für ihn erloſchen und er war nahe daran, ſich in den Fluß zu ſtürzen. Doch er wurde daran verhindert durch den im ganzen Dorf bekannten Prydibalka, einen böſen Mann, der ſich durch ſeinen ätzenden Verſtand und ſeine ſcharfe Zunge auszeichnete.

„Wohin kriechſt du, Dummkopf?“ fragte ihn Prydibalka.

Trochim wurde beſtürzt, erwiderte nichts, und ſchleunigſt kehrte er dem Waſſer den Rücken.

„Es kommt manchmal vor“, ſagte Prydibalka, „daß ſich im Ungemach ein Freund und Wohltäter naht, etwas Gutes lehrt und alles zum Glück wendet. So geht es dir! Ich bin dein Freund und Wohltäter, höre nur zu!“

Und leiſe begann Prydibalka zu flüſtern:

„Zu uns, auf dem Herrenhof, kam ein reicher Kaufmann gefahren, der allerlei Tuch zu Mänteln hat und außerdem noch ſoviel Geld, daß er ſich Wagen und Pferde kaufen kann. Er bleibt nur noch bis zum Abend, und nachts fährt er mit ſeinem Knecht den Weg nach Lubki. Hinter Lubki iſt der Wald, und in dem Walde befindet ſich eine ſehr tiefe Schlucht, die völlig mit Sträuchern bewachſen iſt. Hart an der Schlucht führt der Weg vorbei. Gehe dahin und ſetze dich hinter die Bäume am Abhang. So wie der Wagen ſich der Schlucht nähert, ſpringſt du hervor, verſetzeſt mit dem Knüttel dem Kaufmann erſt einen Schlag auf den Kopf, dann dem Knecht; aber raſch, ehe jemand ſich umwenden könnte. Du nimmſt dir aus dem Wagen alles

Digitized by Google

heraus, was für dich einen Wert hat, dann wirfst du die Erschlagenen mit Wagen und Pferden in den Abgrund. Der Kreisrichter kommt, er findet die Pferde noch angespannt und den Wagen mit Waren beladen. Wie viele Waren ursprünglich vorhanden waren, weiß er nicht und nimmt an, daß die Kaufleute in dunkler Nacht der Schlucht zu nahe kamen, herunterstürzten und dabei ihren Tod fanden.

Trochim zögerte. Er mochte sich zu dem Verbrechen nicht entschließen. Endlich beschwichtigte er sein Gewissen und vollzog den Mord. Er hatte nun eine Menge Geld. Prydibalka besorgte ihm feine Kleider, putzte ihn aus und ging mit ihm zum Bauer Schpack, um seine Tochter zu freien. Es wurde die Hochzeit gefeiert. Trochim und Wasta lebten in Glück und Reichtum. Nur ab und zu quälten ihn Gewissensbisse und ein Mönch vom strengsten Orden prophezeite ihm, daß er nach vierzig Jahren büßen werde.

Die Jahre gingen ins Land. Trochims Wohlstand wuchs von Jahr zu Jahr. Er war Kaufmann geworden, zog nach der großen Stadt und schließlich nach Petersburg. In seinem, mit allem Guten gefüllten Hause ging es hoch her, nur der Gedanke, daß der Tag der Vergeltung für die begangene Sünde sich immer näherte, ließ ihm keine Ruhe.

Wasta starb. Trochim hatte Goldminen erworben, verheiratete sich zum zweitenmal und fuhr fort, alle Lebensfreuden zu genießen.

Nur die Seelenruhe fehlte ihm. Wie oft wandte sich der reiche Mann an die Menschen, um Trost zu suchen! Er unterhielt sich mit seinem Sohne, und tat Buße vor dem Geistlichen, um die Wunde seines gequälten Herzens zu heilen. Doch vergebens! Alles, was ihm geraten wurde, ging seinen Gewohnheiten zuwider und forderte eine völlige Aenderung seiner Lebensweise, die er nicht durchführen konnte. . . . . Und manchmal gedachte Trochim der Worte Prydibalkas, der da sagte: „Lauter Unsinn! Lauter Weibergeschwätz! — Noch hat niemand Gott gesehen und mit ihm gesprochen! Er ist nicht und war auch nicht. Alle wissen's, daß weder Gott noch Teufel da sind!"

„Wenn dem so ist, wer schuf aber das Licht?" fragte Trochim.

„Das Licht? Das brauchte doch nicht geschaffen zu werden, das war von jeher da!" antwortete Prydibalka. „Ach Trochim, Trochim! Du glaubst noch, daß alle, die von Gott reden, an ihn glauben? Nein, Brüderchen!"

Digitized by Google

„Also wird auch kein Gericht Gottes sein für unsere bösen Taten?“ fragte Trochim.

„Natürlich nicht! Wer und wie soll gerichtet werden, wenn du gar nicht mehr auf der Welt sein wirst?“

Trochim wußte nicht, was er sagen sollte. Eine Stimme flüsterte ihm zu, daß es doch nicht so sei. Und in solch heimlichen Qualen floß das Leben für Trochim vierzig Jahre lang dahin. Endlich kam der Tag der Vergeltung.

Kapitel IV.

Von L. N. Tolstoi geschrieben.

In dieser ersten Nacht vom 12. zum 13. August begann seine Strafe, als er nach einem Gespräch mit seinem Sohne, allein in sein Zimmer ging und sich schlafen legte.

„Es gibt keinen Gott, keinen Geist, keine Strafe! Wie gut, wie beruhigend! Umsonst habe ich mich solange und soviel gequält! Wir kämpfen alle miteinander und bringen uns gegenseitig um, damit wir leben können, wie mein Alexander sagte.

Der Kampf ums Dasein — das ist ein Gesetz, und ein anderes giebt's nicht. Gott verhalf mir zum Siege! Gott half? — man verharrt immer bei der dummen Gewohnheit! Nicht Gott half mir, aber ich verstand es, den Sieg davonzutragen und so ist's gut. Jeder ist ein Kämpfer und wer da siegt — der genieße auch seinen Sieg. Ich errang ihn und nützte ihn aus. Ich lebte daher gut, und die Erinnerung vergiftete mir den Genuß. Ich begreife, daß ich beneidet werde — (er gedachte der Worte des Mönchs) — jeder beneidet, weil er kämpft. Also kämpfen, und nicht warten, daß einem etwas gegeben werde . . . . . .“

Da z. B. Alexander! — Er erinnerte sich, wie er jüngst zu ihm sagte, daß er schon ein junger Mann von fast zwanzig Jahren sei und mit 20 000 Rubel das Jahr nicht auskommen könne. Er bat um noch zehntausend, und als ihm das abgeschlagen wurde, war er unzufrieden. „Er rechnet ja allerdings, alles zu besitzen, wenn ich sterbe! Trochim erkannte plötzlich, daß der Sohn ein Interesse haben müßte, ihn sterben zu sehen.

„Kämpfe, um zu siegen!“ Ich habe gefochten und die Kaufleute erschlagen. Ihr Tod war mir nötig, daher nahm ich ihr Leben. Und ihm — meinem Sohne Alexander — ist wessen Tod erwünscht? Meiner! Ja, ich stehe ihm im Wege! Wieviel ich ihm auch geben sollte, er wird es immer besser haben, wenn ich tot bin und er der Herr im Hause ist.“

Digitized by Google

Trochim begann Blicke und Worte des Sohnes sich ins Gedächtnis zu rufen, und er glaubte überall Anzeichen zu finden, daß der Sohn auf seinen Tod warte.

„Und wie sollte er's auch nicht! Sobald er aber meinen Tod wünscht und als gebildeter Mensch von keinem Aberglauben zurückgehalten wird, so muß er mich umbringen! Er wird es natürlich nicht tun, um sich selbst nicht ins Verderben zu stürzen, doch — es gibt Gift!" —

In seinem Geiste tauchten mit einem Male Bemerkungen des Sohnes auf, über eigenartige, alte Gifte, die einen sicheren Tod verursachen, ohne irgend eine Spur zu hinterlassen.

Findet er solch ein Gift, so schiebt er es mir gewiß zu! Er sprach davon, daß ich die Geschäfte vernachlässige, daß, mehr Gewinn erzielt werden könnte! — Mit einem Glas Tee kann er's machen! — Er bekauft den Koch, die Diener — käuflich sind sie alle!"

Er besann sich auf seinen eigenen Kammerdiener.

„Was täte der nicht für 1000 Rubel! und der Koch genau ebenso!"

Um seine aufgeregten Nerven zu beruhigen, wollte Trochim ein Glas Zuckerwasser trinken, das auf seinem Nachttische stand, schon hielt er das Glas in der Hand, da sah er etwas Weißes darin.

„Wer weiß, was das ist! Nein, noch betrügt ihr mich nicht! sagte er, goß das Zuckerwasser aus, ging an seinen Waschtisch und nahm dort Wasser zum Trinken.

„Ja, ja, im Kampf muß man auf der Hut sein! Ich will es an Vorsicht nicht fehlen lassen und von nun an nur das essen und trinken, was meine Frau genießt.

Aber sie — sie weiß ja, daß ihr dereinst der siebente Teil zufällt, und ihre armen Verwandten warten schon darauf!

Ja, wenn Krieg, dann Krieg! — Ich muß alles so einrichten, daß keinem ein Vorteil aus meinem Tode erwachse.

Ich muß ein Testament verfassen, das sie alle enterben soll. Ja, morgen tue ich es und dann werden sie es erfahren!"

Gern wollte er einschlafen, doch die Gedanken ließen ihm keine Ruhe. Immer beschäftigte ihn der Inhalt des Testaments. Er stand auf, zog Schlafrock und Pantoffeln an, setzte sich an den Tisch, auf dem die Lampe brannte, und fing an, ein Testament aufzusetzen, in dem er sein ganzes Vermögen für eine Armenanstalt vermachte. Als er fertig war, wollte er sich wieder zu

Digitized by Google

Bett legen. Unwillkürlich dachte er an den Lakai und den Dwornik, und versetzte sich in ihre Lage und Denkweise.

„Wenn ich ein armer Lakai mit 15 Rubel Monatsgage wäre und in meiner Nähe ein reicher Mann schliefe, der viel Geld bei sich hat, und wenn ich so sicher, wie jetzt wüßte, daß weder ein Gott noch ein Richter existiert, was täte ich wohl? — Wahrscheinlich dasselbe, was ich mit den Kaufleuten tat!“ —

Ein neuer Angstschauer überlief Trochim. Er erhob sich wieder, schlöß die Türe fester, doch der Riegel schien nachzugeben. Er schob einen Sessel an die Türe, befestigte ihn mit dem Handtuch an den Drücker und stellte auf den Sessel noch einen anderen, damit ein lautes Geräusch entstehe, falls jemand die Türe öffnen wollte. Jetzt endlich war er beruhigt, löschte die Lampe aus und legte sich schlafen. Erst gegen Morgen schlief er ein und schlief so spät am Tage noch, daß seine Frau besorgt die Türe seines Schlafzimmers zu öffnen versuchte. Der Sessel fiel krachend zu Boden, Trochim sprang erschreckt auf und erbleichend schrie er: „Wer da? Hilfe!“

Er vermochte gar nicht, zu sich zu kommen. Lange noch war er überzeugt, daß man ihm nach dem Leben trachte. Wie sehr er auch seine Empfindungen zu verbergen suchte, alle Hausgenossen bemerkten, welch eine große Veränderung mit ihm vorgegangen war.

Früher war er abwechselnd heiter, zornig, freundlich, manchmal auch niedergeschlagen, wenn er an sein Verbrechen dachte. Die einen liebte er, die anderen nicht, stets sah er besonders seine Enkel gern. Jetzt dagegen suchte er die Einsamkeit, und war schweigsam, vorsichtig argwöhnisch und kalt, selbst gegen die kleinen Kinder. Das Testament bildete seine Hauptbeschäftigung. Er konnte es immer noch nicht so aufsetzen, wie er eigentlich wollte. Alle Notare, die dieserhalb zu ihm kamen, vermochten es ihm nicht recht zu machen. Er schrieb immer aufs neue, änderte und schrieb wieder um.

Besonders wählerisch wurde er im Essen. Was er sonst als Leibgericht betrachtete, berührte er nicht, hielt sich vom Essen oft bei Tische zurück, ging dagegen plötzlich an die Frau oder an den Sohn und die Töchter heran, ergriff ihren Teller mit der schon versuchten Speise und aß sie weiter. Den Wein kaufte er selbst und verwahrte ihn in seinem eigenen Schrank. Mit geringerer Teilnahme wie früher widmete er sich seinen Geschäften und verhehlte den Seinigen den Gewinn. Er fand kein Vergnügen mehr an seinem Vermögen, das ihn fortwährend quälte. Er bemühte sich, seinen

Digitized by Google

Reichtum vor anderen zu verbergen und fühlte doch, daß es unmöglich sei, es zu tun vor Leuten, die so gottlos waren, wie er selbst.

Er war überzeugt, daß sein Besitz verloren wäre, wenn alle das wüßten, was er und sein Sohn wußten, nämlich, das es gar keinen Gott und keine Vergeltung gibt. Man würde ihn erschlagen, vergiften, und mit List oder Gewalt berauben. Nur ein Mittel schien noch Rettung zu versprechen, den Leuten zu verheimlichen, was er weiß — daß es keinen Gott und keine Vergeltung gebe, sondern ihnen das Gegenteil gerade als eine Gewißheit einzuflößen.

Nach dem 12. August trat daher die letzte Veränderung bei Trochim Semjonowitsch ein. Sie bestand darin, daß er so fromm wurde, wie nie zuvor in seinem Leben. Er ließ keinen Fasttag aus, beobachtete den Mittwoch und den Freitag und benutzte jede Gelegenheit, seine Familie zur Frömmigkeit und Gottesfurcht zu ermahnen und sie vor Gotteslästerung zu warnen, die die Verdammnis in diesem, wie in jenem Leben nach sich zieht.

Er bemühte sich selbst, seinen Sohn zu bekehren und vergaß, was er sonst mit ihm gesprochen, und wie offen er ihm gegenüber seine Ungläubigkeit bekannt hatte.

Seit jenem 12. August, als er von der Gewißheit durchdrungen war, daß er nichts und niemand zu fürchten habe, daß kein Gott da sei, und nichts ihn hindern könnte, ganz nach seinem Belieben zu leben, seitdem gab es keine Freude mehr für ihn, da jedes Vergnügen sich in eine Qual verwandelte.

Die Angst, durch Tücke, Gift oder sonst durch irgend ein entsetzliches Verbrechen von seiner eigenen Familie umgebracht zu werden, verfolgte ihn Tag und Nacht. Ein furchtbarer Verdacht stieg in ihm auf gegen die Hausgenossen und Freunde, und er haßte seine Frau, seinen Sohn, seine Töchter und seine ganze Umgebung. Selbst die kleinen, einst geliebten Enkel, schienen ihm kleine Raubtiere zu sein, die ihn ebenso haßten, wie er alle Welt haßte.

In zwei Dingen suchte er Rettung vor seinem Verfolgungswahn. Er verheimlichte all sein Tun vor den Menschen und mißtraute ihnen aufs äußerste, während es niemand einfiel, ihm übel zu wollen.

Ferner wollte er die Leute betrügen und ihnen den Gottesglauben beibringen, den er selbst nicht hatte. Sein Zustand wurde

Digitized by Google

immer peinlicher, seine Übertreibungen immer größer; er war nur noch ein Raub der Angst. Die Angehörigen betrachtete er als Feinde, und selbst auf die einfachen Annehmlichkeiten wie: Essen, Trinken, Schlafen mußte er verzichten, da er überall eine böse Absicht witterte.

So lebte der unglückliche Trochim Semjonowitsch noch zehn Jahre. Die anderen alle sahen wohl sein verändertes Wesen, aber nicht seine Leiden. Und dabei waren seine Leiden groß und marternd, da er selbst durch den Tod keine Erlösung von denselben erwartete. Er quälte und peinigte sich, ohne zu wissen warum.

Und auch den Tod fürchtete er dabei, da er wußte, daß ihn nichts weiter erwarte, daß sein Leben damit abgeschlossen und unverbesserlich wäre jetzt und immerdar.

Dreizehn Jahre verstrichen in dieser Weise für Trochim, bis er eines Tages von der Morgenmesse heimkehrend in seinem Zimmer frühstückte, von dem Weine trank, den er im eigenen Schranke verschlossen hielt, dann sich niederlegte und nicht mehr aufstand.

Ein plötzlicher und leichter Tod hatte ihn getroffen. Das reiche Leichenbegängnis zog nach dem Hewsky-Lawry-Friedhof, gefolgt von einer Schar Müßiggänger, die stets zu den Diners und Soupers des reichen Goldminenbesitzers erschienen waren. Ein Geistlicher, der damals als guter Redner in Petersburg bekannt war, hielt eine Rede am Grabe und sprach viel von dem Wohltätigkeitssinn, von der Ehrlichkeit und von dem glücklichen Leben des Entschlafenen. Niemand, außer Gott, wußte etwas von dem Verbrechen Trochims, noch von der Strafe, die ihn in dem Augenblicke ereilte, da er den Gott in seiner Brust verloren hatte.

Digitized by Google

Eine Durchquerung Islands.

Von Heinrich Pudor.

[Teil II.]

Zunächst ging der Weg in das große Tal, das mehr einer Ebene gleicht, hinab. Es wird gebildet aus einem Lavastrom. Stundenlang erstreckten sich hier die erstarrten Lavaflüsse, eine grauenhafte Steinwüste bildend. Hier und da sind die Steine verwittert. Der Sturm trieb den Staub in Wolken vor sich her, daß man nicht drei Schritte vor sich sehen konnte.

Die Ponnies hatten wieder einen schweren Stand und nur langsam kamen wir vorwärts. Der Himmel hing voll Wolken, aber es war so kalt, daß an einen Regen nicht zu denken war. Und wieder kam diese Empfindung über uns, die man nur in dieser isländischen Einöde erlebt, wenn man stundenlang über diese Lavafelder reitet, die weder Gras noch Moos aufkommen lassen. Einst war dieses Lavafeld ein Feuerstrom, ein Meer von glühender, flüssiger Lava, und den Eindruck, den es heute macht, kann man nicht besser beschreiben, als wenn man es ein auf Befehl eines Gottes plötzlich zu Stein erstarrtes Meer nennt. Die Farbe ist bleigrau oder blaugrau. Die Oberfläche der Steine ist porös, wie von einem Giftstrom zerfressen, und Narben tiefer Wunden tragen diese Steine allenthalben zur Schau. Wie ein Leichenfeld, ein Friedhof, den sich die Natur selbst errichtet hat, wirkte diese Einöde. Und wer könnte über diese Wüstenei reiten, ohne daß sich ihm das Herz in der Brust zusammenkrampft, und er dieselben Schmerzen empfindet, die diese wie zerfressene Steine anmutenden erstarrten Lavaflüsse aussprechen! Aber man tut gut, dann und wann den Blick zu erheben zu dem Gletscherpanorama, das diese Ebene umschließt. Und dies eben ist das Merkwürdigste in Island, was man nirgends sonst in der Welt erleben kann, die enge Verbindung von Vulkan und Gletscher. In Island kann man Gletscher sehen, deren Eis Vulkane verhüllt, die dann und wann hervorbrechen, die Eismassen zersprengen und ein grauenhaftes Schauspiel einer Vermählung von Feuer und Eis aufführen.

Dann mußten wir einen Fluß überschreiten und darauf mehrere Stunden lang bergan reiten, um die Paßhöhe zu gewinnen.

Digitized by Google

Dieser Paß, Kaldidalrvägn genannt, ist in Island berüchtigt, denn in der schlechten Jahreszeit kommen hier jährlich viele Menschen im Schneesturm um. Wir hatten auch kaum die Paßhöhe erreicht, als es — am 22. August — zu schneien anfing und sich ein regulärer Schneesturm entwickelte. Etwa hundert Fuß unter uns nach Westen lagen die ewigen Schneefelder der Kaldidalr. Wir waren gerade zwischen den beiden Gletschern Okjökull und Geitlandsjökull. Letzterer war von Nebel und Wolken verhüllt, von ersterem konnte man dann und wann die Eisfelder sehen. Der Boden bedeckte sich allmählich mit Schnee und der Sturm wurde immer stärker. Er peitschte mir das Gesicht und trieb mir, der ich immer noch nüchtern war, das Blut in den Kopf, daß er mir zu zerspringen drohte. Ich bekam wieder einen bösen Anfall der Bergkrankheit und konnte nicht mehr weiter. Sechs Stunden waren wir nun schon geritten, die letzten Stunden in scharfem Trabe. Ich bat meinen Begleiter, den Führer zu einem Halt zu veranlassen. Wir hielten. Die Pferde schnaubten; es gab ja meilenweit kein Gras. Wir stiegen ab. Von Schnee und Eis umgeben — was sollten wir tun? Als wir diese Tour angefangen hatten, frug mich mein Begleiter, ob er seine Eisaxt mitnehmen sollte. Ich riet ihm dazu. Und jetzt fühlte ich mich so elend und zugleich überreizt, daß mir der Gedanke kam, als ob diese Eisaxt wohl noch dazu dienen würde, mir hier auf der Paßhöhe das Grab zu graben. Denn sobald ich nicht fort konnte, hieß das eben soviel, als umkommen. „Ich würde alles tun, wenn ich Ihnen nur helfen könnte" — sagte mein Freund. Ich blickte zu meinem Begleiter, den Führern und Pferden — sie alle litten unter dem Schneesturm, hier still stehend um meinetwegen. I must struggle through it, sagte ich und stieg wieder aufs Pferd. Und nun trabten wir aufs neue schweigsam und still durch diese Steinwüste, die der Himmel mit dem Leichentuch des Schnees deckte. Aber wir hatten den höchsten Punkt überschritten und stiegen abwärts. Und nicht lange dauerte es, daß sich eine neue Welt vor uns auftat. Nach Süden zu öffnete sich ein Tal, der Himmel klärte sich und in mildem Blau lag vor uns der Süden Islands. Ähnlich wie wenn man die Alpen überschreitet und plötzlich in eine neue Welt zu kommen glaubt, war es hier. Und es war nicht wunderbar, daß zu gleicher Zeit mein Zustand sich besserte. Die Bergkrankheit schien wie durch Zauber von mir genommen, sobald ich das sonnige Tal erblickte, und als wir am See Reydarvatn Halt machten, um Lunch einzunehmen, fühlte ich

Digitized by Google

mich so gesund und hatte solchen Appetit, als wäre ich nie krank gewesen. Nun aber wurde der zweite Führer recht krank: wohl infolge der Überanstrengung bekam er einen Choleraanfall und konnte oftmals vor Erschöpfung nicht weiter. Er kann daran sterben, vielleicht müssen wir ihn am Wege lassen, meinte der erste Führer, der eine gewisse Gefühllosigkeit immer deutlicher zur Schau trug. Ich hoffe, niemand würde das tun, entgegnete ich ihm. Aber sein Zustand besserte sich in der Folge etwas. Sicherlich verfehlte das nun eingetretene sonnige Wetter und die freundliche Landschaft, die vor uns lag, nicht, ihre Wirkung auf uns alle auszuüben. Aber wir waren noch ziemlich weit von Thingvellir, dem Ziel dieses Tagesrittes, entfernt. Eine Reihe Lavafelder mußten wir überschreiten. Dann gelangten wir in ein weites Tal, das fußhoch mit Moränensand bedeckt war. Der Sturm, der nur wenig nachgelassen hatte, wirbelte den Sand empor und trieb ihn meilenweit vor sich her, so daß wir einen regulären Sandsturm erlebten und — da man weder eine Wegspur noch die vorantrabenden Pferde in den Sandwolken sehen konnte, einigermaßen in Gefahr kamen; zumal die in der Nähe befindlichen Lavafelder tiefe Spalten aufweisen.

Nachdem wir etwa drei Meilen in scharfem Trabe geritten waren, verließen wir dieses Tal, ritten etwas bergan und gelangten nun in ein Birkenwäldchen — ein seltenes Erlebnis in Island — das stellenweise fünfzehn bis zwanzig Fuß hoch war. Die Luft war hier köstlich, würzig und ozonreich, daß man immer aufs neue sich erfrischt fühlte. Dann mußten wir noch ein paar Stunden langsam über Lavafelder steigen und gelangten endlich gegen 8 Uhr abends nach Thingvellir, der altberühmten Allthingsstätte, dem historisch denkwürdigsten Platze Islands, an dem ich schon drei Wochen vorher gewesen war. Und ich muß sagen, obwohl das kleine Sommerhotel an Komfort sehr, sehr wenig bietet, empfanden wir es als eine Erlösung, als nach den Anstrengungen der letzten Tage die „Walhalla" plötzlich im Tale auftauchte. Und als ich mich zur Ruhe begab, beschloß ich, am nächsten Tage direkt nach Reykjavik zurückzukehren. Aber Mr. Dymond, mein Begleiter, ließ noch immer nicht nach und meinte, wir müßten unter allen Umständen am nächsten Morgen in aller Frühe nach dem Geysir aufbrechen. Um 9 Uhr standen die Pferde gesattelt vor der Türe. Es war ein köstlicher Tag, sonnig und warm, daß das von den Stürmen der vorhergehenden Tage erstarrte Herz uns im Busen zu tauen schien. Wir ritten zuerst längs des Thingvellir Sees,

Digitized by Google

eines der größten Seen Islands, der mit seiner blauen, stillen Flut, von nackten, unregelmäßig gestalteten, steilen Bergen umschlossen, in seiner feierlichen Einsamkeit und Größe einen tiefen Eindruck hinterläßt. Aber die Mosquitos verdarben uns und noch mehr den Pferden diesen schönen Tag zu einem guten Teil. In der Nähe einer Farm in dem großen Tale Langardalir, an dessen Seen es mehrere heiße Schwefelquellen gibt, nahmen wir Lunch ein. Das Gras war nicht besonders reichlich, aber genügend für unsere Ponnies. Man freut sich in diesem öden, eiserstarrten und lavaerstarrten Lande über den kleinsten Streifen grünen Landes und das Grün des Grases selbst wirkt infolge des Kontrastes zu dem Bleigrau der nackten Felsen um so mehr erfrischend und belebend — wir glauben, nirgendwo in der Welt so saftiges Grün gesehen zu haben. Aber, der Wahrheit die Ehre, ist nicht nur das isländische Gras stellenweise ganz vortrefflich, sondern auch die Wiesen zeigen einen verhältnismäßig überraschenden Blumenreichtum und wirken außerordentlich bunt, oft wie ein ganzes Farbenbukett. Darunter findet sich manche unserer in Deutschland bekannten und beliebten Wiesenblumen.

Wir kamen dann zu dem Fluß Bruaraa, der einen der merkwürdigsten Wasserfälle bildet, die es in der Welt gibt. Das Bett des Flusses bilden Lavafelsen. An einer Stelle findet sich eine breite und sehr tiefe Spalte, in die das Wasser hinunterrauscht. Ein paar Schritt unterhalb schießt es dann wieder hervor und dasselbe Schauspiel wiederholt sich mehrmals.

Früher befand sich just an dieser Stelle eine Brücke. Jetzt ist ein Stück unterhalb eine gute, feste Brücke gebaut. Von diesen isländischen Brücken der jüngsten Zeit sind zwei von englischen und ein paar von norwegischen Gesellschaften gebaut worden; nun aber glauben die Isländer, selbst befähigt zu sein, die weiteren Brücken zu bauen, deren eine große Anzahl in Frage kommt: die Verkehrsverhältnisse liegen leider in Island noch vollständig darnieder. Der Bewohner aus dem Südlande, der nach dem Nordlande will, muß entweder auf das Schiff warten, das einmal im Monat um die Insel herumfährt, oder er muß einen Paßweg einschlagen, der zur ungünstigen Jahreszeit direkt lebensgefährlich ist. In ganz Island gibt es nur eine fahrbare Straße, 32 Meilen lang, von Reykjavik nach Thingvellir. Die meisten Paßpfade sind wohl von den Isländern alter Zeit angelegt.

An diesem Abend boten sich uns wieder einige interessante atmosphärische Erscheinungen. Nach 6 Uhr nachmittags bildeten

Digitized by Google

sich am Westhimmel Wolkenstreifen, die wie Strahlen von der Sonne als dem Zentrum sich abzweigten, und um $^1/_2$7 Uhr bildete sich um diese Wolkenstreifen ein heller, breiter Ring, konzentrisch mit der Sonne, der manchmal in Regenbogenfarben erschien. Zu derselben Zeit sah man im Osten, also der Sonne gegenüber, in gleicher Weise geformte Wolkenstrahlen und nach Sonnenuntergang hatte man dasselbe Schauspiel im Süden.

Wir näherten uns nun der Gegend der heißen Springquellen (Geysire) und sahen schon aus weiter Entfernung die Rauchwolken aus dem kochenden Wasser aufsteigen. Die Umgegend der Geysire, die etwas erhöht am Fuße des Laugafell in einem breiten Tale Haukadalur liegen, bietet nichts Interessantes und mancher Besucher mag darüber wohl enttäuscht sein. Ganz in der Nähe der Geysirfelder gibt es eine Farm, und in jüngster Zeit ist inmitten der Geysire selbst ein primitives kleines Gasthaus errichtet worden, das sechszehn Personen verhältnismäßig gute Unterkunft bietet, wenngleich das kleine, aus Brettern ausgeführte und mit Wellblech beschlagene Häuschen, was Windzug betrifft, nichts zu wünschen übrig läßt. Auch mit dem Essen muß man vorsichtig sein; vor allem rühre man in derartigen Plätzen niemals Fleisch an und begnüge sich mit Milchspeisen.

Wir kamen spät am Abend an und begaben uns bald zur Ruhe, nachdem wir den Führern anempfohlen hatten, uns zu wecken, sobald sich die Anzeichen eines Ausbruches bemerkbar machen würden. Aber unser Schlaf wurde nicht gestört, und ich konnte in den Träumen — und nirgends kann man besser träumen, als in diesem stillen, feierlich-einsamen Lande — ungestört den Erinnerungen an die Heimat und die Jugendzeit mich hingeben.

Am nächsten Tage hatten wir Muße genug, uns das Geysirterrain näher anzusehen. Im Anfange fühlten wir uns dabei etwas unheimlich berührt. Denn einmal wirken die Dampfwolken, welche den heißen Quellen und dem Boden entsteigen, infolge ihres Schwefelgehaltes, wie Giftdämpfe, und dann kann man in dieser Gegend nicht fünf Schritte gehen, ohne daß man entweder ein mit kochendem, brodelndem Wasser gefülltes Becken oder ein Loch im Erdboden, dem Dämpfe entsteigen, berührt. Allerorten kocht und zischt es unter der Erde, und versucht, unter Stößen und Stöhnen, sich einen freien Weg zu verschaffen. Wie heute hier noch im kleinen, so wurden einst im großen| die Steine und Gebirge auf dem Erdfeuer gekocht. Denn wahrlich nicht alle Steine sind auf vulkanischem Wege oder durch Pressung und

Digitized by Google

Schichtung entstanden, viele vielmehr sind einfache, erstarrte Ablagerungen und Ausflüsse der heißen Quellen. Das gilt vor allem von den Kieselsintern, aus denen die Becken der Geysire bestehen. Oft sind sie von einer erstaunlichen Regelmäßigkeit. Die Wandung des Beckens des großen Geysirs ähnelt vollkommen einem erstarrten Moosfeld; dabei ist der Kieselsinter von einer derartigen Festigkeit, daß ich mir nur mit großer Gewalt mit der Eisaxt Stücke losbrechen konnte. An einigen Stellen befinden sich austernschalenartige Vertiefungen. Das Wasser selbst ist klar, etwa 85° heiß, der Durchmesser des Bassins mißt etwa 50 Fuß, während derjenige des offenen Rohres 10 Fuß beträgt. Nicht weit davon liegt die Zwillingsquelle Blesir, die sich durch besonders schönes, klarblaues Wasser und prachtvoll gestaltete Beckenwandung auszeichnet. Vor mehr als hundert Jahren hatte auch diese Quelle Ausbrüche. Die anderen größeren heißen Quellen sind der Strokkur, der heute gewöhnlich trocken ist, die Fata und der kleine Geysir. Auch Schlammquellen gibt es, andere zeigen ein schmutziges, lehmiges, kochendes und brodelndes Wasser. Die Abflüsse dieser Quellen führen allerlei mineralische Bestandteile, besonders Schwefel und Eisen, mit sich, die sich in bunten, grellen und giftigen Farben als ekelerregende Schlammmassen absetzen, um allmählich zu erstarren und zu verhärten. Da, wo Dämpfe dem Boden entsteigen, befinden sich kleine Vertiefungen, das Erdreich sieht daselbst wie versengt aus und auch hier sieht man Schwefelablagerungen. Allerorten kocht es und tost es unter der Erde, hin und wieder wankt die Erde, als ob man sich auf einem Schiffe in hoher See befindet.

Der große Geysir tat uns indessen im Laufe dieses Tages nicht den Gefallen, zu springen. Es wehte ein scharfer Nordwestwind. Wir hatten uns auf dem Rasen am Laugafell niedergelegt. Plötzlich sah ich unter uns aus einem der Geysire eine Wassersäule emporsteigen. Wir liefen hinunter. Einer der kleinen Geysirs hatte zu springen angefangen. Es war am 24. August um $^3/_4$3 Uhr nachmittags. Zuerst erfolgten etwa 10 Stöße, ca. 20 Fuß hoch, von je 20 Sekunden Dauer, mit Pausen von gleicher Zeitdauer. Im Innern des Beckens kochte es und schnaubte es, wie in einer Dampfmaschine. Darnach nahmen die Stöße ab, und sie wurden unregelmäßig, und nach 2 Stunden hörten die Ausbrüche ganz auf, und nur brodelndes Wasser, Kochen und Stöhnen verriet die Stelle des früheren Ausbruches.

Digitized by Google

Als nun der große Geysir bis zum Abend nicht gesprungen hatte, riet uns der Farmer, Seife in den Schlund zu werfen. 12 Pfund würden genügen. Für 9 Kronen wollte er sie liefern. Dieses „allopathische" Mittel soll vor drei Jahren ein deutscher Professor in Island eingeführt haben. In Neuseeland soll dasselbe Mittel regelmäßig angewendet werden. Acht Tage, bevor ich am Geysir war, hatten vier Deutsche dasselbe Mittel mit Erfolg angewandt. Wir verzichteten indessen. Entweder wollen wir ihn auf natürlichem Wege oder garnicht springen sehen, meinte mein Begleiter und ich teilte vollkommen seine Ansicht. Einem der großartigsten Naturschauspiele mit einigen Pfund Seife nachhelfen zu wollen, das schien mir doch zu prosaisch. Übrigens wandten zwei Tage später zwei englische Damen das Seifenmittel an, ohne damit einen Erfolg zu erzielen. Auch in den dann folgenden Tagen sprang der Geysir nicht, wie mir die Besucher mitteilten.

Nur zwei Stunden vom Geysir entfernt befindet sich im Hvitafluß der Gulfoß, einer der bedeutendsten Wasserfälle der Erde, oder zum mindesten Europas, der in der Tat einigermaßen an den Niagarafall erinnert.

Das Wetter wurde immer schlechter und als wir am folgenden Tage aufbrachen, um den Heimweg nach Reykjavik anzutreten, regnete es in Strömen. Aber da keine Aussicht auf Besserung war, ließen wir uns nicht abhalten, zogen unsere Wasserhosen und Wassermäntel an und bestiegen die Pferde. Und der Regen ließ den ganzen Vormittag nicht nach, das Wasser lief in die Stiefel und über den Sattel her, und wir waren bald bis auf die Haut durchnäßt. Aber desto stärkender war die Luft, die den Kräutern und Birkengebüschen entströmte. Um 2 Uhr erreichten wir das Farmhaus am Apavatnsee, wo kurz vor uns die beiden englischen Fräulein, die wir schon auf dem Schiffe kennen gelernt hatten, abgestiegen waren. Auch sie waren ganz durchnäßt worden, hatten ihre Kleider zum Trocknen gegeben, und saßen in Decken gehüllt nach orientalischer Sitte in der Gaststube. Wir tauschten gegenseitig unsere Erlebnisse aus, bis ich die feuchten Kleider so unangenehm empfand, daß ich mich in die „Badstofa" zurückzog, um meine Kleider und Stiefel zum Trocknen zu geben. Diese Badstofa repräsentierte in vortrefflicher Weise den Typus der isländischen Familienschlafzimmer. Um zu demselben zu gelangen, mußte man sich den mittleren Erdhöhlengang, an dessen hinterem Ende gewöhnlich links die Küche und rechts die Vorratskammer

Digitized by Google

liegen, entlang und dann rechts hinein begeben. In der Stube befanden sich den Wänden entlang sieben breite, kastenartige Betten, in denen je zwei Personen zusammenschlafen, gewöhnlich so, daß die Füße der einen Person dem Kopf der andern gegenüber liegen. Im ganzen schliefen also in diesem Raum 14 Personen. Das Zimmer war nicht hoch, aber ziemlich tief, indem es von Süden nach Norden hindurchging und an beiden Seiten je ein kleines Fenster hatte. Unterhalb der letzteren befanden sich zwei Schränke. An Reinlichkeit ließ das Zimmer, wie gewöhnlich, alles zu wünschen übrig. Es herrschte eine Luft, die man nicht anders als Gestank bezeichnen kann — wie mag es erst in der Nacht und am Morgen sein! Aber nebenbei mit Nachdruck bemerkt: obwohl alle Bewohner der Farm in einem Zimmer zusammen schlafen, herrscht in Island, wie allgemein berichtet wird und meine Erfahrung bestätigt, strenge Sittlichkeit.

Als ich nach einer halben Stunde wieder in diese Badstofa kam, saßen die Leute auf ihrem Bettrande und verzehrten ihr Mittagsmahl. Dies ist die Sitte in Island. Auf dem Rande des Bettes sitzend, ißt man, wenn immer man Hunger verspürt, und die Badstofa ist zugleich Wohn- und Eßzimmer.

Die Bewohner waren außerordentlich starke und gesund aussehende, hochgebaute Menschen von germanischem, oder altnorwegischem Typus. Und eben diesen Typus fand ich allerorten auf dem Lande in Island, während sich die keltischen Volkselemente mehr nach den Seestädten und Handelsplätzen gezogen haben, in denen man eine gemischte Bevölkerung ganz verschiedener Typen findet, so daß darnach ein Fremder niemals imstande wäre, sich ein Bild von dem isländischen Volkstypus zu machen. Man findet da blondes Haar neben dunklem, untersetzte Gestalten neben schlanken, rötliche Gesichtsfarbe neben dunkeler, blaue Augen neben braunen, ovale Gesichtsform und runde, sanguinische und cholerische Temperamente neben melancholischen und phlegmatischen. Die echte isländische, altgermanische und urskandinavische Bevölkerung kann man, wie gesagt, nur in den Farmhäusern im Innern des Landes kennen lernen.

Mittlerweile hatte der Regen etwas nachgelassen. Die Kleider waren noch nicht trocken, aber wir wünschten möglichst bald Thingvellir zu erreichen und brachen auf. Auf dem Wege dahin besuchten wir den merkwürdigen kleinen Krater Tintron, der sich als ein etwa 25 Fuß hoher Lavafelsen mitten in einem Lavafelde erhebt. Letzteres ist reich mit dem echten isländischen

Digitized by Google

Moos bewachsen, das eine der ergiebigsten Nutzpflanzen Islands bildet und sowohl zu medizinischen wie zu Nährzwecken verwendet wird. Der Lavafelsen hat in der Mitte einen Kraterschlund, in den man tief hinabsehen kann — der im letzten Jahre verstorbene Mr. Howell ließ sich an einem Seile hinab, ohne indessen etwas Besonderes zu entdecken. Übrigens schien es mir weit wahrscheinlicher, daß dieser Lavafelsen, wenn auch das ganze Lavafeld als ein erstarrter Lavafluß anzusehen ist, das Becken einer heißen Quelle gebildet hat, die inzwischen vertrocknet ist.

Um 7 Uhr abends erreichten wir — und zwar zum dritten Male — das kleine Sommerhotel „Walhalla" in Thingvellir, das trotz des schlechten Wetters stark besucht war, da mittlerweile das Schiff Laura neue Besucher nach Island gebracht hatte. Die Verpflegung war auch diesmal ausgezeichnet. Im Fremdenbuch fand ich folgendes hübsche Gedicht, das ein Kadett des deutschen Schulschiffes Gneisenau, das im August 1899 nach Island gekommen war, eingeschrieben hatte:

Für Deutschlands Farben seit langen Jahren
Im hohen Norden zum ersten Mal
Wir Seekadetten Vertreter waren
Als Odins Streiter hier in „Walhall."

Nachdem wir am folgenden Morgen ein reguläres englisches Breakfast eingenommen und einige isländische Kuriositäten (Morgenschuhe aus eingegerbtem Schafsleder, geschnitzte Holzlöffel, Schafsfelle 2c.) gekauft hatten, brachen wir zum letzten Tagesritt auf, der uns nach Reykjavik zurückführen sollte. Wir hatten dann in den elf Tagen mehr als vierhundert Meilen zurückgelegt, wobei man bedenken wolle, daß zum großen Teil von einem Weg keine Rede war und wir meilenweit über Lavafelder zu reiten hatten.

Leider hatte sich das Wetter noch nicht gebessert, und wir hatten kaum „Walhalla" verlassen, als es wieder zu regnen anfing und wir unsere Regenmäntel auspacken mußten. Seit zwei Tagen war auch der erste Führer an einer heftigen Erkältung erkrankt, und mein Begleiter, Mr. Dymond, hatte auf dem Geysir einen heftigen Choleraanfall bekommen. Ich bemerke dabei, daß wir Alle häufig auf dem Wege mit dem Wasser der Bäche und Quellen unseren Durst gelöscht hatten. Vielleicht empfiehlt es sich, damit etwas vorsichtiger zu sein, zumal das Wasser häufig stark mineralhaltig ist.

Digitized by Google

Auch dieses Mal verfehlten die einsamen, mit silbergrauem Moos, wie mit Schimmel überzogenen Steinhalden nicht, ihren Eindruck auszuüben, zumal der graue, mit Regenwolken bedeckte Himmel den passenden Rahmen bot. Und auch diesmal machten wir auf der etwa halbwegs gelegenen Farm „Middalr" für eine Stunde halt. Die Pferde merkten übrigens sehr bald, daß wir uns irgend einem großen Platz und irgend welchen guten Ställen näherten, und wir hatten einige Schwierigkeit, die edlen isländischen Roße zu bezähmen, daß sie nicht die letzten zwanzig Meilen im Galopp liefen. Und je näher wir Reykjavik kamen, desto besser wurde das Gras, so daß den Pferden das Herz im Leibe lachte. Wir begegneten nun häufig sowohl Touristen, die mit der „Laura" gekommen waren, wie Landbewohnern, die von Reykjavik kamen und für mehrere Monate Proviant auf den Rücken der Pferde heimtrugen. Die isländischen Frauen haben eine besondere Tracht, wenn sie zu Pferde sind: einen großen, breitkrämpigen Hut und ein weites, schwarzseidenes Kleid. Die Frauensättel sind sehr bequem und waren in früheren Zeiten kostbare Kunstwerke, deren man noch einige im Museum zu Reykjavik sieht. Die Bauern hatten in echt isländischer Manier ihre Packsättel häufig aus Torf gebaut, was den Vorteil hat, daß die Pferde weniger wund gerieben werden. Jeder, der uns entgegenkam, grüßte uns freundlich und es wurde uns zu Mute, als ob wir nach jahrelanger Irrfahrt nach der Heimat zurückkehrten. Hier und da sah man auch Zelte aufgeschlagen. Nicht nur die fremden Touristen nämlich bedienen sich in Island dieses Mittels, einen Ersatz für eine Wohnung zu schaffen, sondern seit alten Zeiten haben die Isländer selbst eine Vorliebe für das Zeltleben, und wenn sie fischen oder auf die Vogeljagd gehen, oder wenn sie in entfernten Plätzen das Gras zu schneiden haben, schlagen sie ein Zelt auf. Im Innern dieser Zelte findet man gewöhnlich einen Tisch, ein paar Stühle, eine Art primitiver Schlafmatratze, während an Schnüren getrocknete Fische aufgehangen sind.

Das Meer hatten wir schon seit zwei Stunden zu Gesicht bekommen. Nun tauchte die Stadt Reykjavik selbst vor unseren Blicken auf. Der zweite Führer machte ein sehr verwundertes Gesicht, als er zum erstenmal in seinem Leben die Hauptstadt seines Landes zu Gesicht bekam. Er wunderte sich nicht weniger über die schönen Brücken, die man hier über die Flüsse geschlagen hatte. Das Drolligste aber war wohl, als die Pferde zum ersten Mal in ihrem Leben „Wagen" zu Gesicht bekamen und vor ihnen

Digitized by Google

scheuten, wie bei uns, wenn sie zum ersten Mal eine Lokomotive schnauben hören. Wagen nämlich gibt es selbst in Reykjavik nur wenige. Vielmehr bildet der Rücken des Pferdes das einzige und allgemeine Transportmittel. Also in mannigfacher Hinsicht ist Reykjavik eine gesegnete Stadt: kein Militär, keine Droschken und keine Trambahn und nur drei Polizisten.

Nun waren wir bei den heißen Quellen, nach denen die Rauchstadt „Reykjavik" benannt ist, vorüber. Rechts lag der große Bau des Leprahospitales, das die Guttempler Island geschenkt haben. Dann öffnete sich der Hafen, in dem eine ganze Reihe Schiffe, darunter unsere „Ceres", dann „Laura", das dänische Kriegsschiff „Hekla" und das englische Gunboat „Bellona" vor Anker lagen, und endlich ritten wir in die Stadt selbst ein — um $^1/_2$7 Uhr sattelten wir vor dem Hotel Reykjavik ab und sagten den Führern und Pferden Good bye. Die Durchquerung Islands war geglückt, und wir durften uns nunmehr von unseren Strapazen erholen. „We have done it," sagte Mr. Dymond zu mir, indem er mir die Hand schüttelte . . . . . .

Rechte und Pflichten der Kritik.

Von Dr. Bernhard Münz.

Die Rechte der Kritik sind ihre Pflichten und ihre Pflichten sind ihre Rechte. Es ist Recht und zugleich Pflicht der Kritik, treu wie der Zeiger am Uhrwerk auf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige hinzuweisen. Es ist ihr Beruf, die Lüge, welche die gegenwärtige Zivilisation nach allen Richtungen, auf dem intellektuellen oder logischen, dem ästhetischen und dem ethischen Gebiete durchseucht, mit Stumpf und Stiel auszurotten. Diesen Kampf nimmt im großen Stile C. E. Rasius, ein Schüler Wundts, in dem geistreichen, wenn auch nicht selten paradoxen Buche: „Rechte und Pflichten der Kritik. Philosophische Laienpredigten für das Volk der Denker" (Leipzig, Wilhelm Engel-

Digitized by Google

mann; 1899) auf. Es ist zu hoffen, daß seine Anregungen auf fruchtbaren Boden fallen und zu klärendem Gedankenaustausche Anlaß geben werden.

Das Ziel aller intellektuellen Kritik ist die Wahrheit; die Mittel der Kritik sind die Worte der Sprache. Die Wörter, welche einfache, nicht weiter zerlegbare Bewußtseinstatsachen bezeichnen, können nicht definiert werden. Alle Wörter, welche zusammengesetzte Tatsachen, aus Abstraktionen und Zusammenfassungen hervorgegangene Begriffe bezeichnen sollen, müssen scharf und eindeutig definiert werden, d. h. es muß gezeigt werden, welche Zusammensetzungen, Gruppierungen, Beziehungen von einfachen Tatsachen sie bedeuten. Die Nichtbeachtung dieser Forderung führt zu Scheinbegriffen und damit zugleich zu falschen Unterscheidungen. Der Verfasser erwähnt unter anderen ein von der literarischen Kritik sehr häufig verwendetes Paar von Scheinbegriffen, das sich durch eine besonders hinterlistige Unbestimmtheit und Doppelsinnigkeit auszeichnet, nämlich die Unterscheidung: Dilettant und Künstler. „Wer," sagt er treffend, „ist ein Dilettant? Nach der gewöhnlichen Bedeutung des Wortes ein Mensch, der eine Wissenschaft oder eine Kunst betreibt, ohne damit seinen Lebensunterhalt zu erwerben. Vielfach hat es auch den Sinn von Anfänger; in beiden Fällen enthält es durchaus nichts beleidigendes, wenn man ein Dilettant genannt wird, denn nach diesem Gebrauch des Wortes war auch Schiller ein Dilettant, als er die Räuber schrieb. Wenn aber der Herr Wissenschafts- und Kunstkritiker mit obligatem, feinem Lächeln oder naserümpfend über irgend ein Werk das Urteil „dilettantenhaft" fällt, so meint er offenbar etwas anderes damit. Was er eigentlich meint, erfährt man nie, aber er meint etwas Schlechtes damit; er kann oder will es jedoch nicht definieren. Häufig besteht das Schlechte lediglich darin, daß ihm das Werk selber oder dessen Urheber unsympathisch ist, dann aber sollte er sein subjektives Urteil ehrlich abgeben, in der Form „das gefällt mir nicht". Besteht aber das Schlechte in Eigenschaften, die wirklich als fehlerhaft nachgewiesen werden können, so gibt es sicherlich dafür entsprechende Bezeichnungen, und man braucht nicht zu Worten, die schon einen bestimmten Sinn haben, wie „dilettantenhaft", zu greifen. Sollte aber jemand behaupten, daß eine ganze gewisse Summe von fehlerhaften Eigenschaften als „dilettantenhaft" bezeichnet werde, so muß mit Strenge darauf gedrungen werden, daß dieselben genau und unzweideutig gekennzeichnet werden. Solange dies nicht geschieht, behaupte ich, daß

Digitized by Google

die Anwendung des Ausdruckes „Dilettant“ in einem anderen Sinne als dem Eingangs dieser Besprechung abgegebenen eine Lüge, eine Boshaftigkeit und eine Feigheit auf seiten dessen, der ihn gebraucht, involviert“ (S. 9).

Die Wissenschaft muß, um das zu sein, was sie zu sein vorgibt, auf Voraussetzungen und Tatsachen aufgebaut werden, die unmittelbar und absolut gewiß sind. Von der Existenz solcher Tatsachen hängt daher die Möglichkeit der Wissenschaft ab. Absolute Gewißheit besitzen die Bewußtseinstatsachen und die räumlich logischen, d. i. mathematischen Gesetze. Das, was im Bewußtsein gegeben ist, besitzt assertorische oder tatsächliche Gewißheit. Die Axiome der Mathematik und die aus ihren Beziehungen und Verbindungen abgeleiteten, die räumlichen Verhältnisse betreffenden Sätze besitzen apodiktische Gewißheit oder Notwendigkeit. Was nicht absolut gewiß ist, wird bezweifelt und geglaubt. Glaube und Zweifel sind Korrelate, unzertrennliche Zwillingsbrüder, die nur nebeneinander und nicht allein existieren können. Was geglaubt wird, wird auch bezweifelt. Alles, was mathematisch möglich ist, ist überhaupt möglich, und darf daher, sofern es nicht in der Wirklichkeit vorhanden ist, geglaubt und bezweifelt werden. Was mathematisch unmöglich ist, kann niemals tatsächlich werden, und daher auch niemals der Gegenstand des Glaubens und Zweifels sein. Gewißheit, Glaube und Zweifel sind elementare Bewußtseinstatsachen oder fundamentale Funktionen, die nicht weiter analysiert und daher nicht definiert werden können. Alles, was mathematisch notwendig ist, muß immer und überall richtig sein. Der oft, sogar von wissenschaftlich Gebildeten, im Munde geführte Satz, daß etwas in der Theorie ganz richtig sei, aber sich in der Praxis als falsch erweise, oder daß etwas in der Theorie manchmal ganz anders sei, als in der Praxis, ist ein Unsinn, wenn man unter Theorie eine mit voller mathematischer Genauigkeit abgeleitete Deduktion versteht. Aller Irrtum entsteht durch die Lüge, welche eine fundamentale, daher nicht definierbare Bewußtseinsfunktion ist, und entweder fahrlässig oder absichtlich begangen werden kann. Einer der größten Irrtümer besteht nach Rasius' Ansicht darin, daß man dem Kausalverhältnis, in welchem wir die Tatsachen verknüpfen, Notwendigkeit zugeschrieben hat. Ursache und Wirkung stehen nur insofern in notwendiger Beziehung, als sie in räumlichen Abhängigkeitsverhältnissen stehen. Ihre übrigen tatsächlichen Eigenschaften aber, sowie ihre zeitliche Folge besitzen nicht das Kriterium der Not-

Digitized by Google

wendigkeit und können daher nicht mit Gewißheit vorausgesagt werden. Der nicht räumliche Zusammenhang von Ursache und Wirkung ist daher nicht Gegenstand des Wissens, sondern des Glaubens. „Aber dies," bemerkt der Verfasser (S. 30), „ist nicht nur wahr im Sinne Humes, der die objektive Ungültigkeit der kausalen Notwendigkeit bewies, sondern wir müssen auch der Lehre Kants, nach welcher die Kausalität eine notwendige Denkform, eine Kategorie ist, aufs bestimmteste widersprechen. . . . . Die Kausalität ist ein Glaubensartikel, an welchen man sich im Laufe von Jahrtausenden (etwa wie an die Kleidung) so sehr gewöhnt hat, daß man nur mit Widerstreben die Unhaltbarkeit seiner vermeintlichen Notwendigkeit zugestehen will." Hierin kann ich dem Verfasser nicht zustimmen, da Hume zweifellos auf falscher Fährte ist. Er behauptet, der Satz, daß ein Stein, der in der freien Luft ohne Stütze ist, sich morgen nach oben bewegen werde, sei ebenso verständlich und widerspruchsfrei wie der, daß er sich nach dem Mittelpunkte der Erde bewegen werde, so daß man vergeblich den Beweis seiner Unwahrheit versuchen würde. Es liegt indes, wie Bollinger in seinem Buche: „Das Problem der Kausalität" überzeugend dargetan hat, klar zutage, daß der erste Satz nicht verständlich und widerspruchsfrei, sondern ebenso unverständlich und widerspruchsvoll ist, als wenn ich behauptete, daß die drei Winkel eines Dreiecks morgen nicht gleich zwei Rechten sein werden. Wie dieses Urteil einfach besagt, daß das Dreieck morgen kein Dreieck sein werde, so besagt das erste Urteil über die Steine nichts anderes, als daß die Steine morgen nicht Steine sein werden; es verletzt mithin das elementarste Gesetz der Logik, den Satz der Identität und ist darum unverständlich, widerspruchsvoll, unmöglich. Da das Fallen der Steine aus ihrer Natur entspringt, nicht etwas ihnen zufällig Angehängtes ist, da es ihre Wesensäußerung sein muß, weil jedes Ding seinem Wesen gemäß sich offenbaren muß, und eine Äußerung wider seine Natur eine Unmöglichkeit ist, so könnte ein Aufhören ihres Fallens nur durch ein Aufgeben ihrer Identität mit sich selbst stattfinden. Und weil das Aufgeben der Identität ein Widerspruch in sich selbst ist, weil ja das Andersgewordene eben auch ein anderes wäre, so sind alle Äußerungen der Naturgegenstände so unverwüstlich wie sie selbst. Wenn auch die erste Beobachtung irgendwelcher Erscheinungen an irgendwelchen Dingen mich zuweilen zu dem Geständnis nötigt, daß ich nicht wußte, daß jene Dinge also wirken würden, so weiß ich doch sogleich, daß sie unter gleichen Verhältnissen zu jeder anderen Zeit

Digitized by Google

ebenso wirken müssen, weil das Gesetz der Identität nicht gebrochen werden kann. Das Geschehen selber mag mir in Ewigkeit unverständlich bleiben; die Notwendigkeit dieses bestimmten Geschehens ist mir nichtsdestoweniger gewiß. Es ist daher entschieden falsch, daß Hume sich also vernehmen läßt: „Wenn auch der Lauf der Dinge bisher noch so regelmäßig ist, so beweist dies für sich allein und ohne einen besonderen Grund nicht, daß dies auch in Zukunft so sein werde." Es gibt eben zum Glücke einen solchen besonderen Grund, der so unerschütterlich ist, wie das Denken selbst, das Gesetz der Identität. Der Kausalbegriff wird in Gemäßheit desselben nicht durch die wiederholte Aufeinanderfolge der Tatsachen, sondern gleich anläßlich der ersten Folge auf dem Wege der Analyse gewonnen. Nicht unter den Auspizien der Induktion, sondern unter den Auspizien der Deduktion tritt das Ursächlichkeitsprinzip vor unser geistiges Auge. Wir bedienen uns allerdings des Experimentes und der Induktion, aber nicht um die eherne Notwendigkeit als solche darzutun, sondern um die vielfach verschlungenen Fäden derselben zu entwirren, zwischen den konstituierenden Faktoren des Effektes und den begleitenden, akzidentellen Umständen eine Sichtung und Scheidung vorzunehmen. Das Urteil, welches den Körpern eine Schwere zuerkennt, ist beileibe kein synthetisches, es ist vielmehr ein analytisches, da es durch die Erwägung gezeitigt ist, daß die Atomenkomplexe, aus welchen sich die Körper zusammensetzen, ohne die Schwere kein Lebenszeichen von sich geben, sich in keinerlei Weise bemerklich und fühlbar machen würden. Wie der der Gravitation ermangelnde Körper, so sind ein die Natur zephyrhaft wiegender Orkan, eine sanft gekräuselte Sturmflut, ein ohne Erschütterung verlaufendes Erdbeben, ein Feuer, welches nicht brennen und verzehren würde, eine Sonne, welche nicht leuchtete, u. dgl. Contradictiones in adiecto. Kann ferner etwa das Kausalitätsgesetz als solches, der Satz, wonach Nichts aus Nichts entstehen kann, als ein Erfahrungssatz ausgegeben werden? Alle Kausalschlüsse werden also von uns aus einem Falle gezogen und durch alle folgende Fälle nicht im geringsten gefördert und befestigt. Es wird dies übrigens auch durch die Erfahrung erhärtet, welche uns lehrt, daß wir schon durch einen einzigen Schaden klug und gewitzigt werden. Nach jener Theorie, welche das Kausalitätsprinzip für einen Bastard der Einbildungskraft erklärt, die „durch Erfahrung beschwängert, gewisse Vorstellungen unter das Gesetz der Assoziation gebracht hat und eine daraus entspringende subjektive Notwendigkeit,

Digitized by Google

das ist Gewohnheit, vor eine objektive aus Einsicht unterschiebt," müßten wir uns jedoch beispielsweise die Hand öfter am Feuer verbrennen, bevor wir uns hüten, sie mit ihm in Verbindung zu bringen. Und gibt es nicht eine Kausalität, deren wir uns in unserem eigenen Tun unmittelbar bewußt sind? Wenn jemand in Zorn gerät und seinem Gegner einen Schlag versetzt, sollte man da auch nicht sagen dürfen, der Schlag sei durch den Zorn verursacht? Sollten wir den Schlag nur darum mit dem Zorn in ursächlichen Zusammenhang bringen, weil wir Erzürnen und Schlag aufeinander folgen zu sehen gewohnt sind? Gewiß nicht! Der Schlagende ist sich der Ursächlichkeit in seinem Tun unmittelbar und unumstößlich klar bewußt. Unser Willensimpuls ist also eine unmittelbar evidente Ursache.

Kommt aber den Naturgesetzen mathematische Gewißheit zu, so ist der Behauptung des Verfassers, daß die Wissenschaft nicht das mindeste Recht hat, die Möglichkeit des Wunders überhaupt und damit die Möglichkeit der in der heiligen Schrift berichteten, für uns unbegreiflichen Taten Christi zu bestreiten, die Grundlage entzogen. Die Natur gibt uns wohl manche Rätsel auf, die wir nicht zu lösen vermögen; aber wir haben in dieser Beziehung doch nur Ignoramus zu sagen, nicht Ignorabimus, denn um letzteres Geständnis abzulegen, müßten wir die Welt viel besser kennen, als es in Wirklichkeit der Fall ist. Insofern widerspricht das Ignorabimus eigentlich dem Ignoramus. Nur inbezug auf den ewigen Urgrund ist jenes Wort am Platze. Nicht bloß die Forschung schreitet fort, sondern auch die Kraft des Forschens nimmt immer mehr zu; um so weniger ist unserer Erkenntnis in gegebener Zeit eine Grenze zu setzen, obwohl sie immer begrenzt ist.

Hochinteressant ist das Kapitel über den Aberglauben. Rasius bemerkt sehr richtig, daß es zwischen diesem und den auf wissenschaftlicher Oberflächlichkeit beruhenden oder auf Grund menschlicher Leichtgläubigkeit im gewöhnlichen Leben begangenen Irrtümern gar keinen wesentlichen Unterschied gibt, und weist nach, daß auch in der Gegenwart trotz des so hohen Standes der Kultur der Aberglauben noch lange nicht erstorben ist. Wie die Astrologen darin fehlten, daß sie den tatsächlich bestehenden Einfluß der Bewegung der Himmelskörper auf den Gang der Ereignisse auf der Erde auf die Spitze trieben, ihm allein die Verantwortung für die Vorkommnisse in der menschlichen Gesellschaft aufbürdeten, so übertreiben auch moderne Psychologen, indem sie, an die selig entschlafenen Phrenologen gemahnend, Verbrechen auf Abnormitäten

Digitized by Google

des Schädels usw. zurückführen. Doktrinen, wie die Chiromantie, Physiognomik und Graphologie, welche aus einer Anzahl von Bedingungen eines Ereignisses eine einzige herausgreifen und das Ganze von dieser allein abhängig machen, feiern ihre Wiederauferstehung. Am deutlichsten bekundet sich die Unbestimmtheit der Begriffe in der Psychiatrie, wie die Fachgelehrten selbst zugeben.

Am krassesten zeigt sich der Aberglaube auf politischem Gebiete, wo die Stimmen nicht gewogen, sondern gezählt werden. Die Parlamente bieten ein jämmerliches Schauspiel, indem sie die Wahrung der materiellen und geistigen Wohlfahrt der Völker der jeweiligen Majorität anheimgeben. Demgemäß herrscht der verlogenste Parteischacher, und das Maß, in welchem ein Politiker seine Ansichten zur Geltung bringt, ist nicht bedingt durch den innern Gehalt seiner Theorien, sondern durch die Zahl und die Wucht der Schlagwörter, mit denen er und seine Hintermänner die Denkkraft der wählenden Staatsbürger zu lähmen verstehen. Die dem Parlamentarismus gewidmete Auseinandersetzung birgt unzweifelhaft viele Goldkörner in sich. Rasius geht jedoch in den Maßnahmen, welche er zur Sanierung des an den geistigen Volkskrankheiten und den aufeinander platzenden heftigen Interessengegensätzen krankenden parlamentarischen Regimes vorschlägt, viel zu weit; denn er schüttet das Kind mit dem Bade aus. Er will den Parlamentarismus durch die Aufhebung desselben heilen, indem er die öffentlichen Verhandlungen durch schriftliche Gutachten ersetzt wissen will. Ebenso überschreitet er das Maß, wenn er aus dem herrschenden Parteiwesen auf die Nichtberechtigung des Parteiwesens überhaupt schließt. Es ist durchaus nicht zutreffend, daß die Mitglieder eines Parlamentes ein sacrificio dell' intelletto bringen, wenn sie eine Partei bilden und sich zu einem Parteiprogramme bekennen, und ich bin überzeugt, daß Rasius ein schlechter Prophet ist, wenn er eine Zeit kommen sieht, wo sich ein ehrlicher Mensch schämen wird, einer Partei anzugehören. Seit den ältesten Zeiten haben sich die Menschen zum Zwecke des gemeinsamen Handelns zu Gemeinden, Stämmen, Nationen zusammengetan, und wackere, gleichgesinnte Volksvertreter sollten nicht daran denken dürfen, die ihnen vorschwebenden Ziele mit vereinten Kräften schneller, sicherer und nachdrücklicher erreichen zu können?

Der Verfasser hält es für eine Anmaßung, wenn eine Partei die Freiheit auf ihr Banner schreibt: „Da gab oder gibt es noch eine anmaßende Partei, die sich die Freidenker nennt, als ob es überhaupt einen ehrlichen und echten Denker gäbe, der nicht frei

Digitized by Google

dächte! Da gibt es eine ‚Freisinnige Partei', die schon mit ihrem ‚sinnigen' Namen allen anderen Parteien eine Beleidigung ins Gesicht wirft. Es gehört nicht nur eine gewisse Beschränktheit, sondern auch eine beträchtliche Dosis von Böswilligkeit dazu, nicht einsehen zu wollen, daß doch jeder, der ehrlich, d. h. ganz nach seiner Überzeugung denkt und handelt, ein freier Denker und ein freisinniger Bürger ist" (S. 71). Und doch gibt es ehrliche Männer, welche ganz nach ihrer Überzeugung denken und handeln und gleichwohl weder freie Denker, noch freisinnige Bürger sind. Werden wir etwa Männer, welche aus Überzeugung reaktionär denken und handeln, wegen ihrer Gesinnungstreue und Gesinnungsfestigkeit als freie Denker und freisinnige Bürger gelten lassen können? Können nicht ehrliche Leute von Vorurteilen befangen sein? Kann beispielsweise Leo Tolstoi freisinnig genannt werden, obwohl er aus dem Grunde seiner Überzeugung heraus in der Rückkehr zu dem Urchristentum das einzige Heil erblickt und der Kunst wie der Wissenschaft, der Kultur überhaupt als der Wurzel der unerträglichen sozialen Übelstände den Krieg erklärt? Dem Vorsitzenden der heiligen Synode in Rußland, Pobedonoszew, wird selbst von seinen Widersachern nachgerühmt, daß er nichts von dem Verächtlichen der opportunistischen Lakaien, welche sich jedem Gegner um den Preis der Macht unterordnen, an sich hat, daß er eine durch nichts und durch niemanden zu erschütternde Überzeugung besitzt; dies hindert indes nicht, daß er der böse Genius Rußlands, der Dämon der Finsternis, der Torquemada des neunzehnten Jahrhunderts ist. Es ist daher durchaus keine Anmaßung, wenn eine Partei, zu deren Leuchten, Führern und Vorkämpfern ein Virchow gehörte, sich den Namen einer freisinnigen Partei beilegt angesichts der Junkerpartei, welche den Adel als den ausschließlich privilegierten Stand betrachtet, und des Zentrums, welches sein Stichwort von Rom empfängt und sich nach dem Mittelalter zurücksehnt. Nur im Lager des Fortschrittes ist die Freisinnigkeit zu Hause.

Sehr beachtenswert sind Rasius' Auslassungen über die soziale Frage. Er findet jedoch höchst einseitig den Kernpunkt derselben darin, daß die Gegenwart unter dem Zeichen des Merkantilismus steht, welcher alles zu überwuchern droht, den Völkern das Blut aussaugt und nichts von dauerndem Werte dafür leistet. Die Bedeutung der Zwischenhändler wird hier gewaltig unterschätzt. Weit entfernt davon, nahezu ganz überflüssig zu sein, werden sie desto unentbehrlicher, je mehr die Produktion sich entfaltet, je

Digitized by Google

größere Dimensionen sie annimmt. Auch der Aufschwung der Industrie ist durch die Teilung der Arbeit bedingt. Und die Arbeit der Zwischenhändler ist keine bloße Scheinleistung, sondern sie entwickeln eine segensreiche, fruchtbringende Tätigkeit, indem sie der Produktion bedeutende Absatzgebiete erschließen; denn sie setzen sie dadurch in den Stand, ihren Betrieb ungeschmälert aufrecht zu erhalten, wenn nicht gar zu steigern.

Geistiges Leben im Kaukasus.

Von M.-K.*)

Der Kaukasus — so nennt man dort im Lande nicht nur das Gebirge, sondern auch die Gesamtheit der Landschaften zu seinen beiden Seiten — ist ein buntes Durcheinander von Völkern, Religionen und Kulturen. Die offizielle Statistik unterscheidet etwa 50 Völkerstämme, darunter manche, die nur wenige tausend Seelen zählen. Der Norden und der Süden des Landes, zwischen denen die Gebirgskette liegt, sind aber sehr verschieden voneinander und haben bis zur Einverleibung durch Rußland von jeher nur geringe kulturelle Beziehungen zueinander gehabt. Das unvergleichlich viel wichtigere Land ist das jenseitige, transkaukasische Gebiet, mit seinem Zentrum Tiflis. Die Steppe im Norden fließt sowohl geographisch als auch national mit der großen russischen Ebene zusammen, ist überwiegend russiches Kolonisationsland; Transkaukasien dagegen ein eigenes, altes, nicht nach Europa, sondern nach dem Orient hin gravitierendes Kulturgebiet, in dem sich die Anfänge der Gesittung in ferne Vorzeiten verlieren. Auch geistig gehört natürlich das kaukasische Russentum, dessen ziffernmäßiger Schwerpunkt (über 2 Millionen Kolonisten) im Norden des Gebirges liegt, zur russischen Heimat, während die benachbarten eingeborenen Völker der Nordseite, Tscherkessen und Tschetschenzen, beides Mohammedaner sind, Bergvölker ohne

*) Der Verfasser, ein Russe, hat gebeten seinen Namen zu verschweigen, weil er „Unannehmlichkeiten" von der russischen Regierung fürchtet.

Digitized by Google

Städte, ohne gewerbliche Entwickelung, ohne Bildung und geistig literarisches Leben.

In Transkaukasien sind die Russen in verschwindender Minderzahl und wohnen fast ausschließlich in den städtischen Zentren, namentlich Tiflis, Baku und Batum; im ganzen nur wenig über 100000. Die beiden alten Kulturvölker Transkaukasiens dagegen sind die Armenier und die verschiedenen Angehörigen des georgischen Stammes: die eigentlichen Georgier im Gouvernement Tiflis, die Imeretier, Mingrelier und Gurier im Gebiet von Kutais und am Schwarzen Meere. Einige Splitter der georgischen Familie sind Mohammedaner, die große Masse ist griechisch-orthodox. Die Armenier im Kaukasus gehören mit verschwindenden Ausnahmen alle der armenisch-gregorianischen Nationalkirche an. Ziffernmäßig stehen Armenier und Gesamtgeorgier einander ziemlich gleich; beide zählen rund eine Million Angehörige. Was sonst noch im Kaukasus lebt, sowohl die eigentlichen Bergvölker, als auch die über eine Million zählenden Tartaren des Südostens, ist ohne Bildung und ohne ein geistiges Leben, das mit dem des Russentums und der beiden alten Kulturvölker vergleichbar wäre.

Wer die Georgier, oder wie die Russen sie nennen, die Grusinier sind, welche Stammeszugehörigkeit sie haben, hat die Wissenschaft noch nicht festgestellt. Indogermanen sind sie nicht. Alle Zweige des georgischen Stammes sprechen mit einigen Verschiedenheiten die georgische Sprache. Die Mundart der eigentlichen Georgier von Tiflis wurde früh das offizielle Idiom: die Sprache der Administration, der Kirche und der Literatur. Im 4. Jahrhundert beginnt die Verbreitung des Christentums in Georgien, woran die nationale Überlieferung der heiligen Nina das Hauptverdienst zuschreibt. Bald darauf, im 5. Jahrhundert, soll das georgische Alphabet erfunden worden sein. Auf die geistige Entwickelung Altgeorgiens hat Byzanz den meisten Einfluß gehabt. Noch im 12. Jahrhundert, zur Zeit der berühmten Königin Tamara, ging die georgische Jugend, um höhere Bildung zu erhalten, nach Konstantinopel. Die Zeit gilt auch für das goldene Alter der altgeorgischen Literatur, die dann im 18. Jahrhundert, während einer Periode des nationalen Aufschwunges im Kampfe gegen Persien, noch eine Nachblüte gehabt hat.

Bis zur Einverleibung Georgiens in Rußland war das Schulwesen in den Händen der Geistlichkeit, aber es gab nur wenig Schulen. Ihr Zweck war, Staatsbeamte und höhere

Digitized by Google

Kleriker auszubilden. Die bedeutendsten Schulen (Seminarien) waren in der Hauptstadt Tiflis, in der alten Residenz Mtzchet, in Telaw in Kachetien und in Ananur an der heute sogenannten grusinischen Heerstraße. Alle diese Städte liegen unweit von Tiflis. Ihr Umkreis bezeichnet für das damalige Georgien das Zentrum seiner Bildung. Als das Land an Rußland kam, konnte der größere Teil selbst des Adels weder schreiben noch lesen, während der höhere Klerus dank seiner Bildung und den großen Reichtümern, die er besaß, einen starken Einfluß im Staate ausübte. Die Okkupation des Landes durch Rußland machte dieser privilegierten Stellung des Klerus ein Ende; die alten geistlichen Schulen wurden geschlossen und statt ihrer die Priesterseminarien nach russischem Muster in Tiflis und an einigen andern Punkten eröffnet.

Über den Ursprung der Armenier steht fest, daß sie zur indogermanischen Rasse gehören; ihre Sprache steht nach Hübschmann und anderen zwischen der iranischen letto-slavischen Gruppe. Es hat aber eine starke Mischung zwischen den eigentlichen Armeniern und vielen andern Nationalitäten stattgefunden, teils denen, die vorher das jetzt Armenien genannte Land besaßen, teils solchen, die es in der Folge eroberten und durchzogen. Armenien als Staatswesen tritt zum erstenmal zu Beginn der Diadochenzeit auf; mit Ausnahme kurzer Perioden ist es aber politisch nie so stark gewesen, um sich mit Erfolg gegen die benachbarten Weltreiche und gegen durchstürmende Eroberer zu verteidigen. Um 1080 hörte das großarmenische Reich zu existieren auf, wenn auch einige Landschaften unter den Bagratiden mit der Hauptstadt Ani beim heutigen Alexandropol ein halb unabhängiges Dasein bis zu Anfang des 14. Jahrhunderts fortsetzten; das cilicisch-armenische Königreich, das sogenannte Kleinarmenien, verschwand erst 1375 aus der Reihe der Staaten des Orients. Christen wurden die Armenier zu Anfang des 4. Jahrhunderts durch Grigor den Erleuchter und den König Trdat (Tiridates). Von der Zeit an bis heute besitzen sie ein geistliches Oberhaupt, welches den Titel „Katholikos aller Armenier“ führt. Sein Sitz ist seit dem 14. Jahrhundert Etschmiadsin bei Eriwan. Der Katholikos wird durch Abgeordnete der ganzen Nation, von denen die Hälfte Geistliche, die Hälfte Laien sind, gewählt. Er ist bis zu seinem Tode unabsetzbar. Die Vorbedingung einer selbständigen Literatur, die eigene Schrift, erhielten die Armenier durch Mesrop zu Beginn des 5. Jahrhunderts n. Chr. Für die goldene Zeit

Digitized by Google

ihres geistigen Lebens halten sie eben dieses 5. Jahrhundert, in dem die Sprache bis zu großer Feinheit ausgebildet wurde. Die alte armenische Literatur ist reich. Sie besteht aus Übersetzungen klassischer Werke des Altertums, griechischer, wie syrischer, und aus Originalwerken über alle Gebiete der Wissenschaft: Philosophie, Theologie, Geographie, Grammatik usw. Dem goldenen Jahrhundert gehört auch der armenische Neuplatoniker Davides an. Merkwürdig ist das vollständige Fehlen der epischen Dichtung bei den Armeniern, während die Georgier derartige Werke besitzen. Diese Verschiedenheit ist geeignet, manches Licht auf das innere Leben der beiden Völker überhaupt zu werfen.

Das politische Schicksal Georgiens und Armeniens ist typisch für das Geschick all der kleinen christlichen Völker des Orients im Meere der kriegerischen, nicht christlichen Eroberer. Beide Länder, nach den Begriffen des Orients vor andern mit Schönheit und Reichtümern ausgestattet, waren stets ein Objekt der Begehrlichkeit für ihre Nachbarn: Perser, Seleuciden, Römer, Araber, Türken und Russen; zugleich haben sie immer eine Etappe für alle Eroberer, sei es in der Richtung von Ost nach West, sei es umgekehrt, gebildet. Die unaufhörlichen Kriege, die fortwährenden Überschwemmungen durch feindliche Völker haben aus Armenien, wie aus Georgien, einen Schauplatz üppigen Blutvergießens, raffinierter Intriguen, selten unterbrochener äußerer und innerer Anarchie gemacht. Künste, Wissenschaften und Literatur konnten sich hier also weder dem Umfange, noch der Richtung nach normal entwickeln. Die Religionen, die den beiden Völkern aufgezwungen werden sollten, wechselten mit den Eroberern: die Perser brachten den Mazdaismus, die Araber und Türken den Islam. Seit die Länder christlich waren, mußten sie auch schon den Kampf um die Erhaltung ihrer Religion gegen Feueranbeter und Mohammedaner aufnehmen. Das eifrige Christentum vernichtete namentlich in Armenien alles, was an die heidnische Zeit erinnerte, die Volkssagen und Lieder; die Perser und Türken ihrerseits verfolgten und verbrannten jedes Werk christlicher Wissenschaft, Kunst und Literatur. So verengerte sich das Gebiet der Produktion und die Möglichkeit der Erhaltung des Produzierten von allen Seiten her. Die Klöster bildeten die einzige Rettung. Alles was geistiger Nahrung bedurfte, geistig arbeiten wollte, floh dorthin. So bekam die alte armenische wie die alte georgische Literatur religiösen Inhalt und religiöse Form.

Nach einer Richtung hin aber begannen Armenier und Georgier

Digitized by Google

sich zu unterscheiden: darin nämlich, daß bei den Armeniern nach dem Untergang ihrer politischen Existenz eine starke Emigration begann, bei den Georgiern aber nicht. Seit dem 14. Jahrhundert beginnt die armenische Auswanderung und geht bis Astrachan, bis nach der Krim, nach Ungarn, Polen, Rumänien, Ägypten, ja selbst bis Kalkutta und Madras. Hier an der äußersten Peripherie des Armeniertums beginnt das Wiedererwachen der Bildung und Literatur zu einer Zeit, da das Mutterland unter dem mohammedanischen Joche wie tot da lag. Schon 1563 wurde in Moskau armenisch gedruckt; bald nachher erschienen armenische Bücher in Amsterdam, Paris, London, Italien. Zu Anfang des 18. Jahrhunderts bildete sich in Venedig eine Kongregation armenischer Mönche, die den Katholizismus angenommen haben; am Ende desselben Jahrhunderts eine gleiche Körperschaft in Wien. Beide Klöster dieser sogenannten Mechitaristen, das Venetianische wie das Wiener, sind durch Originale und Übersetzungsarbeiten in sehr großem Umfange berühmt. Hier lebt die altarmenische Sprache und Literatur auf; in Wien bemühte man sich auch speziell um die literarische Ausbildung des Neuarmenischen. Allerdings hat diese fast 300jährige armenisch-literarische Tätigkeit im Auslande zum mindesten auf den jetzt russischen Teil Armeniens geringen Einfluß gehabt; die archaistische Vertiefung und namentlich die römisch-katholische Begeisterung der Mechitaristen sagten dem in der Heimat verbliebenen Volkstum wenig zu. Die erste armenische Zeitschrift „Asdarar" erschien am entgegengesetzten Ende der armenischen Welt, in Kalkutta im Jahre 1794; die erste armenische Schule gründeten zwei armenische Kaufleute in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in Padua. 1815 gründete eine reiche armenische Emigrantenfamilie, Lasarew, eine große Schule in Moskau, die 1848 akademische Rechte erhielt. In das „Lasarewsche Institut für orientalische Sprachen" in Moskau werden Schüler aller Nationalitäten aufgenommen; der Unterricht ist russisch, aber die jungen Armenier lernen hier die alte und neue Sprache ihres Volkes und seine Literatur kennen.

Die Eroberung von Transkaukasien durch die Russen gab endlich den Anlaß zu einer mehr zentripetalen Bewegung im Wiedererwachen des armenischen Kulturbewußtseins. Die Herstellung friedlich geordneter Zustände ermöglichte die Gründung zunächst russischer höherer Lehranstalten in Tiflis. Die Angliederung neuer Teile Armeniens, die bisher unter türkischer und persischer Herrschaft gestanden hatten, das Studium einer rasch wachsenden

Digitized by Google

Zahl von Armeniern auf russischen Universitäten, namentlich in Moskau, Petersburg und dem baltisch-deutschen Dorpat — all das brachte allmählich eine seit undenklichen Zeiten weder von Armeniern noch von Georgiern gekannte und erlebte Menge gebildeter und Bildung um sich verbreitender Elemente ins Land.

Ein Bild der Verschiedenheit, sowohl des Strebens, von dem die führenden Völker des Kaukasus beseelt sind, als auch der äußeren Umstände, unter denen sie leben, gewährt heute am besten die Verteilung der Schüler in den kaukasischen Schulen auf die verschiedenen Nationalitäten, wobei allerdings berücksichtigt werden muß, daß in Transkaukasien das russische Element mit Ausnahme einiger weniger, von verbannten Sektirern bewohnter Dörfer fast ausschließlich in den Städten lebt, und daher, sowie durch seine bevorzugte soziale Lage, imstande ist, ein unverhältnismäßig großes Kontingent von schulbesuchenden Kindern zu stellen. Um passende Vergleichszahlen zu gewinnen, ist also nötig, die Ziffern des russischen Schulbesuches aus den Gebieten unmittelbar nördlich des Kaukasus, wo die Russen zwei Drittel der Bevölkerung ausmachen, heranzuziehen. Alle Arten Schulen zusammengerechnet, ergibt sich alsdann für die wichtigsten kaukasischen Nationalitäten folgende Skala. Es kommt: 1 Schüler auf 24 Armenier, auf 26 Russen, auf 34 Georgier, auf 46 Tataren. Die letztere Ziffer beruht allerdings auf der wegen der absolut minderen Qualität eigentlich nicht zulässigen Heranziehung der mohammedanischen Moscheeschulen. Staatliche oder den staatlichen gleichwertige Schulen besucht bei den Mohammedanern erst 1 Schüler auf 298 Einwohner. Nach einer in der Moskauer Zeitschrift „Ruskaja Mysl“ 1893 angestellten Berechnung machte damals die Zahl der armenischen Schüler im Kaukasus 3,8 % der dortigen Armenier aus, während der Prozentsatz aller Schüler des europäischen Rußlands im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung des Landes nicht mehr als 2,6 % betrug. Unter diesen Verhältnissen erhebt sich allerdings die Frage, ob dieses Vorankommen des armenischen Elements im Schulwesen nicht auch einen Grund für die Besorgnis der Russen abgegeben hat, die armenischen Schulen könnten den „Separatismus“ der Armenier befördern, eine Besorgnis, die 1895 bekanntlich zur Schließung der bestehenden armenischen Gemeindeschulen, 240 an der Zahl, führte.

Die Entwickelung des armenischen Schulwesens in Tiflis, der ursprünglich ganz überwiegend georgischen Hauptstadt von Transkaukasien, begann bereits im Jahre 1821 durch eine Gründung

Digitized by Google

des armenischen Bischofs Nerses, des späteren Katholikos Nerses V. Diese Schule besteht noch heute und hat von jeher die Aufgabe gehabt, gebildete Geistliche für die armenische Kirche vorzubereiten. Ihre Gründung in Tiflis statt in Etschmiadsin war dadurch bedingt, daß die Residenz des Katholikos damals noch zu Persien gehörte. Erst der Erwerb und die vollständige Pazifizierung der armenischen Provinzen in Transkaukasien durch Rußland gewährte dem Armeniertum die Möglichkeit, sein Schulwesen zu konsolidieren. In Eriwan, Schuscha und Etschmiadsin, das zu seiner Schule auch noch eine geistliche Akademie erhielt, entstanden mittlere Lehranstalten; dazu, als ein Gebilde mehr akademischen Charakters, das bereits oben erwähnte „Lasarewsche Institut für orientalische Sprachen" in Moskau. Alle diese Anstalten haben eine sehr große Wirkung auf die geistige Entwickelung und den nationalen Sinn der Armenier gehabt, besonders die Nersesschule in Tiflis. Mit Recht wird von ihr gesagt, daß ihre Geschichte beinahe die Geschichte des Bildungsganges der russischen Armenier sei. Allerdings ist im Augenblick auch sie bereits durch die russifizierenden Tendenzen der Petersburger Behörden bedroht.

Vor nicht ganz einem Jahrzehnt haben die Armenier das hundertjährige Jubiläum ihrer nationalen Presse gefeiert. Die erste armenische Zeitung erschien nämlich in Madras in Indien im Jahre 1794. Erst ein halbes Jahrhundert später, 1846, fand sie eine Nachfolgerin im transkaukasischen Armenien. Fürst Michael Woronzow, eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die den kaukasischen Statthalterposten bekleidet haben (1846—54), gründete zu Beginn seiner Verwaltung die erste russische (offizielle) Zeitung im Kaukasus, den „Kawkas". Das Blatt sollte gleichzeitig auch in georgischer und armenischer Sprache erscheinen, indes war es damals noch unmöglich, für die georgische Ausgabe überhaupt einen Redakteur zu finden, und auch für die armenische dauerte es bis dahin zwei Jahre. Außerhalb des Kaukasus, in Konstantinopel, Smyrna und Moskau, erschien damals allerdings schon ein ganzes Dutzend verschiedener Organe in armenischer Sprache. Nach jenen ersten Gründungsschwierigkeiten hat aber bei den Armeniern wie bei den Georgiern die politisch- und kulturell-literarische Anteilnahme an europäischen wie an nationalen Lebensfragen rasch zugenommen. Die Ausläufer der sozialen Entwickelung Europas und die Erhaltung der eigenen natinalen Individualität gaben die beiden Pole dieses neuen Lebens ab. Je nach der Bevorzugung oder Zurückstellung eines der beiden entgegengesetzten

Digitized by Google

Elemente schieden sich die Parteien, so z. B. unter den Georgiern während der Durchführung der Leibeigenen-Emanzipation (1864 bis 1867). Gegenwärtig werden von den Georgiern als die Hauptprobleme ihres nationalen Lebens zwei Dinge empfunden: Die Frage nach den Ursachen der schwachen ökonomischen Entwickelung ihres Volkstums, der Verschuldung und raschen Verarmung des Adels, und der wachsende Gegensatz gegen das ökonomisch zweifellos stärkere Armeniertum. Die Armenophobie hat eine solche Bedeutung in der georgischen Presse gewonnen, daß sich nach ihrem höheren oder geringeren Grade überhaupt die Partein scheiden. Die erste georgische Zeitung erschien 1866; gegenwärtig sind die bedeutendsten georgischen Organe die nationalistische „Iveria" (Georgien) und das freisinnigere, im geheimen sozialistisch gerichtete Blatt „Kvali". Der Schwerpunkt der literarischen Tätigkeit und des literarischen Interesses bei den Georgiern liegt aber weder bei der politischen Publizistik, noch bei der Wissenschaft, sondern bei der schönen Literatur: Belletristik und Dichtung. Ohne Zweifel stehen sie in dieser Sphäre höher, als die Armenier. Die besten georgischen Journalisten sind zugleich auch die besten georgischen Dichter: so unter den Heutigen Eristow, Zereteli, Ilja Tschwawtschawadse und andere. Abgesehen von der größeren Begabung und Produktivität des georgischen Elements auf lyrisch-belletristischem Gebiet wird aber seine Unterlegenheit in literarischer Beziehung gegenüber dem armenischen stets dadurch bedingt sein, daß die Armenier weit mehr nationale Institutionen besitzen, als die Georgier, vor allen Dingen eine eigene Kirche mit selbständiger Hierarchie, und daß sie außerdem auch jenseits der Grenzen Transkaukasiens noch zahlreiche Stammesgenossen mit entwickeltem geistigen Leben haben.

Zu den am frühesten auftauchenden und prinzipiellsten Fragen der armenischen Literatur im 19. Jahrhundert gehört das Problem der Sprache: Welche Sprache soll in der Schrift gebraucht werden, alt-armenisch oder neu-armenisch? Im Grunde gab es bis zum Anfang des zweiten Drittels des 19. Jahrhunderts überhaupt keine literarisch brauchbare neuarmenische Sprache. Für die Literatur existierte bloß das vom Volke unverstandene Altarmenische und daneben eine ganze Reihe moderner nationaler, aber unliterarischer Mundarten. Aus diesen Elementen galt es, eine den Zeitgenossen verständliche Literatursprache zu bilden. Diese Aufgabe hat zuerst ein junger armenischer Schriftsteller, Abowian, begriffen und nach Kräften erfüllt. Die Sprache seines in den

Digitized by Google

dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts zuerst erschienenen berühmten Buches „Die Wunde Armeniens“ ist im Grunde der armenische Dialekt von Eriwan. Aus ihm ist die neuarmenische Literatursprache der russischen Armenier erwachsen. Das zweite Verdienst Abowians, der ein exaltierter Patriot und zugleich eine überaus zarte Natur war, ist die Erweckung des Interesses der damaligen armenischen Gesellschaft an wirklicher nationaler Bildung. Rätselhaft ist das Ende dieses hochverdienten Mannes. Eines Tages, im Jahre 1848, verschwand er aus Eriwan. Bis heute ist unbekannt geblieben, welch ein Schicksal ihn damals getroffen hat. Bald nach dem Tode Abowians setzte Stephan Nasarian, ein gelehrter Orientalist, ursprünglich Professor an der Universität zu Kasan, die Arbeit der Sprachbildung durch die Herausgabe einer Zeitschrift „Nordlicht“ (Hüsisapail) 1858—64 in Moskau fort. Der Einfluß dieses Blattes auf die Entwickelung nationaler Bildung unter den russischen Armeniern war ungemein groß. Nasarians Publizistik hatte eine stark abstrakte Richtung; die Entwickelung der armenischen Nationalität strebte er nicht so sehr auf dem Grunde ihrer alten historischen Institutionen, wie auf dem allgemein menschlicher Prinzipien an. Für die armenische Kirche verlangte er eine grundlegende Reform. Vieles in seiner Tätigkeit erklärt sich durch seine starke Beeinflussung seitens der deutschen Philosophie. Im Gegensatz zu dem Moskauer „Nordlicht“ entstand sehr bald in Tiflis als Hauptorgan der konservativen-klerikalen Partei, die im armenischen Leben nach Möglichkeit nichts geändert wissen wollte, die „Biene von Armenien“.

Mit den sechziger Jahren fängt die Sturm- und Drangperiode der armenischen Presse an. Die Zeitungen wachsen wie die Pilze aus der Erde. 1860 beginnt in Tiflis der „Kranich“ zu erscheinen, bald ein Hauptzentrum des damaligen literarischen Lebens. Er versuchte, eine mittlere Richtung zwischen dem „Nordlicht“ und der „Biene“ inne zu halten, mit dem Programm der geistigen Weiterentwickelung des Armeniertums auf der Grundlage der geschichtlichen Institutionen und Traditionen. 1872 tritt die berühmteste, noch heute existierende armenische Zeitung ans Licht, der „Arbeiter“ (Mschak). Ihr Gründer war Grigor Artzruni, Dr. phil. der Heidelberger Universität. Er begann für gründliche Reform der armenischen Kirche und Erziehung zu agitieren. Gegenüber der religiösen Spaltung des armenischen Volkes in Orthodoxe, Gregorianer, Römisch-Unierte und (allerdings sehr wenig zahlreiche) Protestanten stellte er das Prinzip

Digitized by Google

auf, daß die Nationalität in jedem Falle das stärkere Band zu bilden habe — in vollem Gegensatz zu dem althergebrachten Empfinden des Volkes. Im Grunde war er überhaupt mehr Sozialist, als Patriot, und das menschlich-soziale Ideal stand ihm über dem nationalen. Die Besserung der Verhältnisse in der armenischen Gesellschaft war sein Hauptziel, deshalb verfolgte er 20 Jahre lang die Ungebildetheit des Klerus und der Kaufmannschaft mit der bittersten Polemik. Seine heftigen und vor keiner Spitze zurückschreckenden Artikel haben in Wahrheit zahlreiche „Fragen" des armenischen Lebens, die vorher unter der Oberfläche der Verhältnisse lagen, erst emporgedrängt. 20 Jahre lang hat er sein Volk in Atem gehalten; er starb 1892. Seine Beerdigung glich einer nationalen Trauerfeier; 312 Kränze von Armeniern aller Länder wurden an seiner Bahre niedergelegt. Diese Bewegung bei Artzruni's Tod gab übrigens der antiarmenischen Politik der russischen Regierung einen starken Anstoß. Neben den liberalen „Mschak" ist jetzt als Hauptvertreter der konservativ-klerikalen Richtung „Das neue Jahrhundert", Nor-Dar, getreten. „Murtsch" (der Hammer) strebt nach Ordnung in der allgemeinen Ideenverwirrung und nach Einführung einer strengeren akademischen Methode in die armenische Kritik.

Die schwächste Seite in der armenischen Literatur ist die Lyrik. Der Dichtung der Armenier ist mehr ein epischer, ja sogar publizistischer Charakter eigen. Überhaupt liegt das Künstlerische dem armenischen Volke wenig, wiewohl es auch Talente, wie den Maler Aiwasowski und den tragischen Schauspieler Adamian, den besten Interpreter Shakespearescher Dramen in Rußland, gezeitigt hat. Unter den Lebenden ist der beste Dichter Russisch-Armeniens Gamar-Katiba. Neben ihm hat Raffi mit seinen historisch-politischen Romanen einen sehr großen Einfluß auf das Nationalgefühl gehabt. Er hat hauptsächlich das Interesse für die schrecklichen Zustände im türkischen Armenien erweckt und dadurch viel zur Bildung der verschiedenen „revolutionären" Komitees beigetragen. Dem armenischen literarischen Leben und namentlich den Zeitungsgründungen eigentümlich ist, daß bei weitem die meisten dieser Unternehmungen nicht um des Erwerbes, sondern um der Ideenpropaganda willen gegründet werden. Die Hälfte der armenischen Zeitungen im Kaukasus hat ein jährliches Defizit und wird nur durch die Subventionen der interessierten Kreise aufrecht erhalten. Was an Mitarbeitern schreibt, wird fast nie honoriert. Sehr bedeutend ist übrigens der armenische

Digitized by Google

Einfluß auch in einer Anzahl russisch geschriebener Blätter in Transkaukasien. Es ist bemerkenswert, daß zwei der Hauptzentren des geistigen Lebens der Armenier im Kaukasus, Tiflis und Baku, überhaupt nicht auf armenischem, sondern auf ursprünglich georgischem resp. tatarischem Gebiet liegen. An beiden Plätzen gibt, abgesehen von der im engeren Sinne russischen Gesellschaft, das Armeniertum geistig den Ton an. Diese zentrifugale Bewegung des armenischen Lebens wird von der Regierung im Interesse der daraus zu erwartenden Schwächung des armenischen Nationalgefühls nicht ungern gesehen. Im Gegensatz zu der großen Zahl armenischer Organe in Tiflis wird die Gründung von Zeitungen, literarischen Gesellschaften und dergleichen in Eriwan, Schuscha, Etschmiadsin und anderen altarmenischen Zentren verhindert. Trotzdem und trotz vereinzelter nicht unbedeutender Erfolge der Russifizierung innerhalb der armenischen Gesellschaft von Tiflis und Baku wird es die ununterbrochen wachsende ökonomische Bedeutung des armenischen Elements in ganz Transkaukasien schwerlich zu einem wirklichen und dauernden Niedergang oder zu einer wesentlichen inneren Gefährdung des Armeniertums kommen lassen.

Hans Peter.

Von A. Behrens-Litzmann.

[Teil II.]

Gerade unter der Treppe befindet sich ein Schrank, der zum Aufbewahren von Eimern, Besen und dergl. benutzt wird.

Diesen Schrank hat Hans Peter schon länger als Schauplatz seiner Taten ins Auge gefaßt. Klein und dünn wie er ist, kann er bequem hineinkriechen und in dem halbdunklen Raum sich auch versteckt halten, wenn jemand etwa hineinsieht. Aus diesem Schrank heraus bellen die Hunde, miauen die Katzen, gackern die Hühner und wiehern gar die Pferde. Hier werden die Künste

Digitized by Google

aus der Einsiedlerzeit geübt und zu wahrhaft künstlerischer Vollendung gebracht, und wenn dann oben auf der Treppe ein „Kusch Hektor“ oder „Wo sitzt denn die Katze“ oder „Nehmt das Biest doch weg“ ertönt, dann will sich Hans Peter in seinem Versteck umkugeln vor Lachen, wie der richtige kleine Kobold, der er gewesen. Ist dann die Suche abgelaufen, haben sich die Betreffenden zerstreut, dann kriecht er seelenruhig aus seinem Versteck und läßt sich nicht merken, daß er irgend etwas von der Sache weiß. Dabei wird er allmählich immer fröhlicher, er hat nun wieder seinen stillen Spaß, den keiner heraus bekommt, wie er meint, und der niemand was schaden kann.

Der Winter geht vorüber und es kommt ein Frühling, so schön und so früh, wie in Jahren nicht. Die Kinder haben zwischen den blühenden Frühlingsbeeten ihre Ostereier gesucht und nun folgt ein strahlender Tag dem anderen, wobei es immer wärmer wird. Über dem Wald liegt schon ein grüner Hauch, der Boden ist mit weißen Anemonen bedeckt. Auf den frisch grünen Wiesen leuchtet es gelb, Gartenliese gräbt die Beete um, und die Mutter streut Samen in die Erde, wobei ihr der kleine Ernst helfen darf.

Der Vater wandert jeden Morgen im Schlafrock, die lange Pfeife im Mund, die schmalen Steige entlang, die frisch mit Buxbaum umgrenzt sind, und widmet jeder erwachenden Knospe ein andachtsvolles Wort, das mit seiner feierlichen tiefen Stimme immer wie eine Predigt klingt.

Emma hat Puppenzeug gewaschen und die bunten Fähnchen flattern lustig auf dem Hof zum Trocknen. Hermann ist voll von einer Schultour, die in den Ferien unternommen werden soll und für die er seine Siebensachen zusammen sucht. Die Mutter hat nicht Hände genug, um allen Wünschen zu genügen.

Hans Peter ist immer schon als erster unten, um seine vierfüßigen Freunde zu begrüßen und zu versorgen.

Und durchs Haus geht ein Duft von Butterkuchen. Lene backt, denn Mutters Geburtstag fällt in diese Zeit, der dies Jahr mit besonderem Glanz gefeiert werden soll. Und leuchtend bricht denn auch der Geburtstagsmorgen an. Hektor erscheint als erster Gratulant, Hans Peter hat ihm einen Strauß gelber Wiesenblumen um den Hals gebunden, er ist aber sehr entrüstet, daß er sich desselben mit so wenig Grazie entledigt.

Festliche Stimmung herrscht im Hause. Und dann kommen

Digitized by Google

Stundenkinder mit Riesenbuketts und wohlgemeinten Handarbeiten.

Mittags folgen die älteren Bekannten und Freunde, es gibt Schokolade und Kuchen. Als eine der letzten erscheint Fräulein Helmreich, die sogenannte Stricktante. Sie trägt immer einen Strickbeutel über den Arm und ist überhaupt von ihrem Strickzeug unzertrennlich. Sie ist sehr kinderlieb, aber die Kinder mögen sie trotzdem nicht gern, „sie ist so sehr süß," sagen sie, und will immer gleich küssen. Sie fängt jede Rede an mit „Na mein liebes Jungchen" oder „Na mein süß' klein' Mädchen", und dabei klingt es immer gerade, als ob sie anfinge, zu weinen.

Hans Peter hat eine besondere Abneigung gegen ihre Umarmungen, und geht ihr am liebsten weit aus dem Wege. Es wundert daher auch niemand, daß er sofort nach ihrem Erscheinen das Zimmer verläßt.

Als die Mutter Fräulein Helmreich aus der guten Stube, wo der Aufbau ist, die Treppe herunterbegleitet, ertönt zu ihrem Schrecken wieder einmal in unmittelbarer Nähe ein jämmerliches Miauen. Sie weiß, daß die Stricktante zu den Personen gehört, die eine angeborene und künstlich gepflegte Aversion gegen Katzen haben. Wenn sie eine Katze sieht, wird ihr körperlich schlecht und wenn sie nur ein Tier in der Nähe wittert, fährt ihr der Schreck in alle Glieder. Auch jetzt stößt sie einen markdurchdringenden Schrei aus, der alle Hausgenossen erschreckt herbeiruft.

„Die Katzen kommen hier nie zum Vorschein," sagt die Mutter beruhigend. Im selben Augenblick ertönt ein wütendes Gebrumm und Gefauch.

„Weg die Katze, weg das Tier!" Unten fängt ein Rufen und Jagen an.

Die Stricktante ist ganz grün im Gesicht geworden, sie schlägt wie besessen mit ihrem Strickbeutel um sich, lehnt sich über das Geländer, um zu sehen, wo das Ungetüm ist, tritt dabei fehl, strauchelt und gleitet die letzten Stufen der Treppe herunter. Ein Schmerzensschrei — dann ist es still.

Entsetzt umstehen Alle die wie bewußtlos Daliegende. Ein Ruf nach Wasser und Eaudecologne; endlich schlägt sie zu allgemeiner Erleichterung die Augen auf und fragt angstvoll nach der Katze. Alle beruhigen sie. Auch der Kantor ist herbeigekommen. „Haben Sie sich verletzt?" fragt die Mutter ängstlich. Die Stricktante wimmert: „Mein Fuß, mein Fuß, ich glaube er ist gebrochen." Mit großer Mühe und unter fortwährendem

Digitized by Google

Gejammer wird die Verunglückte aufs Sofa gebracht und Hermann zum Arzt geschickt. Von der vermeintlichen Katze hört man nichts mehr.

Hans Peter ist aus dem Schrank gekrochen, er steht bei den übrigen, sein Gesichtchen ist ganz blaß, aber niemand achtet sonderlich auf ihn.

Glücklich erklärt der schnell gefundene Arzt den Fuß nicht für gebrochen, nur ernstlich verstaucht, immerhin in ihrem Alter kein Spaß.

Der Fuß wird eingerenkt, ein Verband angelegt, und als die Patientin so weit von Schreck und Schmerz sich erholt hat, daß man es wagen kann, nimmt sie der Doktor in seinen Wagen, um sie nach Haus zu bringen. Die Mutter fährt auch mit und übergibt sie der Sorge und Pflege ihrer treuen Grete, die nicht lange jammert, sondern gleich flink zugreift.

Die Geburtstagsfreude ist indes gründlich gestört. Hans Peter genießt kaum etwas von dem Festmahl, auf das er sich so gefreut. Den ganzen Nachmittag schleicht er im Garten herum, mit schweren Gedanken. Aber er schluckt diesmal nicht alles in sich hinein. Als die Mutter abends an sein Bett kommt, beichtet er. „Siehst du wohl, Mutti," sagt er endlich, „auch wenn ich nur einen Spaß mache, geht es bei mir verkehrt, alles was ich tue, wird schrecklich. Ich mag gar nichts mehr, das Leben ist so schwer für mich, ich wollte, ich wäre tot."

Die Mutter erschrickt, da ist es wieder.

Bei keinem der anderen Kinder würde sie um solchen Ausspruch viel geben. Bei Hans Peter hat es mehr zu bedeuten. Sie darf gar nicht schelten, nur beruhigen und leise warnen. Aber was sie sagt, macht wenig Eindruck, Hans Peter ist resigniert. „Alles was ich tue, wird schlecht und verkehrt," dabei bleibt er.

„Aber wenn du einen Spaß machst, oder etwas Lustiges tust, wie du sagst, muß es denn immer Necken und Fürchtenmachen sein? Ein Spaß ist doch eigentlich zum Lachen."

„Ich lache ja auch, wenn ich im Schrank sitze und jeder denkt, es ist ein Tier und sucht danach."

„Ja du, wie ein richtiger kleiner Kobold, der du bist, aber die anderen, lachen die auch?"

„Sie könnten aber doch lachen."

„Sie erschrecken sich aber, und denk' mal, wenn ich es nun

Digitized by Google

gewesen wäre, oder Vater, oder der kleine Erne, der so furchtsam ist, und es hätte ein großes Unglück gegeben."

„Das sage ich ja, Mutti, bei mir wird es immer schrecklich, nun war ich gerade lustig und nun geht das auch nicht mehr."

„Kannst du dir denn nicht mal was ausdenken, was für andere auch lustig ist oder hübsch, worüber sich jemand freut."

„Ich weiß nicht, Mutti, dann ist es, glaube ich, kein rechter Spaß mehr."

„Nun versuchs nur 'mal, und übrigens mach' dir weiter keine Gedanken. Du hast nichts Böses gewollt, das wissen wir. Morgen gehst du zu Tante Helmreich und bringst ihr ein Stück Geburtstagskuchen, willst du das?"

„Kann Hermann das nicht tun?"

„Ja Hermann kann das schon, aber sie tut dir doch so leid, nicht wahr?"

„Ja gerade, aber ich mag nicht gern daran denken."

Die Stricktante muß vierzehn Tage festliegen, aber der Fuß heilt gut. Jeden Tag bringen die Kantorskinder irgend was Gutes und fragen nach. Nur Hans Peter läßt sich nicht sehen.

Sie hat wenig Schmerzen, liegt ganz behaglich und läßt sich pflegen. Sie schämt sich ein bißchen, daß sie sich so angestellt, und verschweigt deshalb gern die Ursache ihres Falles, wenn Bekannte kommen.

Die geheimnisvollen Tiere lassen sich nicht weiter hören, weitere Untersuchungen hat die Mutter unterdrückt. Die Geschwister ahnen wohl etwas von der Ursache, aber andere Spiele und Erlebnisse drängen das Ganze bald in den Hintergrund.

Ein warmer Sommertag. Eine ganze Woche hat es geregnet, geregnet wie mit Eimern. Nun spiegelt sich die Sonne in den Pfützen auf dem Hof und macht einen schüchternen Versuch, die Gartensteige zu trocknen.

Die Überschuhe des Herrn Kantor sinken aber doch noch tief ein, und haben eine große Neigung, stecken zu bleiben und die Füße allein zu lassen, als er seine erste Gartenpromenade wagt. Auch die Wiese ist schlüpfrig und ungangbar.

Hans Peter hat keine Lust, draußen zu sein. Er gehört wieder zu den Stillen im Lande und hockt über seinen Büchern.

„Er liest sich noch ganz blödsinnig," meint Hermann. Dabei ist er ein rechtes Mutterkind, wie die andern sagen.

Hans Peter liest eine Geschichte die ihn sehr interessiert und aufregt. Sie handelt von einem Jungen, der Anton heißt. Anton

Digitized by Google

hat etwas Böses getan, er hat Äpfel gestohlen und ist dabei erwischt. Der Mann droht, ihn bei seinem Vater zu verklagen. Er fürchtet die Strafe und will nicht nach Haus, er will weglaufen. Er hat doch schon immer zur See gewollt. Ganz in der Nähe ist eine Hafenstadt; wenn er da ist, kann er sich auf einem Schiff verstecken, das hat ein anderer Junge auch schon getan. Um dahin zu kommen, braucht er etwas Geld. Er denkt an seine alte Großmutter, die eben vor dem Tore wohnt. Die ist immer gut und gibt ihm oft was, sie braucht ja nicht zu wissen wofür. Die Alte ist aber klug, sie errät, daß Anton etwas vor hat und fragt ihn aus. Er verwirrt sich, und nicht lange, so weiß sie alles. Und da beschwört sie ihn, zu Haus zu bleiben, davon abzulassen. Die Großmutter ist sehr fromm und hat gerade in einem Erbauungsbuch gelesen. „Glaubst du, daß du, wenn du vor der Strafe wegläufst, deshalb auch der Sünde entlaufen kannst," sagt sie.

„Weißt du was hier steht," und sie deutet auf das Buch. „Und sie wird dich verfolgen und mit dir gehn, so du nicht bereust und Buße tust."

„Läufst du nach Norden dann ist sie da, und läufst du nach Süden, so folgt sie dir, sie geht mit dir, wohin du auch gehst." Anton wird bange bei diesen Worten, er läuft die Treppe hinunter; die Großmutter ihm nach, aber sie kann nicht mit.

So weit hat Hans Peter gelesen. Er muß zu Bett. Aber nun hört er immer was die Großmutter sagt. „Und sie wird dich verfolgen und mit dir gehen, läufst du nach Norden, so ist sie da, und läufst du nach Süden, so geht sie mit." Seit der Katzengeschichte, bei der er sich doch schuldig gefühlt, hat er eine dunkle Ahnung davon, was Sünde ist. Aber nun sieht er sie körperlich vor sich, wie ein altes verhutzeltes Weib, so ungefähr, wie Krückenliese; aber flinker muß sie sein, wenn sie einem nachlaufen soll. Ob sie es wirklich tut? Er beschließt Herrn Hannemeier zu fragen, der in solchen schweren Dingen immer noch sein bestes Orakel ist.

Und am nächsten Tage, als die Schule aus ist, trabt Hans Peter wieder neben dem Lehrer her, und erzählt ihm die Geschichte, und was die Großmutter sagt. „Glaubst du, daß das wahr ist," fragt Hans Peter. „Und wie macht sie das, wie ist das überhaupt, wenn die Sünde einen verfolgt."

Herr Hannemeier besinnt sich einen Augenblick, er weiß, daß er einen schwierigen Kunden vor sich hat, den er nicht mit einem

Digitized by Google

Wort abschütteln kann. „Weißt du denn, was Sünde ist?“ fragt er.

„Wenn man etwas Böses getan hat,“ meint Hans Peter zaghaft.

„Ja, ganz richtig, und weißt du auch, wie einem danach zu Mut ist?“

„Ja,“ sagt Hans Peter, „scheußlich! Ich weiß es von der Katzengeschichte.“

„Und hat es dich dann nicht verfolgt?“

„Verfolgt? Nein.“

„Ich meine, hast du nicht immerfort daran denken müssen?“

„Ja, immerfort! Ich denke noch daran.“

„Nun, das meint die Großmutter! Es geht mit einem, man mag wollen oder nicht, man liest, oder man spielt, man geht spazieren, es ist immer da. Wenn man was gesagt hat, was nicht gut ist, hört man es wieder, wenn man etwas getan hat, sieht man es vor sich, man will weglaufen, aber es läuft mit in die Nacht, in den Tag.“

„Und bleibt das so immer? Das ganze Leben?“ fragt Hans Peter erschreckt.

„Nein, glücklich nicht immer; wenn es einem sehr leid tut, und man versucht, es gut zu machen, dann bleibt es weg.“

„Hat sie dich auch schon einmal verfolgt,“ fragt Hans Peter, dem die ganze Sache noch ziemlich unklar und sehr unheimlich ist.

„Ja,“ sagt Herr Hannemeier, und er denkt an Hans Peters eigenste kleine Gestalt, wie sie ihn damals verfolgt, als er ihn so rauh aus der Klasse gewiesen. „Aber nun habe ich keine Zeit mehr.“ Herr Hannemeier zieht die Uhr, und schlägt dann einen anderen Weg ein. „Grüß' deine Eltern und denk' nicht mehr zu viel,“ ruft er ihm noch nach.

Hans Peter geht allein nach Haus, in tiefen Gedanken, sein Schritt wird langsam und immer langsamer. „Und sie wird dich verfolgen und mit dir gehen.“ Verfolgt sie ihn auch? Und plötzlich steht ihm sein Herz fast still vor Schreck. „Wenn man etwas gesagt hat, hört man es wieder,“ hat Herr Hannemeier gesagt. Hat er nicht in den letzten Tagen oftmals unter der Treppe ein leises Miauen gehört? Sehr schwach und undeutlich, aber doch . . . ., wenn es nun anfinge, wenn die Sünde in dem Schrank sitzt und auf ihn wartet, gerade da, wo er gesessen. Er sieht ihre Augen funkeln. Und wenn sie nun mit einem Male heraus käme, und liefe ihm nach. „Läufst du nach Norden, so

Digitized by Google

ist sie da, und läufst du nach Süden, so geht sie mit. Und sie wird dich verfolgen und mit dir gehn."

Aber was hat Herr Hannemeier gesagt? Bis man bereut und gut gemacht hat, bereut hat er, immerfort, vielleicht ist sie deshalb so lange weggeblieben. Aber gut gemacht. Was muß er tun. Der Stricktante einen Kuß geben, sie küßt so gern. Vielleicht wenn er ihr das Stück Torte gebracht hätte . . . Soll er jetzt gleich hingehen, . . aber küssen, vielleicht hilft es auch nicht mehr. Er will die Mutter fragen, die muß ihm sagen, was er tun soll. Wenn er nur jetzt die Treppe nicht herauf brauchte, gestern hat er die Sünde gehört, wenn sie heut heraus käme.

Trotz seinem langsam Gehen hat er nun doch das Haus erreicht, und ehe er sich noch recht überlegt hat, ob er nicht unten bleiben kann, setzt er den ersten Fuß auf die Treppe.

Und da ist es, heut ganz deutlich, miau, miau, und noch einmal miau, miau. Nun ist sie da, nun verfolgt sie ihn. Er stürzt wieder herunter, wirft seinen Ranzen auf die Erde, fort, fort, wenn sie hinter ihm her käme, fort, wie gehetzt. Er läuft über die Diele, die Hintertür steht offen, über den Hof durch den Garten über die Wiese. Am Ende der Wiese ist eine Pforte, dahinter führt ein schmaler Brettersteg über einen Wassergraben, von da geht's in den Wald. Die Pforte ist verschlossen, aber Hans Peter ist ein geübter Kletterer. Er schwingt sich hinüber, läuft über den Steg, nun ist er im Wald. Er atmet auf, jetzt kann sie vielleicht nicht mit, weil die Pforte zu ist. Aber er ist seiner Sache doch nicht sicher. „Und sie soll dich verfolgen und mit dir gehn." Sein Denken ist unklar, er rennt und rennt. Im Wald ist's totenstill um diese Zeit, kein Mensch und er so winzig klein zwischen all den Baumriesen.

Die Wege sind weich und schlüpfrig, zuweilen droht er, ganz zu versinken, aber er rappelt sich immer wieder auf, endlich kann er nicht mehr. Er muß ruhen, sonst fällt er um. Eine Bank ist nicht in der Nähe, der Boden ist viel zu naß und weich, aber da ist ein moosbewachsener Stein, den die Sonne oben auf getrocknet. Er fällt darauf hin, total erschöpft. Er hört nur das Keuchen seiner kleinen Brust und die Hammerschläge seines Herzens. Dann umgibt ihn ein großes Schweigen. So sitzt er lange. Gedanken jagen sich in seinem kleinen Hirn, Furcht und dann wieder Hoffnung. Er besinnt sich: wenn sie da wäre, müßte er sie doch hören. Und plötzlich kommt ihm ein heller Gedanke. Vielleicht sitzt seine Sünde noch unter der Treppe, vielleicht bleibt sie da,

Digitized by Google

vielleicht kann sie nicht heraus. Er hat doch auf dem ganzen Weg den Ton nicht mehr gehört. „Und sie wird dich verfolgen," vielleicht nur auf der Treppe; wenn man die Tür verschlösse! Wenn er nach Haus ginge, es ist ihm so unheimlich in dem großen stillen Wald, aus dem Boden steigt feuchte moderige Kühle, ihn fröstelt, trotzdem er sich so heiß gerannt.

Ja, er will nach Haus, und dann die Mutter rufen, die Mutter, die versprochen hat, ihm immer zu helfen. Er macht sich auf den Heimweg, erst kann er die Richtung nicht finden. Er ruht und steht wieder auf. Da, ein Geraschel, kommt sie hinter ihm her? Nein, ein Eichkätzchen ist's, nun wieder ein Blatt, das noch welk am Baume hing und nieder fällt.

Jetzt endlich sieht er das weiß gestrichene Gitter. Er hat den Steg erreicht und steht nun vor der Pforte, aber er erschrickt. Er fühlt nicht mehr die Kraft, um herüber zu klettern. Sollte er die Pforte öffnen können? Das Schloß rückt und rührt sich nicht, aber als er sich verzweifelt dagegen stemmt, löst sich eine morsche Latte und fällt heraus. Wenn er sich ganz dünn macht, kann er durch das Loch hindurch kriechen. Es glückt. Gottlob, nun nur noch die Wiese. Wie lang der Weg ist, wie endlos lang! Immer schwerer werden die Füße, in seinen Ohren summt und saust es. Ist sie doch hinter ihm? Nein, Stimmen sind es; die Stimmen werden lauter, kommen näher. Sie schlagen über ihm zusammen wie Wellen, er versinkt darin. Und plötzlich wird er in die Luft gehoben, er fliegt, er schwebt, immer die Stimmen um ihn her wie Wellenrauschen. Er wehrt sich gegen etwas, aber er hat keine Macht, und dann fällt er tief, immer tiefer, alles ist Nacht.

Viele Tage und Nächte schwebt Hans Peters Leben in Todesgefahr. Verzweifelt sitzt die Mutter an seinem Bettchen, doppelt verzweifelt, weil sie weiß, was ihn da hinein getrieben hat, ist die Not seines kleinen Herzens, die Not, in der sie ihm wieder nicht hat helfen können mit aller Liebe und Sorge.

Auf der Wiese haben sie ihn gefunden an dem Tage, nachdem sie ihn immer ängstlicher in Haus und Garten vergebens gesucht und vermißt. Als er die Stimmen noch eben unklar gehört, ist er zusammengebrochen, keuchend, halb bewußtlos. Als sie ihn die Treppe heraufstragen wollen, hat er sich mit Händen und Füßen gewehrt; so ist er vorläufig ins Wohnzimmer gebracht. Und da ist er geblieben. Es ist sein Krankenzimmer geworden, und die Familie haust mit Tante Emma, die wieder zur Hilfe

Digitized by Google

da ist, oben in der Kinderstube. Die Fenster unten sind verhängt, alles schleicht auf leisen Sohlen. Niemand sieht, wie strahlend draußen die Sonne wieder lacht, und wie herrlich Mutters Samen aufgegangen.

Lungenentzündung hat der Arzt bald konstatiert. Beim schnellen Laufen durch den feuchten Wald, dem Ruhen auf dem kalten Stein, hat er sich die Erkältung geholt. Und hochgradige nervöse Erregung. Er phantasiert fortwährend, auch als das Fieber nachläßt. Von der Stricktante, der er einen Kuß geben will, von Hunden, Pferden, Katzen, die ihn bedrohen. „Sitzt sie noch unter der Treppe?“ fragt er. Und dann kommt es wieder: „Und sie wird dich verfolgen und mit dir gehn. Läufst du nach Norden, so ist sie da, läufst du nach Süden, so geht sie mit.“

„Hab' ich schon gut gemacht, Mutti,“ fragt er einmal.

„Ja, Liebling,“ sagt die Mutter und küßt ihn auf die fieberheiße Stirn.

Er liegt so klein, so winzig klein in seinem Bettchen, in dem Gesicht sind nur noch Augen, große wilde oder angstvolle Augen.

Oft wenn die Mutter in stiller Nacht bei ihm ist (sie lösen sich ab im Wachen) und so inbrünstig fleht, das Kind möge ihr erhalten bleiben, nicht hingehen so in seiner Not, dann denkt sie auch weiter. Wird sie es je lernen, ihn zu behüten vor solchem Jammer. Wird es nicht immer schwerer werden, oder wird mit zunehmendem Verstand mehr Maß und Ordnung in seine suchende Gedankenwelt kommen? Sie hat Herrn Hannemeier gesprochen, und weiß von dessen letztem Gespräch mit Hans Peter. So sucht und findet sie langsam den Faden, der durch seine wirren Reden geht.

Doppelt nagt darum die Sorge an ihrem Herzen, aber als eines Morgens der kleine Kranke nach ruhiger Nacht die Augen klar aufschlägt, die Brust freier atmet, das unheimliche Röcheln mehr und mehr nachläßt, und der Arzt die Gefahr für beseitigt erklärt, da ist nur Jubel in ihrer Seele, Jubel und Dank. Und der Jubel geht durch's ganze Haus. Die Geschwister, die unter dem dumpfen Druck der Sorge gelitten, atmen auf, man hört wieder lachen. Der Kantor geht wieder mit der Pfeife die Gartensteige entlang und freut sich seiner Blumen. Fast jeden Tag steht ein Sträußchen vor Hans Peters Bett. Wer sich aber mit am meisten freut, ist Erne.

Ganz blaß und trübselig ist er herumgeschlichen, nun lacht und tollt er wieder durch Haus und Garten. „Wir hätten ihm

Digitized by Google

das gar nicht zugetraut," meinen die Eltern, „man kennt doch oft seine eigenen Kinder nicht aus."

Der einzige, der nicht fröhlich werden will, ist Hans Peter selbst. Er ist geduldig und dankbar für alle Liebe, die er erfährt, aber matt und apathisch. „Es geht mir zu langsam," sagt der Arzt kopfschüttelnd, „da ist noch etwas nicht in Richtigkeit. Viel zu still für einen so lebhaften Jungen. Nur ja gut ernähren, und zerstreuen und amüsieren, natürlich mit Vorsicht.

„Mutti," sagt Hans Peter eines Tages, „könnte ich nicht der Stricktante ein Stück von dem Kuchen schicken, den Tante Emma für mich gebacken."

„Ja gewiß kannst du das," sagt die Mutter, gerührt über ihren guten Jungen, „ich finde es sehr lieb von dir, daß du daran denkst."

„Nein, es ist nicht lieb von mir," wehrt Hans Peter heftig ab, „ich muß nur gut machen."

„Mutti," fragt er ein andermal, „hörst du 'wohl mal eine Katze miauen, wenn du die Treppe herauf- oder heruntergehst."

„Nein nie, Hans Peterli! Du weißt doch, daß keine Katzen im Haus sind."

„Ja aber . . . ."

Die Mutter wird abgerufen, und den Augenblick benutzt der kleine Erne, der schon lange darauf gelauert hat, sich einzuschleichen.

„Du, Hans Peter," sagt er flüsternd, und setzt sich an sein Bett. „Junge, wie bist du klein geworden," unterbricht er sich ganz erschreckt über Hans Peters winziges, schmales Gesichtchen.

„Ja," sagt Hans Peter müde, „ich bin nun nicht viel größer, als du, sieh nur meine Hände."

„Es tut mir furchtbar leid," meint Erne, „sag, Hans Peter, bist du mir auch bös?"

„Ich dir bös? Warum?" fragt Hans Peter erstaunt.

„Na ich meine, weil ich dich so erschreckt hab'."

„Du, du mich erschreckt? Davon weiß ich ja nichts."

„Na unter der Treppe, da bist du doch wie besessen davon gelaufen, ich saß ja im Schrank."

„Du, du," sagt Hans Peter, „du hast das getan?"

„Ja, ich wollte es dir nachmachen, erst ging es nicht recht, und gerade als ich es fein heraus hatte, da kriegtest du den Schreck und liefst weg. Ich wußte es ganz gut, aber ich wagte es nicht zu sagen."

Hans Peter hat sich in seinem Bett aufgerichtet, er starrt

Digitized by Google

den kleinen Bruder mit weit geöffneten Augen an, daß der ganz erschreckt zurückweicht und denkt, er hat 'was angerichtet.

„Du bist es gewesen, du, du," sagt Hans Peter noch einmal. „Mutter, Mutter," ruft er dann mit einem Male, „Mutter!"

Gellend dringt der Ruf der heiseren Stimme durchs Haus, und zu Tode erschrocken eilt die Mutter herbei, fürchtend, daß ihrem Liebling was zugestoßen. Erne flüchtet und begegnet ihr auf der Treppe.

„Warst du bei ihm? Was hast du getan?"

„Ich weiß nicht," antwortete er ganz verstört.

Als sie eilig hereintritt, ruft Hans Peter: „Mutti, es ist nicht wahr, Erne hat es getan, Erne ist es gewesen."

„Was hat Erne getan," fragt sie erstaunt, nichts begreifend.

„Er hat im Schrank gesessen, wie ich, ... die Katze, weißt du, es ist nicht die Sünde — was die Großmutter sagt, ist nicht wahr, o Mutti, Mutti."

Ein krampfhafter Husten ist die Folge der Aufregung. Aber Mutti versteht es, ihm zu helfen, und bald liegt er da, ganz still, ganz friedlich, und als er wieder sprechen kann, da weiß sie bald alles, was ihn geängstigt, und was nun von ihm genommen.

Und jetzt geht's vorwärts, langsam, aber stetig; sonnige Tage folgen, Tage, die Hans Peter nie vergißt.

„Mutti, ich möchte Erne gern meinen Drachen schenken," meint er sehr bald.

„Warum denn, Hans Peterli?"

„Weil es doch mein schönstes Spielzeug ist! Du weißt, der von Onkel Hans. Ich bin doch so froh, daß er mir gesagt hat, daß er im Schrank gesessen und, weißt du was? leg ihn ihm heut' Abend unter die Decke; wenn er zu Bett geht, weiß er erst gar nicht, was es ist."

„Gut, mein Liebling, soll auch ein Zettel dazu, daß du ihn ihm schenkst?"

„Ja ein Vers, Mutti, das wäre fein." Er denkt einen Augenblick nach. „Geht das, Mutti: Seinem Bruder Ernelein, schenkt Hans Peter diesen Drachen fein?"

„Sehr gut."

Die Mutter schreibt den Zettel, und der Drache wird abends ins Bett gelegt. Erne ist sehr überrascht, und ganz verblüfft über soviel Großmut. Statt schelten und strafen nun noch ein Geschenk. Und was für eins. Hans Peters Drachen ist eine Berühmtheit, die oft schon den Neid seiner Mitschüler erregt.

Digitized by Google

„Mutti, weißt du was?“ sagt Hans Peter einen der nächsten Tage, „ich glaube es nützt nichts, wenn man soviel denkt und fragt über schwere Dinge. Entweder man versteht es doch nicht, oder es kommt am Ende alles natürlich heraus.“

„Die Weisheit halt' fest, mein Junge,“ sagt die Mutter, „und wie ist es mit dem Spaß? War es nicht hübscher mit dem Drachen, wie mit der Katze?“

„Ja, Mutti, du hast recht.“

Die Kunde, daß der kleine Kranke seinem Brüderchen, das ihn erschreckt, und dadurch indirekt krank gemacht hat, zur Belohnung sein liebstes Spielzeug geschenkt, wird durch Erne in die Schule getragen, wo sie staunende Bewunderung erregt. Von da wandert sie weiter in die Häuser von Gadebek. Das Stück Kuchen, das er der Stricktante geschickt, wird dazu getan. Dazu ist Tante Emma immer Lobes voll über die Geduld des kleinen Patienten.

Aus dem „gefährlichen Jungen, dem zukünftigen Taugenichts,“ wird über Nacht „ein verkannter kleiner Held, ein Charakter, ein ganz ungewöhnliches Kind.“ Und umgeben von diesem neuesten Nimbus, feiert Hans Peter selige Genesung.

Julian der Abtrünnige.

Von Bettina Jakobsen.

„Ich möchte meine Leser überzeugt wissen, daß nicht einmal ein Schimmer tendenziöser Vorliebe in meinem Buche obwaltet. Für mich ist die Geschichte ohne Interesse, wenn sie nicht in streng objektiver Weise mit streng objektiver Methode behandelt wird. Benutzt der Schriftsteller die Geschichte, um vorgefaßter Meinung Luft zu machen, zwingt er die Ereignisse zur Bestätigung seiner Theorie, so kann er ein interessantes und rhetorisch-anziehendes Buch schreiben, ein Libell oder einen Roman verfassen, aber er schreibt nicht ein historisches Werk.“ Mit diesen Worten beginnt Gaetano Negri seine schöne Monographie über Kaiser Julian.[1])

[1]) L'Imperatore Giuliano Apostata, Milano 1901.

Digitized by Google

Als Titelbild prangt das erst vor kurzem in der Revue archeologique zum erstenmal von Salomon Reinach veröffentlichte echte Bildnis Julians.

F. Lenormant entdeckte diese Kaiserbüste in Acerenza in Apulien, wo sie den heiligen Canio aus Juliana in Nordafrika, als Schutzpatron der Kirche vorstellen sollte. Die guten Leutchen hatten sich die verstümmelte Inschrift nach ihrem Sinn gedeutet. —

Leider können wir Negri nicht Schritt für Schritt folgen, nicht nachweisen, mit wie viel Geschick er die vorhandenen Quellen, freundliche und feindliche, gegeneinander abgewogen, sie mit Julians zahlreichen Briefen und Schriften verglichen hat.

Während Bischof Eusebius Julians Erziehung im Christentum leitete, behielt doch Haupteinfluß der alte Eunuch und Pädagog Mardonius, der ihn Homer und Hesiod kennen lehrt, ihn mit Bewunderung für hellenische Kultur und Größe erfüllt. Ihm verdankt Julian, wie er später erzählt, seinen einfachen Sinn, seine schlichte Kleidung, seine Abneigung gegen jedes Schaugepränge, auch gegen Theater und Rennen. In Macellum in Kappadozien, wohin ihn der argwöhnische Constantius, nachdem er die Oheime und übrigen Vettern beseitigt hatte, mit seinem Bruder Gallus schickte, war die Erziehung durchaus christlich. Hier las und studierte er in seiner gründlichen Weise das alte und das neue Testament, funktionierte sogar als Lektor beim Gottesdienst. Nach fünf Jahren kam er dann an den wahren Sitz des Hellenismus nach Nikomedia. Dort lehrte Libanius, der berühmteste Rhetor seiner Zeit; unweit davon lebte Maximus, Schüler des Jamblichus, der bedeutendste unter den jüngeren Neuplatonikern. Durch Vermittelung der edlen und schönen Eusebia, Constantius' Gemahlin und Julians Beschützerin, kam er später nach Athen, um auch da aus den Quellen der Weisheit zu trinken. Mit ihm zugleich war Gregor von Nazianz dort, sein erbittertster Gegner, der in einer der „drei Schandsäulen" eine wahre Karrikatur von ihm entworfen hat. Wie nun der enthusiastische Student der Philosophie, trotz alles Widerstrebens, nach Mailand gerufen, nach Gallien geschickt wurde, um als Cäsar gegen die Allemannen zu streiten, wie er mit staunenswerter Energie sich zum vortrefflichen, wagemutigen Feldherrn, zum gewissenhaften Verwalter der Provinzen heranbildete, das erzählt Negri in äußerst fesselnder, anschaulicher Weise. Ebenso berichtet er über die Schlacht bei Straßburg, über Constantius' Zumutung, ihm nach Persien die besten Truppen zu schicken, über die Empörung des Heeres, die Wahl zum Augustus, den siegreichen Zug nach Konstantinopel. Warum Julian, durch Constantius' Tod zum Alleinherrscher gemacht, zunächst an der Erfüllung seines Lieblingswunsches arbeitete, dem griechischen Kultus ein neuplatonisches Gepräge zu geben, begründet Negri vortrefflich; befremdlicher erscheint ihm das Bestreben, ein zweiter Alexander zu werden, welches zur Unterjochung Persiens reizte, dann zu der abenteuerlichen verhängnisvollen Expedition nach Indien verleitete.

Auf dem Rückzug, den Julian unter beständiger Verfolgung antreten muß, trifft ihn der tödliche Wurfspeer. War es eine persische, eine römische Waffe? Libanius klagt die Christen an; Ammian und Zosimus, heidnische Schriftsteller, die keinen Grund gehabt hätten, sie zu schonen,

Digitized by Google

schweigen. Die Legende, daß Julian sterbend gerufen habe: „Du hast gesiegt, Galiläer!“ wird erst im 5. Jahrhundert von Theodoret erwähnt.

Wie kam es, daß Julian, ein Mann von soviel Tugend und Bildung, von so strengem, sittlichen Ernst, das Christentum haßte? Warum war es sein Wunsch, das in Anarchie aufgelöste Heidentum zu reformieren, nicht zu rekonstruieren?

Das Christentum war von seiner reinen Höhe herabgestiegen, es war zerfallen und zerrissen durch die leidenschaftlichen Kämpfe um die Gottgleichheit oder die Gottähnlichkeit Christi. „Sind doch wilde Tiere“ — sagt Ammianus Marcellinus — „nicht so grausam gegen Menschen, als die Christen untereinander.“ Auf dem Mailänder Konzil im Jahre 313 hatte Constantin dem christlichen Kultus vollständige Freiheit auf der Basis des Glaubens an einen Gott verliehen; auf dem Konzil zu Nicäa im Jahre 325 siegte das orthodoxe Symbolum; nach Constantins Tode begünstigte Constantius wiederum die Arianer. Julian hatte die vertriebenen (orthodoxen) Bischöfe zurückgerufen, nur gegen Athanasius war er hart, der, nach Alexandria zurückgekehrt, wieder weichen mußte. Das Leben des Klerus war nicht mehr das aus den ersten Jahrhunderten des Christentums. Ammian schildert die reichgekleideten Bischöfe, wie sie in prächtigen Kutschen zu Gastmählern fuhren, kostbare Geschenke, große Geldsummen von den Matronen erhielten. Eine einfache Religion, ein einziger erhabener Gott, ein Erlöser genügten der Menge nicht, die an viele Heiligtümer, an viele Götter gewöhnt war. Der Kultus der Heiligen wurde somit zur Religion des Volkes, dem der tiefe Sinn der Dogmen fremd und unverständlich blieb.

Unvermerkt war die Kirche umgeschaffen und ihr äußerlicher Kultus war nur eine Wiederherstellung des antiken. Das Schauspiel, das der Constantinische Hof gab, zeigte, welchen Schiffbruch das Christentum gelitten hatte, seit es nicht mehr die Religion einer verfolgten Minderheit, seit es Staatsreligion geworden war.

Die Günstlinge, die Eunuchen, die zahlreichen Morde konnten den Vergleich mit dem Hof Neros aufnehmen. Julian, vom Christentum in der Form, in der es ihm entgegentrat, zurückgestoßen, ergab sich mit Leib und Seele dem Neuplatonismus, der zwar mit der christlichen Metaphysik aus gleicher Quelle stammte, doch aber ganz andere Wege einschlug. Aus der Stoa hatten beide geschöpft. Plotin und Origines waren Schüler des Ammonius Sacca. Ersterer wurde der Vater des heidnischen Neuplatonismus, Origines dagegen, durch die Katechetenschule gegangen, Schüler des großen Clemens von Alexandria, wurde der Gesetzgeber der christlichen Metaphysik. Der Logos verschmolz mit Christus, dem Messias der Juden. Das Christentum hatte so einen Gott von vollkommen historischer Persönlichkeit, von unvergleichlicher Anziehungskraft, auf dem Boden des hebräischen Monotheismus. Der Neuplatonismus behielt die alten Götter, entkleidete sie aber jedes persönlichen Inhalts, verflüchtigte sie zu pantheistischen Symbolen. Die Seele, von hoher göttlicher Herkunft, ist in die Materie, in die Welt des Übels geraten, sie soll sich wieder emporheben durch reinen Wandel, mit Hilfe der Mysterien, der Gottheiten zurückkehren zum Reinen, Hohen, Ewigen.

Plotins Kontemplation, das mystische Versunkensein in die Gottheit mahnt an die ewige Wonne der Seelen in Dantes Paradies, im Glanze

Digitized by Google

jener göttlichen Liebe, „welche Sonne und Sterne bewegt“. Julians Lehrer Maximus war des Jamblichus Schüler, dieser wiederum, durch Porphyrius, „Enkelschüler“ Plotins. Nun sollte im Heidentum, nach Art des Christentums, reorganisiert, eine polytheistische Dogmatik geschaffen, eine Priesterhierarchie gegründet werden. Zugleich aber wollte Julian die alten Götter, alte Gewohnheiten und Traditionen, die ganze hellenische Zivilisation vor der Katastrophe retten, die sie bedrohte. Nur vergaß er, daß das Christentum der verachteten Galiläer die Religion der Armen und Elenden war, daß die Erlösung von der Sünde durch Christi Opfertod, die sichere Verheißung auf Unsterblichkeit, auf göttliches Erbarmen den Sieg schon gewonnen hatten! Hatte doch Tertullian schon vor 100 Jahren gesagt: „Ein ungebildeter Schuhmacher erwirbt eher die Seligkeit als ein gescheider Heide.“ In Antiochia schrieb Julian seinen berühmten Traktat gegen die Christen. Er ist verloren gegangen, wie der von Celsus unter Marc Aurel, fast 200 Jahre früher geschriebene. Den Traktat des Celsus hat Th. Keim, die Widerlegung des Origines zu Hilfe nehmend, wieder herzustellen versucht; das gleiche tat, sich an die Entgegnung Cyrills haltend, K. J. Neumann mit dem Traktat Julians. Die früheren Kaiser verfolgten die Christen mit Feuer und Schwert, Julian übte Kritik an ihrer Lehre, verfolgte sie mit Spott und Hohn. Was er sonst gegen sie getan war ihnen freilich in hohem Grade lästig und störend, aber einer direkten „Verfolgung“ wagt selbst Gregor von Nazianz ihn nicht anzuklagen. An einen hohen Beamten schrieb er, unter Anrufung der Götter, er wolle nicht, daß die Christen getötet oder geschlagen würden: „Körperliche Züchtigungen sehe er überhaupt nicht als das rechte Mittel an, die Überzeugungen der Menschen zu ändern.“

Zunächst wirft er den Christen vor, daß, nach ihnen, Gott sich nur um die Hebräer, als um sein auserwähltes Volk gekümmert, nur ihnen Moses, Jesus geschickt habe. „Und um uns, um alle anderen Völker des Orients und Okzidents habe Gott sich gar nicht gekümmert? Uns keinen Propheten, keinen Boten seines zögernden Wohlwollens geschickt?“ Dann wirft er den Christen Verfolgungswahn vor: „Haß, nicht nur gegen die Juden, auch gegen die, welche nicht genau euren Ritus befolgen. Das ist euer Werk, das haben euch weder Christus noch Paulus gelehrt.“ — Ferner begreift Julian nicht, daß Christus von David abstammen und zugleich vom heiligen Geist erzeugt sein solle, daß man die Evangelien, welche von seiner Herkunft berichten, nicht einmal in Übereinstimmung bringen könne. Die Doktrin des Logos, in Christus verkörpert, einen Gott darstellend, „ist eine Erfindung des Johannes, vergebens sucht ihr sie in Mathäus, Markus oder Lukas“. — Das scheint moderne Kritik!

„Während Julians Werk in dem Jahrhundert, welches auf seine Abfassung folgte, vom Kirchenvater Cyrill zwar nicht widerlegt, aber doch verdammt worden ist, wird man dasselbe jetzt nach anderthalb Jahrtausenden als das Erzeugnis eines eminent kritischen Geistes, welches in vielen Punkten unwiderlegt ist und bleiben wird, hochschätzen müssen.“ (Rode, Geschichte der Reaktion Kaiser Julians, Jena 1877.) Andererseits wollte Julian das Hellenentum christianisieren, die guten Seiten der Lehre mit herübernehmen. Der heldenmütige Feldherr schrieb Pastoralbriefe, er nahm es ernst mit seiner Mission als Reformator. Die Geistlichen sollten

Digitized by Google

einen reinen Wandel führen, sollten Arme und Gefangene stützen: Das waren auch die Gedanken und Ratschläge Jesus von Nazareth. Warum verhallten die Worte des Kaisers wirkungslos? Weil Christus durch sein Beispiel wirkte, weil er seine Person hingab für seine Lehre; Julians Götter versagten ihm ihre Hilfe, sie waren entkräftet, erstorben.

Einen Teil der Staatseinkünfte bestimmte Julian für Gemeindearmenpflege, Klöster sollten eingerichtet werden, für Männer wie für Frauen, welche sich beschaulichem Leben, dem Studium der Philosophie widmen wollten. Negri wirft Strauß vor, Julian in seinem bekannten Buch für immer den Namen des „Romantikers" angeheftet, ihn als „Reaktionär" geschildert zu haben. Julian war Progressist, er wollte Besseres, Bestes erreichen — leider auf verfehltem Wege! Ähnlich beurteilt ihn Harnack: „Das gesamte öffentliche Leben durch die Frömmigkeit der Mythenkulte disziplinieret, also keine Reaktion, eine Reform im eminentesten Sinne, freilich zu den alten Göttern, aber die asketisch-pietistische, mystisch-hierarchische Ordnung des Klerus, eine Umgestaltung, wie etwa höchstens zur Zeit der Kuniazensischen Päpste. Die Priesterschaft streng kontrolliert, eine Hierarchie, der Kaiser Pontifex Maximus uff. (Realenzyklopädie für protest. Theologie.) Julian bevorzugte die Juden, vielleicht, weil sie die Christen haßten.

Er versprach, nach glücklich vollbrachtem persischen Feldzug ihren Tempel wieder aufzubauen. In einem Pastoralbrief an den Hohenpriester zu Galatia, dem er ein Bestimmtes an Wein und Getreide jährlich zuweist, befiehlt er, Hospitäler zu bauen für Reisende und Kranke jeder Nation und jeden Glaubens: „denn es ist eine Schande, daß die Hebräer nicht um Hilfe bitten, daß die gottlosen Galiläer mit ihren Armen auch die unseren unterstützen. Gewöhne die Griechen an solche Liebesdienste. Läßt doch Homer Eumaios sagen, daß uns Zeus die Gäste und die Bettler schicke. Mögen andere uns nicht in Tugenden beschämen, welche die unseren sind; schämen wir uns unserer Trägheit".

Die wenigen Todesurteile, die Julian gegen Christen fällte, wurden verhängt für Zerstörung von Tempeln und Götterbildnisse. In seiner Leichenrede auf Julian hob Libanius hervor, wie der Kaiser sich's zum Prinzip gemacht habe, Toleranz zu üben. Durch ihn erfahren wir auch, daß der Polytheismus sich nach und nach aus den Städten auf das Land zurückzog. Bauern und Kolonen hielten daran fest mit der Hartnäckigkeit des ungelehrten Volkes. Hier übten sie ihre alten Zeremonien aus, hier flehten sie zu den wohlbekannten Göttern um Schutz und Segen für ihre Arbeit. Gegen sie wandte sich oft der mächtig gewordene Klerus, zerstörte die Heiligtümer und bereicherte sich am Tempelraub zu Ehren Gottes.

Die heftigste Entrüstung erregte Julians Verbot an die Christen, griechische Literatur in den öffentlichen Schulen zu lehren. Den heidnischen Priestern hatte er verboten, Epikur zu lesen, mit noch größerem Recht hält er diejenigen für unfähig, der Jugend Homer und Hesiod zu erklären, welche, voll Hohn und Verachtung für die griechischen Götter, kein Verständnis für die großen, heidnischen Dichter haben konnten.

Julians Briefe an seine Freunde beweisen, wie sehr es ihm am Herzen lag, ein guter, gerechter Fürst zu sein, wie fleißig er die alten Gesetzgeber, Plato, Aristoteles studierte. „Die Glücklichsten und Wohltuendsten unter

Digitized by Google

den Menschen," sagte Julian, „sind die Denker; ihr Ruhm ist größer, als der der Eroberer. Sokrates hat Größeres getan, als Alexander. Wen retteten dessen Siege? Welche Stadt wurde unter ihm besser regiert? Welcher Mensch ist durch ihn besser geworden? . . . Alle diejenigen aber, welche sich retten durch die Kraft und Tugend der Philosophie, können sich gerettet nennen durch Sokrates." Daher auch Julians Bewunderung und Verehrung für die Philosophen. Ammian erzählt, Julian sei einmal, als er in Konstantinopel einer Tribunalssitzung beiwohnte, die Ankunft des Philosophen Maximus aus Asien gemeldet worden. Alles um sich her vergessend, springt der Kaiser auf, eilt hinaus auf den Hof, umarmt und küßt ihn, führt ihn dann ehrfurchtsvoll selbst in die Aula.

Julian hält sich für ein notwendiges Werkzeug zur Wiederherstellung des Hellenismus; daß es ihm nicht glückte, weiß die Geschichte. Dagegen sind nach 20 Jahrhunderten die ethischen Prinzipien, welche das Christentum aufstellte, so mächtig geworden, daß man sich ohne sie keine Gesellschaft mehr vorstellen kann.

Mit solchen und ähnlichen Betrachtungen schließt Negri sein ausgezeichnetes Buch. Noch einmal faßt er am Schluß Julians große Eigenschaften und Tugenden zusammen: „Seine Erscheinung war ein letztes Aufleuchten am Horizonte Griechenlands, dessen Stern längst untergegangen war, dieses Griechenlands, das er mit enthusiastischer Verehrung sein wahres Vaterland nannte: *Τὴν ἀληθινὴν πατρίδα*".

Der Körper des lebenden und toten Menschen im Rechtssinne.

Von E. Merkel.

Rechtsfrage:
Jahre lang schon bedien' ich mich meiner Nase zum Riechen,
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht.
Pufendorf:
Ein bedenklicher Fall! Doch die erste Possession scheint
Für dich zu sprechen, und so brauche sie immerhin fort.

Mit diesen Distichen verspottet Schiller geistreich die Allzu-Geistreichen, die Grübler und Tüftler, die mit all' ihrem Scharfsinne sich an Quisquilien fruchtlos abmühen, und doch berührt dieser Spottvers eine Frage, die schon manchem Juristen und manchem Laien berechtigtes Kopfzerbrechen verursacht hat. Habe ich ein Recht auf meine Nase? So banal und barock das klingt,

Digitized by Google

so interessant und schwierig ist auch diese Frage. Oder fragen wir besser allgemein: Hat der Mensch Rechte an seinen Körper, steht dieser oder seine Teile im Eigentum des betreffenden Individuum?

Mein Haus, meine Möbel, meine Kleider gehören mir zu eigen, ich kann darüber verfügen, wie ich will, kann sie verschenken, zerstören, veräußern nach meinem Gutdünken, ich kann dies mein Eigentumsrecht in seine äußersten Konsequenzen verfolgen, nur darf ich dabei die Rechte Anderer nicht verletzen. Aber steht auch meine Hand, mein Haar, meine Zähne usw. in meinem Eigentum, darf ich sie veräußern, ist ihre Entwendung Verletzung meines Eigentums, ihre Beschädigung Sachbeschädigung? Daß diese Fragen keineswegs müßig, daß sie juristisch sogar äußerst bedeutsam sind, mögen folgende kleine Beispiele zeigen: Ein Friseur und Haarhändler zieht im Lande umher, um Frauenhaare einzukaufen. Eine dralle Bauerndirne „verkauft" ihm einen ihrer dicken Zöpfe, der Friseur gibt ihr 4 Taler dafür und will nun die Flechten abschneiden. Plötzlich reut die Magd das Geschäft, und sie weigert sich, ihren schönen Zopf sich rauben zu lassen, will aber auch das Geld nicht herausgeben. Kann der Friseur auf Erfüllung dieses „Kaufes" klagen, kann er gerichtlich die Magd verurteilen lassen, das Abschneiden ihres Zopfes zu dulden? — Mit nichten! Mein Haar ist nicht in dem Sinne mein, wie es mein Jackett, mein Teegeschirr ist. Mein Haar ist ein Teil meiner Person; der freie Mensch darf nicht in dem Sinne über sein Ich bestimmen, daß anderen ein Recht gegeben wird, über dessen Teile, geschweige denn über das ganze zu verfügen. Also wird in unserem Beispiele die Magd nur zur Herausgabe der vier Taler an den Friseur verurteilt werden, da sie um diesen Betrag „ungerechtfertigt bereichert" ist.

Oder ein anderes Beispiel: Der Friseur schneidet der Magd trotz deren bestimmter Weigerung den Zopf ab. Ist das „Sach"-beschädigung? Wenn ich vorsätzlich wider das Recht eine fremde Sache, etwa ein Ölgemälde, beschädige oder zerstöre, werde ich wegen Sachbeschädigung bestraft. — Wie nun hier? — Der Friseur macht sich einer Körperverletzung schuldig, und noch klarer wird dies, wenn wir annehmen, daß der A dem B den Finger zerquetscht, einen Zahn ausschlägt, einen Messerstich beibringt — das alles sind Körperverletzungen, nicht Sachbeschädigungen.

Aus dem Angeführten erhellt also, daß der Körper des lebenden Menschen und seine Teile weder zivil- noch strafrecht-

Digitized by Google

lich als „Sachen“ angesehen werden. Der Mensch steht hoch erhaben über der Sphäre der Dinge, Gott hat ihn zu seinem Ebenbilde geschaffen, der Mensch herrscht über die Dinge, gibt ihnen Namen und Rang; sich selbst jedoch darunter rechnen zu lassen, widerstreitet seiner innersten Natur. Und doch gilt der Sklave als Sache, hat bei den juristisch hochgebildeten Römern stets als Sache gegolten; er durfte verkauft, verschenkt, gezüchtigt, ja getötet werden — er war ja nur eine Sache, wie leblose Gegenstände auch! Hier hat das Christentum mit seinem Prinzipe von der Gleichberechtigung aller Menschen, hier haben Philosophie und Aufklärung eine ungeahnte Wendung zum Bessern herbeigeführt!

Der Leib des lebenden Menschen ist also — und das wird einstimmig zugestanden — keine „Sache“. Wie steht es nun mit dem Leichnam? Ist der Leichnam eine Sache, ist er keine, was ist er? Hier stehen sich nun die Ansichten diametral gegenüber.

Der Mensch stirbt, sein Leichnam wird eingesargt, beerdigt und ruht nun draußen auf dem Friedhofe; ein Individuum ist aus dem Kreise der Lebenden, also auch aus deren Gesichtskreise geschieden, ist kein Gegenstand des allgemeinen Interesses mehr, nur des rechtlichen und des Pietätsinteresses der Verwandten. Was kümmert es die Überlebenden, was der Leichnam ist oder vorstellt, ob Rechte an ihm möglich sind oder nicht —

„Wir, wir leben, unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht!“

Und doch ist die Frage nach der rechtlichen Qualifikation des Menschenleichnams keineswegs rechtlich ohne Bedeutung, wie im folgenden des Näheren auszuführen ist.

Ein Toter liegt aufgebahrt in der Parentationshalle, kurz vor der Trauerfeierlichkeit tritt einer, der dem Verstorbenen schon zu dessen Lebzeiten feindlich war, zur Bahre und versetzt der Leiche mehrere Schläge ins Gesicht, um seinen Haß zu befriedigen.

Was ist das? Das sittliche Gefühl empört sich tief über eine derartige Scheußlichkeit und verlangt, daß diese geahndet werde — allein nach unserm Strafgesetzbuche, das die Mißhandlung von Leichen nicht unter Strafe stellt, bleibt diese Handlung straflos, man müßte denn den Paragraphen vom groben Unfug darauf anwenden! Eine Beleidigung oder Körperverletzung darin zu erblicken, ist unmöglich, da das Strafgesetzbuch diese Delikte nur an lebenden Personen kennt — wäre eine Verletzung der Leiche, so Abschneiden eines Fingers, eines Armes etwa zu wissenschaftlichen Zwecken, aber nicht als Sachbeschädigung zu

Digitized by Google

strafen, ist die Leiche nicht als „Sache" zu betrachten? Das bürgerliche Gesetzbuch definiert ja Sache als „körperlichen Gegenstand", und das ist doch eine Leiche! Doch können wir diese Annahme leicht ad absurdum führen: Wäre die Leiche eine Sache schlechthin, so würden zivilrechtliche Verfügungen aller Art darüber möglich sein, man könnte eine Leiche verschenken, vermachen, verpfänden, verborgen usw., andererseits würden Diebstahl, Unterschlagung, Sachbeschädigung an einer Leiche möglich sein, denn Objekt dieser Delikte ist stets eine „Sache". Daß dem jedoch nicht so ist, beweist einmal die allgemein bekannte Tatsache, daß ein Schacher mit Leichen unerlaubt und unmöglich ist, dann aber der Umstand, daß die Entwendung einer Leiche in § 168 des Reichsstrafgesetzbuchs in einer Bestimmung unter Strafe gestellt, also auch unter die Sachdelikte gereiht ist.

Freilich haben nicht alle Gesetzgebungen auf dem Standpunkte gestanden, daß der sogenannte Leichenraub ein Religions- und kein Sachvergehen (wie Diebstahl und Unterschlagung) sei, daß durch Wegnahme einer Leiche keinerlei Eigentumsrechte, sondern nur die Pietät der Überlebenden verletzt wird, sondern die Strafgesetzgebungen der deutschen Partikularstaaten im neunzehnten Jahrhundert führen den „Leichendiebstahl" im eigentlichen Sinne des Wortes unter den Eigentumsvergehen auf; so Sachsen, Baden und Württemberg. Erst das preußische und, diesem folgend, unser Reichsstrafgesetzbuch hat die Entwendung von Leichen unter die „Vergehen, welche sich auf die Religion beziehen", gestellt und damit normiert, daß der Leichnam keine Sache im juristischen Sinne ist.

Nicht nur juristische, sondern auch ästhetische und philosophische Momente sprechen dafür, daß der Leichnam keine Sache im Rechtssinne ist. Wir haben oben gesehen, daß der Wille, dessen sichtbare Verkörperung unser Leib ist, das Medium, durch das er in der Welt der Erscheinung erst wirkend auftreten kann, den menschlichen Leib, also sich selbst, nie als Sache bezeichnet — er müßte sich denn im Gegensatz zu sich selber setzen. Zieht sich nun der Wille zum Leben aus einer seiner ungezählten Erscheinungen zurück, stirbt ein Mensch, so lebt doch dieser selbe Wille im anderen Körper wieder auf, wie er in Milliarden von Erscheinungen auch lebt — er ist einer und unteilbar. Hat nun dieser Wille zu Lebzeiten des A, in diesem wirkend, das Objekt, durch welches er sich darstellte, den Leib des A, nicht als Sache bezeichnet, so darf er konsequenterweise, in B weiterwirkend, den

Digitized by Google

toten A nicht zur Sache stempeln. Was einmal Person war, kann nicht Sache werden, das Subjekt läßt sich nicht zum Objekt degradieren, der tote Herr der Dinge läßt sich nicht den einst von ihm beherrschten Sachen gleichstellen, es umkleidet den Leichnam noch der Schimmer von Subjektivität, die Majestät des Todes, die uns hindert, in ihm eine Sache zu erblicken.

Der Leichnam ist also ebensowenig eine Sache, wie der Körper des lebenden Menschen. Doch es gibt einen Fall, aber auch nur einen, in dem der Leichnam in die Sphäre der sachenrechtlichen Beziehungen herabsinkt. Der Gebrauch von Leichen zu wissenschaftlichen Zwecken auf der Anatomie degradiert sie zur Sache. Hier ist es aber nicht der individuelle Wille einer Person, — niemand kann rechtsgültige, also klagbare Verfügungen über seinen Leichnam im voraus treffen, ihn etwa einer Anatomie vermachen! — der die Leiche zur Sache macht, sondern die gebieterische Forderung der Gesamtheit, die dem Messer des Anatomen einen Teil ihrer Mitglieder überläßt, damit er an deren Leichen lerne, wie er den übrigen nützen könne. Weil es sich also um einen hohen, humanen Zweck handelt, muß das sittliche Gefühl des Volkes in diesem Zwiespalte mit der medizinischen Wissenschaft zurücktreten; und damit diese Pietätsverletzung, denn eine solche bleibt es immerhin, eine möglichst geringe sei, decken die Anatomien ihren Bedarf aus solchen Leichen, um die sich die menschliche Gesellschaft nicht mehr kümmert, die weder Angehörige noch sonst jemand zur Beerdigung reklamieren; also die Leichname Hingerichteter, Strafgefangener, Selbstmörder, in Kranken- und Armenhäusern Verstorbener. Der Machtspruch der Menschheit verurteilt diese Elenden und Erbärmlichen zu tiefster Entwürdigung, und doch kommt das moralische Gewissen bei der entwürdigenden Behandlung selbst dieser Leichen von Menschen dritter und letzter Klasse nicht zum Schweigen! Zum Zwecke der Sezierung gibt die Menschheit die Leichen hin, allein ein Verhandeln, ein privatrechtliches Verfügen darüber duldet sie nicht; die Sacheigenschaft die als die hauptsächlichste im Leben und Verkehr gilt, nämlich Gegenstand von Handel und privater Verfügung zu sein, wird auch den Anatomieleichen abgesprochen, ihre Sachqualität somit erheblich eingeschränkt, so daß im allgemeinen der Grundsatz in Geltung bleibt:

Weder der Körper des lebenden, noch der des toten Menschen sind Sachen im Rechtssinne.

Digitized by Google

Björnstjerne Björnson und das religiöse Problem.

Von Arthur Brausewetter.
(Schriftstellername: Arthur Sewett.)

[Teil II.]

Unerhört sind die Zeichen und Taten, die der Pfarrer Sang getan hat dort oben im Reiche der Mitternachtssonne, in dem es den ganzen Winter Nacht, den ganzen Sommer Tag ist, inmitten des wundersüchtigen Geschlechtes, welches das Übermenschliche fordert und ohne das Außergewöhnliche nicht leben kann. Eine hundertjährige Greisin ist durch ihn geheilt, ein junges Mädchen vom Tode erweckt.

Selbst seine kranke, glaubensschwächere Frau. . . . . diese Wunder kann sie nicht leugnen. Aus der Entfernung sogar hat er geheilt, . . . nur durch die Kraft seines Gebets, dem nichts widerstehen kann. „Ich könnte bis morgen liegen und erzählen," sagt die seit langer Zeit fast bewegungslos an ihr Bett gefesselte Frau Klara, „nur sein Gebet, und daß sie auf sein Geheiß mit ihm beteten . . heilt sie. So kommt es, daß ein Glanz auf ihm ruht, hier und weiter unter tausenden von Gläubigen im ganzen Lande, der nicht seines gleichen hat."

Aber sie selbst . . seine eigene, seine über alles geliebte, seine hoffnungslos kranke Frau?! Allen hilft er, nur ihr nicht?! „Weshalb," so fragt mit Recht die Schwester Klaras, so fragen wir mit ihr, „weshalb kann das Wunder nicht auch dir helfen? Weshalb hat er, der so viele geheilt hat, dich nicht längst schon geheilt?!"

Aber auch dies Letzte, dies Äußerste soll geschehen! Sang steht im Begriffe, das Unmögliche möglich zu machen, das endlich zur Erfüllung zu bringeu, was er so lange ersehnt, erfleht hat: seine Frau zu heilen. Alle Vorbereitungen hat er getroffen. Seine beiden eben erwachsenen Kinder hat er aus der Ferne kommen lassen, damit sie mit ihm gemeinsam für die Heilung der Mutter beten. Eine förmliche Gebetskette will er um ihr Krankenbett schließen, der nichts widerstehen kann.

Nun aber kommt die Enttäuschung, die ihn niederbeugt: Rahel und Elias haben da draußen in der Fremde den Glauben

Digitized by Google

ihres Vaters verloren. Sie können nicht mehr mit ihm glauben, mit ihm beten. So tief der Schlag den Pastor trifft, seine Zuversicht erschüttert er nicht. Im Gegenteil! Gott hat ihm jede andere Hilfe genommen. Seine Fügung ist auch diese schmerzliche Enttäuschung gewesen. „Nunmehr verstehe ich es. Ich soll es allein tun. Ich habe seinen Befehl erhalten. Nun vermag ich es auch. Darum gerade heute die Gnade der großen Vorbereitung." Sein Glaube hat den Höhepunkt erreicht, er kann Berge versetzen, das Unausdenkbare zur Tat machen! Noch einmal kniet Sang am Bette seiner Frau nieder zum kurzen, inbrünstigen Gebet. Dann geht er in die Kirche. Er will allein sein. „Und ich gehe nicht eher aus ihr heraus, als bis ich aus Gottes Händen empfangen habe: Schlaf für die Mutter und nach dem Schlafe Gesundheit, so daß sie aufsteht und wieder wandelt unter uns. Jetzt läute ich selber mein Gebet ein. Beim ersten Tone der Glocke wißt ihr, daß ich begonnen habe, für die Mutter zu beten. Friede sei mit Euch." Und so geht er. Und die Gebetsglocke läutet. Und wir wissen, er hat mit seinem Gebete begonnen. Und nun?!

Großartig, so muß man bekennen, ist das religiöse Problem eingeleitet, . . mit einer dramatischen Spannkraft, einer poetischen Kunst, wie sie kaum eine andere Dichtung kennt. Atemlos folgen wir der Entwickelung, welche die Lösung bringen soll. Was wird geschehen? Wird Sangs Gebet erhört, wird dieser himmelstürmende, dieser übermenschliche Glaube gekrönt werden?

Und siehe, . . das erste Wunder geschieht.

Kaum hat die Gebetsglocke zu läuten begonnen, . . da . . schläft die Mutter ein. Sie, die seit Monaten keinen Schlaf mehr gefunden, sie schläft sanft . . wie ein Kind!

Und sofort tritt das zweite Wunder ein.

Ein Donner erfolgt . . erst schwach, . . dann stärker, immer stärker und anhaltend, bald fürchterlich zunehmend. Das Haus erzittert in seinen Grundvesten. Schreie des Entsetzens und der Angst werden laut. „Der Berg kommt herab!" ruft Rahel. „Der Berg stürzt auf die Kirche! Auf uns! Gerade auf die Kirche! Auf uns! Auf Vater, auf uns. Es rollt, raucht — wird ganz finster!"

Das Getöse hat seinen Höhepunkt erreicht. Dann nimmt es allmählich ab. Und nun? . . . Die Glocke läutet wieder. „Der Vater lebt!" jubelt Elias. „Die Kirche steht noch. Der Vater lebt! Dicht an der Kirche bog die Steinlawine ab, — wandte

Digitized by Google

ſich nach links!“ Und bei alledem . . die Mutter ſchläft, ſchläft ſanft, ſorglos, tief. Elias wirft ſich über ihr Bett, Rahel ſtaunt. . . Und die Glocke läutet weiter!

So ſchließt der erſte Akt und hinterläßt einen inneren Eindruck, der mehr iſt, als die äußere dramatiſche Wirkung. Zwei Wunder ſind geſchehen, beide unerhört, unfaßbar, . . . beide ohne Frage, ſo ſcheint es uns, Wirkungen des anhaltenden Gebets. Wird auch das dritte, das letzte, das höchſte geſchehen? Wird die Gebetskraft des Wundermannes die äußerſte Probe beſtehen? Wird er ſeine Frau heilen? Oder wird ſein Glaube, der dem ſtürzenden Berge Einhalt gebot, hier zu Schanden werden? . . . Dieſe Frage ſoll der zweite Akt löſen.

Mit unendlicher Spannung ſehen wir ihm entgegen.

Die Kirche iſt umlagert von Menſchen . . . zahllos wächſt ihre Schar. Ein Miſſionsſchiff mit Predigern iſt gelandet. Auch die Geiſtlichkeit muß Stellung nehmen zu dieſem unerhörten Ereignis. Alles harrt, alles zittert, . . alles ſchweigt. Nur er, der Pfarrer, betet und ſingt unentwegt in der Kirche. Und ſeine Frau da drinnen im Hauſe ſchläft und lächelt im Schlafe . . . friedlich, gottſelig. Elias und Rahel ſind am Ende ihrer Weisheit angekommen. „Rahel bringe deine letzten raffinierteſten Zweifel und antworte mir: Was wir hier erlebt haben, iſt es ein Wunder?“ Rahel fürchtet ſich vor der Antwort. Sie hat nur entſetzliche Angſt. „Elias, ich glaube beinahe . . es iſt eins.“ Aber eine wahnſinnige Furcht lähmt ihre Glieder. „Dieſer Tag entſcheidet über mein Leben,“ ſagt Pfarrer Bratt, und manch eine ſpricht es innerlich mit ihm.

Ich übergehe die weitere Handlung, die nüchterne, armſelige Paſtoralkonferenz der Geiſtlichen, Bratts leidenſchaftlichen, ſelbſt dieſe vertrockneten Gemüter hinreißenden ſeeliſchen Erguß, . . alles das ſoll nur unſere Spannung auf den Höhepunkt treiben, . . wenn ein ſolcher noch möglich iſt. Doch nun . . . wahrhaftig! Das Letzte, das Äußerſte, das Unglaubliche . . es wird zur Tat. Die kranke, gelähmte Frau, die Monate regungslos auf ihrem Krankenbette gelegen, . . doch laſſen wir den Dichter reden: „Elias!“ ruft Rahel, und noch einmal aus allen Kräften: „Elias!“ Und dann kaum fähig, ſich aufrecht zu erhalten, entſetzt und in Tränen ausbrechend: „Dort . . dort! Sie iſt nicht mehr allein. Seht nur . . ſeht! die Mutter!“ Und Elias ſtürzt hinauf zum Glockenturm, es in die ganze Welt hinauszuläuten. Und „Hallelujah . . Hallelujah!“ hört man von der Kirche her. Und Klara kommt in ihrem weißen

Digitized by Google

Leinenkleide langsam gegangen; die Augen fest auf die Kirche gerichtet. Und „Hallelujah . . Hallelujah!“ tönt es wieder von den Geistlichen. Und nun fällt die Kirchenglocke und das ganze Volk ein mit einer solchen jubelnden Kraft, daß man Tausende zu hören glaubt. Eine Weile ist es, als müßte dieses „Hallelujah“ das Haus in die Lüfte heben. Sang erscheint in der Türe, im Schein der Abendsonne. Alle erheben sich und treten zurück. Er streckt seine Arme nach Klara aus. Der Gesang umbraust sie beide. Da gleitet sie langsam an ihm herab auf seine Schultern. Der Gesang hört auf. Sie versucht mit großer Anstrengung sich zu sammeln und sich aufzurichten. „Du Herrlicher — — da du kamst — mein Geliebter!“ Das sind ihre letzten Worte. Dann sinkt ihr Haupt herab, die Arme fallen matt herunter, ihr ganzer Körper bricht zusammen. Sang steht und hält sie. Er legt die Hand auf ihr Herz, neigt sich über sie, verwundert. Dann blickt er nach oben und spricht im kindlichen Tone: „Aber so war es ja nicht gemeint —? Oder — —? — Oder —? Er greift an sein Herz und fällt nieder . . . . „Was meinte er mit diesem ‚oder‘ —?“ fragt Kröier. Und Bratt antwortet: „Ich verstehe es nicht ganz. . . Aber er starb daran.“

Das Wunder, das heiß erbetete, ist geschehen. Aber . . . scheinbar nur. In Wahrheit nicht. Die Geheilte starb daran. Und der Wundertäter mit ihr.

Was sollen wir zu solchem Ausgang sagen? Was will das Drama darstellen?

Diese Frage ist nur zu lösen, wenn wir uns über den Mann klar werden, welcher der Träger, ja der einzige Träger der Handlung ist, über den Pfarrer Adolf Sang. Was für ein Mensch ist er?

Die Antwort ist nicht so leicht, weil die Ansichten über ihn und sein Tun gar zu verschieden sind. Man kann drei verschiedenartige Ansichten über ihn haben — und hat sie auch.

Die erste erklärt ihn lediglich vom pathologischen Standpunkt und sucht den ganzen Verlauf des Dramas rein medizinisch zu erklären. Es unterliegt auch gar keinem Zweifel, daß dieses Stück für den Mediziner sehr viel interessante Beobachtungen bietet, daß sein Held ein ähnliches medizinisches Interesse haben könnte, wie beispielsweise Hamlet, Tasso oder in erhöhtem Maße Lear. Nur daß sich hier auch sofort der Unterschied zeigt: Lear wird uns von vornherein klar und durchsichtig als psychopathisch dargestellt, wir verfolgen mit dem Dichter genau das Werden und Wachsen

Digitized by Google

seines Wahnsinns bis zur Katastrophe. Bei Tasso, noch mehr bei Hamlet, die nicht wahnsinnig dargestellt werden, sehen wir jedoch eben so klar den Grund einer Erregung, die sie bis an die Grenze des Wahnsinns bringen. Hätte uns Björnson in Sang einen geistig kranken Menschen schildern wollen, so hätte er mit uns nie in der wahren Dichtung unmögliches Versteckspiel gespielt und sich um die erschütternde Wirkung seiner Tragödie gebracht.

Die zweite Ansicht kommt dieser ersten nahe: Sie sieht in Adolf Sang einen exaltierten Schwärmer, führt ihn gewissermaßen also auch auf das pathologische Gebiet, wie beispielsweise Hunzinger in einer ganz vortrefflichen Broschüre, der das Resultat dieser Dichtung darin auflöst, daß „ein von religiöser Ekstase verzehrter Gefühlsmensch, der natürliche Heilskräfte für göttliche Wunderwirkungen hält, in dem unaufhaltsamen Drange, seinem Glauben immer neue und schwere Proben aufzuerlegen, seine Familie ruiniert, die Gemüter verwirrt und schließlich selbst an der entscheidenden Probe, den Tod zu besiegen, elendiglich zuschanden wird" (S. 29—30). Auch dieser Ansicht vermag ich mich nicht anzuschließen. Es bleibt eine dritte, die ich zu entwickeln suchen werde.

* * *

Sang ist zu allererst Gefühlsmensch. Das ist ohne Frage. Die Dichtung selber spricht es aus. Aber der von religiöser Ekstase verzehrte Gefühlsmensch ist er nicht. Er ist vielmehr eine durchaus ernst zu nehmende, christliche Persönlichkeit, der Mann eines Berge versetzenden Glaubens, einer selbstverleugnenden Liebe und einer anhaltenden Gebetskraft, so tritt er vor uns, so bleibt er sich getreu bis zum Tode.

Man hat auf das übernatürlich Exaltierte, das einseitig Angespannte in dem Gemüts- und Nervenleben dieses Pfarrers hingewiesen, das schließlich „über die Kraft" gehen muß, hat seinen Glauben eine Herausforderung, seine Liebe eine Gewalttat, sein Gebet eine Kraftleistung genannt. Und das alles nicht mit Unrecht. Man hat es übertrieben, ja sündhaft gefunden, daß er sein ganzes Vermögen weggibt für arme Leute, indes Frau und Kinder darben, hat es als halsbrecherische Tollkühnheit oder nervöse Sensationslust erklärt, daß er sich anderer wegen im schwachen Kahn auf dem Ozean oder in Nacht und Eis der Berge in Lebensgefahr stürzt. Auch dies nicht mit Unrecht.

Digitized by Google

Aber selbst seine zugegebenen, vielen Schwächen, die ihn dem idealen Bilde eines heutigen Christen nicht entsprechen lassen, sie sind erklärt, sowie man in diesem Mann das sieht, was er sein will und in einer gewissen Weise auch ist: ein enthusiastischer Urchrist. Das Urchristentum ist sein Ideal. In der Nachahmung desselben geht sein Christentum auf. „Deutlicher, als in früheren Zeiten," sagt Johannes Weiß, „erkennen wir heute das, was man „den enthusiastischen Charakter des Urchristentums" genannt hat. Die alten Gemeinden, die Apostel, Jesus selber leben in einer religiösen Grundstimmung, die sich von der unsrigen unterscheidet, wie die Glut des Hochofens von behaglicher Zimmerwärme. Es ist eine Zeit höchster Spannung, geladen mit dem Vorgefühl einer ungeheuren Krise. Die Welt steht in ihrer letzten Stunde, das Gericht steht vor der Tür ... Große Taten der Liebe und der Aufopferung, die Hingabe des gesamten Besitzes und das persönliche Martyrium sind selbstverständliche Betätigungen des Glaubens, die unter Umständen Jedem zugemutet werden können. Aber es ist auch eine Zeit seliger Erfüllung. Die Welt des Himmels hat sich aufgetan, göttliche Kräfte strömen herab. Inspiration und Ekstase sind häufige Erscheinungen und der bergeversetzende Glaube tut Wunder über Wunder. In solchen Zeitläuften werden Forderungen und Verheißungen laut, die eben nur aus der Stimme ihrer Zeit, aus heroischem, übermenschlichen Empfinden zu verstehen sind" (Über die Kraft v. Johannes Weiß, Georg Nauck, Berlin, S. 21). Nun wohl. . . Aus diesem Urchristentum heraus ist der Pfarrer Sang innerlich geboren, in ihm lebt und webt er. Die Frage dünkt mich nun nicht, ob das recht von ihm ist oder nicht, sondern eine ganz andere. Hat der Dichter in diesem posthumen Urchristen das Unmögliche einer solchen Übertragung auf unsere modernen Zeitverhältnisse zeigen wollen, die notwendig daraus folgenden Verirrungen und Überspanntheiten seines Glaubenslebens? Oder . . hat er vielleicht in ihm eine verloren gegangene, aber nichtsdestoweniger hohe Stufe des Christentums darstellen wollen?

Ich behaupte das letztere.

Die Frage ist damit nicht mehr die: Entspricht der Pfarrer Sang dem Bilde eines idealen Christen, wie wir es uns von ihm machen? Sondern: ist er jener Urchrist mit den Schwächen, aber auch mit der Größe desselben nach dem Herzen seines Schöpfers?

Und darauf antworte ich wiederum mit Ja!

Björnson hat ohne Zweifel in seinem Adolph Sang eine

Digitized by Google

ideale urchriſtliche Perſönlichkeit ſchaffen wollen, einen Pfarrer, der jene niedrige Macht nicht kennt, die ſonſt höher ſtrebende Naturen untergräbt: die Kleinlichkeit; den Tagesſorgen nicht berühren, deſſen Richtſchnur das Wort der Bergpredigt iſt: „Sorget nicht für den anderen Morgen. Denn der morgende Tag wird für das Seine ſorgen.“ Der Glaube dieſes Mannes iſt deshalb nicht myſtiſch, krankhaft oder pathologiſch zu betrachten. Er iſt kindlich und himmelſtürmend.

„Bittet, ſo wird Euch gegeben“, auf dieſe Verheißung ſtützt er ſich. „Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernſtlich gemeint iſt.“ Das iſt ſeine felſenfeſte Zuverſicht. So zeigt dieſer Glaube eine Kraft der Konſequenz, die mit Bewunderung erfüllen kann. Johannes Weiß, obwohl er zu ganz anderen Schlüſſen kommt, ſchreibt von Sang: „Er hat etwas von der heroiſchen Art der erſten Chriſten. Gerade die Worte der Bibel, die von dem Menſchen das ſcheinbar Unmögliche verlangen, ziehen ihn ganz beſonders an“ (Über die Kraft, S. 17).

Freilich . . . ſofort taucht eine neue Frage auf, die wichtigſte:

Weshalb zeichnet der Dichter eine nach ſeinem Herzen, trotz mancher Einſeitigkeit und Überſpanntheit ideale, urchriſtliche Perſönlichkeit in ſeinem Helden, wenn ſein Drama auf einen ſo tragiſchen Ausgang von vornherein angelegt war? Müßte dieſer Ausgang nun nicht um ſo niederſchmetternder wirken?

Ich will mich hüten, irgend etwas in dieſe Dichtung hineinzulegen was der Verfaſſer vielleicht nicht beabſichtigt hat. Aber das Eine liegt doch klar auf der Hand: Je kindlich, je harmlos gläubiger Sang bezeichnet iſt, um ſo eindringlicher tritt der Gedanke hervor: Wenn ein ſolcher Chriſt mit ſeiner unmittelbaren Glaubenskraft nicht fähig iſt zum Wunder, wie ſollte es irgend ein anderer, wie vollends das viel ruhigere, nüchterne Chriſtentum unſerer Tage ſein. Und die Schlußfolgerung?

Es gibt eben heutzutage kein Wunder mehr, kein übernatürliches Eingreifen in die ewigen ehernen Geſetze der Natur. Was wir dafür halten, das mag hier und da die Macht der Hypnoſe, des Magnetismus, der Suggeſtion, oder es mag, wie bei den Wundern des Erſten Aktes . . Zufall ſein . . ein Wunder im eigentlichen Sinne des Wortes gibt es nicht. Und nicht das Wunder nur, der Glaube an ſolch ein Wunder ſchon geht über die Kraft.

Was alſo will das Drama darſtellen?

Digitized by Google

Sehr einfach! Das Fiasko des Wunderglaubens. Die Tragödie des Glaubens wird zur ausgesprochenen Tragödie . . . der Skepsis.

Dieser skeptische Standpunkt des Dichters ist durch seine Interpretin deutlich ausgesprochen: die klar schauende Rahel; sie, die, viel nüchtener, als Elias, viel scharfsinniger, als er, deutlich fühlt, daß dies alles ein Ende mit Schrecken nehmen muß. Diese Rahel vertritt in unserem Drama in diskreter Weise die Stelle des Chors in der antiken Tragödie. Wer trotzdem meiner Ansicht nicht Recht geben kann, dem möchte ich einen besseren Gewährsmann anführen, den sichersten und zuverlässigsten, den es geben kann: den Dichter selber. Björnson hat vor kurzem auf eine an ihn gerichtete Anfrage der kirchlichen Zeitschrift „Reformation" folgende klare und deutliche Antwort gegeben: „Der Sinn des ersten Teils ist der, daß das Wunder nie etwas anderes war, nie etwas anderes sein wird, als eine Hypnotisierung durch andere oder durch einen selbst. Die Weltgesetze sind unveränderlich. Wäre dem nicht so, dann müßte das Leben entsetzlich sein. Das aber ist nicht etwa ein Angriff auf das Leben in Gott; es ist ein äußerlicher Kampf gegen etwas, was, recht verstanden, gerade ein Hindernis für das Leben in Gott ist."

Ein Leben in Gott gesteht Björnson zu.

Wie aber stellt er sich zum Christentum?

Das Drama selbst gibt uns den deutlichen Aufschluß in jenem Dialog, da Pfarrer Sang von seinen Kindern hört, daß sie den Glauben ihrer Jugend abgelegt haben.

Wie kam es zu diesem Abfall?

Zögernd gesteht es Elias: „Rahel und ich fanden nicht, daß die Christen von der Art wären, wie du es uns gelehrt hast." Beide sind darin einig geworden. Es gibt nur einen wirklichen Christen . . . den Vater! Die anderen Christen, auch die Besten, zu denen der Vater sie geschickt, haben sie enttäuscht, sie haben ihren Glauben gebrochen. Ihr Tun entsprach nirgends ihren Worten, ihre Früchte nicht ihrer Lehre. „Ihr Christentum ist ein Vergleich, eine Übereinkunft. In Leben und Lehre beugen sie sich vor dem Bestehenden, das heißt vor dem, was bei ihnen und in ihrer Zeit besteht. Vor Institutionen, Vorurteilen, Gebräuchen, ökonomischen und allen anderen Zuständen und Verhältnissen. Sie haben in ihrer Lehre Auswege gefunden, so daß dieselbe immer zu dem Bestehenden paßt." (I, 6.)

Wir beobachten hier dieselbe Erscheinung wie bei Tolstoi.

Digitized by Google

Das ideale Christentum, wie es in dem unverfälschten Christuswort besteht, wie es von dem Heiland, nach Tolstois und Björnsons Meinung, gelehrt und gewollt ist, wird von ihnen in Gegensatz zu dem realen gestellt, wie es in der Weltgestaltung geworden hat.

Diesen Gegensatz noch klarer hervortreten zu lassen, sind die übrigen Geistlichen in das Drama eingeführt. Dies allein scheint mir die Absicht der komischen Konferenzszene in Sangs Hause zu sein, nicht aber ein Wunsch des Dichters, die Geistlichkeit als solche zu karrikieren. Björnson selbst hat sich gegen solche Meinung scharf ausgesprochen und den Schauspielern jede Karrikatur in dieser Szene verboten. Die nüchterne theologische Kritik mit ihren Vermittelungshypothesen und ihren Wortklaubereien tritt mit dem ursprünglichen Christentum in Widerspruch. Diese Art von Theologie kann natürlich das religiöse Problem nicht zu irgend einer Lösung bringen. Die gesunden Seiten unseres heutigen kirchlichen Christentums — und deren gibt es wahrhaftig doch auch genug — zeigt das Drama nicht mit einer Silbe. Sang kennt sie sowenig, wie Björnson und Tolstoi. Oder wie die zweite Hauptperson des Dramas: Pfarrer Bratt, der in kindlicher, aber für das ganze Drama bezeichnender Weise sein Christentum, sein Amt, seinen Glauben, ja sein Leben in jener Konferenzszene abhängig macht von dem Wunder, wie es den Gläubigen verheißen, wie es im Urchristentum geschehen sein soll. Wir sehen, mit dem Wunder steht und fällt in diesem Drama alles.

Daß ich den Dichter richtig interpretiere, dafür führe ich ihn selber wiederum als Gewährsmann an: „Wohl ist es wahr, daß nichts im ersten Teil das wahre Christentum verkündet. Das besorgt das Leben selbst, so wie es dort geschildert ist, und zum Überfluß auch noch Elias Definition. Ein solcher Tadel beweist mir nur deutlich, wie dogmenumsponnen das religiöse Bewußtsein ist."

Ich will nicht tadeln; ich will nur dieses so viel besprochene, so viel beschriebene und doch so wenig verstandene Drama nach seinem Gehalt und seinen Absichten erklären.

Trotz des unverkennbaren Ernstes, mit dem der Dichter hier die religiöse Frage in den Mittelpunkt der Handlung stellt, trotz der deutlichen Vorliebe und des feinen Verständnisses für christliche Anschauungen kommt dieses Drama im letzten Grunde zu einem negativen Resultat. Die auf das höchste gespannte Hoffnung und Erwartung endet in Verzweifelung und Tod. Nicht das Wunder nur, nein, der überirdische, alle Kräfte der Seele

Digitized by Google

und der Nerven überspannende Glaube an das Wunder geht über unsere Kraft. Das ist die Lösung des religiösen Problems in dieser Dichtung. So groß und tief war es angelegt. Nicht unser künstlerisches Interesse, nicht unseren Geist nur, unsere Seele, das Beste, das Göttliche in uns gehörte ihm, und willenlos ließen wir uns in Fesseln schlagen. Und nun das Ende?! Nichts, als verzweifelnde Skepsis!

Diese Ansicht, so befremdend sie im Anfang vielleicht berühren mag, wird bei ruhiger und objektiver Würdigung doch als die richtige erkannt werden. Sie wird nicht nur durch das Drama, durch den Dichter selber bestätigt; sondern in wunderbarer Weise vollends durch den folgenden zweiten Teil dieses Werkes. Hier wird das Christentum mit seinen transzendentalen Lehren kaum noch gestreift. Es ist am Wunder gescheitert und damit überlebt. Die Menschen leben nur noch für diese Welt und ihre soziale Besserung. Religiöse Hoffnungen und Skrupel berühren sie nicht mehr. Im übrigen ist dieser zweite Teil von „Über unsere Kraft" an innerem Gehalt, an der Klarheit und Tiefe der Probleme, an einheitlichem Aufbau der Handlung, damit an literarischem Wert, dem ersten unterlegen. Aber ihn noch übertreffend, was viel sagen will, an dramatischer Kraft, an einer Gewalt der Sprache, so wuchtig und stark, daß sie manches Mal fast an das Pathos streift, an einer Entwickelung der Handlung bis zur unerbittlichen Katastrophe, so hinreißend, so bis zur Überreizung spannend, daß sie hier und dort an die Grenze der theatralischen Effekte gelangt. Dieser zweite Teil erschien übrigens erst dreizehn Jahre nach dem ersten und kann deshalb nur in gewissem Sinne als seine Fortsetzung gelten. „Mit außerordentlicher Feinheit" schreibt Georg Brandes, „wird hier die Vererbung von dem gläubigen Vater auf den ungläubigen Sohn nachgewiesen, der auf seine Weise einer ebenso grenzenlosen, ebenso lebensgefährlichen Begeisterung folgt. . . . Die ganze Anlage ist von Anfang bis zu Ende meisterhaft. Der Gegensatz zwischen den Elenden und den Wohlhabenden wird durch den Gegensatz zwischen der tiefen, sonnenlosen Kluft, in der die ersteren hausen, und das Leben in der Burg oben auf den weiten Gefilden veranschaulicht, und ebenso klar dargestellt erscheint der Gegensatz zwischen dem Fanatismus, der seine Minengänge fällt und der Menschenliebe, die ihr Hospital baut". (Brands Björnstjerne Björnson, S. 69 u. 70) Aber auch dieses Drama kommt zu einem negativen Ergebnis. Wie das Wundertun, so geht auch die Weltbeglückung auf sozialem

Digitized by Google

Gebiet über unsere Kraft. Wenn diese Dichtung allegorisch und nicht ganz ohne opernhafte Apotheose ausklingt, und in den eigentlich nur als Symbolen oder Allegorien ausgeführten Figuren Credo und Spera optimistischen Gedanken einen weiten Spielraum läßt, so ist jedoch auch hier von jedem transzendentalen Glauben, jeder über diese Welt hinausweisenden Hoffnung abzusehen. Und auch diese meine Auffassung wird ausdrücklich durch den Dichter bestätigt: „Der Sinn des zweiten Teils", so schreibt er nämlich, „ist der, daß der Himmel die Erde nicht bestehlen darf. Das tut er aber, solange die erdichtete himmlische Geographie und Geschichte und Gesetzordnung unsere Phantasie und unsere Kräfte so binden, daß diese sich in der Beurteilung eines irdischen Faktums nie ganz freimachen können von Hoffnung auf Wunder, von Überspanntheit und Aberglauben. Das tut er ferner, solange er an alle unsere Sinne appelliert, so daß diese nicht hier, sondern dort drüben weilen. Das tut er, solange er unsere Ideale verschiebt, so daß diese übermenschlich und grenzenlos werden. Denn dadurch werden nämlich auch die Menschen selbst aus den Fugen gerückt und streben auch in anderen Dingen nach Utopien, anstatt nach dem Möglichen, nach dem Fernen, anstatt nach dem Nahen."

Was aber bleibt uns dann? „Laboremus". „Laßt uns arbeiten!" antwortet das dritte dieser Dramen, ohne aber irgendwelchen Zusammenhang mit den beiden vorhergehenden zu haben, ohne gar eine Lösung des Problems herbeizuführen.

* * *

Fragen wir aber jetzt, weshalb Björnson in seinem gewaltigen Drama: „Über unsere Kraft" zu einer positiven Lösung des religiösen Problems nicht gelangen konnte, so ist die Antwort aus dem ersten Teile dieser Dichtung unschwer zu geben.

Weil er dieses Problem zwar groß und tief angelegt, aber von vornherein falsch gestellt hat. Nur das Wunder, das Eintreten des Unerhörten, Unglaublichen soll das Problem lösen oder vielmehr zerhauen . . gewaltsam himmelstürmend.

Und weil das Wunder dies naturgemäß nicht vermag, deshalb stehen wir mit all unserem Suchen und Sehnen vor dem endgültigen Fiasko.

Wie kindlich und harmlos, . . ganz dem stürmischen Gang der Handlung, dem schnell entschiedenen Schlusse dieses Dramas entsprechend!

Digitized by Google

Wer aber in aller Welt wird behaupten wollen, daß die Kraft des Chriſtentums und ſeine welterlöſende Miſſion heutzutage von der Probe einer unerhörten Wundertat abhängig iſt? Wer ſich auf den Standpunkt Sangs oder gar des Pfarrer Bratt ſtellen wollte, der ein Pfand verlangt, daß die Verheißungen Gottes mehr ſind, ein Zeugnis in dem Mirakel, das unantaſtbar daſteht, der ſein ganzes Leben auf dieſe letzte Probe ſetzt?! Dieſes Zeugnis in ſeiner ganzen Größe iſt für den Chriſten gegeben in Chriſtus ſelber, das Wunder iſt durch ihn geſchehen. Auch heute bleibt das Wort noch wahr, das Abraham zu dem reichen Manne ſpricht: „Hören ſie Moſes und die Propheten nicht, ſo werden ſie auch nicht glauben, ob jemand von den Toten aufſtünde“ (Luc. 16,31). Im Gegenteil! Jedes geſunde Chriſtentum wendet ſich mit energiſchem Proteſt gegen die jetzt wieder modern werdende Richtung auf religiöſem Gebiete, die in Gebetsheilungen, ähnlich wie Pfarrer Sang, der Wiſſenſchaft des Arztes entgegenarbeitet. Dies Drama iſt in keiner Beziehung das Fiasko des Chriſtentums, wie man es gerne genannt hat. Aber es iſt das Fiasko eines überſpannten Wunderglaubens, einer ungeſunden Richtung inmitten der Chriſtenheit, es iſt das Fiasko des Scientismus und ähnlicher Störungen, die durch Gebetsheilungen Wunder wirken wollen! Dieſer Umſtand verleiht ihm gerade in unſeren Jahren ein ſo großes, aktuelles Intereſſe.

Und ein Zweites: Björnſon beruft ſich darauf, daß die Definition des Elias das wahre Chriſtentum im erſten Teile verkünde.

Sehen wir uns dieſe Definition etwas genauer an: „Was nennſt du einen Chriſten?“ fragt Pfarrer Sang ſeinen Sohn Elias.

Und dieſer antwortet: „Nur den nenne ich einen Chriſten, der von Jeſus das Geheimnis der Vollkommenheit gelernt hat, und nach ihr in allem ſtrebt.“

Und Sang: „Wie ſchön und liebenswürdig iſt nicht dieſe Erklärung.“

Aber Sang, wie Björnſon irren. Dieſe Definition verkündet nicht das wahre Chriſtentum, nicht einmal das geſchichtliche. Sie iſt zum mindeſten ſehr einſeitig. Ja, in ihr werden wir den Schlüſſel des Rätſels finden, weshalb unſer Drama nicht zu einem poſitiven Ergebnis gelangen konnte.

Auf die ſchwer zu löſende Frage: Was iſt das Chriſtentum? iſt einmal die Antwort gegeben: Chriſtus vor uns, in uns, für

Digitized by Google

uns. Erschöpfender und objektiver zugleich konnte mit so wenigen Worten das eigentliche Wesen des Christentums nicht erklärt werden.

Sangs Christentum aber steht von jeder ruhigen und geschichtlichen Objektivität ab, es zeigt vielmehr eine bedenkliche, überspannte Subjektivität. Christus, das Vorbild absoluter Vollkommenheit, von dem auch wir das „Geheimnis" der Vollkommenheit lernen sollen. In diesem Begriffe erschöpft es sich und übertreibt ihn dann in der gewaltsamen Wunderwirkung bis zum äußersten. Sein Glaube, so stark er ist, die stille Selbstverleugnung fehlt ihm; und selbst sein himmelstürmendes Gebet — ist es im letzten Grunde nicht eine Versuchung Gottes, will es nicht mehr ertrotzen, als erflehen?! Wie weit ist es entfernt von jenem Gebet, das Christus gelehrt hat in der schwersten Stunde in Gethsemane, und das seitdem vorbildlich geworden ist für jedes Gebet: Mein Vater, ist es möglich, so gehe dieser Kelch von mir. Doch nicht wie ich will, sondern wie du willst (Matth. 26,39). Deshalb muß Sangs Christentum über die Kraft gehen. Denn Christum so enthusiastisch, so leidenschaftlich in allem nachstreben bis zur Vollkommenheit, ohne dabei von seiner Stärke getragen zu werden, ohne durch ihn überwinden zu lernen, das ist über das menschliche Vermögen, das reibt den Menschen auf in einer unausgesetzten Überreizung seiner Kräfte, wie es den gläubigen, aber einseitig, überspannt gläubigen Pfarrer Sang verzehrt hat.

* * *

Ich habe mich sachgemäß und kritisch nüchtern über dieses Drama ausgesprochen, es ist mir das nicht leicht geworden. Weshalb nicht? Weil ich gestehen muß, daß mich selten in letzter Zeit eine Dichtung so in Fesseln geschlagen hat, wie diese, weil ich nicht anstehe, sie zu den bedeutendsten Erscheinungen unserer modernen Literatur zu zählen. Es liegt über diesem Drama der Sonnenhauch eines Dichtertums von Gottes Gnaden, der Zauber einer Poesie, die jedes empfängliche Gemüt in ihren Bann tut.

Und was die Hauptsache ist; Diese Dichtung ist der Spiegel so feiner und so tiefer Seelenstimmungen, daß diese in ihren leisesten Schwingungen in jedem Hörer, jedem Zuschauer fühlbar werden müssen. Ein Mensch spricht hier zum Menschen, eine keusche Seele entschleiert sich mit ihrer Sehnsucht, mit dem inbrünstigen Verlangen nach dem Fluge in die ewigen Gefilde. Und was wir aus jeder Szene dieses Dramas heraushören, das ist der Klang einer

Digitized by Google

Heimat, die wir alle in uns tragen und deren lange nicht gehörte Stimme wieder wach wird.

In unserer Zeit, wo die oberflächlichsten Romane an der Tagesordnung sind, die seichtesten, von billiger Sentimentalität triefenden Theaterstücke vor ausverkauften Häusern gespielt werden, wo die tiefsten Fragen der Seele und des Glaubens in höhnischer Skepsis oder arrogantem Materialismus wie eine Bagatelle für Unmündige und Kinder behandelt werden, in solcher Zeit sollten wir einem Dichter von der geistigen Bedeutung eines Björnson nicht dankbar genug dafür sein, daß er es wagt, vor ein systematisch verzogenes, jeder gesunden Kost längst entwöhntes Publikum mit einem Drama zu treten, das nicht pikante sexuelle Verhältnisse oder laxe Ehebruchsaffären behandelt, sondern die tiefsten Probleme der Seele zum ausschließlichen Gegenstand der Handlung macht. So offen ich meine Bedenken gegen das Ergebnis dieses Dramas geäußert habe, so unverständlich sind mir diejenigen geblieben, die in diesem Drama eine Gefahr für ihr Glaubensleben vermuteten und es deshalb angriffen.

Wir haben etwas ganz ähnliches auf dem Gebiete der Wissenschaft erlebt: Als Harnack sein „Wesen des Christentums" in die Welt sandte, da konnte man sich von gewisser Seite auch nicht genug tun in Entrüstung und Protesten . . Und doch bin ich überzeugt, daß dieses Buch viel mehr Gewinn für die Sache des Christentums, als Schaden bedeutete. Schon dadurch, daß es viele längst Entfremdete, besonders unter den Gebildeten unserer Zeit, einmal mit Ernst und Nachdruck wieder hinwies auf den Einigkeitsgehalt des Christentums.

* * *

Ich komme dazu, das Facit zu ziehen.

Björnson ist ein religiöser Dichter. Die religiösen Beziehungen des Menschen stehen bei ihm im Vordergrunde. Das religiöse Problem ist in seinen bedeutendsten Schöpfungen das Beherrschende. Er ist aber kein religiöser Dichter, sofern in diesem Begriffe bereits irgend eine positive Lösung enthalten sein soll. Denn eine solche hat er nirgends gefunden; auch nicht im Christentum, mit dem er sich so nahe berührt, für dessen Größe er eine so starke Empfindung, ein so innerliches Verständnis zeigt.

Björnson gehört zu den Suchenden. Er forscht, was die Welt im Innersten zusammenhält, er pocht mit flammender Sehnsucht an die Tore eines verschlossenen Himmels, er sucht das

Digitized by Google

Wunderbare auf die arme dürstende Erde herabzuzwingen. Ein gutes Stück des Pfarrer Bratt lebt in ihm. Er ist nicht von vornherein skeptisch an das Christentum herangetreten, sondern voll suchender Inbrunst, voll aufrichtigen Verlangens, daß es seine tiefsten Fragen, seine zehrende Sehnsucht erfüllen möge. Es hat das nicht vermocht. Da erst hat sich der Dichter von ihm abgewandt, wie Pfarrer Bratt, mit blutender Seele. Da erst ist an die Stelle suchenden Glaubens die zagende Skepsis getreten. Das Christentum, sofern es auf transzendentalem Wunderglauben beruht, geht über die Kraft! Das ist der Weisheit letzter Schluß gewesen.

Seine christliche Lebensauffassung beschränkt sich seitdem im Grunde darauf: Unsere Individualität in eifriger Arbeit an uns selber immer näher dem Ideale des von Gott geschaffenen Menschen entgegen zu entwickeln, unser Leben zu Leben in Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe.

Und wie man sich auch zu seinen Dichtungen stellen mag, über ihnen allen flammt der Stern einer großen Menschen- und Dichtersehnsucht, durch sie alle loht in heißem Pulsschlag das Beste, was dem Menschen, was dem Dichter zu eigen ist: Das Suchen nach Wahrheit.

Eine römische Kontroverspredigt vor 119 Jahren.

Pfarrer Herdieckerhoff, Mülheim a. Rhein.

Bis in den Anfang des vorigen Jahrhunderts standen in den Rheinlanden die sogenannten Kontroverspredigten in vollster Blüte. Es waren dies öffentliche Kanzelvorträge, in denen die Religionsgrundsätze anderer Konfessionen in oft derber, gehässiger und verletzender Weise bekämpft wurden. In welcher Art diese Kontroverspredigten im Herzogtum Berg gehalten wurden, berichtet nach L. Rehse „Geschichte der evangelischen Gemeinde

Digitized by Google

Berg. Gladbach" das Protokollbuch der genannten Gemeinde, „um einen Beweis der toleranten Gesinnungen unserer höchsten Landes Regierung zu geben, mitein auch zur Nachricht vor unsere Nachkommen" in folgenden Worten:

„An dem letzt verwichenen Frohnleichnams Fest ließ der hiesige Catholische Pastor die an demselben gewöhnliche Controvers Predigt durch einen Kölnischen Franciscaner Mönch abhalten, in welcher derselbe bei Gelegenheit seiner rede über die vermischte Ehen unter andere Schmähungen auch diese aufrührerische Ausdrükke brauchte; wenn schon nach den Landes Gesezen bei vermischten Ehen der Eine Theil der Kinder in der protestantischen und der andere in der katholischen Religion erzogen werden könne, so sei es doch um des Seelen heils der Kinder willen besser, ihnen bei ihrer Geburth gleich die Gurgel abzuschneiden, als sie unter den Protestanten groß werden zu lassen, denn wer hat euch, setzte er hinzu, Freiheit gegeben, Einige eurer Kinder dem Teufel zuzuführen, wenn ihr die andre als Glieder der katholischen Kirche Gott widmet?"

„So sehr wir nun den Frieden lieben," fahren die wackeren Presbyter fort, „und dem Narren oft lieber nicht in seiner Narrheit antworten, so erforderte es doch das allgemeine Beste, die Sicherheit, und der wohlstand unserer Gemeinds Glieder rief uns auf, von dieser ruhestörenden rede höheren Orts unterthänigste Anzeige zu thun." Die Sache konnte um so weniger ruhig hingenommen werden, weil wenige Wochen nach der Kontroverspredigt „ein gewisser schlechter Kerl dem herrn Müller in der Dombach in's Haus fiel, und gegen ihn und seine Haus Genossen die greulichste Lästerungen wegen ihrer Religion ausstieß und sie unter den fürchterlichsten Verwünschungen als verdammte Geschöpfe erklärte." In einem an den Vizekanzler von Knapp „qua obersten Religions Commissarius" gerichteten Promemoria wurde von dem friedfertigen Konsistorium, jetzt Presbyterium genannt, die Bitte ausgesprochen, dem katholischen Ortspfarrer durch seine geistliche Obrigkeit aufzugeben, entweder in Zukunft die Kontroverspredigten selbst zu halten oder sie „einem sanfteren Manne" zu übertragen. „Der hochgedachte Herr Vice Kanzler" regelte die Beschwerde nicht, wie beabsichtigt war, in der Stille, sondern brachte sie in den „hochpreislichen Geheimrath", aus welchem unter dem Namen des Herrn G. von Nesselrode d. d. Düsseldorf, den 1. Juli 1785 an den Schultheißen des Amtes Porz das geharnischte Mandat erging, „dem Catholischen Pastoren Siegen auf-

Digitized by Google

zugeben, daß derselbe in Zukunft die Controvers Predigten in gemäßigten Ausdrükken nach Obliegenheit seins Amts selbst halten, oder bei erheblichem Behinderungsfall solchen Geistlichen auftragen soll, von dem er versichert ist, daß derselbe weder ruhestörende, noch andere Religions Verwanten schimpfliche schmähreden vorbringen werde, demgemäß dergleichen Predigten fordersamst selbst zu verlesen und dergleichen Ausdrükke nicht zu gestatten."

Die ganze Geschichte ist ein für unsere Zeit höchst beachtenswertes Zeugnis protestantischen Ehrgefühls. Zugleich bietet es ein vorbildliches Beispiel der Gerechtigkeit und Weisheit einer unabhängigen und wohlwollenden Landesregierung.

Königsberg und Rechtsstaat.

Von Rechtsanwalt Victor Fraenkl.

Jetzt noch die Grundlagen des sog. Königsberger Geheimbunds- und Hochverrats-Prozesses, den Gang seiner Verhandlung und sein Ergebnis beleuchten, heißt selbstverständlich eine Nachlese halten. Da er aber tatsächlich eine der eigenartigsten Prozeduren in der bisherigen preußischen Justizgeschichte darstellt, verlohnt es sich vielleicht doch noch, nachdem der hitzige Kampf der Tageszeitungen um ihn verraucht ist, fernab von parteipolitischer Leidenschaftlichkeit bei ihm ein paar Augenblicke zu verweilen. — —

„Der Zarismus auf der Anklagebank" . . . . . „Die revolutionäre Sozialdemokratie ist entlarvt" — Tirade links, Tirade rechts! Was in Königsberg über mehr oder minder erwiesene Gewalttaten russischer Machthaber vorgetragen wurde, bot kaum etwas Neues und gewann auch durch die Verlesung der Schmuggelschriften keine größere Authentizität. Nicht viel anders steht es für den kritischen Beobachter mit den Zeugenaussagen des Professors von Reußner und des Schriftstellers Buchholz, so wenig natürlich gegen die persönliche Ehrenhaftigkeit beider etwas eingewendet werden soll. Aber als beweiskräftige Bekundungen über

Digitized by Google

Greuel und Bestialitäten darf der Jurist diese Angaben zweier Männer, die ja nicht Augenzeugen aller jener Vorgänge waren und ihr Wissen davon nicht aus der ersten Quelle schöpfen, unmöglich hinnehmen. „Der Zarismus auf der Anklagebank" ist also, mit Verlaub zu sagen, nur eine tönende Phrase, sowie das Scharfmachergeschrei, daß der Sozialdemokratie die revolutionäre Maske heruntergerissen sei. Die deutsche Sozialdemokratie hat durch die „Enthüllungen" des Königsberger Prozesses kein anderes Gesicht bekommen, und ihre sog. „Geheimbündelei" mittelst offener Postkarten und mit Büchern, die in Berlin beim Buchhändler offen ausliegen, eignet sich vielleicht nicht übel für ein Operettenlibretto.

Nein, um die Frage des Rechtsstaats einzig handelt es sich hier! Die juristischen Momente, die in dem Prozeß zutage getreten sind, reden eine so eherne Sprache, daß wir uns erschreckt fragen müssen: Entspricht die Königsberger Prozedur noch einem Rechtsstaat?

Dem Ansehen der preußischen Justiz sind empfindliche Wunden geschlagen. Man bedenke: Die Anklagen wegen Hochverrats und Majestätsbeleidigung, auf welche es der Staatsanwaltschaft wohl in erster Reihe ankam, brachen zusammen, jedoch nicht etwa, weil in der Hauptverhandlung das Nichtbegehen dieser Delikte an sich festgestellt worden, sondern weil die juristische Voraussetzung der betreffenden Strafgesetzbuchparagraphen gar nicht vorhanden war! Das Delikt des Hochverrats gegen einen nicht zum Deutschen Reich gehörenden Staat fordert zur Strafbarkeit die Verbürgung der Gegenseitigkeit seitens des anderen Staates. Nullum crimen sine lege — die Gegenseitigkeit muß selbstverständlich bereits zur Zeit der Begehung der Tat verbürgt sein, anderenfalls gar kein Strafanspruch entsteht. Diese Frage ist, worüber ja kein Wort zu verlieren, von der Staatsanwaltschaft vor Erhebung der Anklage und erst recht von der Strafkammer vor Eröffnung des Hauptverfahrens auf das Subtilste zu prüfen. Bevor das Gericht jemanden für „hinreichend verdächtig" erklärt und damit der Pein einer Strafverhandlung unterwirft, muß natürlich sorgsamst und ausgiebigst die juristische Grundlage der Anklage untersucht werden. In Königsberg jedoch wurde die „Übersetzungsirrung" des dortigen russischen Generalkonsuls, die interessanter Weise von der russischen Botschaft sanktioniert wurde, das Fundament des Verfahrens! Eine Nachprüfung durch deutsche Sachverständige war nicht für nötig befunden worden!!

Digitized by Google

In der Urteilsbegründung sprach der Vorsitzende von den „klaren Bestimmungen des Gesetzes"; denen gegenüber die Zusicherung der russischen Botschaft, in ähnlichen Fällen Gegenseitigkeit zu gewähren, höchstens eine Versicherung für die Zukunft, aber nicht eine Bestätigung der verbürgten Gegenseitigkeit zur Zeit der Begehung der Tat darstellen könne. Vor Eröffnung des Hauptverfahrens jedoch scheinen weder die Staatsanwaltschaft, noch die Beschlußkammer diese „Zusicherung" des Botschafters in ihrer völligen Wertlosigkeit abgelehnt und sich an deutschen zuständigen Stellen auf das genaueste informiert zu haben, was zur Verbürgung der Gegenseitigkeit im vorliegenden Falle gehöre, und ob es vorhanden sei. Der langen Rede kurzer Sinn also: Es standen Menschen wegen Hochverrats gegen das russische Reich und Majestätsbeleidigung gegen den Zaren auf der Anklagebank, ohne daß auch nur die allererste juristische Voraussetzung für ein solches Prozessieren vorhanden war!! —

Die merkwürdige „Geheimbündelei", wegen welcher Bestrafung erfolgt ist, habe ich schon erwähnt. Unanfechtbar erscheint diese Verurteilung nicht. Der Vorsitzende hat in der Begründung bemerkt, das Bestehen einer Verbindung behufs Einführung von revolutionären Schriften nach Rußland sei erwiesen, wenn auch die Organisation nicht bis ins einzelne aufgedeckt worden sei. Ob dann aber noch von dem Feststehen einer Verbindung die Rede sein kann und nicht vielmehr anfechtbare Folgerungen aus Vermutungen vorliegen? Zur Teilnahme an einer derartigen Verbindung gehört die Unterordnung der Mitglieder unter den Gesamtwillen, das Aufgeben von Individualität und Selbständigkeit bis zu einem gewissen Grade. Ist auch dies wirklich dargetan? Und die Berührung der Interessen des Deutschen Reichs durch diese Schriftenverbreitung? Auch inbezug hierauf verhielt sich die mündliche Urteilsbegründung in Wendungen, deren Substanziertheit nicht wenig zu wünschen übrig ließ. — — — —

Eine Justizpflege, welche, ohne nach oben oder unten, rechts oder links zu blicken, einzig und allein das Streben kennt und betätigt, der Wahrheit so nahe, als möglich, zu kommen, ist das Höchste und Wichtigste für ein gesittetes Staatswesen; nichts gibt es, was sich mit ihrer Bedeutsamkeit messen könnte. In den Annalen einer solchen Rechtspflege wird der Prozeß von Königsberg kein Ruhmesblatt einnehmen.

Digitized by Google

Impressionistische Malerei.

Von Alfred W. Fred.

[Teil II.]

VII.

Die Farben waren nicht Ein und Alles der Impressionisten. Es ist ihrer Kunst höchst wesentlich, daß sie in Flecken malten. Und es kam ihnen in hervorragendem Ausmaße auf eine geschlossene Komposition und auf Grazie der Formen an. Sie verachteten im Kampfe gegen die unmittelbare Vergangenheit und die anerkannte Gegenwart nur das Rein-Zeichnerische. Sie wollten nichts von der Perspektive um jeden Preis wissen. Sie sahen und malten und verachteten die Theorie, die sich damals eben ums Zeichnen gruppierte. Und auf ihrem Rücken erstanden dann — wiederum eines jener Naturspiele — die belgischen Impressionisten, die Neo-Impressionisten, die wiederum die Wissenschaftlichkeit in den Mittelpunkt rückten und an die Stelle des Sehens das Klügeln stellten. So gehen Wege in die Irre.

Auch die Geschichte des Impressionismus, so flüchtig man sie auch anschaut und so wenig diese Kunstform erledigt ist, führt zu jenem Punkte, da man erkennt, daß alle Dogmen nur Lehrmittel, alle Technik nur Mittel ist. Der Praeraffaelismus hatte nach so und so vielen Jahrzehnten sein Werk getan, und was sich noch an diese spezifischen Stoffe, Stimmungen und Manier, heftet, ist langweilig, epigonenhaft, schlecht. Und auch die Technik des Impressionismus ist keine letzte Erfüllung künstlerischer Sehnsucht; auch sie ist nur eine Schule malerischer Entwickelung geworden, aus der ein jeder die Mittel entnimmt, um aus seiner Seele und seinen Sinnen sein Weltbild zu schöpfen, seinem Lebensgefühl positiven Ausdruck zu verleihen. So erstand aus dem Impressionismus die Lust am Dekorativen, am Allegorischen. So fußt der große Puvis de Chavannes eben so gut auf dem Impressionismus, wie jeder große Mystiker oder auch Realist der Zukunft. Denn sie alle haben ihre Mittel bereichert, an Reinheit, Treue und Vielfältigkeit gewonnen.

. . . . Im Jahre 1866 hatte Emile Zola für den Impressionismus, für Manet, Monet, Cézanne, Pizarro u. a. gekämpft. Im Jahre 1896 reizte es ihn zum zweiten Male, über die zeit-

Digitized by Google

genössische Kunst, wie sie sich im „Salon“ ausprägt, zu schreiben. In dem früher erwähnten — im Cassirerschen Verlag erschienenen — Buche „Malerei“ findet man auch diesen Aufsatz. Man liest da:

„Was mich zuerst packt, ist die Herrschaft des hellen Tons. Alle sind Manets, Monets und Pizarros. Wenn man vormals ein Bild von einem von diesen in dem Salon aufhängte, machte es ein Lichtloch unter den übrigen Bildern, die mit den ausgekochten Tönen der Schule zubereitet waren. Damals trat das berühmte Plein Air ein, das Fenster auf die Natur öffnete sich. Und heute gibt es nun nur noch Plein Air, alle haben sich hinter meine Freunde hergemacht, nachdem sie sie und nachdem sie mich beleidigt hatten! Nun, um so besser! Die Bekehrungen bereiten Vergnügen.

Was mein Erstaunen selbst verdoppelt, ist der Eifer der Bekehrten, der Mißbrauch der hellen Note, der aus einigen Werken Wäsche macht, die durch zu langes Durchlaugen entfärbt ist. Die neuen Religionen haben, wenn sich die Mode ihnen ergibt, das Schreckliche, daß sie über allen gesunden Menschenverstand hinausgehen. Und aus diesem ausgewaschenen, wie mit Kalk überworfenen Salon von einer unangenehmen Fadheit sehne ich mich fast nach dem schwarzen, asphaltreichen Salon von damals. Er war zu schwarz, aber dieser ist zu weiß. Das Leben zeigt mehr Unterschiede, ist wärmer und beweglicher. Und ich, der ich mich so heftig für das Plein Air geschlagen habe, für die blonden Töne — nun, da die nicht abreißende Reihe von Gemälden kommt, aus denen das Blut geschöpft ist, die eine Traumbleichheit, eine von vornherein gewollte Bleichsucht haben, die durch die Mode verschlimmert wird, — nun rege ich mich allmählich auf und schreie nach einem Künstler voll Rauheit und Finsternis!

Das ist, wie betreff des Fleckes. Ach, mein Gott, habe ich Lanzen gebrochen für den Sieg des Fleckes! . . . . Aber konnte ich den Mißbrauch voraussehen, den man mit diesem Flecke treiben würde, nachdem der Sieg der so richtigen Theorie des Künstlers errungen war? Im Salon gibt es nichts anderes mehr, als Flecke! Ein Porträt ist nur noch ein Fleck, Gesichter sind nur noch Flecke, alles, Bäume, Häuser, Kontinente und Meere sind nur noch Flecke . . . . . Man geht ohne Übergang von der Einsendung eines Malers — fünf oder sechs Leinwänden, die nichts als Nebeneinandersetzungen von weißen Flecken sind — zu der Einsendung eines anderen Malers, der fünf oder sechs

Digitized by Google

Bilder gemalt hat, die nichts als Nebeneinandersetzungen schwarzer Flecke sind. Schwarz auf Schwarz, Weiß auf Weiß, und das soll Originalität sein? Nichts ist bequemer; und meine Bestürzung wächst.

Aber wo meine Überraschung zum Zorne anschwillt, das ist, wenn ich den Wahnsinn sehe, zu dem im Verlauf von dreißig Jahren die Theorie vom Reflex geführt hat. Auch das war ein Sieg, den wir als Vorläufer erfochten hatten . . . . . Nur ist nichts schwieriger zu ergreifen und wiederzugeben, als diese Dekomposition und diese Reflexe, als dieses Spiel der Sonne, in welchem sich, ohne entstellt zu werden, Menschen und Dinge baden. Man kommt, sobald sich der nachdenkende Verstand damit befaßt, schnell zu Karikaturen. Und das sind wirklich aus der Fassung bringende Werke, diese vielfarbigen Frauengestalten, diese violetten Landschaften und orangefarbenen Pferde, die man uns vorsetzt. Man hat für sie die wissenschaftliche Erklärung bereit, daß sie infolge von gewissen Reflexen oder von gewissen Dekompositionen des Sonnenspektrums so geworden sind. O, die Damen, die eine blaue Backe unter dem Mondlicht und die andere Backe in Zinnober infolge des roten Lampenschirms haben! O, die Horizonte, auf denen die Bäume malvenfarben sind, während das Wasser rot und die Luft grün ist. Das ist gräßlich, gräßlich, gräßlich!"

Das ist die Wandlung dieser dreißig Jahre. Man lächelt ein wenig über Zolas Zorn, der eben alt geworden war; man begreift ihn aber und gibt ihm oft recht. Es ist der alte Jammer vom Übereifer, von der Mode, der Tyrannei des Dogmas, das alle große Kunst erstickt. Aber dennoch: was ist nicht alles die Frucht dieser Jahre von 1865 zu 1903. Eine kurze Übersicht, die sich nur an die Größten hält, mag es andeuten.

VIII.

Ein Blick auf die historische Entwickelung erweist, daß alle malerischen Ingenien auf eine Weise Impressionisten waren, in der Skizze nämlich. Überwältigt von der Schönheit eines Gesichts, einer Landschaft strebt jedes malerische Ingenium danach, diesen Eindruck in höchster Unmittelbarkeit und Treue zu notieren. Auf dem Weg von dieser Notiz, Skizze, Studie zum fertigen Werk geschieht dann, bewußt oder unbewußt, das, was die französischen Impressionisten und Ästheten das Stilisieren (im schroffen Gegensatz zum impressionistischen Malen) genannt haben. Man betrachte

Digitized by Google

Studien von Raffael und Michel Angelo, von alten Deutschen oder Holländern, man wird stets die impressionistische Note finden.

Ein anderes ist es mit der Aufspürung dieser Keime in fertigen Werken. Da wird man in der Tat erst im 18. Jahrhundert die erste Ausprägung jener Motive finden, die dann in den Franzosen im nächsten Jahrhundert zur vollen Reife kamen. Die Darstellung der Bewegung ist das Wesentlichste. Bewegung jedoch nicht nur der Körper, sondern auch der Luft, der Farben. Kurz unruhvolle Malerei, statt beruhigter. Erst durch die Einführung dieses neuen Momentes kam es zur Möglichkeit, Luft und Licht zu malen; und einzelne Bilder, die schon helle Töne aufweisen, wie das (Wiener) Ateliergemälde des Vermeer, sagen nur Geringes für die historische Entwickelung. Erst Goya ist der früheste Impressionist.

Die Wiener Sezzessionisten nannten ihn den Vater der modernen Malerei, und dieses Aperçu hat viel Wahrheit, denn es gibt den wesentlichen Eindruck des vorurteilslosen Beschauers wieder. Mehr noch, als die Radierungen Goyas, die man bisher gerne, und auch dies wiederum mit gutem Rechte, als sein Hauptwerk betrachtet hat, weisen seine Malereien, diese Darstellungen von Zirkuskämpfen, von Menschenansammlungen, auf eine innige Verwandtschaft mit den französischen modernen Malern, ja geradezu auf Manet hin. Flimmernde Köpfe, bewegte Menschenmassen, huschende Farben, das Licht ein Produkt zufälliger Umstände, und nicht weise und kunstverständig gewählt, das sind die Eindrücke, die Goya an die Spitze jener Reihe von Männern stellen, deren letzte die belgischen Klügler, die Neoimpressionisten sind. Aber auch wenn man vom Technischen absieht und den immer noch wenig fruchtbaren Versuch machen wollte, die Wurzeln des künstlerischen Schaffens in der persönlichen Art des Schöpfenden zu bestimmen, wird man eine Ähnlichkeit dieses Mannes des 18. Jahrhunderts mit den Stürmern der französischen Malerrevolution immer wieder finden. Gerade im Jahre 1867, als die heftigsten Bemühungen Manets einsetzten, schrieb Yriarte, dem wir das aufschlußreichste Buch über Goya verdanken, die Worte: „Ce paintre ardent exécutait une toile comme on exhale sa rage“, die ebenso von Zola hätten über Manet gesagt sein könnten. Und seine Werke, die Radierungen so gut, wie die gezeichneten Studien und Skizzen, bestätigen diesen Eindruck, denn aus zusammengepickten Papieren, aus aneinandergehefteten Rechnungen setzen sich diese Blätter zusammenn, und man merkt es aufs deutlichste,

Digitized by Google

daß dieser Goya ein Maler des Impulses war, den ein sinnlicher Eindruck überwältigte, so daß er, gleichsam von diesem bezwungen, ohne Rücksicht auf sein Material, anfing, seine Impressionen wiederzugeben, und sich um nichts anderes bekümmerte, als um die äußerst getreue Mitteilung eines Bildes, das vor seiner Seele schwebte. Aber in diesem Manne floß denn auch wahrhaftige Natur, objektive Wahrheit und die subjektive Wirklichkeit seiner Phantasien ineinander. Schon er sah ja in der Natur nichts anderes, als bewegte Massen, Lichtgruppen; schon von ihm mußte man sagen: „er hätte drei Meister gehabt, die Natur, Velasquez und Rembrandt," wobei aber die Natur weitaus sein größter Meister gewesen war. Das Leben dieses Mannes, der jetzt wieder aus einer langen Vergessenheit, während der ihn nur einige Sammler und nach Kuriosem trachtende Künstler geschätzt hatten, hervorgezogen wird, bringt einen schönen Eindruck von phantastischer Beweglichkeit, von Abenteurerlust. Er ist 1746 geboren, stirbt 1826, und in diesem langen Zeitraume von 80 Jahren treibt ihn zwischen Spanien, Italien und Südfrankreich das Leben zwischen Höfen, Stierkämpfertruppen, Inquisitionsgerichten und ärmlichen Ateliers hin und her. Die Inquisition verfolgt ihn, der König beruft ihn zum Hofmaler, er verletzt aufs roheste seine besten Gönner, er greift mit einer wahren Wut ins politische Leben ein. Und zumeist sind es seine Radierungen, in erster Linie die Capriccios, in denen er sich ausdrückt. Es sind wilde Träume, Verquickungen von Menschen und Tieren, enge Verschlingungen von lasterhaften und verruchten Wesen, Darstellungen von Alben, Nachtmaren, Ungeheuern. Es sind irre Spiele einer wüsten Phantasie, grausige Vermengungen des Animalischen mit dem Humanen, und aus jedem einzelnen der Blätter sticht eine neue Kunst phantastisch-grotesker Kraft hervor. Da sind junge Frauen, die von Pferden entführt werden, alte Weiber mit verfallenen Körpern und abgezehrten Totenschädeln, die sich mit Schminke und Flitter aufputzen wollen, zermürbte Greise, widerliche, ausgemergelte Gestalten. Kindermord und Engelmacherei, Furcht und Aberglaube, wild Märchenhaftes, Verzauberungen von Kindern, Verwandlungen von Menschen in Tiere, Liebesraserei vor dem Galgen, das sind so die Motive, die den Geist Goyas und seine Sinne beschäftigt haben. Und die Technik, sowohl die Radierungen, von denen berichtet wird — was man ja auch sieht —, daß sie mit den verschiedensten Instrumenten hergestellt sind, von der Stichnadel bis zum einfachen Holz, ist es ebensogut wie der Stoffkreis, der

Digitized by Google

Goya zu den Impressionisten zu zählen erlaubt. Denn schon er hatte jene große Rücksichtslosigkeit im Erfassen des Momentes, der die Menschen- und Naturdarstellung an die Grenzen der Karikatur bringt.

Diese Grenzen hat Daumier dann überschritten. Dieser ist ein Karikaturist, weil er ein Impressionist ist; ein Impressionist, weil es ihm in seinen Karikaturen auf das Darstellen eines Momentes mit grausamer Schärfe ankam. Und es ist uns klar, daß das Auge, daraufhin eingestellt, einen einzigen Moment menschlicher Erregung zu sehen, weit mehr Lächerliches und Verzerrtes erfaßt, als wenn die Summe der Eindrücke, die man von einer Persönlichkeit hat, gezogen wird und das Wesentlichste statt des Momentanen ausgesprochen. Die Bilder des Daumier weisen auch schon eine malerische Technik auf, die fast schon Spuren jener Reliefmalerei zeigt, wie sie das letzte Jahrzehnt gebracht hat. Noch stärker aber tritt das bei Monticelli hervor, der denn auch ein reiner Maler ist, ohne das Interesse am Inhaltlichen, das denn doch bei Daumier noch das hervorstechendste war.

IX.

Die Werke Goyas und Daumiers charakterisieren die ersten Jahrzehnte des 18. Jahrhunderts in Frankreich. Zwischen ihnen und den ersten hervorstechenden Arbeiten des Kreises um Manet liegt die Wirkungszeit einer ganzen Generation, die in Frankreich durch Akademisches erstickt war. Indessen aber hatte sich in England um die Mitte des Jahrhunderts schon eine Wendung vollzogen, die bereits früher durch die Erinnerung an Ruskin charakterisiert worden ist. Man weiß, daß Ruskin von seinem Vater bereits eine unendliche Verehrung für Turner übernommen hatte und daß er, für dessen Theorien sich allerdings keine bessere Illustration, als die Kunst des Turner, finden ließe, diesen Mann an die Seite von Raffael stellte, und ihn, da seinem Wesen die Erfassung der Renaissancekunst nicht verstattet war, weit höher, als Michel Angelo gewertet hat. Die Werke des Turner sind in Deutschland ganz unbekannt und auch in England selbst muß man bei Privaten und meist nicht einmal in London selbst aufs eifrigste suchen, um diese wundervoll flimmernden, lichtstrotzenden Gemälde vor Augen zu bekommen. Mit Turner trat in der Tat, weit mehr noch, als mit den Präraffaeliten, eine Erneuerung der englischen malerischen Kunst ein. Ja, wie weit auch Turner von

Digitized by Google

Rossetti und Millais entfernt ist, das Blühen dieser Künstlerschule wäre unmöglich gewesen ohne die heftige und sichere Art, mit der Turner, unbekümmert um die Augen seiner Zeitgenossen, seine eigenen Gesichte in Malerei umsetzte.

Es ist gewiß, daß nur eine abnorme Veranlagung seiner Gesichtsorgane diesen Maler dazu bringen konnte, ein so zerteiltes Licht, eine so nuancierte Luft- und Farbenstimmung in seinen Werken auszudrücken, wie dies in jedem einzelnen geschehen ist. Die Ärzte haben festgestellt, daß sein Auge einer optischen Linse gleich gewesen sei, die die Gesichtseindrücke zersplittert, und daß er also in der Tat organisch jene Veränderungen der Objekte erlebt habe, die heute die wissenschaftliche Manie der Impressionisten als Grundlage ihrer Technik festsetzt: die Zerlegung der Farben in ihre Spektralteile. Man mag derlei nun als einen charakteristischen Witz ansehen, den sich die Natur mit dem Beobachter der Entwickelungen macht; die Wirkung wird nicht geleugnet werden können. Es muß immer wieder das Wort des alten englischen Landschafters Constable angeführt werden, weil es die Stimmung der Künstler von hohem Range ihrer Zeit und ihrer Kunst gegenüber aufs trefflichste ausspricht: „In dreißig Jahren haben wir keine Landschaftsmalerei mehr, wenn nicht eine vollständige Umwälzung hineinkommt." Dieser Constable aber und mit ihm William Dyce waren schon die Vorläufer des Turner, denn schon sie hatten gesucht, sich vom Atelierlicht und von der Untreue zu befreien. Turner ist es dann — das war eben seine besondere Artung — mühelos gelungen. Und jedes einzelne dieser Gemälde, die das sprühende, schimmernde Wasser oder ein Schiff in der Fülle seiner farbenreichen Bestandteile oder auch eine Landschaft abschildern, ist so mutig in der Koloristik, wie nur irgend ein allerletzter französischer Revolutionär sein konnte. Übrigens ist er auch, wie Meier-Gräfe behauptet, der erste gewesen, der eine Eisenbahn gemalt hat.

Die Wechselwirkung zwischen der englischen Kunst der Constable und Turner und der französischen ist denn auch nicht ausgeblieben, und im späteren Lauf der Dinge haben dann auch die jungen Engländer wieder von den Franzosen gelernt, was sie schon vorher von ihrem größten landsmännischen Künstler hätten nehmen können.

X.

Man berichtet von der Blüte des französischen Impressionismus, wenn man die Art des Manet andeutet. Bei dieser Ge-

Digitized by Google

legenheit aber sei auch noch hinzugefügt, daß das Wort Impressionismus nicht aus den Kreisen dieser Maler selbst hervorging, sondern von den Literaten ihnen angeheftet wurde; wenn man Helferich glauben darf, stammt es von Jules Claretie. Merkwürdig ist es nun, daß wir von Manet, von der Besonderheit seiner Werke ein so ganz anderes Gefühl haben, als seine Zeitgenossen. Zola gibt als das Befremdende seiner Werke das Bittere an, und wir haben doch weit mehr das Gefühl einer großen Harmonie. Er malt unserem Gefühle nach, wie das niemand vor ihm getan hat, das Verwachsensein alles Irdischen, die Fruchtbarkeit der Erde, die vegetativen Kräfte der Natur. Und die frische Verschiedenheit und der Reichtum von Nuancen, in denen er jeden einzelnen Eindruck wiedergibt, weil er jeden einzelnen in einer neuen Abwandlung sieht, ist der Hauptreiz seiner Malerei. Ob er nun eine Dame im Grase in der unendlichen Fülle des Blühens malt oder einen einsamen stillen Gartenweg, oder spanische Tänzer oder jene berühmte Büffettdame mit den schlecht gefärbten gelben Haaren, oder ob ihn die noch nie gesehenen natürlichen und graziösen Linien einer Frau, die auf einem Kanapee liegt, reizen, immer ist der Grund für die Wirkung des Bildes derselbe: die Eindringlichkeit und unbedingte Wahrhaftigkeit der Darstellung. Denn nicht darauf kommt es an, ob man mit seinem Verstande nachmessen kann, daß die Linie einer Figur, die Färbung einer Baumgruppe die richtige oder auch nur die mögliche ist: nur das eine kann ein Kriterium oder besser noch: ein Wirkungsgrund sein, daß der Künstler imstande war, seine heftige Impression dem Betrachter aufzunötigen. So ersteht dann im Betrachter jenes verstärkte und gesteigerte Lebensgefühl, das wir bewußt oder unbewußt den Kunstwerken abverlangen.

Näher, als man vorher erst geglaubt hatte, steht Renoir dem Manet. Ihn haben Motive gereizt, wie sie sonst den Rokokomalern teuer waren: Tänzerinnen, Theaterszenen, Menschen, die sich im Freien zu einer Mahlzeit vereinigen. Dieses letzte Motiv aber, das Frühstück im Freien, das von allen Impressionisten immer wieder gewählt worden ist, weil es die beste Möglichkeit zu vielen Farben und Formgruppen gab, zeigt aufs schroffste die Entfernung, die zwischen den Impressionisten und den Rokokokünstlern liegt. Wo dort zärtliche Liebenswürdigkeit, eine etwas verlogene Grazie, Anmut die Motive waren, gilt es hier Unmittelbarkeit, Klarheit, Treue.

Digitized by Google

Treue in jedem Sinne, auch in dem der gemütstiefen Eindringlichkeit, das ist der vorherrschende Eindruck, den wir auch den Bildern des Monet abgewinnen. Die malerischen Werke des Monet, die von Jahr zu Jahr immer lichter werden, offenbaren eine Freude am Menschen, an der einzelnen Persönlichkeit, die man bei Manet vergeblich sucht. Hier ist auch der Stimmungswert schon manchmal dem Motive des rein Malerischen gleichgeordnet. Dies gilt besonders von den beiden berühmten Bildern „Das Frühstück" und das „Frühstück im Freien", die man auch in bedeutenden Städten viele Male gesehen hat. Die gleiche Durchdringung bis ins tiefste, die man aber aus den Menschendarstellungen herausspürt, ist auch den Landschaften des Monet eigen, wie sie noch aus den letzten Jahren 1900/1901 zu sehen sind. Für diese, insbesondere für seine Wasserbilder, gilt das Wort von den hingehauchten Farbensymphonien, wenn es überhaupt für irgend welche Malereien Geltung besitzt. Das Auflösen der Töne ist Niemandem auf eine schönere Art gelungen, und Malereien, wie die Abschilderung eines Baumes in dem Bilde „Le pommier" 1879, sind, bei aller Fernheit von Detailmalerei im einzelnen, doch genau so eindrucksvoll, wie die sorgfältigste Kunst des Meissonier.

Das größte malerische Ingenium des Impressionistenkreises, vielleicht überhaupt der größte Maler unserer Zeit ist Edgar Degas, von dessen persönlicher Merkwürdigkeit es abhängt, daß erst in seinem hohen Alter sein Ruhm nach Deutschland gedrungen ist. Der Stoffkreis, der die ihm wünschenswerte Möglichkeit zu Farbenzusammenstellungen und Liniengruppen gibt, ist die Kulissenwelt, die Tänzerfoyers. Auch hier wiederum ein sonderbarer Anschluß an die Rokokoleute, denen ja dieses Milieu auch das vertrauteste war. Aber wiederum — wie unerbittlich, wie schroff, wie traurig sind die Eindrücke, die man aus den Malereien des Degas mitnimmt. Die große Verworfenheit, die traurige Armut, das sind die Gefühle, die die Farben des Degas bei den Ballettmädchen, die er malt, einprägen. Man mag gewiß sagen, daß es dem Degas so gut, wie den meisten anderen Malern, nicht darauf ankommt, irgend einen Stimmungswert hervorzubringen; sie kümmern sich nur um ihre Farben, Linien und Formen. Aber ihnen unbewußt spricht dann Seele zu Seele. Und deshalb ist denn auch Degas, der der technisch stärkste scheint, der, der am tiefsten in das Empfindungsleben des Beschauers eingreift.

Digitized by Google

XI.

Die Landschafter der ersten Impressionistengruppe sind Pizarro und Sisley; in ihre Gegend mag man auch Cézanne, dessen Natur herb und kräftig ist, der auch schon der Stilkunst sich nähert und von dem bekanntlich Zola als von einem nicht gereiften Genie gesprochen hat, stellen. Pizarro und Sisley kümmern sich um den Rhythmus der Natur, um die bewegten Farben und Lichter, um Schnee und Grün; es sind innige Seher mit hellen Augen. Sie beide geben eine friedliche Natur, die unbewegter ist, als die, die Manet sah. Nach diesem unmittelbaren Kreise der ersten Impressionisten wird man dann kaum mehr einen modernen Maler eines Kulturvolkes finden, der nicht die Keime des Impressionismus in sich hätte reifen lassen. So kann auch die Aufzählung einer Zahl von ihnen nicht bedeuten, daß alle anderen Maler dieser Art ferner stehen. Am merkwürdigsten ist ja die Einwirkung des Impressionismus bei jenen Naturen, wie Puvis de Chavannes gewesen, die ihrer sonstigen zur Monumentalmalerei und zur halben Stilisierung neigenden Art dem Wesen der Stimmungsmalerei fern scheinen. Aber gerade hier ist unverkennbar, wie die Farben unter dem Einflusse Manets an Helle und Nuancenreichtum gewonnen haben.

Ob man nun bei der Durchforschung der Großen der modernen Malerei, bei Whistler besonders, halt macht, um zu sagen, daß es sich eng an Manet und Monet anschließt, oder ob man in dem kräftigeren und brutaleren Sargent einen näheren Genossen sieht — klar ist, das die ganze moderne Bildnismalerei mehr auf die Darstellung des Momentes geht, als dies jemals früher der Fall war. Allerdings bei Whistler so gut, wie bei Sargent, ist es ein besonders bestimmter Moment; nämlich jener Moment, der das Wesen des Dargestellten aufs schärfste verkörpert. Sie geben den Menschen so, wie sie ihn einmal gesehen haben, statt, wie dies die alte Kunst tat, aus seinen wechselnden Gesichtszügen eine Reduktion vorzunehmen. Die Wahl der Farben soll dann dieselbe Stimmung im Beschauer hervorbringen, unbekümmert darum, ob in Wirklichkeit sein Teint etwas heller, seine Haare etwas dunkler sind. Man sieht schon den Abstand dieser neueren Künstler von den unbedingten Impressionisten, denen die Treue, die unbedingte Ähnlichkeit das wichtigste war.

Im Laufe der Entwickelung treten nun die im ersten Ansturm der Impressionisten verachteten Sentiments, Stimmungswerte wieder hervor. Lucien Simon, der nun auch schon wieder

Digitized by Google

dunkler wird, Cottet, dem eine weiche gemütstiefe Anschauungsart eigen ist, und über ihnen allen Eugène Carrière sind schon Maler, die mit so besonderen Stilmitteln ihr besonderes Lebensgefühl aussprechen wollen, und Schleier, Dämmerlicht, ein halbes Verhüllen und halbes Andeuten dort nützen, wo die ersten Impressionisten nur die rauhe Wirklichkeit hingepinselt hätten. Nur Besnard, dessen rote Pferde immer ein Gegenstand des Wahnsinns der Beschauer geworden sind, hat die Tradition der ersten Naturalisten am reinsten erhalten.

XII.

Eine Gruppe der jüngsten Franzosen zeigt den letzten Ausbau impressionistischer Kunst. Hier ist von der Malerrevolution übrig geblieben der Mut der Farbe, die Freude an der Rücksichtslosigkeit, und es hat sich mählich aus einem Kunstprinzip, das unbedingte Naturtreue verlangte, organisch eine geradezu dekorative Malerei entwickelt. Man nehme Vuillard oder Valotton, trotzdem die beiden miteinander wenig Ähnlichkeit hatten, als starke Vertreter dieser Art. Vuillard hat sich an japanischer Art gebildet, hat in gedämpften matten Tönen Blumen und Interieurs viele Male mit einer unsäglichen Fülle von Nuancen gemalt, immer aber wieder mit der Absicht, eine merkwürdige Harmonie von Farbenflecken und eine schöne Gruppierung von Linien zu geben. Volotton nützt seine Kunst der Vereinfachung zu einer großfleckigen Manier, die seinem Karikaturtalent ungemein zuträglich ist. Man erkennt hier jenen einen Schritt, der durch Vereinfachung sowohl zum Erhabenen, wie auch zum Lächerlichen führt. Vereinfachungen der Linien sind die Stilisierungen, wie sie Khnopff, der Belgier, oder Thorope, der Bläme, immer wieder versuchen. Vereinfachungen aber zu höhnischen Karikaturen sind sowohl die Naturdarstellungen als auch die Porträts des Valotton, die ganz grimmig höhnische Verzerrungen des Natürlichen und Menschlichen geben. Ein karikaturistischer Impressionist ist auch Maurice Denis, der Daumier von heute, ein Farbenwüstling, wenn das Wort erlaubt ist; das eine Mal grotesk und dann gleich wieder geradezu feierlich.

Zwei merkwürdige Repräsentanten der Eindrucksmalerei sind Toulouse-Lautrec, der vor kurzem verstorbene Zeichner, und Odilon Redon. Toulouse-Lautrec war ein Darsteller der Proletarier des Großstadtelends, der armseligen Verworfenheiten und traurigen Laster. Er hatte eine unerhörte Kraft, durch Zusammenstellung

Digitized by Google

von Farben und absonderlichen Linien die Stimmungswerte dieses Gefühlskreises hervorzuholen. Die Malereien des Odilon Redon scheinen aus einem Traumdämmer, aus einer Gegend unterhalb des Bewußtseins zu kommen, es sind gleichsam Impressionen nicht der Natur, sondern der vierten, der phantastischen Dimension. Es sind Farbenräusche von einer oft furchtbaren und dennoch bezwingenden Stärke; man kann nicht umhin, an dem Opiumtaumel, an Schöpfungen des Edgar Allen Poe und des englischen Quincy zu denken. Daneben hat er aber auch oft auf die einfachste Art Stillleben, schöne Früchte mit einem Einschlag von japanischer Stilkunst gemalt, wenn ihn wiederum hier die Harmonien oder Dissonanzen der Farbenzusammenstellungen gereizt haben.

XIII.

Die deutschen Impressionisten sollen hier nicht behandelt werden. Wie sehr man sich auch in Berlin bemüht, einen engen Anschluß zu finden: doch viel Treibhauskunst. Die stärkste Kraft wohnt wohl in Liebermann und Slevogt, doch auch Skarbina, Dettmann gehen gleiche Wege. Ludwig von Hofmann, dessen Werke am ehesten durch ihre farbenfrohe Welt an die Kunstforderungen der Impressionisten erinnern, hat das Beste doch aus seiner Persönlichkeit und nicht aus seinem Kunstprinzip geholt. Auch in Leistikow und Lesser-Uri, die beide Farbenstilisierer sind, wird der Same der Impressionisten fühlbar geworden sein. Von Österreichern sind einige zu nennen, die dem französischen Impressionismus sehr nahe stehen, vor allem Klimt und Moll. Ich lehne es jedoch ab, auch schon in dieser Aufzählung irgend eine Wertung der einzelnen Künstler gegeben zu haben. Die deutsche neue Malerei ist noch so sehr im Kampfe der Entwickelungen, daß man es nicht allzu tragisch nehmen darf, wenn das eine oder andere Werk zu sehr an Vorbilder erinnert.

XIV.

Die Neo-Impressionisten, das sind die Männer, die die Theorie des Impressionismus am leidenschaftlichsten aufgenommen haben. Es ist charakteristisch, daß diese Kunstschule aus Belgien kommt, wo man jederzeit einen Hang zur wissenschaftlichen Betreibung künstlerischer Ideen und zur philosophischen Beobachtung schöpferischer Tätigkeit gefühlt hat. Van de Velde, der sich damals noch nicht der Architektur zugewandt hatte, Seurat, Signac

Digitized by Google

und Ryſſelberghe ſind die kräftigſten Vertreter dieſer neo-impreſſioniſtiſchen Schule, die auch mit der Veröffentlichung ihrer Theorien nicht geizt. Es liegt dieſen Männern daran, wie ſchon erwähnt worden iſt, die Maltechnik in der Weiſe zu erneuern, daß nicht mehr auf der Palette die Farben gemiſcht werden, ſondern einfach nach den „natürlichen“ Scheidungen der Spektralanalyſe in Flecken, Rechtecken oder kleinen Kreiſen getrennt auf die Leinwand aufgetragen und daß es dem Auge überlaſſen wird, die Vereinigung dieſer einzelnen Farbenflecken wieder vorzunehmen. Es iſt bekannt, daß u. a. auch Segantini manchmal in dieſer Art gemalt hat. Die einzige hervorſtechende Wirkung, die dieſer Malmethode eigen zu ſein ſcheint, iſt eine ungemeine Lichtſtärke und ein heller, allerdings oft kreideweißkäſiger Ton der Malerei. Ich kann nicht verſchweigen, daß mir dieſe ganze Art eine Klügelei ſcheint, und daß die Technik einer Kunſt doch niemals etwas anderes ſein kann als die beſte Weiſe eines Künſtlers, ſeine Perſönlichkeit auszudrücken, und daß es deshalb eine alleinſeligmachende Technik nicht geben kann und immer wieder jeder einzelne Künſtler wird anfangen müſſen, ſeine Mittel ſich auf ſeine Art ſelbſt zu ſchaffen. Das tun denn auch in Verbindungen, je nach ihrer Perſönlichkeit, von Ölmalerei, Paſtelltechnik, zeichneriſcher Manier uſw. die einzelnen Künſtler. Für den Impreſſionismus von beſonderer Bedeutung werden wahrſcheinlich die neuen Farbſtifte ſein, die der Pariſer Maler Raffaelli erfunden hat und die es ermöglichen, ſein Arbeitsmaterial leicht in die freie Natur hinauszutragen. Dieſe Stifte, die nach der Analogie von Paſtellſtiften Ölfarben in feſter Form bringen, werden das Skizzieren in Farben gewiß ſehr erleichtern. Inwieweit mit dieſer neuen Technik aber Endgültiges und, wie jetzt oft verſichert wird, Epochales für die Entwickelung der Maltechnik geleiſtet wird, kann man heute natürlich noch nicht wiſſen, wo es nicht einmal ausgemacht iſt, ob die Farben nicht nachdunkeln. Und gewiß kann man auch ſchon jetzt ſagen, daß es mit ein paar flüſſigen Farben auf der Palette leichter möglich ſein wird, eine Fülle von Nuancen und Tönen zu erzielen, als mit einer noch ſo großen Anzahl von Farbſtiften, die ja immerhin ſpröde ſind und der Miſchung und Deckung vielen Widerſtand entgegenſetzen. Gewiß iſt es aber, daß auch dieſe Neuerung wieder einen neuen Weg gibt, den Künſtlern neue Mittel, ſich der vielgeſtaltigen Natur zu nähern.

Digitized by Google

XV.

Niemals in der Entwickelung der Künste hat sich eine einzelne Form unabhängig von der anderen auf eine besondere Art stark entwickelt. So ist auch der malerische Impressionismus, wie er die innigsten Berührungen mit der zeitgenössischen Literatur hatte, in einer kräftigen Beziehung zur Plastik der Zeit gestanden. Die Kunst des Rodin und Meunier und deren Schüler, von denen Medardo Rosso hervorzuheben ist, weist in vielem auf Motive der neuen Malerei hin. Vor allem ist es natürlich die Darstellung der Bewegung, die ja erst der modernen Plastik eigen ist. Und der feste, zähe Meunier ebensogut, wie Rodin, der seine Körper nur leicht und zart aus der Atmosphäre sich abheben läßt, bemühen sich aufs allerstärkste um die Darstellung des bewegten, menschlichen Körpers.

* * *

Der Impressionismus ist die stärkste Kunstbewegung der letzten Jahrzehnte gewesen, und heute, wo wir das Gefühl haben, daß sie abgeschlossen ist und die Bestrebungen der Besten zu einer Stilkunst gehen, konnte man es versuchen, sich über das Wesen und die Bedeutung dieser Schule einige Klarheit aus den Werken zu holen. Und man wird auch hier wiederum zu dem Schlusse kommen, daß jedes Dogma, mag es sich nun auf den Inhalt oder die Form, die Materie oder die Technik beziehen, ein Unding ist, und daß nur eines entscheidet: die Persönlichkeit.

Digitized by Google

Die Aufzeichnungen des Leutnants von den Kaiserhusaren, Barons Gerdan, über seinen Aufenthalt in Japan.*)

Wiedergegeben von Moritz von Kaisenberg.

I.

Friedrichshoff, 4. April 1903.

Husarengarnison Friedrichshoff. — Stilvolles Herrenzimmer. — Renn- und Pferdebilder. — Waffentrophäen an den Wänden. — Auf Konsole zahlreiche silberne Rennpreise, Sportinstrumente aller Art, Raketts, Peitschen, Sporen, Bilder mancher leicht geschürzter Weiber, auch einzelne Balletteusen dabei. — Baron Richard, schnittiger Leutnant, gegen Ende der 20er Jahre, mit drahtigem Rassekopf, bei schlanker Figur, sitzt vor seinem Schreibtisch. Trägt neue hellgraue Litewka, sehr patent in seinem Anzuge, vielleicht etwas reichlich patent. Er hat den Kopf in die Hand gestützt und träumt vor sich hin. Endlich werden seine Träume zu Worten und er beginnt leise vor sich hinzureden:

„Nun acht Jahre Husar. Stets mit Passion Dienst getan. Dreimal Rekruten, fünfmal Remonten ausgebildet. Tadellos. Auf Dauer aber kein großes Sentiment für weiteren Friedensdienst. Leider kein Krieg in Sicht. — Mal was verändern, was anderes treiben. Vielleicht reisen? Längerer Aufenthalt in außereuropäischen Ländern für Avancement ja stets vorteilhaft gewesen. Dafür gibt's Beispiele. So was weitet Blick. Manchen gekannt, der wegen Schulden übers große Wasser ging und nachher großes Tier im Generalstab wurde. Könnte auch mir passieren. Eh bien, sei's ein fact. Will reisen. Mammon Gott sei Dank ja vorhanden. Alles vorhanden. Ist ja nicht, wie bei armen Leuten. Seitdem brave, mir im Leben ganz unbekannte Tante mich zum Universalerben ihres alten, feudalen, befestigten Grundbesitzes Burg Reddersdorf einsetzte, sort durchaus verändert. Wußte zuerst nicht, wie Nachricht davon aufnehmen, was dabei empfinden sollte. Ob Freude oder Schmerz? Entschied mich für Freude. Werde nochmals Prachtkranz auf Grab von ma tante stiften.

*) Diese „Aufzeichnungen" sind der Anfang einer Skizzen-Reihe, die, in teils humorvoller Form, eine gründliche Schilderung japanischen Lebens enthält. D. H.

Digitized by Google

Soll solch Kranz oft Ausdruck von Reue sein. Bei mir gar kein Grund hierzu. Soll nur tiefempfundenem Dank für die Selige Ausdruck geben. Weshalb Wahl zum Erben gerade auf mich fiel? Schleierhaft. Mancher der Kameraden rät mir nun, Reddersdorf zu übernehmen und selbst zu bewirtschaften. Paßt mir nicht, paßt mir gar nicht. Notleidender Agrarier werden? Jetzt, wo uns Husarenminister mit Einfuhrgesetz beglückt hat? Kenne Standesgenossen, die kaum mit Ach und Krach Klitsche zu halten vermögen. Nur mit Mühe Hypothekenzinsen herauswirtschaften. Wer heute größtes Portemonnaie hat, ist der klügste. Kapitalkräftig ist Losungswort! Deshalb aber wohl gar in Judenschaft hineinheiraten? Nee, Nee, der Start paßt mir nicht. Und ich gar selbst wirtschaften? Wo von Landwirtschaft keine blasse Ahnung habe? Geht nicht, geht partout nicht. Ja wenn geahnt hätte, daß Tante, die brave, mich zum Erben einsetzen würde, hätte mich ökonomisch vorbereiten können. Aber so —? Hatte bis dahin ja nur hier und da einmal zu Hause gehört, daß da hinten im Lande der roten Erde vor tausend Jahren eine reiche Tante gelebt habe, die von vielen Erbschleichern wie ein Götze des Buddha von Japan geehrt werde. Nie aber dabei an mich als Erben gedacht.

Wenn ich mir vorstelle, da hinten auf dem Codden allein in der Wildnis. Auf 100 Meilen keine rechte Nachbarschaft, höchstens paar Landladies. Im Winter ringsum tiefer Schnee, daß nicht 4 Pferde durchkommen. Nee, Nee. In so was gehört Frau hinein. Mit 28 Jahren aber schon heiraten? Mahlzeit. Bei dem Gedanken geht einem der Humor in die Biesen. Was würde le reste sein? 'Ne Pleite mit allen Schikanen.

Nun aber contrecoté: „Husar bleiben und weiter dienen?" Vielleicht mit der Hoffnung, einst in vielen Jahren die, mit Puderperücken gezierten Arrieregarden zu kommandieren, oder mit 50 Jahren aufgezwungenen Zivilhut aufzusetzen? Dienst bei Kavallerie ja sonst mein Leben. Aber bissel viel Dienst in der Jetztzeit. Wollen die Gelehrten uns auch von der Kavallerie noch zweijährige Dienstzeit aufoktroyieren. Können's mal selbst versuchen, wie's tut. Habe nun 8 Jahre täglich 4 Stunden in Manege gestanden. Kerls und Pferde abgebrochen, mich oft über faule und widerspenstige, vorher von Sozialdemokratie verdorbene Menschen geärgert, kaum gewagt, einmal einen anzufassen. Kann Maulschelle eines Unteroffiziers ja jetzt Schwadrons-

Digitized by Google

chef Kragen kosten. Haut aber gar 'n Offizier, der mag nur gleich Kittel ausziehen. Daher diese ewige Angst vor Knüppelparagraphen. Karriere futsch trotz bester kondoite. Und weshalb? Nur weil solch ein in Sozialdemokratie reisender Gentleman oft auf 1000 Meter Mißhandlung gesehen haben will. Wie mancher Standesgenosse schon über 'nen Zeitungsartikel gestolpert! So was fällt einem auf Nerven.

Und nun der Kameradenkreis, das Leben außer Dienst in diesem ewigen Frieden? Auch nicht gerade sehr amusable. — Ewige Gespräche über Avancement, Pferde, die liebe Reiterei, Jagd, Frauenzimmer, Schimpfen auf Militärkabinet, selten was anderes. Voilà tout! — Schadet ja nichts! — Schadet gar nichts! Ist in andern Ständen ebenso. Konversation auf Dauer aber doch etwas einförmig. Gleiche Anschauung haben auch manche Kameraden. Unter diesen gibt es zu einem Fünftel freudlos gewordene Zappelmänner, ein paar Schuster, einige Streber. Die übrigen vier Fünftel, Söhne aus den alten Familien des Landes, die ihr Blut seit Jahrhunderten auf den Schlachtfeldern für ihren König geopfert haben; liebe Menschen, ganz mein genre. —

Dazu kommt ein oder der andere der sogenannten „Neuen", nicht gerade aus kriegerischen Schichten hervorgegangenen, sondern durch Börsenkonnexionen Importierter, glaubt so einer, auf des Herrn Vaters braunen Lappen hin, was besonderes zu sein.

So was gibt nachher diese Gigerl und Fatzkes, die die einfachen Sitten der Offizierkorps verderben und durch Überhebung und Großtuerei dem Ansehen des Standes schaden. Die bilden dann die Veranlassung zu den gegen unsere Offizierkorps geschriebenen Schund von Schriften. — Was jetzt gegen Offizierstand zusammengeschrieben wird, das geht auf keine Kuhhaut.

Was sind denn diese Bücherschreiber für Leute? Meist untaugliche, an irgend einer Ecke gescheiterte Menschen. Hatten kaum in den Stand hineingerochen, mußten bald wieder entfernt werden. Sind auch unbefriedigte Ehrgeizige darunter, die zur Sozialdemokratie übergegangen sind und dort Autoritäten genannt werden. Sie beschmutzen in ihren Schriften eigenes Nest, in dem sie groß geworden. Müssen das schöne Schmutzfinken sein. Alles so was fällt einem auf Nerven.

Ja im Kriege, da ist auf einmal alles anders, da heißt es plötzlich „allerhand Hochachtung für die Armee". Da sind wir auf einmal gut genug dazu, für die Säckel der Kommerzienräte ins Gras zu beißen und Arbeiterstand zu schützen. Im Frieden

Digitized by Google

aber soll Leutnant jetzt solche Art von weißgewaschenen Englein, solche Sorte von abstinenzlichen Kapuzinern sein. Alles Vergnügliche, wie Trinken, Spielen und selbst (pfui Teufel) — ein bißchen Leichtsinn, oft streng verpönt. Dabei sind wir doch aber auch junge, lebensfrohe Menschen, ebenso wie die anderer Stände, die sich gern ihres Lebens freuen. Von denen ist aber keine Rede, alles hackt auf den Offizierstand 'rum. —

Manchmal denkt man, was wohl Napoleon le grand mit diesen Schreiern und Nörglern angefangen hätte? Glaube, würde sie, wie die Franzosen nach der Revolution, mit seiner Kavallerie, Infanterie und Artillerie zur raison gebracht haben. —

Doch neugierig, was daraus noch 'mal werden wird. —

Werde all dem Ärgernis einmal 'ne Weile aus dem Wege gehen: Ja wollen wir! — Ist nicht anders zu deichseln. — — Sagen zwar andere Standesgenossen, „wer befestigte Scholle hätte, der gehöre auch darauf; ich habe im Lande zu bleiben". Unsinn das. Bin lange genug ohne befestigten Grundbesitz gewesen, kann befestigter Grundbesitz auch noch einmal ein paar Jahre ohne mich sein. Deshalb reisen wir. Will auch 'mal was Amüsabeles vom Leben haben. — Wohin aber? Das ist die Chose. Nach Amerika? Nee. Das ist das Land für Leutnants, die Schulden haben. — Nach Ägypten, etwa nach Kairo und den ollen Pyramiden? Habe mir nach der côté niemals viel Illusionen gemacht. Alte Kiste, wie aus dem Baukasten. Dort kann man ja jetzt alle Tage besten Bekannten auf der Straße begegnen. — Eine Attraktion gäbe es zwar, das wäre, Chedive Te—Te—, doch pardon Seine Hoheit Abbas den Zweiten und Tributatsinhaber, in seiner ganzen Herrlichkeit auf Thron sitzen zu sehen. — Sonst aber — nicht über die Hand, zuviel kranke Leute da. Krankengeschichten stets mein renonce gewesen. Das ist contrecoté des Ruhms, man weiß nicht recht wohin? —

Fällt mir da etwas ein. — Reine Eingebung. — Was sagte denn damals in Hannover Mitake, der Japaner, mit dem auf Reitschule war? Sein Inselreich sei das Land der Blumen, der gefälligen Frauen, das Paradies der Liebe? — Eh bien! Ist zwar a bissel weit bis nach Tokio. Aber für globetrotter gibt's keine Entfernungen mehr. — Ja Japan sei's Panier.

Mitake sagte zwar noch so was von guten Nerven und fester Gesundheit, die Japan konsumiere. — Hab' ich ja, hab' ich alles.

Digitized by Google

Auch für Krone der Schöpfung, das Weib, immer viel Sinn gehabt. —

Abgemacht — gehen wir gleich zum alten Gebhard hin, Urlaub holen. Wird zwar schönes Gesicht zu meinen Plänen machen. — Vielleicht noch besser, lasse mich gleich auf ein Jahr à la suite des Regimentes stellen. Muß doch Land gründlich kennen lernen. Ordentlich, oder gar nicht. Eheu fugaces — das soll eine Kiste werden!! — Evoe — Va bene, alte liebe Garnison — vorläufig auf ein Jahr — „va bene".

[Fortsetzung.]

Deutsche Kunstausstellungen 1904.

II.

Dresden.

Von Eugen Kalkschmidt.

Dresden hat sich in sehr kurzer Zeit einen guten Ruf als Ausstellungsstadt erworben. Man wußte hier nicht nur alte und neue Richtungen friedlich zu vereinigen, man verstand auch, den gesteigerten Anforderungen an eine harmonische Durchbildung und Ausgestaltung der „Kunstschau" ästhetisch nicht übel gerecht zu werden, einmal durch strenge einheitliche Auswahl der Werke, zum zweiten durch ihre geschmackvolle Aufmachung. Dieser dekorative Rahmen, der wesentlich der Plastik zugute kam, war es wohl zunächst, der den Besuchern die schwierige und ermüdende Arbeit des massenweisen Sehens ausnahmsweise zu einer anregenden und genußreichen machte, die Schauobjekte selbst, so gewählt sie sein mochten, hätten für sich allein beim Durchschnittsbesucher kaum besondere Freude geweckt. Der sieht denn auch heuer wiederum die Hallen, Säle und Gemächer sorgsam und mannigfaltig abgeteilt, farbig gestimmt und übersichtlich von den verschiedenen Künstlergruppen ausgehängt. Es gibt reizvoll unterbrochene Durchblicke durch Bogentüren, durch rechteckige Türausschnitte bis zum fernen feinen Abschluß durch ein Gemälde, eine bläulich umdämmerte Plastik, und in der großen Halle, deren dekorative Einbauten und Zutaten fast nur farbig ins Gelborange verändert sind, plätschert der barocke

Digitized by Google

Neptunsbrunnen unseres Friedrichstädter Krankenhauses wie im vorigen Jahre. Der erste Eindruck also enttäuscht die Erwartungen nicht. Sieht man aber näher zu, so findet man, daß, abgesehen vom „Clou" einer retrospektiven Abteilung der Malerei des neunzehnten Jahrhunderts, die Ausstellung von deutscher Kunst doch ein lückenhaftes Bild zeigt, während das neuere internationale Schaffen nur in drei, vier Vertretern nennenswert und eher wie zufällig zu Gesicht kommt.

Der Hauptgrund für diese Verschlechterung scheint ein ziemlich offenkundiger: während früher eine Zentraljury wählte, haben diesmal ein Dutzend Richterausschüsse in den beteiligten Ortsvereinigungen der Künstler geamtet. Bei solchem Verfahren aber pflegt naturgemäß die Rücksicht auf den lieben Konfrater und Freund unbewußt wirksamer mitzuurteilen, als die künstlerische Einsicht und die rücksichtslose Wertung der Dinge. Nie hätte man sonst dem modernitisch-gespreizten Unwesen etwa der Wiener Sezession soviel kostbaren Raum zugebilligt, und keinesfalls wären derart ermüdende Kunstvereins- und Künstlergenossenschaftswerke in diesen öffentlichen Wettbewerb eingedrungen. Daneben ist freilich die Arbeit der Kommission für die außerordentlich interessante historische Abteilung warm anzuerkennen, und auch die Graphik hat unter den sorgsamen Händen von Max Lehrs eine gewählte Mannichfaltigkeit gewonnen.

Mit seinen besten Malern tritt Sachsen auf den Plan. Gotthardt Kuehl, der spiritus rector der Ausstellung, weiß durch seinen gemäßigten Impressionismus namentlich zwei Innenbildern eine selbständige koloristische Haltung zu geben: die gelben Röcke unserer noch bestehenden „Hofchaisenträger" sind mit Blau und Braun ebenso fein abgestimmt wie die verwitterten grauen Pfeiler und Fliesen des Domes zu Überlingen in ein duftiges Dämmerlicht verwoben sind. Kuehls weitere Spezialität: die Ansichten des alten Dresdens um die Augustusbrücke herum, mit dem bunten Gewimmel des modernen Lebens, der heulenden „Elektrischen", der hastenden Fußgänger und der schlotternden Droschken — diese Spezialität unseres Canaletto redivivus scheint mir nun doch auf dem toten Punkt angelangt zu sein, wo sie erprobtes Handwerk wird und sozusagen „aus dem Handgelenk" heraus, ohne innere Nötigung zu erstehen pflegt. Aus der Kuehlschule stammt die Mehrzahl der „Elbier". Sie scheinen, bei manchem achtenswerten Können namentlich im Landschaftlichen, leider auf dem Wege zu einer trivial romantischen Verflachung guter malerischer Absichten: allerhand billige Mondscheinstimmungen aus alten Städtchen, Biedermeierei mit und ohne Kostüm nebst Lichteffekten — es ist ein bedenkliches Widerspiel dessen, was die Zeichner der „Jugend" ebenso bedenklich vorgespielt haben. Am bestimmtesten tritt Artur Bendrat mit Motiven von der Weichsel und aus Danzig auf, und der Holsteiner August Wilkens gibt Typen seiner Heimat mit ehrlich eindringender Psychologie. Georg Müller Breslau, der Älteste des Kreises, bringt einen lebensgroßen „Christus in der Einsamkeit" etwas äußerlich auf die Leinwand, recht stimmungsvoll aber die Einsamkeit um ihn in Gestalt einer weithin gedehnten, wundervoll ruhigen Seeuferlandschaft mit sehr hohem Himmel.

Als Eugen Bracht vor drei Jahren ostentativ von Berlin nach Dresden berufen wurde, war man hier ziemlich stolz auf den Gewinn des schulkundigen Landschafters. Inzwischen ist die Freude durch eine verun-

Digitized by Google

glückte Sammelausstellung des Künstlers erheblich flauer geworden, und seine drei neuen Landschaften stimmen sie gewiß nicht höher. Die landschaftliche Kraftphrase kehrt mit Gewölk, und diesmal sogar im symbolistischen Dunste einer modernisierten Burglandschaft bei Bracht so häufig wieder, daß manch einer hier wohl wünschen mag: wäre er doch geblieben, wo er war. Einzig seine auf Gelbbraun und Blau gestimmte norwegische Hochlandschaft erinnert an seine gute Zeit. Wie sicher und vornehm behauptet sich neben ihm etwa Georg Ritter mit seinen anspruchslosen Motiven aus dem Flachlande; eine Herbstlandschaft mit spiegelndem Wasser vor den bunten luftigen Bäumen strahlt ordentlich von liebenswürdig lyrischer Empfindung. In Robert Sterls breit, weich und goldbraun gemalten Erntebildern scheint mir die letzte Form, die „Lösung" für ein unzweifelhaft ursprüngliches Empfinden noch nicht gefunden.

Neben diesen Vertretern eines überwiegend physiologischen Impressionismus stehen als Vertreter eines psychologisch stilisierenden Impressionismus Sascha Schneider, Hans Unger und Oskar Zwintscher. Karl Bantzer und Otto Greiner, ihrem Wesen und ihrer älteren Entwickelung nach weniger zum Stilisieren im obigen Sinne neigend, mögen doch, der alten Einteilung zuliebe, als „Figurenmaler" hier angeschlossen sein. Genau besehen, gehört auch Schneider nur insoweit in den Kreis der unzweifelhaften Stilisten, als er psychologische Ideen und Phantasien mit einer allerdings unzulänglichen Vorstellungskraft zu gestalten versucht. Sein Sonderraum wimmelt von meist sehr virtuos gezeichneten oder farbig geformten männlichen Akten, die alles mögliche „vorstellen", bedeuten sollen, es aber nicht sind. Was soll man sagen, wenn man die „Offenbarung" in Form eines Astralleibes vorgestellt bekommt, vor dem der Betroffene entsetzt zurückweicht; wenn die „Ersterbende Liebe" sich als ein durch Röntgenstrahlen skelettiertes Weib, nur mit durchsichtigem Gürtel bekleidet, darstellt; oder wenn der Hypnotiseur sein Medium durch die Dunkelheit hin akkurat wie ein Scheinwerfer anstrahlt? Neben diesen und ähnlichen Verirrungen in Schwarzweiß nehmen sich gewiß die Kolossalgemälde erträglicher aus und die farbigen Feinheiten einer „Nibelungenschlacht" sind ohne weiteres zuzugeben. Aber es ist eine Feinheit von Fall zu Fall, im sorgsamen Abstimmen der kolorierten Einzelteile zu einander; ein koloristisches Ganze ergibt sich überzeugend nicht, weil eine spezifisch malerische Konzeption und geschlossene Komposition fehlt. Und nun die Hauptsache: wie verhält sich die dargestellte Handlung zu ihrer stofflichen Idee? Eine Schlacht — welch eine Fülle von Bewegungsmotiven bietet sie, selbst schwergepanzerten Rittern noch? Wir brauchen nur an Lionardo, Rubens oder Böcklin zu denken, um sofort die sauber kostümierten Gliederpuppen Schneiders in all ihrer lähmenden Steifheit zu durchschauen. Der Künstler ist nach Weimar berufen worden und wird auch hier sehr gefeiert. Aber gerade sein auffälliges Hervortreten in der Ausstellung hat doch auch viele über die Grenzen seiner Begabung aufgeklärt.

Ebenso zweispältig bewegen mich die Versuche Hans Ungers, einer farbigen Symbolik zuzustreben, die schon jetzt in aparter Unnatur und innerlicher Leere brilliert. Er arbeitet mit einer Energie auf Ton hin, und zwar auf einen grünlichgelben Leichenton mit Blauviolett als Komplementärfarbe, daß gegen diese Stimmungssucht sein einst so tüchtiges malerisches

Digitized by Google

können nicht mehr aufkommen kann. Es schmerzt fast, zu sehen, wie auf seiner „Dämmerung" die majestätische Woge so herrlich reich brandet, wie auch die weite Felsenküste sich frei dehnt und rhythmisch aufbaut, während der zerfetzte Wolkenhimmel darüber an Krokodilshaut gemahnt und die beiden grünlichen Menschen vorn dem Tartaros entstiegen zu sein scheinen. Die Technik wirkt nicht mehr im Dienste des restlosen Ausdrucks, sondern als ein gesucht schwieriges, aber eiskaltes und krankhaftes Ding an sich, auch und erst recht in dem „Symbol" benannten Frauenbildnis, während eine blendend bunte „Herbststudie" ohne jeden Grundton wie von einem anderen Meister anmutet. Die Landschaft, die Zwintscher ausgestellt hat, erweckt denselben Eindruck, und sie ist in ihrer luftlosen Starkfarbigkeit auch sicherlich mehr stilistisches Experiment als notwendiges Gefühlsergebnis. Dagegen erscheinen mir seine Bildnisse mit ihren meist dunklen, kühlen und durchaus flächig aufgetragenen Farben die Wahrzeichen des psychologischen Impressionismus und damit eines neuen Stilideals ganz offenkundig zu zeigen. Seine Charakteristik der Dargestellten gewinnt durch die summarische Behandlung der Einzelheiten eine zwar monoton „bedeutende" aber seltene Eindringlichkeit, und doch zeigt er in dem lebensgroßen Bildnisse einer Dame in Violett, oder dem seiner Frau am winterlichen Fenster ein Gefühl für feinmalerische Reize, für delikateste Charakteristik des Stofflichen, wie es bei starken Stilisten seiner Art nicht häufig ist. Dies Gefühl wird ihn denn hoffentlich auch vor der Verirrung ins dekorativ symbolistische Nirwana schützen.

Bantzer wie Greiner wurzeln durchaus in der naturalistischen Darstellung der physiologischen Erscheinungsformen, und beiden ist eine hohe Begabung für das Bildnis, für den „Parademarsch des Künstlers" — wie Trübner sagt — eigen. Im Bildnis, in der realsten künstlerischen Aufgabe, gelingt ihnen sozusagen eine Interpretierung des Psychischen durch ihren ungemein sicheren Sinn für die Gegenständlichkeit. Wie fein beseelt hat Bantzer das Bildnis seiner Gattin, vielleicht das schönste Werk des Künstlers, und eins der besten in der Ausstellung. Wie saftig und ausdrucksvoll in seiner konzentrierten Koloristik, seiner porträtmäßigen und liebevollen Bestimmtheit des Milieu erweist sich sein hessischer Hochzeitsschmaus! Nicht minder ehrenwert behauptet sich Otto Greiner in seiner Sonderausstellung. Eine lebensgroße Atelierszene: ein Mädchen in Schwarz auf grauem Grunde und kirschrotem Fußboden dreht sich lächelnd dem Beschauer entgegen — fällt durch ihre ausnehmende Lebendigkeit zuerst auf. Die zahlreichen Pastellstudien und Kreidezeichnungen erinnern wieder einmal daran, daß wir in Greiner einen Beherrscher der zeichnerischen Form, im besonderen der des menschlichen Körpers haben, für den das Epitheton unvergleichlich oft kaum zu hoch erscheint. Mag sein vielerörtertes Gemälde „Odysseus und die Sirenen" (in Leipzig) der mythologischen Stilisierung entbehren und ungelenk trocken sein in der malerischen Form — in den vielen fleißigen Studien dazu offenbart sich ein so respekteinflößendes zeichnerisches Bewältigen der Naturform, daß diese Blätter an sich, unabhängig von ihrem Zwecke, ihren dauernden künstlerischen Wert behalten werden. Greiner ist ein Künstler der Studie kat'exochen, ist ein Zeichner auch als Maler und gibt darum malerische Lösungen nicht, aber, und das ist angesichts so manchen malerischen Kulissenreißertums zu betonen: er täuscht keine Größe der

Digitized by Google

Phantasie vor, er bleibt solide und ehrlich auf dem festen Boden der physiologischen Realität, die er beherrscht, wie ganz wenige. Im graphischen Bildnis gibt er schlechthin Vorzügliches, denn hier decken sich bei ihm Form und Inhalt ohne Rest. — Von ihm als Graphiker führt die Entwickelung über zu dem Landschafter Otto Fischer, der hier gleich als das stärkste Talent Dresdens und jedenfalls als eines der stärksten unter den jetzigen spezifischen Graphikern Deutschlands genannt sei. Seine Wand, auf der namentlich einige ältere Kaltnadelradierungen von einer außergewöhnlichen Gabe phantasiemäßig tiefer Naturempfindung und stilistischer Ausdruckskraft zeugen, läßt in einigen farbigen Zeichnungen, Motive aus dem Riesengebirge, ahnen, welche ganz ursprüngliche Wege der Künstler uns wohl noch eröffnen wird.

Absichtlich habe ich bei diesen Künstlern des Landes länger verweilt, denn sie sind mehr oder minder charakteristisch vertreten. Die Mehrzahl der Münchener repräsentiert nur, und zwar auf eine so altvertraute Weise, daß weder über Lenbach und Kaulbach noch über Uhde, Stuck, Habermann, Exter, Samberger, von Bartels, die beiden Schuster-Woldan ersprießliches zu sagen ist. Höchstens Wilhelm Urban fällt mit seinen etwas äußerlich farbensatten Tempera-Landschaften aus Italien auf, aber nicht eben glücklich. Richard Kaiser dagegen entwickelt sich anscheinend sehr hoffnungsvoll: eine trübe Morgenstimmung am See so anspruchslos fein zu fassen, das ist ein Zeichen innerer Reifung. Ebenso sympathisch wirkt eine schlichte Hügellandschaft Toni Stadlers in trüben harmonischen Farben. Die reinste, keckste Malerfreude und einen oft verblüffend sicheren Impressionismus des Physischen offenbaren hier sonderbarerweise die Tiermaler. Derart bravurös breitpinselig gemalte Stücke, wie sie der vortreffliche Zügel und seine Schule, wie sie Hubert von Heyden, Schramm-Zittau und ihr künstlerischer Doppelgänger Alexander Koester ausstellen, machen die Legende ohne weiteres zunichte, daß München den technischen Anschluß an die „Moderne" verpaßt habe. Schließlich aber ist es wohl noch nicht ausgemacht, daß alle dauernde Malerei im modernen Impressionismus auslaufen oder ihn wenigstens durchlaufen haben müsse. Wie wollten wir uns sonst die tiefe Wirkung der altmeisterlich stilisierten Landschaften etwa Karl Haiders, der phantasievollen Fabulierkunst Albert Weltis erklären? Beide fehlen leider in den Münchener Sälen. In der graphischen Abteilung aber ist Eugen Kirchner mit einer sehr reichen Kollektion vertreten, aus der ein paar Aquarelle durch ihre Komik sogar die witzigen Linien der Simplizissimuszeichner schlagen.

Über die Berliner kann ich mich erst recht kurz fassen. Das Sonderkabinett der „kleinen Exzellenz" ist bei uns wohl nicht so reich wie in Düsseldorf bestellt, aber reich ist es darum doch. Je weiter Menzel ins objektive Licht der Geschichte zurücktritt, desto erstaunlicher nimmt sich sein Schaffen aus, die lebendige Modernität seines Schaffens schon vor fünfzig Jahren. Im Gymnase-Theater von 1856 nimmt er die künstlichen Beleuchtungseffekte Slevogts, im Pariser Garten von 1868 die Sonnenflecke und die Luft Liebermanns vorweg, als ein ganz selbständiger, als ein absoluter Maler zu einer Zeit, da die Anekdoten- und Historienerzählerei auf der Leinwand umging. Auch Menzel liebt das Erzählerische, namentlich in seinen größeren Bildern. Aber in seinen Studien, seinen Momentbildern

Digitized by Google

aus dem weißen Saale, aus der alten Schloßkirche, — welch entzückend malerische Erzählungen gibt er da. Es wird einmal eine schöne kunstgeschichtliche Aufgabe sein, diese einzigartige Entwickelung darzustellen. Slevogts Schimmelreiter ist vom Vorjahre her bekannt, Arthur Kampfs „Schwestern" ebenfalls, seine „Loge" mit den klug ausgesparten Schmuckreflexen im gelbgrünen Dämmer stelle ich als feinkoloristische Leistung höher. Liebermann gibt in zahlreichen Zeichnungen und Pastellen vielleicht mit das Beste, was er geben kann. Die Graphik Skarbinas wirkt daneben reichlich temperamentlos, die Aquarelle und eine vornehme Landschaft Leistikows zu rühmen, erübrigt sich wohl.

Der Versuch, die Künstler des Reiches nach ihren ausgestellten Einzelwerken, die zum Teil noch älteren Datums sind, in ihren Absichten und in ihrem Können ergründen zu wollen, müßte zu schiefen Urteilen führen. Gewiß, Kalckreuths „Velazquez-Prinzessin" ist ein feines Bild und Trübners verblüffende Reiterbildnisse, L. von Hofmanns stimmungsvolle Landschaften, oder diejenigen von Schönleber, Reiniger, Grethe, Olde, der schwerfällige, aber nicht eben sehr vertiefte landschaftliche Lyrismus der Worpsweder, die schon reichlich dünkelhafte Stilfexerei der Wiener um Klimt — das alles wäre gewiß der Rede wert. Aber ein Bericht wie dieser ist ja ohnehin nicht viel mehr, als ein Sammelsurium von unbeweisbaren und mangelhaft begründeten Behauptungen, die nicht unnötig vermehrt werden sollen. Lediglich das Ausland wäre noch zu erwähnen mit dem französierten Spanier Anglada, der seinen formlosen, überreizten Kolorismus in einem „Hahnenmarkt" bis zu aparten Teppichwirkungen zu steigern weiß, wo denn freilich die Malerei aufhört und die farbige Musterkarte beginnt. Die merkwürdig reife und hie und da überreife Kunst des Russen Somoff, ist in bekannten Gemälden vertreten; zierlicher freilich meistert er die schwüle Grazie des Rokokos diesmal in zahlreichen graphischen Entwürfen von teilweis delikatester Farbenwirkung. Die etwas starre Linienkunst des Schweden Carl Larsson lernen wir aus sehr zahlreichen Aquarellen anschaulich kennen.

In der Plastik beherrscht Rodin so sehr das Feld, daß es nun doch Zeit ist, gegen die Überschätzung seiner Art, die nur zu häufig eine wahllose Begeisterung für seine Unart ist, Stellung zu nehmen. Gerade wer die Neuheit und plastische Sicherheit seiner Bewegungsmotive, die große und zuweilen gewaltsame Kraft dankbar bewundert, mit der er sich seine Form erorbert, so weit sie ihn interessiert, gerade der wird die spintisierende Willkür bedauern müssen, die ihn zu ideologischen Aufgaben verführt, denen weder seine Kunst, noch er selber gewachsen ist. „Interessant" sein bei solchem Können, ist leicht, aber Michelangelo, mit dem man ihn zu vergleichen beliebt, konnte mehr, und hatte doch soviel Achtung vor der Form, daß er sie stets nur durch sie selbst und nicht wie Rodin durch die Formlosigkeit, durch Negation also kontrastierte. Sein athletischer „Denker" übrigens erscheint mir keineswegs als verunglückt, wenigstens so lange nicht, als man nicht überzeugend begründet hat, daß die plastische Versinnlichung psychischen Ringens nur durch physische Verfalls- oder Schwächlichkeitsformen geschehen könne. Das Werk, als Teil seines großen „Höllentores" gedacht, zeigt ganz im Gegenteil die plastische Vorstellungs- wie die Ausdruckskraft des Künstlers auf der Höhe der Vollendung.

Digitized by Google

Robert Diez als Gegenüber Rodins — das ergibt einen interessanten Vergleich von allgemeinerer Bedeutung. Diez, dem in Dresden etwa analoge Aufgaben zugefallen sind, wie Begas in Berlin, ist ein Altersgenosse beider Künstler und erscheint doch wie durch ein Menschenalter vom nervösen Impressionismus Rodins entfernt. Diez ist, wie Begas auch, ein typischer Repräsentant des plastischen Eklektizismus, der die letzte Jahrhunderthälfte bei uns beherrscht hat, und zwar empfindet er, zum Unterschiede von Begas' Vorliebe für die Renaissance, dem Barock nach, der in Dresden in der Tat das gegebene Stilvorbild war und noch ist. So sind die jagenden Tritonen seiner bekannten Monumentalbrunnen durchaus malerische Plastik, und an seinem neuen hiesigen Bismarckdenkmal baut er ebenso malerische Greifengruppen als barocke Embleme auf, denen auch die geflügelt heranschwebende, also plastisch angeklebte Amorette nicht fehlt. Sein Bismarck ist ein uniformierter Hüne, ein ganz respektables Bildnis nach dem Leben in Bronze, aber kein Denkmal. Und seine weiteren zahlreichen und soliden Arbeiten können den Eindruck nicht verwischen, daß hier eine überlebte Kunst die äußeren Ehren einheimst, die meist dann zu kommen pflegen, wenn der Geehrte aus der Entwickelung endgültig ausgeschieden ist. Das gilt auch von der weit stilloseren Plastik Hermann Prells, der seine langweilig antikischen Fresken und Plastiken für das Albertinum eben vollendet hat. Diese Art des dekorativen Monumentalstiles, der in der Fülle des einzelnen bis zu Kleinigkeiten groß ist, fristet ihr Leben lediglich vom Beifall der Interessenten einer Bildung des Wissens, nicht der Kunst. Wir brauchen nur die Büsten von Wrba, Hahn oder Pöppelmann, die straff stilisierten Gruppen und Entwürfe von Lederer, die zum Teil wunderhübschen Brunnen Taschners, die köstlichen Tiere Gauls anzusehen, um uns dieses Unterschiedes bewußt zu werden. Die deutsche Plastik strebt mit Macht und unverkennbarem Fortschritt aus dem Nachahmen zum Schaffen, aus der Stillosigkeit zum Stil. Hildebrand, der diesen Stil vielleicht wirksamer theoretisch eingeleitet und gefördert hat, als er ihn nun produktiv stützt, fehlt ganz. Und Klinger? Stark verspätet ist sein „Drama" angekommen, das marmorne Original eines Entwurfs aus früherer Zeit, seit dem „Beethoven" das erste bedeutendere Werk des Plastikers Klinger. Eine Gruppe dreier nackten Gestalten in Überlebensgröße: Der Mann: er bricht, halb darniederliegend, mit ingrimmiger Kraft von Baumstumpfe einen Kloben zur Wehr. Das Weib: sie ruht, dem Beschauer den Rücken zuwendend, ermattet an den erhöhten Sitz des Mannes hingestreckt, zu dem sie unmächtig hinauflangt. Das Mädchen: es sitzt zu Häupten der Mutter, umfängt sie mit ernster Trostgebärde, und ist, mehr noch, wie diese, an den Blocksitz des Mannes geschlossen. Die Form ist etwa nur zu drei Vierteln herausgearbeitet. Drama — keiner wird sich der bezwingenden Wirkung des sehr starken seelischen Ausdrucks in diesem plastischen Schicksalsliede entziehen können oder wollen. Keiner, auch der nicht, der in diesem kühnen Versuche, wie im Beethoven, die plastische Form, die plastische Konzeption nicht findet. Wenn es auch vermessen erscheint, nach kurzer Betrachtung zu sagen: es ist eine zeichnerisch-dichterische, eine Idee aus tiefster Verinnerlichung und Versenkung in einen Menschheitsstoff, der die plastische Form nur gleichsam angebildet, die nicht aus der Form organisch herausgewachsen ist — wenn das auch vermessen scheint, ich kann das Werk nicht anders

Digitized by Google

nachfühlen. Paradox ausgedrückt: es lebt und wird leben, obwohl die Form als solche totgeboren, obgleich es eine poetische Plastik ist.

Wie heute schon das Stilbedürfnis, auch für Dinge des täglichen Gebrauchs im Wachsen ist, beweist die Bewunderung, die eine höchst gewählte Zusammenstellung köstlicher Empire-Möbel findet, beweist ferner die Gartenanlage, die Wilhelm Kreis als stilistisch straffes Gegenstück zu einem gemütlich verwurstelten Biedermeiergarten etwa von 1820 geschaffen hat. Und wie groß das Bedürfnis nach der historischen Erkennung der Psyche des verflossenen Jahrhunderts ist, wie deutlich also das Empfinden der Gegenwart sich von der jüngsten Vergangenheit abzusondern beginnt, das lehrt die retrospektive Abteilung der Malerei dieses Jahrhunderts, lehrt auch das Interesse, das gerade sie hervorruft. Als der wertvollste Teil der ganzen Ausstellung sei sie im ganzen gepriesen, da ein geschichtlicher Ausflug, der ihr gerecht werden wollte, an dieser Stelle zu weit führen würde. Aus denselben Gründen kann auch die Eingliederung einer kunstphotographischen Abteilung ins Gesamtbild einer „Großen Kunstausstellung" nur eben anerkennend erwähnt werden.

Streiflichter.

Und nochmals der Schulantrag! Aber nicht ich will über ihn wiederum meine Ansicht äußern, sondern ich will nur auch an dieser Stelle nachdrücklich hinweisen auf den am Eingang des Heftes stehenden Aufsatz von Professor Lipps über „die Frage der konfessionellen Volksschule". Dieser Aufsatz ist das Beste, was darüber gesagt werden kann. Er hebt die Beurteilung der Angelegenheit auf diejenige Höhe und Weite des Standpunktes, die allein ermöglichen, die Tiefe und Folgenschwere der Frage ganz zu erfassen. Nimm, lies und überdenke! sei jedem zugerufen, der sich ernsthaft mit der Volksschulfrage beschäftigen will. Eines sei übrigens aus eigenem doch noch hinzugefügt. Wenn ich die Konfession von den Profanfächern fern gehalten wissen will, so will ich damit gewiß nicht eine z. B. im Geschichts- oder Literaturunterricht verwaschene, charakterlose Darbietung; ich will mit anderen Worten durch die Befürwortung der interkonfessionellen Schule bei Leibe nicht die Förderung einer farblosen Allerweltskultur, die niemands „heiligste Gefühle" verletzt. Nein, ich will die Förderung der wahren Kultur, d. h. der Wahrheit, die ihre Ecken und Kanten hat, die oft, ja fast immer, angeborene, anerzogene religiöse Vorurteile empfindlich verletzt. Ja ich will, daß die Volksschule auch und gerade im Geschichts- und Literaturunterricht, auf dem Boden protestantischer Kultur steht. Nicht „protestantisch" im Sinne einer

Digitized by Google

Konfession mit religiösen Symbolen oder Dogmen, mit orthodoxen, reformierten oder altlutherischen Glaubenslehren — solchen religiösen Protestantismus im Profanunterricht halte ich für ebenso schädlich, wie Katholizismus —, sondern „protestantisch" im Sinne der autonomen, freien Forschung, durch die allein die Wahrheit zur Geltung gebracht und damit die Kultur gefördert werden kann.

Es ist die Zeit der Kongresse. Vom 20.—25. August findet in Regensburg die „Generalversammlung der Katholiken Deutschlands" statt. Erst im nächsten Heft ist ein Eingehen auf diese Veranstaltung möglich. Hier soll nur das sehr beredte offizielle Programm der Heerschau mitgeteilt werden: Sonntag, 21. August, nachmittags 1/2 2 Uhr: Festzug der katholischen Arbeiter-, Gesellen- und Handwerkervereine. Anschließend: Festversammlung dieser Vereine. Abends 8 Uhr. Begrüßungsfeier. Montag, 22. August, vormittags 8 Uhr: Feierliches Pontifikalamt. Vormittags 9 1/2 Uhr: Erste geschlossene Versammlung. Nachmittags 1/2 3 Uhr: Ausschußsitzungen: 1. Papst, römische Frage, Missionen, Vereinswesen, Äußeres, Formalien. 2. Soziale Fragen. 3. Christliche Charitas. 4. Wissenschaft, Schule und Unterricht, Presse, christliche Kunst. Abends 5 Uhr: Erste öffentliche Versammlung. Dienstag, 23. August, vormittags 1/2 8 Uhr: Pontifikalamt mit Reliquienprozession. Vormittags 10 1/2 Uhr: Zweite geschlossene Versammlung. Nachmittags 1/2 3 Uhr: Ausschußsitzungen. Abends 5 Uhr: Zweite öffentliche Versammlung. Mittwoch, 24. August, vormittags 8 Uhr: Requiem im hohen Dom. Vormittags 9 1/2 Uhr: Dritte geschlossene Versammlung. Nachmittags 1/2 3 Uhr: Ausschußsitzungen. Abends 5 Uhr: Dritte öffentliche Versammlung. Abends 8 Uhr: Gartenfest. Donnerstag, 25. August, vormittags 7 Uhr: Feierliches Hochamt im hohen Dom nach der Intention des Bonifatiusvereins. Vormittags 8 Uhr: Vierte geschlossene Versammlung. Vormittags 10 Uhr: Vierte öffentliche Versammlung. Nachmittags 1 1/2 Uhr: Festmahl. Nachmittags 4 Uhr: Fahrt nach der Walhalla. Programm der besonderen Versammlungen. Samstag, 20. August. Vormittags 8 Uhr: 45. Generalversammlung der katholischen Studentenvereine des Unitas-Verbandes. Nachmittags 3 Uhr: Fortsetzung dieser Generalversammlung. Abends 8 Uhr: Zwangloser Zusammenkunft des St. Augustinusvereins zur Pflege der katholischen Presse. Sonntag, 21. August. Vormittags 10 Uhr: Versammlung des Komitees für römische Angelegenheiten. Vormittags 10 Uhr: Generalversammlung des St. Augustinusvereins. Vormittags 10 1/2 Uhr: Geschlossene Versammlung für Mitglieder des Allgemeinen Cäcilienvereins. Montag, 22. August. Vormittags 10 Uhr: Versammlung der katholischen Studentenvereine des Unitasverbandes. Nachmittags 2 Uhr: Versammlung des eucharistischen Vereins. Nachmittags 2 Uhr: Versammlung des akademischen Piusvereins. Nachmittags 2 Uhr: Konferenz der Oberen der Missionshäuser. Nachmittags 2 1/2 Uhr: Konferenz des Verbandes der katholischen bürgerlichen Vereine Bayerns. Nachmittags 2 1/2 Uhr: Versammlung des Deutschen Lourdesvereines. Abends 8 Uhr: Festkommers des Kartellverbandes der katholischen Studentenverbindungen (farbentragende). Abends

Digitized by Google

8 Uhr: Festkommers der katholischen Studentenvereine des Unitasverbandes. Abends 8 Uhr: Festversammlung des Verbandes der katholischen bürgerlichen Vereine Bayerns. Dienstag, 23. August. Vormittags 8½ Uhr: Versammlung des Verbandes Ut omnes unum. Vormittags 9½ Uhr: Versammlung des Volksvereins für das katholische Deutschland. Vormittags 9½ Uhr: Versammlung der katholischen Studentenvereine des Unitas-Verbandes. Vormittags 9½ Uhr: Versammlung des katholischen Lehrervereins in Bayern. Nachmittags ½3 Uhr: Versammlung katholischer Elsässer. Nachmittags ½3 Uhr: Versammlung der katholischen Studentenvereine des Unitas-Verbandes. Nachmittags ½3 Uhr: Versammlung des katholischen Preßvereins für Bayern. Nachmittags ½3 Uhr: Versammlung des St. Albertus Magnus-Vereins. Nachmittags ½3 Uhr: Versammlung des Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands. Abends 8 Uhr: Festkommers des Kartellverbandes der katholischen Studentenvereine (nicht farbentragend). Abends 8 Uhr: Festkommers der süddeutschen katholischen Studentenvereine. Abends 8 Uhr: Festversammlung des katholischen Lehrervereines in Bayern. Abends 8 Uhr: Festversammlung des Verbandes der Windthorstbunde Deutschlands. Abends 8 Uhr: Festkneipe der katholischen Studentenverbindung „Rhätia". Abends 8 Uhr: Festversammlung des Verbandes katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands.

Dies Programm gibt zu denken! Arbeitervereine, Studentenvereine, Lehrervereine, Gesangvereine, kaufmännische Vereine, Pressevereine, Missionsvereine, Lourdesvereine, bürgerliche Vereine! Welch tiefgreifende, umfassende Organisation! Und alles zur Festigung der größten politischen Partei, des Zentrums! Eine Neuerscheinung in dem Programm ist „die Versammlung katholischer Elsässer"; sie bildet die „patriotische" Note in dem Konzert der Vereine. Die nächstjährige Generalversammlung wird dann wohl Konventikel katholischer Dänen und Polen bringen. Herr von Koscielski und andere „patriotische" und katholische Muß-Deutsche werden sich eine Ehre und ein Vergnügen daraus machen, diesen Versammlungen zu präsidieren.

Sehr erfreulich ist, daß endlich aus den Reihen des Katholizismus heraus über „die katholischen Generalversammlungen" das gesagt worden ist, was freilich alle Welt weiß, was aber die ultramontane Presse hartnäckig als „liberale" Verleumdung bezeichnet. Graf Arco Zinneberg hat die „Generalversammlung" in einem offenen Schreiben „eine Versammlung der Zentrumspartei" genannt und wegen dieses ihres Charakters die Teilnahme an ihr abgelehnt. Damit ist der religiöse Deckmantel, den das Zentrum so gern über seine Veranstaltungen breitet, schonungslos weggezogen worden und nicht etwa von „Renegaten"-händen, sondern von echt katholischer Seite. Freilich, nützen wird's unter den gegenwärtigen Verhältnissen nicht viel; das betrogene katholische Volk ist noch zu sehr im Banne der von der skrupellosen ultramontanen Presse verbreiteten Unwahrheit. Aber erfreulich ist es immerhin, wenn auch nur hier und dort ein kleines Zeichen erwachender Erkenntnis

Digitized by Google

aufleuchtet. Von diesem Standpunkt aus ist auch die Rede des Grafen Preysing gegen das Zentrum zu begrüßen. Aber, wie gesagt, hüte man sich, große Erwartungen an diese zwei Vorkommnisse zu knüpfen; sie bringen den Zentrumsturm nicht ins Wanken. Dazu sind ganz andere, grundsätzliche Kundgebungen und Taten erforderlich. In dem Auftreten der beiden Grafen Arco und Preysing ist — oder ich müßte die mir gut bekannten Familienverhältnisse sehr falsch beurteilen — die aristokratische Ablehnung des demokratisch-pöbelhaften Auftretens des bayerischen Zentrums, nicht aber der religiös-katholische Widerstand gegen den Ultramontanismus verkörpert. Bis zu solchem Widerstand hat's noch lange Wege!

Wie tief das Zentrum den konfessionellen Keil in das Erwerbs- und Wirtschaftsleben treibt, zeigen die Berichte über „die Generalversammlung des Verbandes katholischer, kaufmännischer Vereinigungen", die Mitte dieses Monats in Fulda getagt hat. Vertreten waren auf dieser Versammlung nicht weniger als 90 Vereine aus folgenden Städten: Aachen, Andernach, Aschaffenburg, Augsburg, Bamberg, Barmen, Berlin, Bielefeld, Bingen, Bochum, Bonn, Brandenburg, Braunschweig, Breslau, Breyell, Cassel, Coblenz, Dortmund, Dülken, Düren, Düsseldorf, Duisburg, Elberfeld, Erfurt, Essen, Euskirchen, Frankfurt a. M., Frankfurt-Bockenheim, Freiburg, Fulda, Geldern, Gelsenkirchen, Goch, Hagen, Halle, Hamburg, Hannover, Heiligenstadt, Herne, Hildesheim, Höchst, Hörde, Köln, Krefeld, Kreuznach, Landshut, Leinefelde, Leipzig, Limburg, Lübeck, Magdeburg, Mainz, Mannheim, Mayen, Merzig, Montabaur, Mühlhausen i. Th., Mülheim, München, M.-Gladbach, Münster, Neuß, Nürnberg, Offenbach, Oldenburg, Osnabrück, Paderborn, Recklinghausen, Regensburg, Rheydt, Rüdesheim, Ruhrort, St. Johann, Schweinfurt, Siegen, Solingen, Steele, Stettin, Straßburg, Stuttgart, Trier, Viersen, Wattenscheid, Wiesbaden, Witten, Würzburg.

Der Vorsitzende teilte mit, daß Begrüßungsschreiben an den Kongreß eingelaufen seien von Kardinal Fischer, Kardinal Kopp, von den Erzbischöfen von Freiburg und München, sowie den Bischöfen von Metz, Osnabrück, Würzburg, Straßburg, Regensburg, Ermland, Speier, Mainz, Rottenburg, Paderborn, Eichstätt, Münster und dem Weihbischof von Straßburg. Professor Dr. Marx (Trier) teilte mit, daß der Herr Bischof von Trier ihn beauftragt habe, seine Glückwünsche persönlich auszusprechen. Außerdem haben noch Begrüßungsschreiben gesandt Graf Hompesch als Vorsitzender der Zentrumsfraktion des Reichstages und Dr. Porsch (Breslau), Vorsitzender der Zentrumsfraktion des preußischen Abgeordnetenhauses.

Man sieht: die Maschen des ultramontanen Netzes sind weit und straff gespannt. Bemerkenswert ist übrigens, daß dieser konfessionellen Erwerbsversammlung ein von Berlin aus entsandter Regierungsvertreter offiziell beiwohnte. Mir scheint, der interkonfessionelle Staat hätte die Pflicht, solchen wesentlich konfessionellen Versammlungen ostentativ fern zu bleiben. Zufällig las ich kurz vor der Tagung der katholischen Kaufleute in Fulda eine Rede, die bei der Fahnenweihe des katholischen kaufmännischen Vereins zu Geldern (Rheinprovinz) gehalten wurde. Dort heißt es: „Man hat gefragt: Warum sollen wir katholische kaufmännische Vereine gründen? Was hat das Katholische denn bei der Sache zu tun?

Digitized by Google

Der Kaufmann handelt mit jedem, er fragt nicht nach dem Bekenntnis." Auf diese Einwendungen erfolgt dann in langer Ausführung die Antwort: Wir müssen katholische Kaufmannsvereine haben, um christliche Ehrlichkeit und Treue wieder ins Erwerbsleben zu bringen. Jetzt wissen wir's: nicht-katholische Kaufleute sind weder christlich noch ehrlich!

Rußland! Niemals noch ist das weite Zarenreich von so gewaltigen Schlägen getroffen worden, wie jetzt. Nicht nur Kanonen und Schwert der Japaner, auch Bombe und Dolch der eigenen Landeskinder machen sein Herzblut fließen. Rußland ringt, darüber kann kein Zweifel sein, um seine äußere und innere Existenz. Nicht in dem Sinne, als ob es, je nach Ausgang der äußeren und inneren Kämpfe, aufhören würde zu sein, aber es wird aufhören zu sein, so wie es jetzt ist. Siegt Japan, so ist Rußlands Vorherrschaft in Ostasien wohl für immer dahin und seine Niederlage wird auch für englisch Indien von entscheidender Bedeutung, indem das indische England sich von der russischen Gefahr für lange Zeiträume befreit weiß. Ebenso werden die europäischen Mächte das vom kleinen Japan geschlagene Rußland richtig einschätzen. Diesen letzteren Erfolg wird der Krieg übrigens auf alle Fälle haben; d. h. der russische Koloß, das größte Reich der Welt, wird künftig als das eingeschätzt, was es wirklich ist: eine militärisch minderwertige, schlecht geleitete Macht. Eine Weltmacht bedeutet Rußland nach dem japanischen Kriege nicht mehr. Weit wichtiger aber, als die Kriegsfolgen, sind für das nordische Reich die blutigen Ereignisse in seinem Innern. Hier erntet Rußland, was es in langen Jahrhunderten gesäet. So sehr Attentate zu verurteilen sind, dennoch muß gesagt werden: Dolch, Bombe und Gift sind in Rußland Werkzeuge rächender Gerechtigkeit. Es ist die neue Zeit, ja, so paradox es klingt, es ist die Menschlichkeit und die Kultur, die mit blutbefleckter Faust an die russischen Tore pochen, an jene Tore, hinter denen sich bis zur gegenwärtigen Stunde eine Unmenschlichkeit und eine Unkultur bergen, die ihres Gleichen suchen in der Menschheitsgeschichte. Wenn man Kenner russischer Verhältnisse hört, dann möchte man ob der unbestraft bleibenden amtlich verübten Greuel irre werden am Glauben an eine leitende Vorsehung. Aber jetzt scheint das Gericht anzubrechen. Werden der Zar und seine Ratgeber die Zeichen verstehen? Es fällt mir nicht ein, für Rußland westeuropäische, konstitutionelle Regierungsformen von heut auf morgen zu verlangen. Das russische Volk ist — freilich durch die Schuld der Regierenden — noch nicht reif dafür, und der Absolutismus wird einstweilen dort noch immer die geeignetste Regierungsform bleiben. Bis jetzt hieß es, Rußland werde regiert durch Absolutismus, gemildert durch Meuchelmord; von jetzt an muß es heißen: durch Absolutismus, gemildert durch Gerechtigkeit und Menschlichkeit. War es phrasenhafte Übertreibung, mit Bezug auf den Königsberger Prozeß zu sagen: der Zar sitzt auf der Anklagebank, so ist dies Wort inbezug auf den Kriegs- und Gärungsprozeß, in den Rußland verwickelt ist, volle Wahrheit. Der Zarismus steht vor dem Weltgericht! Und nur dann wird er vor diesem Gericht bestehen, wenn er sich wandelt, wenn er seine asiatisch-barbarische Brutalität, seine Freiheit- und Kulturfeindlichkeit aufgibt; sonst wird das Weltgericht den Stab über ihn brechen, und zwar nicht bloß theoretisch, sondern praktisch. Was jetzt mit Eisen und Blut begonnen, würde dann mit Eisen und Blut vollendet

Digitized by Google

werden, aber — über die Leiche des Zarismus hinweg. Und gerade jetzt wird dem Zarismus ein Erbe geboren; ein russischer Thronfolger! Armes Kind! Schwerere Aufgaben harren wohl selten eines Menschen, als seiner. Auf der Höhe des Lebens geboren, wird es die Tiefen des Lebens kennen lernen, es wird sie verstehen; ja, es wird diese Tiefen an sich selbst erfahren müssen. Mehr noch, als seinen verängstigten Vater, werden ihn die Schrecken des Todes umstehen, und seine Schultern werden eine Last von Verantwortung zu tragen, sein Kopf wird eine Last von Kulturaufgaben zu bewältigen haben, die das Los jedes Bettelkindes beneidenswert erscheinen lassen im Vergleich zu seinem Kaiserlos. Wenn das Elternpaar sich freut, weil ein Sohn und Erbe ihnen geboren ist, so kann diese Freude nur dann eine vollkommene, ja überhaupt eine berechtigte sein, wenn der Vater den Willen hat, schon jetzt, und so schnell als möglich, durch Reformen, durch Gerechtigkeit und Menschlichkeit seinem Kinde den Weg zu bereiten zur künftigen Herrschaft, und es zu erziehen, nicht zum Zaren, sondern zum aufgeklärten Fürsten seiner Völker. Fehlt dieser Wille bei Nikolaus II., so wird es von Alexis I. aller Wahrscheinlichkeit nach heißen: Besser, er wäre nie geboren!

Wieder — es ist das vierte Mal — habe ich auf ein das Volkswohl schädigendes Gebaren der ultramontanen Presse aufmerksam zu machen. Durch Massenanzeigen ausländischer Erziehungsanstalten, die von ultramontanen Ordensgenossenschaften geleitet werden, befördert die Zentrumspresse die Verschleppung vieler Tausende von deutschen Kindern ins Ausland, wo sie in deutschfeindlichem Geiste erzogen, mit Protestantenhaß erfüllt werden und dabei eine „Bildung" erhalten, die unter allem Strich ist. Vor mir liegt die Nr. 669 der Kölnischen Volkszeitung vom 14. August; diese eine Nummer enthält nicht weniger als acht solcher Anzeigen. Es ist dies ein geradezu gemeinschädliches Treiben, auf das immer wieder hinzuweisen, patriotische Pflicht der nationalen Presse ist.

Schon im letzten Heft nannte ich katholische Friedhöfe Unfriedhöfe, weil auf diesen Stätten der letzten Ruhe der Ultramontanismus immer wieder aufs neue den konfessionellen Hader, ja den konfessionellen Haß entfesselt. Ein draftisches Beispiel dieser Friedhässigkeit findet sich im „Zentralorgan der Zentrumspartei", in der „Germania" vom 14. August. Da wird in den höchsten Tönen sittlicher und religiöser Entrüstung berichtet, daß in Thalexweiler (Kreis Ottweiler) auf dem von der Zivilgemeinde als interkonfessionell neu angelegten Friedhof als erster in der Reihe der noch kommenden übrigen Verstorbenen ein Protestant beerdigt worden ist! Die „Gefahr" ist also vorhanden, daß ein Katholik neben die Ketzerleiche zu liegen kommt! Also fort mit dem Toten auf den für Ketzer abgesonderten Teil des alten Friedhofes. Allen Ernstes erklärt die „Germania", die Katholiken seien dadurch in ihren religiösen (!) Gefühlen verletzt; sie ruft aus: „Ist das nicht Gewissenszwang der unerträglichsten Art?" Was soll man dazu sagen? Entrüstung und Trauer steigen auf. Entrüstung über ein System, das ultramontane Papsttum, das solche Unchristlichkeit des Denkens und Empfindens großgezogen hat; das über das Grab hinaus amtlich den Haß nährt; Trauer über die Vielen, Vielen, die in diesem pietätlosen, haßerfüllten Widerchristentum Religion verehren. Bis zum heutigen Tage steht im katholischen Kirchenrecht der Erlaß Papst Alexanders IV. als gültiges Gesetz: „Wer

Digitized by Google

immer Ketzer und ihre Begünstiger kirchlich beerdigt, verfällt der Exkommunikation und wird nicht eher losgesprochen, als bis er mit eigenen Händen den Leichnam ausgegraben hat, der dann weggeworfen werden soll" (lib. sext., de haer. V, 2, Quicunque), und die „deutschen" Jesuiten Wernz und Laurentius lehren unter Berufung auf Papst Innozens III. in ihren „Handbüchern des Kirchenrechts" aus den Jahren 1900 und 1903: „Ketzerleichen, durch die ein katholischer Friedhof geschändet wird (polluitur), sind auszugraben!" Möge sich die nicht-katholische Christenheit und die Kulturwelt solche Grundsätze merken. Wahrlich, man braucht nicht bis zu den Hereros zu gehen, um Hererokultur zu finden!

Ein hierokratisches „Stimmungsbild" erblicken wir in der „Germania" vom 19. August: „Der bekanntlich in Rom anwesende Bischof von Dijon, Le Nordez, scheint sich nur sehr ungern von seiner französischen Diözese trennen zu wollen. Es ist bekanntlich der feste Wille des apostolischen Stuhles, daß dieser Bischof tunlichst freiwillig auf sein Bistum verzichtet und auf keinen Fall dahin zurückkehrt. Als Pius X. demselben dies in liebevoller und väterlicher Weise persönlich mitteilte, fiel Bischof Le Nordez demselben zu Füßen und flehte mit emporgehobenen Händen: „Nur das nicht, sehr heiliger Vater, nur das nicht! Alles andere tue mit mir, nur nimm mir nicht meine Diözese!" Der h. Vater suchte ihn darauf in milden Worten zu trösten, doch hatte dies nur wenig Erfolg. Der Bischof, welcher sich im übrigen recht reumütig benimmt, will absolut nicht von seiner Diözese lassen und es dürfte danach noch recht viele Mühe kosten, denselben zur freiwilligen Verzichtleistung zu bewegen. Man ist in den Kreisen der Kurie aber trotzdem der Ansicht, daß Bischof Le Nordez schließlich dem Beispiele des vormaligen Fürsterzbischofs Cohn von Olmütz folgen wird." Der arme Bischof! Roms „liebevolle" und „väterliche" Art wird ihn schon gefügig machen.

Vom internationalen Sozialistenkongreß zu Amsterdam habe ich den Eindruck, daß, trotz der Bebelschen Brandreden und trotz des formalen Sieges der „Unentwegten", der exkommunizierte Revisionismus an Stärke und Rückhalt in der Partei gewonnen hat. Die menschliche Natur und die tatsächlichen Verhältnisse sind eben stärker, als Theorien. Wenn nur keine neuen Torheiten der „Scharfmacher" den Theoretikern Wasser auf ihre Mühle führen!

20. VIII. 1904. H.

Digitized by Google

Bücherbesprechungen.

In Gottes Welt führt uns eine eben erschienene Predigtsammlung des bekannten Zwickauer Superintendenten D. Meyer (In Gottes Welt. Ein Jahrgang Predigten über Texte aus den Evangelien. München, J. F. Lehmann. 8°, VIII, 565 S. Geh. 6 M., geb. 7 M.).

Die vielen, welche den Leiter der evangelischen Bewegung in Österreich, welcher weit über die Grenzen seiner sächsischen Heimat hinaus Bewunderer und Verehrer gefunden hat, in evangelischen Volksversammlungen gehört haben, werden gern zu dieser Predigtsammlung greifen, welche der theologischen Fakultät der Universität Halle-Wittenberg für die Verleihung der theologischen Doktorwürde zugeeignet ist, und bei deren Herausgabe den Verfasser der Wunsch geleitet hat, „daß durch diese Predigten in vielen das Bewußtsein lebendig werde: Es ist das Schönste und die höchste Ehre, ein evangelischer Christ zu sein". Und in der Tat ist es dem Verfasser wie wenigen gegeben, die Herrlichkeit und Köstlichkeit des evangelischen Christentums zu schildern. Es kann die Aufgabe dieser Zeitschrift nicht sein, die Eigentümlichkeit der Meyerschen Predigtanlage, welche die altsächsische mit einer doppelten Einleitung zu jeder Predigt ist, darzulegen. Hier soll vielmehr die erfreuliche Tatsache festgestellt werden, daß diese Predigten ganz vorzüglich geeignet sind, aus dem Wirrwarr der Tagesmeinungen und Tageskämpfe „in Gottes Welt" zu führen und zu erheben. In edler Sprache werden die Wahrheiten des Evangeliums verteidigt und die Irrtümer unserer Zeit beleuchtet. Die von Rom drohenden Gefahren und die in der Papstkirche geübte Vergewaltigung der Gewissen werden ebenso klar dargelegt wie die Verdienste Luthers und der Reformation um Wahrheit und Freiheit begeistert geschildert werden. Daß auch der evangelischen Bewegung in Österreich gedacht wird, kann niemand Wunder nehmen. Aber auch dem Spiritismus und Materialismus wird nichts geschenkt. Die unseligen Folgen der Kultur und die niederdrückende allgemeine Lage erhalten ihre treffende Kennzeichnung. Gegenüber den Arbeitslosen wird Segen und Würde der Arbeit gepriesen und in ergreifenden Gegensätzen die gewissenlose Selbstsucht und die dienende Nächstenliebe einander gegenübergestellt. Die Sünden der Jugend, die Frage nach dem wahren Glück, Gottes Gerichte in der Weltgeschichte, das Verhältnis von Wissenschaft und Christentum und vor allem und immer wieder die einzigartige Bedeutung Jesu Christi und seines Evangeliums als einer Offenbarung Gottes werden in hinreißender Weise behandelt, so daß jeder Leser sich davon erwärmt und erbaut fühlen muß. Möchten viele darum sich von diesem begabten Redner und feinen Seelenkenner führen lassen „in Gottes Welt"!

Dr. C. Fey.

Verantwortlicher Redakteur: Graf Paul von Hoensbroech, Groß-Lichterfelde.
Verantwortlich für die Anzeigen: Alexander Schmidt, Berlin.
Verlag von C. A. Schwetschke und Sohn, Berlin W., Schöneberger Ufer 43.

Digitized by Google

Dittmar's Möbelfabrik, Berlin C.

Molkenmarkt 6.

Haus für Ausstattung von Wohnungen, Villen, Casinos in künstlerischem Sinn; von den allereinfachsten, billigsten Gebrauchsmöbeln an.

Viele Auszeichnungen. Drucksachen auf Wunsch gern und kostenfrei.

Gegründet 1836.

Nachstehende Besprechungsexemplare sind eingegangen. Besprechungen behalten wir uns, nach Prüfung, vor. Rücksendung der Besprechungsexemplare findet in keinem Falle statt:

Professor Oskar Jäger, Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. I.—II. Band. (Jede Nummer in elegantem Leinwandband 80 Pfg.) Sammlung Göschen. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Werner Sombart, Gewerbewesen I. und II. Teil. Sammlung Göschen. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig. Gebunden 80 Pfg.

Walther Eggert-Windegg, Eduard Mörike. Verlag von Max Kielmann, Stuttgart. Preis 2 Mk., geb. 2,60 Mk.

Professor Dr. W. Bruhns, Kristallographie mit 190 Abbildungen. Sammlung Göschen. G. J. Göschen'sche Verlagshandlung, Leipzig.

Senna Hoy, Goldene Kätie. (Eine Künstlernovelle.) Verlag Hans Priebe & Co, Berlin.

Theodor Goecke und Camillo Sitte, Der Städtebau. Monatsschrift für die künstlerische Ausgestaltung der Städte. Ernst Wasmuth's Verlag G. m. b. H. Berlin W. 8.

Dr. phil. Robert Kurz, Woran sollen wir glauben? Entscheidung der religiösen Glaubensfrage nach neuen wissenschaftlichen Gesichtspunkten. Verlag von Bruno Feigenspan, Pößneck i. Thür.

Ellen Key, Über Liebe und Ehe (Essays). Autorisierte Übertragung von François Maro. Dritte Auflage. S. Fischer's Verlag, Berlin.

August Niemann, Der Weltkrieg, Deutsche Träume (Roman). Preis 5 Mk. Verlag W. Vobach & Co., Berlin.

Radlauer, Lorbeer und Liebe. Luckhardt's Musik-Verlag (A. Leberecht), Stuttgart.

Lili du Bois-Reymond, Auf der Fahrt mit Landstreichern. Aus dem Englischen. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung G. m. b. H., Berlin.

Tramping with Tramps von Josiah Flynt. J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung, G. m. b. H., Berlin.

Straß, Frauen-Kleidung. 3. Aufl. Geheftet 15 Mk. Ferdinand Enke, Stuttgart.

Hugo Marcus, Meditationen. Verlag von E. Ebering Berlin.

Georg Muschner-Riesenfähr. Das Riesengebirge. Ein Hand- und Reisebuch mit zahlreichen Photographien, Originalaufnahmen, Bildern nach C. E. Morgenstern. Verein der Bücherfreunde, Verlagsbuchhandlung Alfred Schall, Berlin.

Dr Eduard von Mayer, Die Lebensgesetze der Kultur. Ein Beitrag zur dynamischen Weltanschauung mit 1 Tafel. Verlag Max Meineyer, Halle a. S

Die deutschen Kolonien im Jahre 1904. Vortrag gehalten in Breslau am 16. Juni 1904 von E. v. Liebert, vormals Gouverneur von Deutsch-Ostafrika. Verlag Wilh. Weicher, Leipzig 1904.

THE SEPTEMBER

INDEPENDENT REVIEW.

contains (among others) the following articles.

WHY IS RUSSIA WEAK

By J. Rybakof.

GERMAN POLITICAL PARTIES.

By F. Tönnies.

INSTEAD OF CONSCRIPTION.

By J. B. Atkins.

ITALIAN NOVELS OF TODAY.

By Laura Gropelli.

T. Fisher Unwin, London Engl. and of all Continental booksellers.

Digitized by Google

BRUNO CASSIRER, VERLAG BERLIN W. 35
DERFFLINGER-STRASSE 16

DIE GRUNDLAGEN DER KÜNSTLERISCHEN BILDUNG VON ALFRED LICHTWARK

DIE UNTER DEM GEMEINSAMEN TITEL: DIE GRUNDLAGEN DER KÜNSTLERISCHEN BILDUNG ZUSAMMENGEFASSTEN SCHRIFTEN SIND AUS DER PRAKTISCHEN TÄTIGKEIT DES VERFASSERS ALS MUSEUMSLEITER, ALS REDNER UND ALS MITARBEITER DER KULTUR- UND KUNSTFÖRDERNDEN GESELLSCHAFTEN UND VEREINE IN HAMBURG HERVORGEGANGEN. SIE BILDEN EINEN VERSUCH, DIE PUNKTE ZU ERKENNEN UND ZU BETONEN, AN DENEN EINGESETZT WERDEN MUSS, WENN EINE DAS LEBEN GESTALTENDE KÜNSTLERISCHE BILDUNG DES DEUTSCHEN VOLKES GEFÖRDERT WERDEN SOLL.

Bisher erschienen 13 Bände:

Die Seele und das Kunstwerk. Böcklinstudien. 8. Auflage. Kartoniert Mk. 2.50

Die Erziehung des Farbensinnes. 2. Auflage. Kartoniert Mk. 2.50

Palastfenster und Flügeltür. 2. Auflage. Kartoniert Mk. 4.—

Drei Programme. 2. Auflage. Kartoniert Mk. 3.—

Aus der Praxis. Kart. Mk. 4.—

Makartbouquet u. Blumenstrauss. Kartoniert Mk. 2.20

Blumenkultus. — Wilde Blumen. 2. erweiterte Aufl. Kart. Mk. 3.— Gebunden Mk. 3.20

Wege und Ziele des Dilettantismus. Kartoniert Mk. 2.20

Vom Arbeitsfelde des Dilettantismus. 2. Aufl. Kart. Mk. 2.80 Gebunden Mk. 2.50

Die Wiedererweckung der Medaille. Gebunden Mk. 3.—

Übungen in der Betrachtung von Kunstwerken. 5. Auflage. Mit 16 Abbildungen. Gebunden Mk. 4.—

Deutsche Königsstädte. (Städtestudien.) Gebunden Mk. 3.—

Hamburg — Niedersachsen (Städtestudien). Gebunden Mk. 2.—

EIN PROSPEKTBUCH VERSENDET DER VERLAG BRUNO CASSIRER BERLIN W. 35, gratis und franko.

Digitized by Google

THE WORLD'S WORK

An Illustrated Magazine of National Efficiency and Social Progress.

Pro No.: M. 1.25; **Edited by Henry Norman, M. P.,** **Pro Jahrgang: M. 15.—**

Author of „The Peoples and Politics of the Far East", „All the Russias", &c.

Deals with the leading social, commercial, political, scientific and literary questions of the day. A high-class review on original and attractive lines.

The writers are among the foremost experts of the time.

For all German students of the progress and ideals of the English-speaking **The World's Work** will be found of inestimable service.

Principal Contents of August Number 1904:
38 Articles. 55 Illustrations.

FULL-PAGE PORTRAITS OF
GENERAL BOOTH, MISS EVANGELINE BOOTH, THE RT. HON. W. J. PIRRIE, DR. BARTON, JUDGE PARKER, M. LÉPINE

THE POSITION OF RUSSIA. By H. J. Whigham

THE GREAT WORLD'S FAIR AT ST. LOUIS. Illustrated.

MR. ARNOLD FORSTER'S ARMY SCHEME. By the Right Hon. Sir Charles W. Dilke, Bart., MP.

DR. BARTON'S GREAT AIRSHIP. Illustrated.

REMARKABLE RESULTS IN COW-KEEPING. Illustrated.

CHARACTER SKETCH OF PRESIDENT ROOSEVELT'S RIVAL

GENERAL BOOTH ON HIS ARMY. By Clarence Rook.

PARIS POLICE AND CRIME. Illustrated.

Pro No.: 1 Sh. net. = Mark 1.25 = Franc 1.50.

Exemplare sind durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag: William Heinemann, 20 & 21 Bedford Street, London W. C.

Annoncen: C. Rivington Shill, 20 Bedford Street, London W.C.

Digitized by Google

Voranzeige!

Am 15. September d. J. wird bei uns erscheinen:

Dr. Carl Peters:

England und die Engländer.

Inhalt:

Das Land.	Heer und Flotte.
London und die Themse.	Englische Erziehung.
Die City.	Englisches Volksleben.
Der englische Volkshaushalt.	Die englische Gesellschaft.
Politik und Presse.	Die Briten und ihr Weltreich.

Preis geheftet 5 Mk., gebunden 6 Mk.

Bestellungen nehmen schon jetzt alle Buchhandlungen oder der Verlag entgegen.

Berlin W. 35, September 1904.

C. A. Schwetschke und Sohn.

Digitized by Google

Digitized by Google

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

3 2044 048 094 874

Harvard College Library

BOUGHT FROM THE FUND
SUBSCRIBED FOR THE
DEPARTMENT OF GERMAN